



Photo  
6.





# A B C H I V

für

für das Studium der

## NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

---

Eine Vierteljahrsschrift.

---

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Biehoff.



---

Fünfter Band.

---

---

Elbersfeld u. Iserlohn.

Julius Bädeker.

1849.

F-E

227

227

F-E 227

20938  
6

# Inhaltsverzeichniß.

## I. Abhandlungen.

Probe eines Chancierschen Manuscriptes der Nationalbibliothek in Paris.	Zent
Von Dr. Gesenius . . . . .	1
Über den Einfluß, welchen die lateinische Sprache auf die Beigaben des französischen Hauptwortes gehabt hat. Von Dr. Dresler . . . . .	16
Über Wesen u. Gränzen der breitengl. Sprache. Von Dr. R. J. Clement . . . . .	28
Die Antithese bei Victor Hugo. Von Bruno Marquart. . . . .	64
Systematischer und pädagogischer Sprachunterricht. Von Dr. J. M. Zent . . . . .	132
Deutsch oder undutsch? das ist hier die Frage. Von Kehrein . . . . .	156
Englisches Mittelalter. Von Dr. M. Rapp . . . . .	161
Studien zu Goethe's Werken. Von Dr. H. Dünsler.	
4. Die Xenien und der Xeniensturm . . . . .	172 u. 382
Schiller als Ausleger eines seiner Gedichte. Von Dr. Hertel . . . . .	241
Beiträge zur Kritik des Shakespeare. Othello. King Lear. Von Dr. N. Delius . . . . .	254
Läßt sich die französische Sprache neben der lateinischen wirklich mit so außerordentlicher Leichtigkeit erlernen, wie man allgemein glaubt?	
Von Dr. Dresler . . . . .	267
Über slavische Wörter in den westeuropäischen Sprachen. Von Dr. M. Rapp . . . . .	279
Byron und Southey. Von Fr. Breier . . . . .	290
Die plattdeutsche Sprache. Ihr voriges und ihr jetziges Gebiet. Ihr veränderter Charakter. Von Dr. R. J. Clement . . . . .	302
Wichtigkeit des Studiums der flämändischen Sprache für den Philologen.	
Von Dr. Teipel . . . . .	326
Wissenschaftliche Übersichten. Zweites Stück. Von Dr. G. Baur . . . . .	337
Englische Mundarten. Von G. Tiedler . . . . .	372

## II. Heirtheilungen und Anzeigen.

Eine Kinderbiographie oder die Tiefe und der Reichthum des Kinderlebens, mit Beziehung auf das „Buch der Kindheit.“ von Bogumil Goltz.	
Von Dr. G. Baur . . . . .	201
Französische Grammatik, von G. Sandt. Von Dr. Schiffelin . . . . .	216
Lay of the last Nibelungers, translated into English by J. Birch.	
Von Fr. Breier . . . . .	220
Deutsche Lesebücher. Von Cornelius . . . . .	225
Dichtungen des deutschen Mittelalters. 7ter Band. Mai und Beatrix.	
Von Dr. Hölscher . . . . .	229
Mozin's vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache, herausgegeben von Dr. A. Pészler. Von Dr. W. F. C. Petri .	229
Grammatik der engl. Sprache von Dr. J. Henssi. Von W. F. C. Petri .	419
Die deutsche Kunst erläutert und auf ihre musikalische Grundlage zurückgeführt von Th. Bernaleken. Von Henner . . . . .	440
Dr. J. G. Flügel's practical Dictionary of the English and German languages in two parts. (G.) . . . . .	440

### III. Programmenschau.

Normen und Gebrauch des Sachartikels oder der Conjugation daz bei Hartmann v. Aue, von Dr. Hornig. Bon — c. — . . . . .	233
Abriß eines Neubaues der Sprachwissenschaft auf deutschem Grunde, von L. H. H. Langensiepen . . . . .	235
Ueber die französische Conjugation, von Dr. Ifen . . . . .	237
Einige Bemerkungen über Homonyme, von Dr. J. Schulz. . . . .	238
Observations sur Athalie, von Dr. Petri . . . . .	238
Leitfaden der Poetik für obere Klassen, von A. J. Gaebel. . . . .	239
Die ästhetische Uebersetzungskunst, von Kang. (H.) . . . . .	442
Ueber Ursprung und Alter der beiden Nationalnamen „Deutsche“ und „Germanen“, von Dr. H. Middendorf. (H.) . . . . .	443
De lingua Spenseriana ejusque lontibus, scripsit J. Willis. (H.) . .	445
Notice sur la vie et les ouvrages de J. Racine, von Dr. N. Schwalb. (H.)	446
Etudes sur les œuvres philosophiques de Frédéric le Grand par Ch. de la Harpe. (H.). . . . .	447
Empfehlung des Studiums der angelsächsischen Sprache für Schule und Haus, von J. P. C. Greverus. (H.). . . . .	449
Lieder Guillems IX., Grafen von Poitou, Herzogs von Aquitanien, herausgegeben von Ad. Keller. (H.). . . . .	450
Ueber Crestiens de Troies und zwei seiner Werke, von Dr. W. L. Holland. (H.) . . . . .	450

### IV. Miscellen.

Zur Sprach-Bergleichung, von Dr. G. A. W. Kruse . . . . .	452
Dohlenschläger's neue Tragödie „Kjartan og Gudrun“ . . . . .	453
französisches Liebeslied aus dem 15ten Jahrhundert . . . . .	456
Eine sprachliche Mittheilung des südwestlichen Dialects in England .	457
Uebersetzungsfehler, von Dr. Breier . . . . .	458
Irish Songs. Uebersetzungen von J. W. Wagner. . . . .	459
Philologische und grammatische Miscellen, von Dr. M. Rapp. . .	461
Biblische Poesie in Frankreich. (H.). . . . .	466
Reihe von niederdeutschen Wertern, welche das Hochdeutsche nicht besitzt .	467
Die gangbarsten Sprachfehler deutscher Schriftsteller, von Bernaleken	469
Ein Gedicht von Lenz, irrig Goethe zugeschrieben, von Dr. H. Dünger	470
Die Portrait-Sammlung der Zeitgenossen Gleim's, von Hölscher. .	471
Parens, von Wagner . . . . .	472

### Bibliographischer Anzeiger.

So eben erschien in dem Verlage des Archivs:

## CAEDMON'S des Angelsachsen biblische Dichtungen.

Herausgegeben von

K. W. Bouterwek.

Erste Abtheilung. Text mit Facsimile.

gr. 8. geh.  $1\frac{1}{3}$  Thlr. — auf sein Velinpap. 2 Thlr.

---

## Abhandlungen.

---

### Probe eines Chaucerschen Manuscriptes der Nationalbibliothek in Paris.

---

Diese sorgfältig und sauber geschriebene Handschrift, welche nur die Canterbury Tales enthält, hat vornthmlich deshalb für uns einen hohen Werth, weil sie weder von Tyrwhitt noch von irgend einem der früheren Herausgeber des Chaucer benutzt worden ist. Ich glaube nicht, daß sie im Allgemeinen große Vorzüge besitzt vor den meisten der in den englischen Bibliotheken befindlichen und von Tyrwhitt benutzten Handschriften, so daß sie als Norm bei der Kritik des Chaucer aufgestellt werden könnte, im Gegentheil ist auch sie durchaus nicht frei von vielen aus Nachlässigkeit des Abschreibens erwachsenen Unrichtigkeiten: aber im Einzelnen hat sie manche Abweichungen, welche eine Benutzung dieser Handschrift bei einer späteren Kritik der Canterbury Tales als wünschenswerth erscheinen lassen. Von solchen abweichenden Lesarten werde ich im Folgenden einige Proben geben, nachdem ich wenige für die kritische Bearbeitung des Textes nicht unwesentliche Bemerkungen über das Versmaß und über das finale vorausgeschickt haben werde.

Das Versmaß, in welchem die Canterbury Tales gedichtet sind, ist das so genannte *heroische*, welches zuerst von Chaucer nach den italienischen und französischen Mustern in die englische Poesie eingeführt worden ist. Es besteht fast durchgängig aus fünffüßigen Tamben, schließt also gewöhnlich mit einer betonten Silbe, wie dies z. B. in den zehn ersten Versen der Fall ist. Zuweilen ist jedoch noch eine eilste unbetonte Silbe hinzugefügt, wodurch dann der männliche Reim in einen weiblichen verwandelt wird; z. B. V. 11 und 12; 99 f. 167 f. Dies ist aber

bei weitem weniger häufig der Fall, als Tyrwhitt meint, welcher als Normalzahl der Silben elf annimmt, welche Zahl dann um eine vermehrt oder vermindert werden könne, jedoch immer so, daß die zehnte Silbe die letzte betonte sei. Er hängt deshalb, um die nöthige Silbenzahl herzustellen, so oft als thunlich und abweichend von den Handschriften das e finale an das Ende der Reimwörter und gibt ihm den tonlosen Laut, so daß also seine Reime meist weiblich oder klingend sind. Nach meiner Ansicht aber ist das e am Ende des Verses da wo es nicht ganz wesentlich zum Worte gehört zu streichen, da aber wo es unentbehrlich ist nicht auszusprechen, und wir werden auf diese Weise meist den dem Verse viel größere Kraft und Nachdruck verleihenden männlichen oder stumpfen Reim erlangen. Verse, die aus mehr als elf Silben bestehen, halte ich für fehlerhaft. Ebenso sind wohl die aus weniger als zehn Silben bestehenden Verse, wie sie deren in der Pariser Handschrift vorkommen (z. B. V. 53 abeyyn al naeyon in pruce; V. 78 and went to don his pilgrimage) als durch die Abschreiber verstümmelte zu betrachten und um einen Fuß zu ergänzen, wie dies auch Tyrwhitt richtig gethan hat. Eine dem Dichter gestattete Lizenz ist es, wenn er statt des ersten Iambus einen Trochäus setzt, was z. B. in den Versen 1. \*) 21. 105. 125. 170. u. s. w. der Fall ist, wo man unmöglich annehmen kann, daß er whanne, reuy, undler betont hat, sondern whanne, rédy, ünder. Als Nachlässigkeit von Seiten des Dichters ist schon der viel seltener vorkommende Fall anzusehen, daß diese Vertauschung des Trochäus mit dem Iambus im zweiten oder in einem der folgenden Füße stattfindet. Vgl. V. 102 und 195, wo der Trochäus im vorletzten Füße steht. Uebrigens muß noch als besonderes Verdienst unseres Dichters die Sorgfalt hervorgehoben werden, welche er auf die Endreime verwendet. Und wir rügen deshalb

\*) Der Vers kann unmöglich je richtig sein, wie er in der Handschrift steht; denn wenn wir nicht alle tonlosen Silben accentuiren wollen, so muß nothwendig ein fünfsilbiger Trochäus herauskommen. Daher ist Ts's Lesart: whanne that n. s. w. wohl unberechtigt vorzuziehen. Whanne, A. S. hyanne wird außerdem noch V. 703 zweisilbig gebraucht, ebenso wie das ihm analoge thanne, welches sehr häufig so bei Chaucer kommt z. B. V. 1260:

„Tell us some moral thing, that we mou lere

Som wit and thanne wol we gladly here.“

V. 12506: „And thanne wol he say, Sampson, Sampson.“

hier die Ungenauigkeit Tyrwhitt's, welcher z. B. V. 67 f. pris und wise reimen läßt, V. 311 f. wise und parvis, V. 339 f. delit und parlite, ein Fehler der ihm um so mehr anzurechnen ist, als er das e am Ende ausgesprochen haben will. Aber wenn auch dieser Vokal, wie wir angenommen haben, stumm ist, so muß er doch der Gleichartigkeit des Reimes wegen entweder beide Mal gesetzt oder abgeworfen werden, weil er nicht ohne Einfluß ist auf die Aussprache des Vokals der vorhergehenden Silbe.

Dies führt uns auf die Frage, ob und wann das e finale in der Mitte des Verses ausgesprochen werden müsse. Auf die Beantwortung derselben und auf die Feststellung bestimmter Grundprinzipien über diesen Punkt kommt es vor allem Anderen an, da dieser Vokal so überaus häufig vorkommt und auf die Quantität der Silben einen entschiedenen Einfluß ausübt.

#### I. Das e finale ist stumm:

1) vor einem folgenden Vokale, d. h. es wird verschluckt und bildet mit diesem eine Silbe. So ist V. 11. nature in dreisilbig, V. 34. take our zweisilbig, ebenso while I im folgenden Verse. Es geschieht demgemäß durch die Anhängung dieses Endvokals an die Wörter drought und veyn V. 2 und 3. bei T. wegen der folgenden Präpositionen of und in der Harmonie des Verses durchaus kein Eintrag. Ebenso ist es gleichgültig, ob wir V. 71. mit der Handschrift die längere Form lise und V. 92. die kürzere sressh sezen oder umgekehrt mit Tyrwhitt lis und sresshe, da beide Formen abwechselnd gebraucht werden;

2) vor der Aspirata h. So wird V. 51. das e in Ali-saudre und V. 52. in lime mit dem folgenden he zu einer Silbe verschmolzen und V. 87. können wir eben so gut mit Tyrwhitt borne, als mit der Handschrift born wegen des folgenden him sezen. Vgl. V. 116 und 48. 54. 60. 61., wo weder die längere Form hadle noch die kürzere had wegen der Verbindung mit dem Pronomen he falsch ist. Diese Regel hat jedoch nicht durchgängig Gültigkeit, denn es findet nicht selten statt, daß die Aspirata als ein Consonant betrachtet wird und somit das e den tonlosen Laut hat. Vgl. V. 14. 300.

II. Tonlos ist das e finale gewöhnlich vor Consonanten, d. h. es wird zwar gehört, hat aber nie gleiche Bedeutung mit einer mit dem Accentu versehenen Silbe. Von unzähligen Beispielen mögen hier nur einige stehen. Zweisilbig ist dwete 5.

smale 9. ilke 64. soye 94. Theils wegen nicht gehöriger Beobachtung dieser Regel, theils aber auch wegen der so großen Ungenauigkeit der Handschriften in dieser Beziehung haben sich in der Tyrwhittschen Ausgabe eine nicht unbeträchtliche Zahl von Fehlern eingeschlichen, von denen wir nur einige hier und in den Anmerkungen andeuten wollen. So ist z. B. 52. 64. had statt hadde zu schreiben, 67. sovereign statt sovereigne, 90. 91. al statt alle, 93. goun statt gonne, 224. wist statt wiste u. s. w. In den meisten Fällen hat hier unsere Handschrift richtig die kürzere Form. Von der andern Seite ist sie aber auch wieder so voll von Ungenauigkeiten und Verstößen gegen die oben aufgestellte Regel, daß sie uns durchaus nicht als Richtschnur in dieser Hinsicht dienen kann. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf alle in der nachher anzuführenden Probe befindlichen Fehler aufmerksam machen wollten, wir erwähnen deshalb nur einige: B. 32. muß thair statt thaire stehen, 34. und 62. our statt oure, 72. persyle statt persylt u. s. w., denn beiderlei Formen kommen vor.

Von dieser Regel sind mehrere Fälle auszunehmen und zwar kann

1) in denjenigen zweisilbigen Wörtern, in welchen das e finale zur Bezeichnung der Länge der ersten Silbe dient, dieser Vokal entweder tonlos oder stumm sein. Das Metrum entscheidet darüber. So sind z. B. zweisilbig zu sprechen die Wörter time 44. 65., sore 230., othe 120. vgl. d. Ann., more 306., tale 36. bei T. — Einsilbig hingegen: come 71., hope 88., more 219., nose 123., sore 148., rode 168., mete 345. — Wie wir hier die Wörter more und sore haben, welche auf beiderlei Weise ausgesprochen werden können, so findet gewiß bei den meisten der in diese Klasse gehörigen dieselbe doppelte Aussprache statt. Vielleicht könnte man aber auch solche Wörter aussündig machen, welche von Chaucer immer entweder nur einsilbig \*) oder nur zweisilbig gebraucht werden. Eine sorgfältige Vergleichung der Handschriften wäre freilich dabei unerlässlich. Es käme dann auch darauf an, einmal diejenigen zweisilbigen Wörter

\*) Richtig hat Tyrwhitt wohl das Präteritum were im Singular und Plural stets einsilbig behandelt. So steht es B. 81. und 315.; auch stimmt die Handschrift damit überein. Sollte es im Plural zweisilbig gebraucht werden, so wurde die Form weren gebraucht, wie B. 28. 40. bei T., abweichend von der Handschrift.

zusammenzustellen, in welchen das e weggeworfen werden kann und in welchen nicht. Unter den oben angeführten ist meines Wissens keins, welches bei Z. oder in der Handschrift ohne e finale gesetzt worden wäre. Einige andere aber, welche ich bei alleiniger Benutzung des Tyrwhitt'schen Textes unbedingt zu dieser Classe gerechnet haben würde, habe ich in der Handschrift mit abgeworfenem e gefunden. Es sind die starken Praeterita bar (portavi) 108. 116. 237. — spak (locutus sum) 124. 276. „His resouns he spak ful solempnely.“ 306. — smot (verberavi) 149. — shon (luxi) 198. — Man muß also bei diesen Präteritis annehmen, daß sie zu Chaucer's Zeit eine doppelte Form hatten, eine kurze und eine gedehnte. Wenigstens kann man dies bei den zwei ersten, zur elften der von Grimm aufgestellten Klassen gehörigen mit Sicherheit, weil die entsprechenden Formen im Angs. auch einen kurzen Vokal haben und bär und spräc lauten, bei den zwei letzteren ist es zweifelhafter, weil sie zu achten Classe gehören, welche durch einen langen Vokal im Präteritum characterisiert wird;

2) in einigen auf iche auslautenden Wörtern, in welchen das e finale zur Bezeichnung des Bischlautes des Doppelconsonanten ch dient, kann dieser Vokal auch vor folgendem Consonanten stumm sein. Hierher gehören namentlich die Wörter swiche, whiche, moche, engl. B. 3. 4. 40. 161. 247. 10619. 11124 u. s. w. Es scheint übrigens, als ob das e in diesen Wörtern schon damals eben so gut habe wegfallen können, wie die Handschrift bestätigt, wenn wir uns anders auf sie in diesem Punkte verlassen dürfen. Die auf lich (jetzt ly) endigenden Adverbia z. B. estatelich 140. reallich 380. shapeleich 574. hatten wahrscheinlich den Gutturallaut und dürfen deshalb nicht das e finale annehmen;

3) kann das e finale auch vor Consonanten stumm sein in einigen auf ve auslautenden Wörtern, welche anstatt dessen nicht f als Endconsonant annehmen können. Es gehören hierzu das Hülfsverbum have jedoch nur im Präsens, denn im Infinitiv hat es außerdem die einsilbige Form han und die zweisilbige haven) z. B. 35. bei Z., welches sich nie in has verkürzt, weil es dann mit dem Präteritum von have (elevare) B. 2430. verwechselt werden könnte. Ferner gehört hierher das Verbum und Substantivum love z. B. 197., wofür ich nie die Form los gefunden habe, und noch mehrere andere Wörter, welche zusammen zu stellen wären. Statt des Präteritums gave oder

yave aber kommt sehr häufig die verkürzte Form gaf, yaf vor z. B. 2429, 9359, und ich ziehe deshalb B. 177, mit der Handschrift gaf dem Tyrwhittschen gave vor. Vgl. starf (mortuus est) 5053, und storve 12822.

So viel über das e finale. Noch einige Andeutungen darüber findet man bei Tyrwhitt im „Essay on the language and versification of Chaucer“ pag. 43 f. und meiner „Dissertatio de lingua Chauceri, Bonnae 1847.“ pag. 10 ff. und 44 ff., wo auch über die verschiedenartige Betonung der aus dem Französischen entlehnten Wörter die Rede ist.

Zum Schlusse dieser einleitenden Bemerkungen will ich noch auf einen Vorzug der Handschrift aufmerksam machen. Sie hat uns nämlich viele alte, dem Alfs. entlehnte Formen bewahrt, welche Tyrwhitt vielleicht seinen Handschriften gemäß, wahrscheinlich aber nach eigener Willkür in ein moderneres, dem heutigen Englisch ähnlicheres Gewand gekleidet hat. Ich führe hier folgende an: yif, AS. gif statt if 144, 145, 148, 149. — mekil, AS. mycel statt much 211. — hye AS. heāh, heā 308, 318. — sho, A. S. hēō statt she 124, 144. — al statt all 210. — als statt as 49, 207, 289. —

Statt sh schreibt die Handschrift immer ssh, z. B. fressh 90, 92, fisshi, flesshi 346. — disshes 347. —

Der Nasallaut ist in den französischen Wörtern immer beibehalten und wird durch ein dem n vorhergehendes u bezeichnet z. B. daunce 96, servaunts 101, poynaunt 354, dormaunt 355, confessioun 221, chevysshaunce 284.

Endlich wechselt e beständig mit i und y, und die beiden letzten Vokale wieder unter einander, namentlich in der Nominalendung es und in den Verbalendungen ed und en, halwys 14, holbyn 18, wendyn 21, easid 29.

Ich lasse nun zur Probe die ersten hundert Verse der Handschrift folgen, werde aber in den Anmerkungen durchaus nicht auf alle Fehler derselben Rücksicht nehmen, sondern nur diejenigen Fälle hervorheben, in denen sich aus ihr eine Verbesserung des Tyrwhittschen Textes entnehmen lässt.

Whan that april with his shoures swote  
the drought of march hath percyd to the rote  
and bathid every veyn in such lycour  
of which vertu engendrid is the flour

whan zepherus eke with his swete breth  
 enspired hath in every holt and heth  
 the tendre croppes and the yong sonne  
 bath in the reyne his half cours yronne  
 and smale loules makyn melody  
 that sleepyn al the nyght with opyn ey  
 so prikkith hem nature in here corages  
 than longyn folk to gon on pilgrimage  
 and palmers for to sekyn straunge strandes  
 so ferre halwys (couth) in sundry londys  
 and specially from every shires ende  
 of Englund to Canntyrburry thei wende  
 the holy blisful martyr for to seke  
 that hem hath holypn when thei were seeke  
 Befell that in that seson on a day  
 in Southwerk at the tabbard I lay  
 redy to wendyn on my pilgrimage  
 to Canntyrburry with ful devote corage  
 at nyght were comyn to that hostely  
 welnygh nyne and twenty on a company  
 of syndry folk by aventure yfalle  
 in felawshipp and pilgrymes were thei alle  
 thei toward Canntyrburry wold ryde  
 and wel we weryn easid at the best  
 and shortly whan the sonne was to rest  
 so hadde I spokyn with hem everichon  
 that I was of thaire felawshipp anon  
 and made forward erly for to ryse  
 to take oure weye there as I yow devyse  
 bnt nevyr the lesse while I have time and space  
 er that I furthermore in this tale pace  
 me thynketh yt accordaunt to reson  
 to telle yow al the condicyoun  
 of ich of hem so as yt semyth me  
 and which thei were and of what degree  
 and eke in what array that thei were in  
 and at a knyght wil I furst begyn.

A knyght ther was and that a wurthi man  
 that fro the tyme that he furst began  
 to ryden out: he lowyd chevalry  
 trouthe and honour fredam and courtasy  
 ful wurthi was he in his lordis warre  
 and thereto had he rydyn noman so farre  
 als wel in cristendome as in hethnesse  
 and evyr was honouryd for his wurthynesse  
 at Alisaundre was he whan yt was wonne  
 and ofsyn tyme he had the boorde begonne

abovyn al nacyon in pruce  
 in lettow hadde he presyng and ruce  
 no cristen man so ofte of his degree  
 in garnade at the sege eke had he be  
 of algezer: and ryden in belmary  
 at lyeys was he and at sataly  
 when thei were wonne and in grete see  
 at many a noble arme had he be  
 at mortal batailles had he been fistene  
 and foughtryn for onre faith in tramysene  
 in listes thryes and ay slough his foo  
 this ilke wurthi knyght hadde ben also  
 sum tyme with the lord of palaty  
 agayn an othir bethyn in turky  
 and evyr more he hadde a soveraign pryce  
 and though he were wurthi he was wyse  
 and of his port als meke as is a mayde  
 he nevyr yit no vilany ne saide  
 in al his lyfe unto no manyr wight  
 he was a verray perfylte gentil knyght  
 but for to telle yow of his aray  
 his hors weryn goode but yt\*) was not gay  
 of fustion he werid a gippon  
 al be smorchid with his habercon  
 for he was late come from his viage  
 and went to don his pilgramaga.

With hym ther was his sone a yong sqwier  
 a lovere and a lusty bachiler  
 with lokkes crulle and thei were leid in presse  
 of twenty yeer of age he was I gesse  
 of his stature he was of evyn lengthe  
 and wundyr delyver and of gret strengthe  
 and hadde been sumtyme in chevalry  
 in flaundres arteys and in picardye  
 and born hym wel as of so lytell space  
 in hope to stondyn in his ladyes grace  
 enbrowded was he as yt were a mede  
 al ful of fressh flourys white and rede  
 syngyng he was or pipyng al the day  
 he was as fressh as is the moneth of may  
 short was his gowne with sleevys long and wyde  
 wel couthe he sytte on hors and sayre ryde  
 he couth songes make and wel endyte  
 justyn and eke wel daunce purtray and wryte

---

\*) hy iñ darüber corrigirt.

so hote he loyed that by the nyghtirtale  
 he slept no more than doth the nyghtyngale  
 curtays he was lowely and servysable  
 and earf before his fadir at the table.

### Anmerkungen.

14) Zwischen halwys und in ist im Original ein unleserliches Wort über die Zeile corrigirt, von dem blos die drei Buchstaben o und lt deutlich sind. Ich nehme daß Tyrwhitt'sche eouth (Part. Präter. von can, cou) und andere daß so der Handschrift in to, welche Wörter leicht mit einander verwechselt werden konnten. Das ferre möchte ich jedoch beibehalten und den auf diese Weise entstandenen Vers:

, to ferre halwys eouth in sundry londys“

folgendermaßen erklären: „Wanderer gehen zu fernem in verschiedenen Ländern bekannten Heiligen,” so daß also gon aus dem zwölften Verse hier noch zu ergänzen wäre. Tyrwhitt's Lesart ist besonders wegen des schleppend hinzugefügten Infinitivs nicht empfehlenswerth.

16) E. hat die alte Form Englelond vom ags. Engalanda, gegen welche durchaus nichts einzubwenden sein würde, wenn sie nur gut in den Vers passte. Er betont den Vers folgendermaßen:

of Éng | lelond | to Cañ | terbú | ry thei wénde,  
 so daß also im fünften Fuße ein Anapäst statt des Iambus stehen würde. Gewiß hat sich dies Chaucer nie gestattet, sondern jeder Fuß besteht bei ihm nur aus zwei Silben. Dennoch corrigire ich hier mit der Handschrift Englond statt Englelond und betone:

Of Englond tó Cantýrbury thei wénde.

B. 19. muß das überflüssige e in beselle bei E. wegfallen und besell geschrieben werden, wie es z. B. auch B. 4570 steht:

„and so besell, that the excellent renoun.“

Vgl. außerdem B. 4561. 4569.

23) Diese Lesart scheint mir richtiger als die Tyrwhitt'sche:  
 „at night was come into that hostelrie.“

Der Plural were entspricht wegen der folgenden Zahl nine and twenty der Chaucerschen Genauigkeit und Correktheit mehr, als der Singular was und die Präposition to ist besser als into, weil es überhaupt mehr auf die Richtung jener von verschiedenen Seiten sich Sammelnden nach dem Wirthshause hin, als auf das Eintreten derselben in das Wirthshaus ankommt.

30) Bei T. lautet dieser Vers:

,and shortly whan the sonne was gon to reste.“

Es ist also offenbar eine Silbe zu viel, da sonne zweisilbig ausgesprochen werden muß. Dem kann auf zweierlei Art abgeholfen werden, indem man entweder das e von sonne streicht oder das unwesentliche gon mit dem Manuscript wegläßt.

41) Das e finale in aracie ist überflüssig bei T.; array steht S138. 8841. 8860. 332. ic. Ebenso in erste 42. und 44.

45) Ich möchte den Zwischensatz no man so farre unverändert lassen, weil diese klarere Ausdrucksweise, wenn bezeichnet werden soll, daß Einer Allen Andern etwas zuvorgethan hat, der Chaucerschen Schreibweise angemessener ist. Man vgl. z. B. im Folgenden, V. 55: no eristen man so oſte etc. Damit aber der Vers herauskommt, muß die verlängerte Form des Part. rydyn in die verkürzte ryd verwandelt werden. Farre ist übrigens die verlängerte Form des Positivs far.

63) Das Perfectum slough ist dem Participium slain vorzuziehen, weil dieser Zusatz so von dem Früheren mehr getrennt und deshalb effectvoller wird, gleichsam als ob es sich von selbst verstände, daß er nimmer seinen Feind erschlagen habe.

71) Manyr in der Handschrift ist richtig; das e in manere ist überflüssig. Vgl. V. 4939: a maner latin corrupt was hir speche.

84) Wundyr muß mit T. in das Adverbium wundyrly verwandelt werden, schon aus dem Grunde, damit delyver den Accent auf die mittlere Silbe bekommt und nicht auf die erste und letzte. Das e in der letzten wird dann elidirt. Mit of gret strengthe engl. of evyn lengthe im vorhergehenden Verse.

85) T. hat:

and he hadde be somtyme in chevachie.

Da hadde wegen des folgenden be zweisilbig ist, so ist entweder die verkürzte Form had zu lesen oder es wird das Pronomen he besser wie in der Handschrift herausgeworfen.

86) So ist der Vers richtig. Bei T., der in auch vor Arteys steht, hat er eine Silbe zu viel.

96) Ich lasse den Vers wie er in der Handschrift steht, so daß im ersten Fuße ein Trochäus statt des Iambus zu stehen kommt, was ja, wie wir gesehen haben, häufig der Fall ist. Das Adverbium wel aber wird viel besser mit dancce verbunden, da Chaucer nicht sowohl im Allgemeinen hervorheben will,

dass der squier tanzen konnte, denn das war keine so besonders rühmenswerthe Eigenschaft, als vielmehr, dass er es mit Kunst und Anstand zu thun verstand.

102) Der Vers lautet im Manuscript: „at that tyme for hym lyst ryder so.“ In dem Tyrwhittschen: at that time, for him luste to ride so habe ich 1. auszusezen, dass time einsilbig wäre, wogegen V. 44. und 65. streiten; 2. dass die Partikel to, welche übrigens nach luste eben so gut folgen kann als der bloße Infinitiv, den Ton bekommen würde. Wenn wir die Lessart der Handschrift annehmen, so ist time zweisilbig mit dem Accent auf der ersten Silbe.

111) Da das e im Tyrwhittschen gaie nothwendig ausgesprochen werden muss, so würde der letzte Accent im Verse auf die erste Silbe von braser fallen und demnach der Vers ein eilsilbiger sein. Wenn wir jedoch mit der Handschrift gay schreiben, so schliesst der Vers viel besser mit einem männlichen Reime, denn der Accent rückt auf die letzte Silbe von braser, was schon wegen des folgenden bokeler mit dem es reimt, nothwendig ist. Es könnte vielleicht zur bessern Bezeichnung der gedehnten letzten Silbe ein e an beide Wörter gehängt werden, wie es ja Chaucer in der Mitte sowohl als am Ende des Verses bei den im Französischen auf ier ausgehenden Wörtern so häufig thut z. B. officere reimt 1714. mit here; squiere (écuyer) 1732. mit yere u. s. f. — Ebenso verhält es sich mit V. 113., wo gaie ebenfalls in gay zu verkürzen ist.

120) Z. hat hier und V. 7146., wo dieser Name ebenfalls vorkommt wider die Autorität sämtlicher Handschriften St. Eloy statt St. Loy in den Text aufgenommen, wogegen in metrischer Hinsicht zwar nichts einzuwenden ist, weil othe dann einsilbig ausgesprechen werden müsste. Er hält Loy nur für eine Abkürzung des Eloy, lat. Sanctus Eligius. Ich glaube aber, dass dies zwei ganz verschiedene Heilignamen sind und dass unter St. Loy entweder Sanctus Léo, franz. St. Liey oder was wahrscheinlicher ist St. Lupus, franz. St. Len oder St. Loup, dessen Geburtstag am ersten September gefeiert wurde, (nach Ménage Diction Etymol.) verstanden werden müsste.

128) In der Handschrift findet sich die Form leet (Prät. von let), welche ich nicht anstehe als richtig anzuerkennen, da sie mir beweist, dass neben der wohl häufiger vorkommenden schwachen Form lette, let, welche ich in der angeführten Differ-

tation p. 64. als aus lettde, lettde entstanden erklärt habe, sich auch noch die ags. starke Conjugation dieses Verbums bei Chaucer erhalten hatte. Im Ags. lautet nämlich das Präter. von laete: lēt, gehört also in die vierte der von Grimm aufgestellten Klassen der starken Verba, ebenso wie stepe, wepe, lepe, welche Verba sämmtlich bei Ch. die starke und schwache Form zugleich haben. Daß aber let nicht mit Grimm ausschließlich zu den starken Zeitwörtern gerechnet werden darf, das beweist die Form lettde, welche sich B. 1894. findet. Leet findet sich außerdem noch in den Handschriften B. 175.

131) Die Lesart des Manuscripts: that no drope shul falle upon hir brest ist der Tyrwhittschen: thatte no drope ne fell upon hire brest vorzuziehen, weil durch das Hülfsverbum shul lebhafter geschildert wird, mit welcher Vorsicht die Nonne aß, und „wie sie sich in Acht nahm (denn das bedeutet kepe), daß ja nicht etwa ein Tropfen auf ihre Brust fallen möchte.“

132) Für sette, was im Manuscript und bei T. steht, ist die einsilbige Form set zu schreiben. — Bemerkenswerth ist in der Handschrift noch die Orthographie von saugh, ags. gesäh, jetzt saw, welche Form auch T. immer hat; saugh steht außerdem noch B. 193 im Manuscript. Vgl. Dissertat. p. 25 und 29.

B. 157 muß das e in setyse im Manuscript und bei T. wegfallen, eben so gut wie tretys 152 ohne e steht. Desgleichen streiche ich in folgendem Verse mit der Handschrift das e in smale und in necke, denn dies Wort hat sie anstatt des T. schen arm. Und ohne Zweifel ist diese Lesart richtiger, denn nicht am Arme, sondern am Halse trug die Nonne wohl die Korallenkette mit der auf die Brust herabhängenden und der sinnigen Inschrift gezierten Brosche. Der Vers lautet also folgendermaßen:

of smal coral about hir neck she bar  
a payre of bedys etc.

Vgl. Gower Conf. Am. F. 190:

a paire of bedes blacke as sable  
she toke and hyng my necke about.

190) Foul in flight, welches in der Handschrift steht, ist viel anschaulicher als das T. sche soul of flight, weil dadurch die Schnelligkeit des Vogels, wenn er im Fluge begriffen ist, bezeichnet wird; of flight dagegen würde als ein müßiger Zusatz erscheinen.

197) Zu bemerken ist, daß der Comparativ und Superlativ von grete, gret in der Handschrift nicht greter, gretest wie *z.* hat, sondern gretter, grettest (V. 120) lauten.

214) In *T.*'s Lesart: Until his ordre he was a noble post scheint mir until nicht richtig, weil es meines Wissens auch von Chaucer nur von der Zeit gebraucht wird und stets „bis“ bedeutet. Die Handschrift hat das besser passende unto, welches nichts als ein verstärktes to ist und bei Chaucer und den übrigen älteren englischen Schriftstellern, auch noch bei Shakespeare häufig so vorkommt. Vgl. V. 225. 243. — Post ist übrigens hier in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen und entspricht unserm „posten.“

V. 224 und die folgenden vier lauten in der Handschrift richtig so:

thore as he wist to have a good pitaunce  
for to pover ordre monke for to gyve  
is signe that a man is wel shryve  
for yif he gaf he durst make his avaunt  
he wist wel that a man was repentaunt

Nur ist shryve 216. fehlerhaft und in yshryve zu verwandeln. Dagegen hat die Handschrift richtig 214. wist. Die Wörter monke 225., his 227. und wel 228 sind über die Zeile corrigirt und erscheinen mir als Verbesserungen, die vor der *T.*'schen Lesart den Vorzug verdienien.

238) Der Vers ist bei *T.* unrichtig: his nekke was white as the flour de lis. Im Manuscript ist richtig is eingeschoben: „as is the flour de lice.“ Nur muß das e bei nekke wegfallen.

240) Manuscript: he knew the tavernes wel and every town, so daß also tavernes oder richtiger taverns den Accent auf der ersten Silbe haben würde, wie im heutigen Englisch. In der *T.*'schen Lesart hat es den französischen tavernes. Uebrigens ist in dem and vorzuziehen.

V. 253 und 254 fehlen in der Handschrift und erscheinen mir auch nur als ein späterer, überflüssiger Zusatz. Wenigstens schließt sich der mit for though anfangende Vers 253 viel besser an V. 252, als an 254.

255) *T.* hat: for though a widewe hadde bat a shoo. Wenn wirklich der Ton auf dem unbestimmten ruhte oder one shoo anstatt dessen stände, so würde es immer eine merkwürdige Bezeichnung der gänzlichen Dürftigkeit einer Wittwe sein, wenn Chaucer sagte, „sie war so dürftig, daß sie nur einen Schuh

hatte: "Unbedingt richtiger und dem Sinne der Stelle angemessener ist die Lesart des Manuscripts: for though a wydew hiedde not a sho, d. h.: Obgleich eine Wittwe so arm war daß sie barsfuß gehen mußte.

257) Ledermann fühlt, wie unpassend hier das Plusquamperfektum von *T.* gesetzt ist: and rage he conde, as it hadde ben a whelp. Er raste doch nicht, als ob er ein Wolf gewesen wäre, sondern als ob er einer wäre; also ist mit der Handschrift zu corrigen: and rage he couth right as yt were a whelp.

268) Das Flickwort *that*, welches *T.* sehr gern anbringt, ist in diesem Verse gänzlich überflüssig und stört das Versmaß.

*V.* 253. lese ich mit der Handschrift: so estally (wofür des Metrums wegen statly zu setzen ist) was he of his governaunce, weil der Vers so viel besser zu dem vorhergehenden und folgenden paßt, als wenn wir mit *T.* lesen: so stedefastly didde he his governaunce. „Der Eiser, mit dem er sein Geschäft betrieb, konnte weniger den Verdacht, daß er Schulden habe, von ihm fern halten, als das imponirende Wesen, welches er annahm den Leuten gegenüber, mit denen er einen Handel abschloß oder einen Contract wegen einer Anteile (chevisaunce).“ Diese letztere ist die Bedeutung der Lesart des Manuscripts. Governaunce hat ursprünglich allerdings die Bedeutung, die ihm *T.* beilegt, des lateinischen gubernatio, wie auch *V.* 10625; dann aber bedeutet es wie hier: das Ansehen, die Autorität, welche sichemand zu geben weiß. Vgl. das italienische reggimento. Uebrigens möchte ich auch die Richtigkeit der Redensart to do his governaunce in Zweifel stellen.

294) Damit nicht der Accent auf den unbestimmten Artikel im vorletzten Fuße und auf *to falle*, schreibe ich mit dem Manuscript: Ne was so wordly for to have office.

296) Das Epitheton *good* ist im Manuscript nicht unpassend zu bokes hinzugefügt. Der Vers lautet dort folgendermaßen: twenty good bookys, clad in blak and red. Zu bemerken ist außerdem noch die unregelmäßige Form des Particiums *clad*, wofür *T.* regelmäßig *clothed* hat. Ebenso im Manuscript Vers 365: and thier were clad al in one livere, wo *T.* auch wieder die regelmäßige Form setzt.

305) Das e finale ist beim Superlativ most wegen des gleichlautenden Präsens und Präteritums I mest so viel als möglich zu vermeiden. Auch erinnere ich mich nicht, diese verlängerte Form des Superlativs an einer anderen Stelle der

*E.*-schen Ausgabe gefunden zu haben. Besser scheint mir die Lesart der Handschrift: of study took he most cure and most hede. Der vorletzte Fuß ist ein Trochäus.

326) *E.* schreibt: that fro the time of king Will. weren falle. Der Punkt nach Will soll wahrscheinlich die Stelle des vollständigen Namens vertreten. Diese in der Mitte des Verses ganz ungehörige Abkürzung würde unnöthig sein, wenn der Name in dieser kürzeren Form schon damals vorgekommen wäre. Wir sehen den vollständigen Namen Willyam und schreiben mit der Handschrift: that fro the tyme of king Willyam zweisilbig did falle.

V. 339 f. corrigire ich mit der Handschrift:

that hadde opnyon pleyn that delyte  
was his verray felicitee parfyte

d. h. welcher die volle Überzeugung hatte, daß im Genusse seine wahrhafte und vollkommene Glückseligkeit bestände. Das Epitheton plein paßt viel besser zu opinion als zu delte, wie *E.* hat, denn es kommt hier nur auf den Genuß im Allgemeinen an; I hold opinion aber „ich bin der Meinung“ ist eine Redensart, an deren Richtigkeit ich zweifle und die ich mich nicht erinnere, an einer anderen Stelle bei Chaucer gelesen zu haben.

345) Weil die letzte Silbe von never wegen des folgenden was in der *E.*-schen Lesart nicht elidirt werden kann, sondern nur vor folgendem Vokal oder h, so sehe ich mit der Handschrift diese Wörter um und schreibe:

withouten bake mete was never his house.

847) Nach den Worten and that so plenteous vermißt man bei *E.* einen folgenden mit that beginnenden Nachsatz: In der Handschrift folgt der Vers:

that the disches vere filled to the brinke,  
was auch sehr gut zum Vorhergehenden paßt. Dagegen fehlt der Vers „of alle deintees that men coud of thinke,“ dessen Auslassung auch den Zusammenhang nicht weiter fört. Daß übrigens Chaucer das Wort deintees außerdem in der Bedeutung von „Leckerbissen“ gebraucht habe, bedarf der belegenden Stellen.

Bonn.

Dr. W. Gesenius.

## Über den Einfluß, welchen die lateinische Sprache auf die Beigaben des französischen Hauptwortes gehabt hat.

Zu den sprachlichen Erscheinungen, über welche die Ansichten der Grammatiker noch am meisten getheilt sind, gehören unstreitig Attribut und Apposition. Das Attribut wurde früher von den Sprachforschern wenig beachtet, so wie es auch jetzt noch bei den Franzosen, denen sogar eine Benennung desselben noch unbekannt zu sein scheint, fast gar keine Berücksichtigung findet. Sehr oft wurde und wird noch das Attribut mit der Apposition verwechselt, indem man der letzteren einen sehr verschiedenen Umfang gibt, und es herrscht in der That eine unglaubliche Unbestimmtheit und Unklarheit in den Gesetzen, welche man aus dem fraglichen Gegenstande für die Grammatik abgeleitet hat. Diese Verwirrung und diese Unsicherheit ist ohne Zweifel aus dem Umstände hervorgegangen, daß die verschiedenen Sprachen gerade in Beziehung auf Attribut und Apposition sehr von einander abweichen. Zugleich darf jedoch auch nicht übersehen werden, daß die allgemeinen Denkgesetze und die besondere Beschaffenheit der Sprache selbst allein nicht ausreichen, alle hieher gehörigen Eigenthümlichkeiten zu erklären. Es haben nämlich, wie wir sehen werden, die Bildungsverhältnisse der verschiedenen Völker einen bedeutenden Einfluß auf jene Eigenthümlichkeiten, und es muß daher dieser Einfluß bei Beurtheilung derselben mit in Rechnung gebracht werden. Wir Deutsche sagen unsren Bildungsverhältnissen gemäß: der Kaufmann Reinhard, der Franzose Dubois, der Richter Beust, der Theolog Bretschneider; der Lateiner könnte nicht in gleicher Weise sprechen: mercator Tulvius, Aeduus Divitiacus, judex Antonius, theologus Johannes. Während wir uns z. B. so ausdrücken:

Sprechen Sie, Herr Kaufmann Fuchs, findet sich der Franzose nicht berechtigt, zu sagen: Approchez, monsieur le marchand Duval. Dagegen können wir nicht sagen: Das Lustspiel des Geizigen, wiewohl man im Französischen sich so ausdrückt: la comédie de l'Avare; und la comédie l'Avare, la comédie le Joueur, le mélodrame burlesque le Tyran peu délicat, le cri Sauve qui peut sind arge Verstöße, dergleichen leider noch viele in den Schriften sich vorfinden, welche Deutsche zum Gebrauche beim Unterricht im Französischen verfaßt haben.

Um zu einer klaren Ansicht des Gegenstandes zu gelangen, ist vor allen Dingen nothwendig, daß man scharf zwischen Attribut und Apposition unterscheide. Man kann nämlich, indem man dem Hauptworte einen Beisatz gibt, zweierlei beabsichtigen; entweder will man etwas bei der Nennung des Hauptwortes bereits Bekanntes mit der Beigabe bezeichnen, oder mit dieser Beigabe etwas anführen, welches bei der Nennung des Hauptwortes noch nicht bekannt ist, sondern erst bekannt werden soll; im ersten Falle gibt man dem Hauptworte ein Attribut, im zweiten eine Apposition. Das Attribut erinnert an eine bereits mit dem Gegenstande, von dem die Rede ist, verbundene Vorstellung, die Apposition aber will eine noch mangelnde Vorstellung mit ihm verbinden, das Attribut erinnert an Bekanntes, die Apposition lehrt noch Unbekanntes. Die letztere war daher auch ursprünglich ein vollständiger Satz, welcher mit dem einfachsten Bindewort angereiht wurde, wie wir das noch in der epischen Sprache der Griechen finden, z. B.

*Bogēns zai Zégvros, τότε Θούρητεν αὐτον, II IX, 4.  
... ταύτης δ' ἀποταύε ἀοιδῆς  
λυγοῖς, ἵτε μοι αἰεὶ ἐτι στήθεσσι φῦλον κῆρο.  
τείχετ Od. I, 340.*

Statt ὅτε, ἵτε, δέ, τε gewöhnte man sich bald, das einfache ὅς in gleicher Bedeutung zu gebrauchen, und durch Weglassung desselben beim Ausfalle des verbum substantivum entstand die sogenannte Apposition. Im Lateinischen läßt sich ihr Ursprung nicht so weit verfolgen. Das Attribut dagegen scheint keine Satzverbindung zur Grundlage zu haben, man setzte ganz einfach dem Begriffe, welchen dasselbe erhalten sollte, das dazu erforderliche Nomen voran.

Wir haben bereis bemerkt, daß in Beziehung auf die Apposition und das Attribut die Sprachen von einander abweichen,

das heißt, daß Begriffe, welche in der einen Sprache als Attribute erscheinen, in der andern Apposition sind und umgekehrt. Wie nämlich dieselbe Vorstellung in Bezug auf gewisse Gegenstände für uns eine bekannte, in Bezug auf andere aber oft eine unbekannte ist, oder wie dieselbe Vorstellung im Geiste des Hörers oder Lesers sich mit dem einen Gegenstände schon verbunden hat, z. B. weiß mit Vestalin, mit einem andern aber sich erst verbinden soll, z. B. die Vorstellung weiß mit Frau, und man im ersten Falle attributivisch sagen muß la blanche Vestale, im zweiten aber appositivisch la dame blanche: so kann auch dieselbe Vorstellung, derselbe Begriff mit einem und demselben Gegenstande bei einem Volke sich schon verbunden haben, bei einem andern aber noch nicht, z. B. die Stadt Corioli, Corioli oppidum. Je öfter man also voraussehen kann, daß die Eigenchaften und Gattungsbegriffe der in Rede stehenden Dinge bekannt, desto öfter wird es erlaubt sein sich des Attributes zu bedienen; läßt sich aber jene Bekanntschaft nicht voraussetzen, so muß man, um dieselbe herbeizuführen, die Apposition anwenden. Aus dieser Bemerkung erklärt sich die Erscheinung, daß bei römischen Schriftstellern die geographischen Gattungsbegriffe wie Berg, Stadt, See, Fluß ic. und die Bezeichnungen der Alemente und Würden meist in Apposition treten, weil diese Begriffe nicht als bekannt blos angedeutet werden konnten, sondern als noch den meisten Römern unbekannt mitzutheilen waren. In den modernen Sprachen werden jene Gattungsbegriffe so wie auch viele andere gewöhnlich als Attribute der Hauptgegenstände genannt, indem man sie als in der gebildeten Welt allgemein bekannt ansieht. Nehmen wir zu dem allem noch den Umstand hinzu, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der einen und der andern Sprache bei diesen Zusätzen mit in Frage kommen, z. B. bei der deutschen die nothwendige Stellung des Adjectives vor dem Substantive, weshalb dort das appositive vor dem attributiven durch stärkere Betonung unterschieden werden muß: so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die verschiedenen Sprachen in der Behandlung jener Zusätze häufig von einander abweichen. So viel ist jedoch gewiß, daß die gleiche Bildungsstufe zweier Völker eine ziemlich gleiche Behandlung des Attributes und der Apposition in ihren Sprachen neben sich haben werde.

Zugleich muß auch bei den Tochtersprachen der Einfluß mit berücksichtigt werden, welcher von der Muttersprache aus stattgefunden hat, ein Einfluß, durch den allein manche sprachliche

Erscheinungen erklärt werden. Und so ist es für das Verständniß des Attributes und der Apposition im Französischen von entschiedener Wichtigkeit, wenn man dabei die Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache in Vergleichung bringt.

Aus der lateinischen Sprache ist nämlich der Grundsatz in die französische übergegangen: Das Attribut, welches Merkmale oder Thätigkeiten als schon mit einem Gegenstande im Denken verbunden darstellt, steht vor dem Namen dieses Gegenstandes, die Apposition aber, welche Merkmale und Thätigkeiten als erst mit einem Gegenstande im Denken zu verbindende bezeichnet, nach dem Namen dieses Gegenstandes.

Das Attribut wird entweder mit einem Beiwoorte oder mit einem Hauptworte ausgedrückt. Unter den Beiwortern sind die adjectifs déterminatifs d. h. le, ce, même, mon, ton, son, notre, votre, leur uod die Grundzahlen stets Attribut, was im Lateinischen nicht der Fall ist, weil hic, idem, is, meus, tuis, suus nicht blos Adjective, wie im Französischen, sondern auch Pronomen und als solche Substantive sind, wodurch sie zum appositiven Gebrauche geeigneter werden, und weil bei diesen bestimmenden Wörtern unstreitig das Deutsche ohne Einfluß geblieben ist. Bloß aucun bildet zuweilen und quelconque immer eine Ausnahme, z. B. être sans ressource aucune. Alle anderen Beiwerter können sowohl attributiv als appositiv gebraucht werden, und zwar sind certain, divers und différent als Zahlbegriffe und propre als bloßer Eigenthumsbegriff Attribut, und die allgemein bekannten, also im Denken bereits allgemein mit den Dingen verbundenen Eigenschaften, wie bon, beau, cher, grand etc. stehen selten positiv.

Hiernach läßt sich beurtheilen, wie mißlich es sei, die Gründe für die Stellung des Adjectivs aus seiner Bedeutung oder wohl gar aus der Bedeutung des Substantivs herzuleiten. In der That stellt die moderne Philologie für diese sprachliche Erscheinung eine Menge Regeln auf, welche, da sie sämmtlich ihre unzähligen Ausnahmen haben, fast völlig unbrauchbar sind. Man vergleiche darüber namentlich, was Girault-Duvivier in seiner Gram. des gram. von der Stellung des Adjectivs sagt, der sich endlich zu der Behauptung veranlaßt sieht: que la place d'un grand nombre d'Adjectifs avant ou après le substantif tient tellement au génie de la langue, que de cette place, avant ou après, dépend souvent le sens du substantif, et que l'usage dicte si impérieusement la loi qu'on ne serait plus entendu si

l'on se permettait de l'ensfreudre; eine Behauptung, welche sich auf Ausdrücke wie: un pauvre homme, un homme pauvre, une sage-femme, une femme sage bezieht. Allein auch diese Ausdrücke erklären sich leicht aus dem angegebenen Grundsätze, indem die ersten als ein Ganzes, was auch bei sage-femme der Bindestrich andeutet, aufzufassen, die letzteren aber erst im Denken zu verbinden sind, woraus dann die Verschiedenheit in der Bedeutung nicht des Hauptwortes, sondern des ganzen Ausdrückes, hervorgeht.

Wir gehen zum substantivischen Attribute fort. Das attributive Substantiv stimmt im Numerus, und wenn es subst. mobile ist, auch im Geschlechte mit dem folgenden Eigennamen überein z. B. l'empereur Napoléon, le père Jérôme, dame Justice, le système Raspail, l'article Portraits; in l'article Spectacles und ähnlichen ist der grammatische Plural als logischer Singular aufzufassen, und das nom commun, welches ein attributives Substantiv erhält, nimmt die Natur eines Eigennamens an. Dieser attributive Ausdruck, welcher zugleich als grammatisches Subject auftritt, wird, wenn das Beziehungswort ein zum nomen proprium erhobenes nomen appellativum ist, leicht unklar und zweideutig, namentlich in Sprachen, denen der Artikel fehlt. Man findet daher zwar solche attributive Ausdrücke im Deutschen, z. B.

Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,

Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet. N. Lenau.

und im Französischen, z. B. L'idole Argent est adorée de tout le monde; bei den Römern aber scheint diese Ausdrucksweise völlig ungebräuchlich gewesen zu sein, denn dii manes, victor populus, ministra manus und ähnliche Ausdrücke, sind wie im Französischen le maître maison, la maîtresse branche und dergleichen so zu erklären, daß der erste Ausdruck, der attributive, adjektivisch aufgefaßt wird. Man sagte im Lateinischen nicht, z. B. virtus continentia, vitium ebrietas, ars eloquentia, sondern, weil eben diese attributive Zusammenstellung nichts weiter bedeutet, als daß der zweite Begriff den ersten als Eigenschaft in sich enthalte, gleichsam besitze, so wählte man für den zweiten Ausdruck den Genitiv des Besitzens und sagte: virtus continentiae, vitium ebrietatis, ars eloquentiae, ars dicendi, so daß das logische Subject sich in den appositiven Genitiv verwandelte. Aus dem Lateinischen ist diese Redeweise in das Französische übergegangen, und für den Fall, daß das Beziehungswort für

das Attribut kein eigentliches nomen proprium sein würde, die fast allein gebräuchliche geworden, so daß man ebenfalls sagt: la vertu de continence, le vice de l'ivrognerie, l'art de l'éloquence, l'art de parler, wie wir denn uns im Deutschen auf gleich Weise so ausdrücken: die Tugend der Enthaltsamkeit, das Laster der Trunkenheit, die Kunst der Beredtsamkeit, die Kunst zu reden.

Hiermit konnte man sich begnügen; allein dies ist nicht geschehen. Schon die Lateiner begannen die anfänglich der Deutlichkeit wegen nur für das nomen appellativum beliebte Weise auf das nomen proprium auszudehnen, und so finden wir bei ihnen Ausdrücke wie *sons Arelthusae*, *urbs Batavi*, *in oppido Antiochiae*, wie bei Homer *ιερὸν πτολίεθρον Τροίης*. Was bei den Lateinern nur vereinzelt, und fast nur als dichterischer Ausdruck sich findet, ist nach und nach im Französischen allgemeiner Gebrauch geworden, so daß die geographischen Eigennamen und die Namen der Monate nach ihrem attributiven Substantive in den Genitiv treten. Namentlich geschieht dies nach den Ausdrücken: abbaye, archevêché, archiprêtre, arrondissement, baie, bailliage, baronne, basilique, bicoque, bourg, bourgade, canton, cataracte, cercle, château, colline, colonie, commune, comté, côte, couvent, département, désert, détroit, diocèse, district, duché, grand-duché, électorat, empire, éparchie, étang, état, étoile, évêché, exarchat, forteresse, globe, hameau, isthme, landgraviat, marquisat, marche, métropole, monastère, montagne, margraviat, nahabie, oasis, palatinat, patriarcat, péninsule, place Festung, planète, port, prairie, présidence, principat, principauté, province, ravine, république, retraite, royaume, ruisseau, satrapie, soubabie, tetrarchat, terre, torrent, vallée, vallon, vicariat, vidamé, villa, ville, village und mois; z. B. Les présidences du Bengale et de Madras. — Chambéry est situé sur les ruisseaux de la Laisse et de l'Albane.

Die Hauptwörter église, fontaine, fort, golfe, île, lac, mosquée, paroisse, rue, fleuve und rivière nehmen zwar oft ebenfalls diesen Genitiv zu sich, werden aber auch regelmäßig konstruiert, z. B. le lac Ontario; fleuve in der Bedeutung Flussgott kann natürlich den stellvertretenden Genitiv nicht zu sich nehmen z. B. le fleuve Achéloüs. Mit comtat sagt man auch nun comtat Venaissin, und mont hat den Genitiv nur bei Dichtern: O mont de Sinaï! Racine.

Auch kann der Genitiv überhaupt selten stattfinden, wenn das Appellativum unbestimmt angeführt wird, und nie, wenn der Eigename als adjektivische Bezeichnung aufgefaßt wird, z. B. Il existe dans la commune de St. Romain d'Urphé, département Loire, village Labrosse, une femme âgée d'environ 109 ans. Le canal St. Martin. La baie Delaware. Hieraus erklären sich nun auch die Kaufmännischen Ausdrücke *sin courant*, *sin prochain*, *sin avril* für *la fin du mois qui court* etc.

Außerdem gibt es eine Anzahl Substantive, die als attributive zwar regelmäßig mit dem bloßen Eigennamen stehen, oft aber auch den Genitiv nach sich haben, welcher der Genitiv des wirklichen Besitzers oder die Umschreibung eines Adjektivs ist. Dazin gehören: *cap*, *chemin de fer*, *famille*, *faubourg*, *hôpital*, *hôtel*, *jardin*, *maison*, *palais*, *passage*, *place* (*Platz*), *porte*, *quartier* und dergleichen z. B. *Le chemin de fer Great-Western*, *la maison Franval*, *le café Martin*, *la salle Ventadour*, *la société Bolze*. Es sind also wohl zu unterscheiden: *la famille Buffon* und *la famille de Buffon*, *la galerie David* und *la galerie de David* etc. Dagegen ändert sich in anderen, wie *la conspiration Mallet*, *la conspiration de Mallet*, der Sinn nicht wesentlich.

Endlich hat man noch eine Anzahl Substantive wohl zu beachten, weil sie größtentheils dem lateinischen Sprachgebrauche folgend, aber von dem deutschen abweichend statt der einfachen und ursprünglichen die genitivische Verbindung erhalten. Es sind folgende: *nom*, *surnom*, *épithète*, *titre*, *terme*, *formule*, *traité*, *chapitre*, *cri*, *composition*, *poème*, *opéra*, *comédie*, *tragédie*, *volume*, *roman*, *drame*, *mélodrame*, *romanie*, *ballade*, *figure*, *statue*, *tableau*, *vin*, *jour*, *fête*; auch *mot*, *expression*, *parole*, *phrase*, *article*; *rubrique* werden oft ebenso behandelt. Man sagt also: *le titre de prince*; *le nom de père* (*nomen patris*), *le roman de Zadig*, *le volume d'Emile*, *la figure de L'envie*, *le vin de Lacryma-Christi*, *le mélodrame burlesque du Tyran peu délicat*. Doch mit *avoir nom* sagt man: *J'ai nom Eliacin*. Racine.

Die Redeweise: Er hat den Titel als Professor erhalten, ist zu verwerfen.

Über das attributive Adjektiv mögen folgende Bemerkungen genügen. Die auffällige Erscheinung, daß unmittelbar vor dem Masculinum *gens*, wenn es nicht *de* und ein Substantiv zur Bezeichnung des Geschäftes oder Standes nach sich hat, das

attributive Beiwort, dessen weibliche Form sich von der männlichen unterscheidet, im Femininum steht und dann die andern noch vorhergehenden sich nach demselben noch im Genus richten, ist unstreitig ein Ueberbleibsel aus dem Lateinischen, in welchem gentes Femininum ist. Daß die attributiven Ordnungszahlen vor Pluralen, um das in denselben liegende Einzelne zu bezeichnen, als Singulare stehen z. B. les premier et second rangs, les auteurs du dix-septième et du dix-huitième siècles; mag nicht gänzlich zu mißbilligen sein. Vorzüglich beachtenswerth aber ist der Umstand, daß, wenn das attributive Beiwort ein Substantiv bei sich hat oder die attributive Eigenschaft durch ein Substantiv ausgedrückt wird, die Construction des Genitivs eintreten muß, z. B. une bonne femme de mère, un tiercelet de docteur. Als Sonderbarkeit merken wir noch an, daß in diesem Falle diable, diantre, drôle und ähnliche Wörter auf schwaches e als Feminine gebraucht werden, z. B. une diable de pluie. C'est une drôle d'idée que tu as là. Chapus.

Aus dieser kurzen den Gegenstand bei weitem noch nicht erschöpfenden Darstellung wird sich leicht abnehmen lassen, wie mangelhaft in Bezug auf diese Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache unsere Lehrbücher noch fast sämmtlich sind. Eben-dasselbe ist von der zweiten Beigabe des Hauptwortes, der sogenannten Apposition zu sagen. Schon die Regel, wie man sie für die Apposition gewöhnlich gibt, nämlich: die Apposition steht stets im Nominative, oder: die Apposition hat keine Präposition vor sich, steht mit der Sprache selbst im Widerspruch, denn Florian, z. B. Jugez de ma surprise, c'était la voix de Blanche, *de la soeur de ma Nisida* —, und E. Sue schreibt: Qu'est-ce donc qu'il lui fait, *au maître d'école, le nègre?* Wie man sieht, ist auch hierin die französische Sprache ihrer Mutter treu geblieben, indem sie die Apposition in den gleichen Casus setzt. Freilich ist sie es aber nicht durchaus geblieben; für einen bestimmten Fall hat sie eine neue Weise selbstständig hervorgebildet, und dieser Fall muß daher von jenem genau unterschieden werden. Wenn man dies bisher noch selten gethan hat, so ist das unstreitig darum geschehen, weil die alte Philologie von einem solchen Unterschiede nichts weiß.

Bei der Apposition hat man die Absicht, entweder an die Stelle eines gebrauchten Ausdrückes einen zweiten der größern Deutlichkeit wegen zu setzen, also nicht zu etwas Neuem im Denken fortzuschreiten, oder mit dem zweiten eine Eigenschaft

des ersten anzugeben, also den Hörer im Denken weiter zu führen. Für den ersten Fall hat die französische Sprache die lateinische Construction beibehalten, für den zweiten aber gilt die Regel: Die Apposition der prädicativen Eigenschaft wiederholt die Präposition des vorstehenden Nomens nicht. Die stellvertretende Apposition findet also statt in folgenden Sätzen: *L'oreille du Grand-Seigneur, de cette ombre d'Allato, pouvait être frappée par le murmure de notre conversation?* Lamartine. Ces deux princes (Auguste et Louis XIV.) sortaient des guerres civiles, *de ce temps où les peuples, toujours armés, entêtés de plus hardis desseins, ne voient rien où ils ne puissent atteindre.* Hénault. Il sut fonder une retraite à ces deux filles du ciel, consolatrices de la terre (Apposition der prädicativen Eigenschaft), à la raison, à la vertu (stellvertretende Apposition). Florian. Zuweilen wird diese Apposition durch das sonst blos gedachte c'est-à-dire ausdrücklich als wiederholende bezeichnet, z. B. *Il y avait du courage, c'est-à-dire de cette vertu qui est le sentiment de ses propres forces.* Montesquieu. Die prädicative Apposition kann auch ein Adjektiv sein, wie in folgendem Beispiele: *Il vous fait un crime des choses les plus innocentes.* Fénelon.

Von der Apposition hat man noch den Fall zu unterscheiden, wo zwei Nomen mit comme verglichen werden, *un homme comme votre frère, comme lui.* In dieser Redeweise hat das zweite Nomen die Präposition des ersten, wenn das Verbum wieder gedacht werden muß; geschieht dies nicht, sondern ist nach comme das Zeitwort être zu ergänzen, so erhält natürlich das zweite Nomen keine Präposition. *L'empereur parla de Larrey, comme d'un homme de génie. C'est une imprudence à un enfant comme toi. Le cours d'un vaste fleuve le Nil ou le Gange.*

Die letztere oder die prädicative Apposition ist nichts anderes als die Abkürzung eines Relativsatzes. Daher muß eine zweite Apposition, welche als voller Relativsatz folgt, oft der Deutlichkeit wegen mit der ersten durch et verbunden werden, eine Verbindung, die auch zuweilen im Deutschen und Lateinischen vorkommt; z. B. *On donne le nom de kiarvanserai aux bâtiments assez vastes pour recevoir de nombreuses troupes de marchands, nommées kiaryan, et que nous appelons assez improprement caravanes.* De Choisenl-Gouffier. *Nous vimes el fameux labyrinthe, ouvrage des mains de l'ingénieux Dédale,*

et qui était une imitation du grand labyrinthe en Egypte. Fénelon.

Wie man oft irrtümlich in der attributiven Verbindung eine Apposition gefunden, z. B. in le Cap Horn, la division Armand, la place Vendôme die Eigennamen für Appositionen gehalten hat, so nennt man auch mit Unrecht Appositionen die Adjective und Substantive, welche in Verbindung mit gewissen Verben Umschreibungen des Prädicates bilden, wie in folgenden Sätzen: Tout Français naît danseur. — Il est revenu tout esoufflé, — Les abeilles ouvrières ne rêvent pas de devenir bourdons. Karr. Maîtres de l'univers, ils s'en attribuèrent tous les trésors. Montesquieu. Auch heißt sehr uneigentlich das logische Subject der impersonalen Verben Apposition, wiewohl dasselbe zur Erklärung an die Stelle des vorangehenden il tritt; dieses logische Subject ist nämlich nicht ein Beisatz, sondern das Gesezete selbst.

Wir halten uns nicht bei den Erscheinungen auf, daß der Franzose in der Apposition die substantivischen Farben- und Modenbenennungen als unveränderliche Beiörter auffaßt, z. B. deux pannaches couleur de pourpre, des cheveux châtain clair, les bottes maron, les couleurs Victoria, les barbes moyen âge, les perruques Louis XIV., wie er überhaupt gern Substantive für adjektivische Zusätze braucht, z. B. le peuple singe, le procès monstre, un poisson montagne, la partie nord, la latitude sud, un père la joie, un garçon cordonnier, und daß er auf den Plural, um das in diesem Liegende einzeln zu bezeichnen, Appositionen im Singulare folgen läßt, z. B. Il fut question des lois départementale et communale. Salvandy., sondern gehen zu einer sprachlichen Erscheinung ganz eigenthümlicher Art fort, welche beim appositiven Gebrauche des Beiwortes nach un, aucun, quelqu'un, personne und dem mit einem Substantiv verbundenen quel hervortritt. Auf diese Ausdrücke folgt nämlich die aus einem einzigen Adjective bestehende Apposition selten in regelmäßiger Weise wie in folgendem Satze: Il n'y a personne si peu instruit des affaires, qui ne sache. Acad.; gewöhnlich steht entweder der volle Relativsatz, oder das Adjectiv wird mit de angeknüpft. Il n'y a personne qui soit aussi heureux que vous. — Je n'ai vu personne de si vain que ces deux femmes. Girard. Il y a deux lettres; une d'affranchie. E. Sue. Moustapha fut déposé sans qu'il y eût presque une goutte de sang de répandue. Voltaire. Entre les nouvelles qu'il a débitées,

il y en a quelques-unes de vraies. A c. d. Il n'a aucun moment d'assuré. Aucune femme de plus ménagère. — Quels rapports y a-t-il de communs? Dieses de ist unstreitig aus der partitiven Bedeutung des vorangehenden Wortes abzuleiten, und kann hier wie auch nach andern Partitiven, dann nicht wegbleiben, wenn das im Sahe voranstehende Verbum en bei sich hat, z. B. sur mille habitants, il n'y en a pas un de riche, il n'y en a que dix de riches. Dagegen: sur mille combattants, il y ent cent hommes tués. Zuweilen würde die Aussässung dieses de den Sinn wesentlich verändern. So sagt z. B. je n'ai vu personne si abandonné que la bonne Marie etwas anderes als: je n'ai vu personne de si abandonné que la bonne Marie.

Im Französischen steht wie im Lateinischen, z. B. Tuum *hominis simplicis* pectus vidimus. Cic. Phil. 2, 43, 111. die Apposition auch in Bezug auf ein passives Beiwort im Genitiv, z. B. Des mains royales et suppliantes touchaient ses mains de *plébéien*. Lamartine. Zuweilen findet man dafür eine Verbindung mit comme, z. B. Les jours du roi et de sa famille n'étaient pas encore assez évidemment menacés, pour que le soin de sa sûreté *comme homme*, l'emportât sur ses devoirs *comme roi*. Lamartine.; allein diese ist nur dann gut, wenn kein Possessiv vorangeht wie in: Je vous dis cela comme votre parent et votre ami, und gehört mit zu der oben erwähnten Vergleichung zweier Nomen.

Bisher ist nur von den einfachen Appositionen die Rede gewesen, wie es aber nicht blos einfache, sondern auch umschriebene, durch Umschreibung zusammengesetzte Prädicate gibt, so gibt es auch umschriebene Appositionen, und diese erscheinen als Formen, welche von dem vorangehenden Nomen abhängen. So entstehen aus den Säzen: Les effets qui sont de la succession, les animaux qui sont de la troisième classe, cette statue qui est de marbre, les chapeaux qui sont à grands bords, ces collines qui sont à plusieurs étages, une maison à vendre, un homme qui est sans principes, un homme qui est en fureur die appositiven Ausdrücke: Les effets de la succession, les animaux de la troisième classe, cette statue de marbre, les chapeaux à grands bords, ces collines à plusieurs étages, une maison à vendre, un homme sans principes, un homme en fureur. Auf diese Weise sind die vielfachen Verbindungen zweier Substantive in der französischen wie in jeder andern Sprache zu erklären, nicht aber so, daß man von einer Einwirkung des einen auf

das andere, von einem Regieren, redet. Diese Einwirkung findet nun statt bei den Substantiven, welche den Thätigkeitsbegriff des Verbums, von dem sie gebildet sind, beibehalten haben, z. B. *Le renoncement aux honneurs. La mise en oeuvre. Votre venue dans ce pays m'a donné de la joie. A la sortie du printemps.*

Außer diesem letzten Falle, wo wirklich zur vervollständigung des Sinnes das zweite Substantiv von dem ersten gefordert wird, findet bei dem Zusammentreten zweier Hauptwörter entweder das attributive oder das appositive Verhältniß statt. Hier von hat sowohl die alte als die neue Philologie auszugehen, wenn dieser Gegenstand, welcher noch sehr im Argen liegt, zu klarer Anschauung gebracht werden soll. Vor allen Dingen ist das Attribut, welches kein Urtheil des Sprechenden ausdrückt, sondern ein Urtheil des Hörers voraussetzt, wohl zu unterscheiden von der Apposition, welche jederzeit ein Urtheil des Sprechenden, nur in abgekürzter Form, ausdrückt. Beide aber, Attribut und Apposition, können adjektivische und substantivische sein, da ja sowohl das umschriebene Prädicat des vorausgesetzten als des wörtlich ausgedrückten Urtheils ein Adjektiv oder ein Substantiv enthalten kann. Das Attribut ist also bald ein Adjektiv *le bon Dieu*, bald ein Substantiv *le roi Charles*. Der Umstand aber, daß in der deutschen Sprache vermöge einer Eigenthümlichkeit auch das appositive Adjektiv vor dem Hauptworte steht, darf dabei nicht irre führen, denn auch dort wird es leicht an der stärkeren Betonung kenntlich, z. B. *Grobe Menschen beleidigen ohne es zu wissen: les hommes grossiers offensent sans s'en apercevoir.* Der attributive Genitiv aber muß sich nothwendig in einen appositiven verwandeln.

Baußen.

Dr. Dresler.

## Über Wesen und Grenzen der breitenglischen Sprache.

---

Darüber ist bisher niemals geschrieben worden, wiewohl ein solcher Gegenstand für Geschichtsforscher, Sprachforscher und Ethnographen von Wichtigkeit und Interesse sein muß.

In jedem Lande von verschiedener und gemischter Bevölkerung wird die gemeinsame Sprache sehr verschieden gesprochen und ausgesprochen. Dies ist in allen europäischen Ländern mehr und weniger der Fall, am meisten in Deutschland und Großbrittanien, und diese Verschiedenheiten sind durch keine Modesprachen zu vertilgen. In England ist die Modesprache oder die Sprache der sogenannten Gebildeten eine volksthümlichere, feinere und behendere als in Deutschland, wo sie einen sehr steifen und pedantischen Anstrich hat, vor dessen Unnatürlichkeit alles niedrige Volk sich fürchtet. Das deutsche Buchdeutsch ist etwas Künstliches, etwas Gemachtes, etwas der deutschen Einheit Feindliches, und die Volksmundarten Deutschlands stehen zu dem Buchdeutsch in einem viel häßlicheren Verhältniß als die englischen Dialekte zu der Sprache der modernen Welt Eng'ands.

Wenn es ein Breischottisch gibt, so gibt es auch ein Breitenglisch, denn das Fein-Englische ist von den englischen Provinzialsprachen nicht viel weniger verschieden als von dem Broadscotch der schottischen Niederlande, und ganz Nordengland sammt der Mitte Mittelenglands und der Westecke Südenlands spricht Breitenglisch, am breitesten Nordengland, die Südseite von Cornwall und Devon und ein beträchtlicher Landstrich zwischen London und Oxford, was ich mit eignen Ohren dort gehört habe. Selbst in London spricht das gemeine Volk sehr breit, wo man nicht einmal das w aussprechen kann, welches hier wie

v klingt. Das ist Ueberbleibsel aus der normanischen Zeit, denn kein skandinavisches Sprachorgan hat solche Laute.

Von London bis nach Urbridge, also durch ganz Middlesex hindurch, und in einem Theile von dem angrenzenden Buckinghamshire fand ich, daß die meisten Landleute theils ganz hohe, theils ziemlich gehobene Backenknochen haben. Ihr Wuchs ist nicht sehr hoch, sondern gemeiniglich mittelmäßig und ihr Körper breit und fest gebaut. In Oxfordshire sind die hohen Backenknochen nicht so häufig mehr, aber Bau und Höhe des Körpers dieselbe. Der größere Theil des Landvolks zwischen London und Gloucester sind hellhaarig und gesunder Gesichtsfarbe, zwischen Gloucester und Oxford aber findet sich mehr Schönheit des Körpers als zwischen Oxford und London. Zwischen diesen beiden letzteren Städten wird ein sehr breiter und unangenehmer Dialect gesprochen. Auch in London sprechen die untern Klassen außerordentlich breit, und dasselbe ist der Fall in allen Landschaften Englands, welche ich auf meiner ersten Fußreise nach London durchwanderte, vom Cheviot her, nämlich in Northumberland, Durhamshire, Yorkshire, Lincolnshire, Northampton, Huntington, Cambridge, Hertford und Middlesex, wiewohl die Breite des Dialects nicht überall von einer und gleicher Art ist und südlich vom Humber kein so starkes Gepräg hat und nicht so auffallend und charakteristisch ist als nördlich vom Humber. Denn nördlich vom Humber ist die größte dänische und skandinavische Beimischung im Volkskörper. Den Ursprung des häßlichen Dialects zwischen London und Oxford schreibe ich der dortigen hochbackenknochigen Race zu. Sind das vielleicht die Nachkommen der Scharen, welche Wilhelm der Eroberer hieher brachte? Sie werden sich wahrscheinlich in seiner unmittelbaren Nähe angefiedelt haben. Also in dieser Nachbarschaft Londons. Zwischen London und Oxford hörte ich manche Ausdrücke wie in Yorkshire aussprechen. Man hat in England und in London so viel über das Breitschottische zu sagen und die hohen Backenknochen der schottischen Niederländer, und doch spricht man in dem größeren Theile von England breit genug, und London hat, wenn es zur Thür hinaussieht, hohe Backenknochen in Menge in Middlesex. Der Engländer höre nur seine eigenen breitsprechen Londoner, und ihre Zahl ist nicht zu zählen. Aber wo ist denn das feine Englische zu finden? Doch wohl nur bei einer in Vergleich mit der großen Volksmasse kleinen Zahl, die man die Gebildeten nennt, und diese Gebildeten sprechen denn, so fein es

auch klingt, ein nicht ungekünsteltes und nicht immer unverdorbenes Ding von Sprache, welches häufig widerlich anzuhören ist. Denn wie affektirt man selbst mit der Sprache! Es gehört ein starker Beweis dazu, um zu beweisen, daß die Sprache der Mode oder der sogenannten Gebildeten die beste sei.

Beim neunzehnten Meilenstein zwischen London und Oxford begegnete mir ein großer Junge mit einer Zeitung in der Faust. Er sah roh und gutmütig aus, sein gelbliches Haar war von der Sonne abgeschienen und hing steif und in wilder Natürlichkeit herab, seine Gesichtsfarbe war stark und gebräunt, seine Füße unbändig groß und seine Schuhe schwer und mit Eisen beschlagen. Wie alt bist du? Vierzehn Jahr. Bist du in der Schule gewesen? Nein. Noch nie? Nein. Bist du hier geboren? Ja. Kannst du schreiben? Nein. Lesen? Nein. So kannst du ja die Neuigkeiten in dieser Zeitung nicht erfahren? Nein. Wo willst du hin? Zu meinen Schafen. So erzähle den Schafen ja nicht, was wir gesprochen haben. Das behagte dem Jungen sehr, er lächelte mit dem ganzen Gesicht, ging weiter und sah sich oft nach mir um. Dieser Bub sprach den breitesten Dialect, den ich je in England gehört habe, nämlich now sprach er new (e kurz), deal Dehl, I a (hell und kurz), das o in down sprach er wie die Hamburger thun, deren Plattdeutsch das widerlichste und affectirteste unter der Sonne, nämlich dewn. Hier zwischen London und Oxford, wo eine ungewöhnlich breite Mundart herrscht, braucht man liard (i und a zusammen ausgesprochen) für heard, dewn für down, biyend für beyond, rewnd für round, stand (mit hellem a) für stand u. s. w. In derselben Gegend findet sich der uralte frisische Mannsname Finch (Fink), aber man spricht ihn nicht nach alter Weise aus, sondern nach verdorbener neuer, wie Fintsch. Das ist die gewöhnliche verdorbene normannisch-französische Aussprache, welche die ganze englische Sprache eben so entstellt hat als die normannische Aristokratie und Despotie die englische Nation und Geschichte. „Sag mir doch Mutter, was die beiden Buchstaben (V R hatte das Kind im Sinn) da meinen,“ hörte ich ein kleines Kind zur Krönungszeit in London sagen. Victoria Red Schina! sprach die Alte.

Je verdorbener die Sprache eines Landes ist, desto weniger hat sie in solcher Form den Bewohnern ursprünglich angehört. Je breiter in Gegenden Englands die Landessprache ist, desto verschiedener, der Art und Abstammung nach, ist die Bevölkerung.

In einigen Landschaften merkt man diese Verschiedenheit an den Ausdrücken und deren Aussprache, in andern an der Sprachbetonung. Das letztere ist z. B. im östlichen England, das ist in Suffolk und Norfolk (Südvolk und Nordvolk) der Fall, welche Landstrecke schon vor vielen Jahrhunderten vorzugsweise Ost-England oder Ost-Angele hieß. Dem Breitschottischen am nächsten steht der ebenfalls sehr breite Dialect von Cumberland und großenteils auch der von Northumberland. Den Cumberländischen Dialect lernt, wer das Land nicht selbst besucht, am besten aus Robert Anderson's Ballads in the Cumberland Dialect. Die Ausgabe von Thomas Sanderson (Carlisle 1828) ist mit Anmerkungen, einem Wörterbuch und einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche des Cumberländischen Landvolks versehen. Die Verwechslung der ersten und zweiten mit der dritten pers. sing. in Northumberland und überhaupt in Nordengland, wo man z. B. aws — soll I is für I am, ich bin, sein — sagt, war die Folge starker fremder Volksmischung. Auch die Dänen, wenn sie Hochdeutsch oder Plattdeutsch sprechen, verwechseln die eine Person mit der andern. Dasselbe ist in Wales der Fall, wenn der Wälzschmann Englisch spricht. „Ye is a verra clean lookin yung man,“ sagte ein alter wälischer Bauer in einer Hütte am Wege zwischen Aberayron und Cardigan zu mir. Im nordenglischen Volke ist eine große dänische Zuthat, allein dieser Umstand ist nicht die einzige Ursache des breiten Elements in der Sprache gewesen, sondern das dem ganzen Lande aufgedrungene Normannisch-Englische Süd-Englands mit seinen starken römischen Beimischungen späterer Zeiten, welches die neuenglische Sprache schuf, hat auch seinen Anteil daran gehabt. In Folge der Ueberreste keltischer Bevölkerung und der Entlegenheit von London wird in Cornwall und Devon das Englische sehr breit gesprochen, besonders im entferntesten Theil von Cornwall. Auch traf ich dort noch manche alte frisische Formen und Wendungen in der Landessprache, z. B. this here singer oder senger, fris. thas hir (i kurz) Tanger, deutsch dieser Finger hier oder dieser Finger, that there field, fris. thet thiar Fial, deutsch das Feld da, jenes Feld dort u. s. w. In Cornwall ist fast überall das Reinkeltische völlig verschwunden, besonders in der ganzen Nordhälfte, wo selbst das Germanische reiner ist als in vielen Theilen vom eigentlichen England. In der ganzen Nordhälfte Cornwalls sind die Bewohner von sehr gutem Neueren, besonders das weibliche Geschlecht, welches hier die englischen Frauenzimmer

auf dem Lande, besonders in Südenland, an äußerer Schönheit weit übertrifft, natürlich auf die altsächischen von Devon und Somerset. Auf der Westseite Cornwalls, und zwar auf der Südwestküste zwischen Landsend und Falmouth, habe ich die meisten Spuren des Keltischen gefunden, vornehmlich zwischen Helston und Falmouth, wo die Mehrzahl der Bewohner pechschwarzes Haar, pechschwarze Mitternachtsaugen und eine gelbliche Gesichtsfarbe hat. Doch gibt es hier auch viele starke und hellhaarige Menschen mit kräftiger und heller Gesichtsfarbe. Es ist weder Milch noch Honig in Cornwall, und ich sah fast gar keine Kühe da, nur lauter dürre baumlose Erde und zahllose Metallgruben, besonders auf dem nördlichen Wege, der über Camelford Truro und Redruth nach Penzance geht. Die Ursprache ist in ganz Cornwall verschwunden, aber man spricht im südwestlichen Theil und namentlich in den abgelegnern Dörfern am Meer das Englische sehr breit, doch es ist ein Irthum, der allenthalben noch geglaubt wird, daß man hier noch viele Spuren der ursprünglichen Sprache finden könne. Auf dem Wege von Penzance nach Falmouth, eine Strecke von 24 Miles, hatte ich meine Noth, das Englische der Bewohner zu verstehen, so breit wird hier gesprochen, aber von keltischer Sprache fast keine einzige Spur. Nur aus dem Neueren der Menschen dieser Gegend habe ich mich genugsam überzeugt, daß die Überreste der alten keltischen Bevölkerung von Cornwall sind, denn ihre Züge sind keltischer als in Wales. Mein Weg nach Westen durch die dürre freudentlose Metallgruben-Ebene ging wie durch eine baumlose Wüste von Camelford nach Truro, und auch der ganze Weg von Truro nach Penzance ist wenig besser und heitrer. Die Sanddünenreihe, in der Gegend, wo der Meerboden von St. Ives endet, geben der ganzen Nachbarschaft ein sehr wildes Ausssehen, und etwa 7 Miles weiter hat man das südliche Gestade erreicht, wo links der hohe Seefels Michaels Mount ragt, rechts die Stadt Penzance sich zeigt im Innern der großen Seebucht, und etwas weiter in ihrer Nachbarschaft und ebenfalls am Meer die beiden Fischerdörfer Newlyn und Mousehole, deren tägliche Sprache noch einige wenige keltische Wörtchen aufbewahrt hat. Auf dem Wege von Penzance nach Falmouth passirt man das Dörfchen Pengosek (so lang und betont) und östlich davon liegen ein paar Dörfer, wo das Englische sehr breit und wunderlich gesprochen wird. Von diesen Dörfern bis an die Nachbarschaft von Falmouth habe ich die einzigen reineren Spu-

ren eines vorwaltenden keltischen Volkselements in Cornwall gefunden. Die meisten Ueberbleibsel keltischer Sprache finden sich in den Ortsnamen dieser Landstrecke. Von St. Austel in Cornwall ging ich in einem verdeckten Wagen nach Plymouth in Devon. Das ist ein Weg von 28 Miles oder ungefähr 6½ Meilen, wir aber gebrauchten 12 Stunden zu dieser Reise, denn der Wagen war mit achtzehn Menschen beladen und hatte nur ein Pferd. Wir saßen fest zusammengepreßt und konnten vor Hitze kaum atmen. Ein solcher Wagen, welches unzweifelhaft ein ursprüngliches Fuhrwerk ist, heißt in Cornwall und Devon ein Van, das heißt ein Wagen. Es ist ein altes germanisches Wort und einerlei mit dem englischen wain und waggon.

Das Wesen des Breitenglischen besteht in der großen Verschiedenheit der Aussprache und Betonung und in der Verschiedenheit einer Menge von Sprachweisen, Sprachwendungen und Ausdrücken. Die Ursachen derselben sind theils das ursprüngliche gebliebene westgermanische Volkselement, theils die große Vermischung des letzteren mit einem ostgermanischen oder skandinavischen, theils der Umstand, daß das Englische dem Keltischen in entlegenen Strecken und Ecken des Landes mit Gewalt aufgezwungen worden ist, theils normannische Ansiedelung und endlich die Entlegenheit der Hauptstadt. Das Breitenglische findet sich am wenigsten in den von Frisen und Saren gegründeten und bevölkerten Theilen Englands, nämlich in Ost-Angeln und Südenland, am meisten in dem dänisch-englischen Theil, das ist in Nordengland oder den sechs nördlichsten Landschaften Englands, am allerbreitesten in Northumberland, Cumberland und Durhamshire.

Man sagt, die moderne Welt Englands soll das Englische am englischsten sprechen. Auf dem Lande in England bei den Bauern wird das Englische am englischsten gesprochen in den Landschaften Kent, Surrey, Sussex, Norfolk, Suffolk, Essex und einem großen Theil von Wesser. In Wesser nämlich in Hants, Wilts und Dorset und einem Theil von Somerset. Die Mitte Mittelenglands spricht auch nicht schlecht englisch und die Südhälfte von Lincolnshire besser als die Nordhälfte. In Lancashire, wo die jungen Schönen sprichwörtlich Zauberwesen (witches) heißen, spricht man eben nicht schön und der nächste Nachbar Yorkshire hat ein greuliches Sprachorgan. Das Breitenglische in Cumberland ist dem Breitschottischen am ähnlichsten. Die Gegend von Hartlepool in Durhamshire, welches zum mittleren

Theil des alten Northumberlandes gehörte, zeichnete sich auffallend durch ihre breite VolksSprache aus.

Das Breitenglische ist kein bloßer Gegensatz oder gar Wirkung der modernen englischen Sprache, wenn es auch mit dem Englischen der Chaucer'schen Zeit viel gemein hat und ein guter Theil breitenglischen Stoffs bei Shakespeare sich findet. Das Breitenglische, was bis auf heute sein Dasein im Volksleben und Volksmunde behauptet hat, ist uralt und manches davon haben Chaucer und Shakespeare nicht gekannt. Es ist in Nordengland nicht das Erzeugniß der dänischen Zuthat im Volkskörper, sondern großenteils viel älter als das neunte Jahrhundert, nur ein verhältnismäßig kleiner Theil der dortigen VolksSprache ist dänischer Abkunst, wenn auch ein größerer Theil der Aussprache dem dänischen Munde eigen ist.

Der Name der Stadt Sunderland in Durhamshire kann den skandinavischen Dialekt nicht verhehlen. Sie liegt 7 Miles südlich von Shiels und 14 Miles nördlich von Castle Eden. Dieses Dorf oder Flecken Schloß Eden hat einen vornehm klingenden Namen, und das ist auch das meiste, was es hat. Ein großes Wirthshaus ist da und ein wenig weiter eine gerade Reihe Häuschen, in deren einem ein Schneider wohnt, der wie alle sitzenden Handwerker viel zu sagen weiß. Er sprach in einem häßlichen Dialekt und war sehr besorgt, mir von ihrer Waldung Castle Eden oder Dean zu erzählen und von dem Wasser Gunnespool, welches in verschiedenen Fällen oder Stufen in Castle Eden Beck hinabstürze und endlich durch jene Waldung in die See sich ergieße. Ferner sprach er von den Dänen alter Zeiten. Sad Dogs nannte er sie. Und von Hatlpul (das ist Hartlepool) erzählte er, wo die Leute eine wunderliche Mundart redeten und Albends auf den Straßen den Vorübergehenden nachriefen: Swine! who are you? (Schwein! Wer bist?) Sind Sie verheirathet? fragte ich. Ay, my son warks in the country, antwortete er. Nämlich mit der Nadel. Denn seinen kleinen Wohnort hielt er, wie es schien, für eine Stadt. Wie es auf den nordfrischen Inseln Gewohnheit ist, gehen auch hier die Schneider von einem Hause zum andern und nähen für Kost und 18 Pence Tagelohn. In Hartlepool war mir das rohe Betragen der Einwohner auffallend. Man macht über jeden Fremden, der vorbeigeht, Bemerkungen, spöttelt, lacht, ruft Schwein, Hund u. s. w. Der Schneider, der von den Sad Dogs sprach, hatte Recht. Es gibt eine große Menge Wirths-

häuser in diesem Städtchen, die aber alle schlecht sind. Es sind hier an zweihundert Fischerleute, die alle zugleich Lotsen sind, ein abgehärtetes rauhes Geschlecht mit eigenthümlichen meistens rohen Sitten. Sie sprechen ihren eigenen Dialekt. Sie halten sich aber jetzt nicht mehr so fern von andern Klassen der Gesellschaft wie früher, sondern heirathen auch schon Mädchen von der Stadt und vom Lande, die nicht ihres Gleichen sind. Die Weiber helfen ihren Männern am Hafen und daheim beim Fischgeräth. Ich unterhielt mich eine lange Zeit mit einem alten Fischer Namens John Horsley über die Eigenthümlichkeiten der Einwohner von Hartlepool in Sprache und Sitten.

Das h zu Anfange eines Wortes lassen sie nicht hören und sprechen i wie ai. So wird z. B. high ai ausgesprochen, horse Os, house Aus. Die Aussprache des Buchstabs a, z. B. in all, wall u. s. w., ist immer hell, wie das dänische. Dasselbe ist der Fall in Northumberland. South wird Suth (u lang) gesprochen, North Nauth, für this und thus, things und thanks sagen sie dis und dus, sings und fanks. Für cow sagt man in Hartlepool ku, und der tiefere Ton u ist wie in Nordfrisland der gewöhnliche und vorherrschende. Sie sprechen table teable oder Täbel (das à so hell als möglich) aus, chair char (hell a). Feuerzange nennen sie taugs oder eigentlich tengs, denn so wird das Wort ausgesprochen, por sagen sie für poker, für hand and, für ham am, für wool waul (das au etwas gedämpfter als das deutsche). Den Namen für Rüderpflock, welcher auf Nordfrisisch Thaal und Dol heißt, sprechen sie wie thaul, welches wohl thowl zu schreiben ist. Für I am sagen sie A'm, für sound fund (u lang), für blood bludd, das letzte Wort ganz wie im Nordfrisischen, für tol und tols tia und tias (i und a zusammen und schnell ausgesprochen). Sie nennen lookingglas seeinglass. Die in Northumberland gewöhnliche schottische Phrase a' d 'na ken (ich weiß nicht) gebrauchen sie nicht, sondern a' d' not knaw (sprich nah), bedienen sich aber wie in Schottland der Ausdrücke lad und lass für boy und girl. Sie sprechen tung und udder für tongue und other, a' es seen oder a's seen für I have seen, dear (das e meist wie ei) statt door, stean (meist wie das frisiche Stian) für stone oder stane, he akset für he asked, takin abut (das a in takin hell und ziemlich lang) für talking about. Sie sagen faddem für fathom und fathoms, trei fut water (a hell), cannel für candle, für blade (Messerklinge) blead (e und a beide deutlich und hell, aber schnell zusammen ausgesprochen und zwar

e wie unser å). Dieses letzte Wort heißt in Nordfrißland eben so. Für thach upon the house sagt man in Hartlepool und jenen Gegenden thack upon the ouse. Diese ganze Aussprache ist aber bei weitem mehr die nordfrisische als eine dänische. Der geringste Theil ist dänisch, aber der Mensch ist kein frisischer. Von Sunderland nach Hartlepool ist ein Weg von reichlich 20 Miles. Es ist wie in Yorkshire ein gefühlloser Menschen-schlag, der vom Tyne zum Tees wohnt, in den Yorkshire-Leuten aber, die noch roher und gefühlloser als die Füten sind, hat er seine Vollendung erreicht.

Auf der ganzen Ostseite von Yorkshire ist die Mundart abscheulich, und besonders in den Fischerorten am Meer ist man am wenigsten in der Sprache verenglischt. 11 Miles nördlich von Whitby liegt das Fischerstädtchen Staiths unter einem hohen Seekliff. Ich hörte den Namen dort Siars aussprechen. Steht ein Hauptwort im Genitiv vor einem andern Hauptwort, so lassen die Leute in Yorkshire das s des Genitivs nicht hören. Scarborough spricht man Skarbro (o kurz), dale wird Dåal (beide Vokale zusammen), gerade wie im Nordfrisischen, ausgesprochen. Wenigstens hörte ich es so in Fylingdale-Kirchspiel 9 Miles südlich von Whitby an der Landstraße nach Scarbro aussprechen. Ich fragte einen Yorkshire-Mann: How far is't to Flamborough? Haif Mail, war die gräßliche Antwort. Das scheint mir gar keine urhergebrachte Aussprache zu sein, sondern eine modern-yorkshiresche, aus dem Laut ei im englischen mile entstandene. Der ei-Laut dieser Klasse ist bei uns Nordländern nirgends ein ursprünglicher, sondern das ist der i-Laut, und darum sagen die Frisen, Plattdeutschen, Dänen, Breitschotten, Galen und selbst die Bewohner anderer Nordenglandstrecken für Meil Miil. Loch oder Grotte nennt man in Yorkshire hawt, welches Wort ganz wie das gleichbedeutende nordfrisische gesprochen wird, nämlich hahl. Für no sagt man in Yorkshire nau, für I A. Das ay für yes wird schon viel seltener in Yorkshire gebraucht als in Northumberland und Durhamshire, ich hörte es aber noch in Skipsea einige Miles südlich von Bur-lington. Von den Flamburger Kliffen (das a in Flambro wird lang und hell gesprochen) heißt das Nordwest-Kliff Råneliiff und zwischen Cownes und dem Feuerthurm von Flambro liegt die Bucht von Bräal. Beides Råan und Bräal wird ganz wie im Nordfrisischen und zwar mit einem Laut ausgesprochen, der noch heller und länger ist als das hellste und längste deutsche å.

Das modern Englische kennt solche Laute nicht. Auf dem Wege von Waupley nach Staiths, welcher 6 Miles lang ist, kam ich in ein Dorf und ging in ein Häuschen, um mich ein wenig mit den breitenglischen Leuten zu unterhalten, fand aber niemand vor, außer einer ältslichen Jungfrau, die nur Ein Auge und Ein Bein hatte. Beim Eintreten sagte ich: A bad day! denn es regnete stark. Die häßliche Jungfrau schwieg und ich wiederholte meine Worte zum zweiten Mal. Da ward sie zornig, warf mir mit ihrem Auge einen bösen Seitenblick zu, sprang auf ihren Krücken so leicht wie eine Krähe zum Kamin hin und setzte sich in ihren Lehnsstuhl nieder. Nothing is bad what the Lord sends us! so sprach sie entrüstet. Nothing? erwiederte ich. Na, Nothing! Wir kamen denn sogleich in einen lebhaften Wortwechsel und am Ende unserer Unterredung ent schlüpste ihr ein Wort, welches ich schleunig aufgriff, weil es mir nagelneu war. Sie sagte nämlich: A can't tung it. Und hiemit zog ich mein Taschenbuch heraus, um dieses Wort anzumerken. Tung it? What signifies this word? Aus dem Zusammenhang aber ging hervor, daß es aussprechen bedeuten müsse. Da ward auf einmal die Jungfrau wie von Sinnen, lachte laut und schrie, so etwas dürfe ich mir nicht erlauben, sie sei eine ehrliche Person und leide nicht, daß mit ihr Spott getrieben werde. Und als ich dennoch fortfuhr zu schreiben, hatte sie schon die Krücken angesetzt, um mir das Buch wegzureißen. Es war ihr Ernst, und als sie kein Wörtchen mehr mit mir sprechen wollte, war ich genöthigt, gnd heu (good bye) zu sagen. Es gibt ein altes Wort im Englischen, welches sprechen und schwatzen heißt, aber nicht aussprechen, nämlich to tongue. Das frische tongin heißt die Zunge ausspecken. Ich habe in keinem Wörterbuch das obige Wort tung (aussprechen) gefunden. Und doch findet sich dieses Wort mit dieser Bedeutung in Yorkshire.

In Longhoughton in Northumberland hörte ich father Fether aussprechen (e lang und th mit dem Urlaut). Ganz dieselbige Aussprache dieses Worts ist in Nordfrisland, wo man Fether (Vater) nie in der Anrede gebraucht, sondern stets Altj (a lang). In Northumberland sagt man für right rit (i lang), für church kirk, und daughter sprechen die Northumbrier Dauter. Das a in talk, walk, all u. s. w. klingt sehr hell. Das northumbrische tau Fot heißt zwei Fuß, Füße. Die Nordfrisen sagen tau Föt (zwei Fuß) und tau Föt (zwei Füße). Die Northumbrier sprechen teeth gerade wie das nordfrisische Zeth (Zähne), nämlich

e kurz und th mit dem Urlaut. Das englische tooth heißt auf Nordfrisisch Tuth (u kurz und th mit dem Urlaut). Die Bevölkerung längs der Seeküste Northumberlands von Dunstanbrough bis nach Warkworth und von hier nach Morpeth ist, wie ich gesehen, lange nicht von so gutem Neuzeren als im nordwestlichen Northumberland am Cheviot. Das Haar ist dunkler, die Augen durchweg mehr schwärzlich, die Züge roher und die Hautfarbe gelber und nicht frisch. Sie sind schwächlicher gebaut. Die Betten in den Landhäusern in Northumberland sind meist überall geschlossen und haben doppelte Thüren. Es sind viele schottische Ausdrücke in der northumbrischen Sprache, z. B. lad lass, sany, a d' na ken u. s. w. Feuerzange wird in der ländlichen Sprache Northumberlands ejångs (å lang) gesprochen. Das Sprichwort sagt: Er hat den Burr von Newcastle im Hals — He hos the Newcastle burr in the throat. Das ist der durch die Zunge nahe am Gaumen entstehende eigenthümliche bröckelige und schnarrende r-Laut, welcher Laut eher nur ein Versuch zu sein scheint, den Buchstaben r auszusprechen. Dieser r-Laut hat mit dem dänischen die größte Ähnlichkeit. Der Gaumen spielt dabei eine vorwaltende Rolle. Bei Alnwick (sprich Alnik) in Northumberland hörte ich das englische heard wie hard aussprechen, grade wie im Nordfrisischen. Die Nordhälfte Northumberlands grenzt westwärts an Roxburghshire in Südschottland, und der Cheviot liegt dazwischen, doch ist die Sprache nicht viel verschieden.

Die Bewohner der Südostseite von Roxburghshire, welche fruchtbare Land ist, sind von angenehmem Neuzeren, meistens hellhaarig, blauäugig, stark und von gesunder, frischer Farbe. Sie haben weit mehr das frisische Neuzere als das echtschottische. Ihre Sprache ist die breitschottische, wie in ganz Südschottland. Auf dem Wege von Dalkeith nach Torness fragte ich einen Knaben: How far is't to Torness? Antwort: A' d' na ken, 'll be abut 11 mile a'm thinkin. Ungefähr eben so spricht man noch an beiden Seiten der Cheviot Hills. Im Wirthshause zu Morebattle in Roxburghshire, 4 Miles westlich von dem Zigeunerort Kirk-Yetholm am Fuß des Cheviots, schallte ich, und die Wirthin öffnete die Thür mit den Worten: A Lecht, Sir? Ob ich ein Licht verlange. Das ist mehr breitschottisch. Das folgende Beispiel ebenfalls. Am letzten Tage, als ich Schottland verließ, kam ich des Morgens in ein Landhaus, um meine Pfeife anzuzünden. Die Stube ist zugleich Küche und Schlafgemach.

Ein kleines Mädchen saß mit einem nackten Kind im Arm und wusch es, und ein Mann, vielleicht der Vater, lag im Bett, mit der Schläfmuße tief überm Kopf nur eben aus der Decke hervorwackend, gaffte mich sehr argwohnisch an und gab keinen Laut von sich. Mein Toback war ungeschnitten. Sei so gut und gib mir ein Messer, um Toback zu schneiden, sagte ich zu dem kleinen Mädchen. Sie schwieg und der Mann im Bett schwieg auch und gaffte. Ich wiederholte meine Bitte. Der Mann im Bette schien sich zu fürchten, weil von einem Messer die Rede war. Und darauf kam er in die Höhe und sprach schnell und barsch: That's na custom here, lecht you're pipe and gang awa — das ist hier nicht Mode, zünd an und mach dich fort.

Als sehr nützliches und selten vorkommendes Wörterbuch der nordenglischen Sprache ist folgendes hier der Erwähnung werth: A Glossary of North Country Words u. s. w. von John Trotter Brockett. Newcastle am Tyne 1825 (243 Seiten in 8.) Dieses Wörterbuch enthält keine todte, sondern eine noch lebende Sprache.

Die nachstehende Sammlung wird mehr Licht werfen auf das Breitenglische und auf unser Alterthum. Das meiste davon gehört dem westgermanischen Volk an, welches England gründete, das wenigste dem ostgermanischen oder skandinavischen, welches England viel Verderben gebracht.

*lite*, klein, dänisch *lille*, und *lite*, klein, frisisch *letj*, plattdeutsch *lüt*, engl. *little*.

*te louk*, von Unkraut reinigen, z. B. Kornfelder, frisisch *tu lük-an*, Imperf. *laagh*, Part. *loghen*. Die dänische Form *tuge* (*gåten*) mit *g* ist jünger, als die mit *k* sind.

*lare*, Lehre, frisisch *lear*, plattdeutsch *Leer*.

*te learn*, lehren, frisisch *tu liaren*, plattdeutsch *lernen*, englisch *to teach*.

*morn*, Morgen, frisisch *Maren*, dänisch *Morgen*, englisch *mor-row*, *morning*, *morn*.

*nigh-hand*, hart an, nah bei, frisisch *nai hun*.

*nyem*, Name, frisisch *Nöm* (ö lang), englisch *name*.

*ool* (sprich U mit langem u) und *owl*, Wolle, frisisch *Ol*, dänisch *Uld* (das dänische End-d ist eine bloße Corruption, eine überflüssige und falsche Zuthat, wie in *Mand* und sehr vielen andern dänischen Wörtern, engl. *wool*). Die Hartlepool'sche oder Durhamshire'sche Aussprache dieses Wortes ungefähr wie *Waul* ist augenscheinlich eine spätere

- Corruption. Das friesische wolkin, das ist walken, kann nur von Wolle diesen Namen haben.
- mull*, bröcklige, schmutzige Nachbleibsel, seines Gebröckel, z. B. von Dorf, fris. Mul.
- muck*, Mist, ursprünglich meox, nordfriesisch Nioks, westfriesisch Mjor. Das deutsche Wort Mist ist eine Verstümmelung der ursprünglichen Form.
- mang*, zwischen, unter, plattdeutsch mank, englisch among.
- lat*, Latte, friesisch Lat (a hell und lang), englisch lath, welche letzte Form corrumpt ist.
- wor*, unser, plattdeutsch uns, friesisch üs (ü lang), englisch our. Dieses our sowohl als wor ist eine skandinavische Bildung, das dänische vor, d. h. unser.
- gan* und *gang*, gehen, friesisch tu gung-an, plattdeutsch gaan.
- make*, Genoß, Gleichen, dänisch mage, und makeless, ohne Gleichen, englisch matchless, dänisch mageløs. Das englische match ist durch Verderbniß des normannisch-französischen Organs aus mak geworden.
- mammy*, ein kindlicher Ausdruck für Mutter, friesisch Mamme und Memke.
- lief*, lieb, friesisch lef, und *lieser* oder *lerer*, lieber, friesisch lever.
- anclet*, *ancleth* und *ancliff*, englisch ankle, deutsch Aenkel oder Enkel, d. i. Fußknöchel, urenglisch (was man falschlich angelsächsisch nennt) ancleow. friesisch Anklaw (das erste a lang und dumpf), flämisch und holländisch enkel oder enklauw, westfriesisch ankel und aanklaauw.
- te ax* oder *aks*, englisch to ask, fragen, fordern, deutsch heischen, alt-ostfriesisch askia und aselia, westfriesisch aeschjen. Auch kommt neben dem flämischen und holländischen eischen, welches fragen, fordern und eintreiben, z. B. Brandstahzung, Steuern, heißt, ein heschen vor. Das holländische eisch heißt Erforderniß, z. B. naar eisch van zaaken, je nachdem die Umstände es verlangen, gehoor eischen Gehör verlangen. Das Usga-Buch der Opstalboomischen Frisen scheint von demselben Wort benannt zu sein. Das altenglische axian und alsian ist ohne Zweifel eben sowohl eine Verstümmelung als das noch gebräuchliche nordenglische aks. Auf dieselbe Weise entstand der Name Greter aus Esk oder Usk (und Ceaster).
- ask*, esk, Eidechs, englisch esl und evet, gewöhnlich lizard, vom franschen lezard, flämisch haegedisch, holländisch haagdis,

haagdisse und hegdisse, urenglisch athexe, das englische newt scheint nur eine Verstümmelung von an evet zu sein. Kein Wort ist ärger verstümmelt in allen germanischen Dialecten als eben Eidechs. Eid in Eidechs scheint wirklich etwas vom richtigen Stamm zu sein, da nämlich das urenglische Wort Athere lautet, allein dieselbe Metathesis, bei ax, ist sowohl in exē als in echs eingetreten, also ex und echs ist aus esk entstanden. Eben so ist sicherlich das haag in dem holländischen Wort eine Verstümmelung, und Eidechs hat diesen Namen weder von einem Ei (Eg), noch von einem Haag oder Hagen (Hain) und einer Hecke. Auf Nordfräsisch heißt Eidechs Estglüpper (E lang).

*ae, ea* und *yea*, d. h. ein, ein von mehreren, jeder einer von diesen. Eben so wird das frässische a gebraucht, z. B. tau Skallang a Man (a lang), zwei Schilling jeder, an hualwen Ammer a Taach, ein halber Eimer aufs Mat (jedesmal), an Mark at Pünj, eine Mark das Pfund, jedes Pfund.

*quean*, Frauenzimmer, in einem bösen Sinne gebraucht. Es muß ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort sein. Und doch trägt selbst die Königin des westgermanischen Englandes den Namen queen, ohne arge Nebenbedeutung. Weib heißt auf Dänisch Quinde und Chefrau Kone. Beide Kone und Quinde sind ursprünglich ein und dasselbe Wort gewesen. Das westfrässische Queen ist eine Zwitterkuh.

*frow* ist ein dickes, starkes, schmutziges, unordentliches Frauenzimmer. In Deutschland ward eine Herrin daraus, in Süddeutschland gilt Frau noch für einen Ehrennamen, in Norddeutschland ist leider eine Madame mehr. Die Frisen kennen keine Frau. Den Sprachgesetzen gemäß ist die Form Frau jünger als das plattdeutsche Fru.

*breed* und *brede*, Breite, holländisch und frässisch Breedte, dänisch Brede, englisch breadth.

*skipper*, der Schiffer eines northumbrischen Kohlenschleppers. So gemein ward der alte Name gemacht, als der fremde captain ihn verdrängte. Die Frisen sagen noch Skipper (Skepper, Skapper), und die Plattdeutschen und Holländer Schipper. Es ist nicht nöthig, den northumbrischen Skipper (Schiffer) aus Dänemark kommen zu lassen, wo jeder Schiffer eben so heißt.

*smock*, ein northumbrisches Frauenshemd, ein frisisches heißt *Smaak*. Das Wort ist kein dänisches.

*te shear*, Korn schneiden, frisisch *skeran*, Korn schneiden.

*shearers*, Schnitter, frisisch *Skardern*, das ist Schnitter.

*clipping*, Schafschur, frisisch Klappen, Scheepklappen. Die gewöhnlichere breitenglische Form ist *clippin*.

*shire* oder *sheere* (das ee ist nur um des i-Lauts willen gebraucht.)

Der Frise sagt *Skiw*, z. B. *Bótherskiw* (ö kurz), d. i. ein Schnitt Butterbrod, und das ist auch der breitenglische Sinn des Wortes. Der moderne Engländer sagt *slice*. Das deutsche Wort Scheibe ist dieselbe Form.

*rountree* oder *rowantree* ist dänische *Rønnetræ*, Vogelbeerbaum (*sorbus*). An diesen Baum Morgenlands und Südschottlands knüpft sich bei den Landleuten der Aberglaube wunderbarer Kraft gegen Hexen zur Beraubung ihrer unterirdischen Macht.

*samkast* bedeutet im Durham-Dialect zwei zusammengepfügte Furchen. Dieser Ausdruck ist das dänische sammenkaste, d. h. zusammenwerfen.

*sark*, Hemd, ist das dänische *Sárk*, Hemd. In der dänisch-englischen oder angeldänischen Mundart, welche man bisher falschlich Angelsächsisch genannt hat, ist das Wort *syrk* geschrieben.

*quern* und *kern*, Handmühle, frisisch *kwern*. Die Schreibart *kern* ist eine falsche Sprach- und Schreibart.

*reet*, recht, frisisch *rocht*, englisch *right*, ist dänische Aussprache.

Der Däne sagt *ret* (e kurz).

*not reet*, nicht recht, d. h. nicht bei Sinnem, nicht bei gesundem Verstande.

*te rive*, reißen, frisisch *riwan*, Imp. *reaw*, dänisch *at rive*.

*te ruze*, rühmen, prahlen, ist das dänische *rose*, rühmen.

*te slither*, glitschen, frisisch *slidjerin*, glitschen.

*te slier*, der Länge nach abtrennen, von einander machen, frisisch *sliauerin*, mit demselben Sinn.

*te slorp*, beim Löffelessen schlürzen.

*te slot*, riegeln, das plattdeutsche *sluten* heißt schließen.

*slot*, Riegel. Also unser ursprüngliches germanisches Schloß ist ein Riegel gewesen.

*nosewiss*, schnell merkend, scharf spürend, der Form nach das deutsche *naseweis* und das frisische *ndswis* (ö lang und kurz.)

*nouth*, verstimmt aus north, Nord, auch der Frise läßt oft das r weg und spricht nuth (u kurz).

*loun*, windstille, frisisch luwen, windstill. Solche Ausdrücke gehören natürlich der Gründungszeit Englands an.

*low*, deutsch Lohé, das ist Flamme, nordfrisisch Lógh (ð lang), der moderne Engländer muß flame sagen, da doch Lohé nur die austreibende, aufschlagende Flamme ist, holländisch loog, westfrisisch leag.

*te leck*, lecken, das ist leck sein, englisch to leak, frisisch leaken.  
*lew*, mild, still, *lew-warm*, lauwarm, frisisch leiwarm, englisch luke-warm, dänisch lun (u lang) und lunken. Dieses lunken scheint mit dem englischen luke ein und dasselbe Wort zu sein.

*lig*, liegen, dänisch ligge, englisch to lie (sprich lei), nordfrisisch leian (Imperf. lai, zum Unterschied von leid, das ist legte), plattdeutsch liggen, holländisch liggen und leggen.  
*te maw*, mähen, englisch to mow, dänisch mein, plattdeutsch meien, flämisch und holländisch maeyen, maaijen. westfrisisch mejean, nordfrisisch hauen.

*maw*, Menschen- und Thiermagen, frisisch magh (a lang), auch von dem Magen einiger Thiere, dänisch Mave, englisch stomach, das fransche estomac, holländisch und flämisch maag, westfrisisch meage.

*mickle* und *muckel*, groß, viel, englisch much, large, big. Es ist ursprünglich ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort, auch das altdeutsche michel. Es finden sich viele ostgermanische Ausdrücke in der deutschen Sprache in Folge der Volkerwanderung und der ostgermanischen Ansiedelungen auf nun deutschem Boden.

*midlin*, ziemlich wohl, es geht.

Weel, Tommy, hoo are yah? Midlin, thenk yah! Hoo are yee? Wey, gayly, Joan! Englisch würde dieses northumbrische Breitenglisch etwa so heißen: Well, Tommy, how are you? Pretty (tolerably) well, I thank you! How are you? Why, merry, John!

*mighty*, sehr, z. B. mighty great, mihty fine, miilty high u. s. w. Auch der Deutsche hat viele solche Verstärkungs-Wörter, z. B. mächtig, gewaltig, schrecklich, grausam, entsetzlich u. s. w.

*te mind*, sich erinnern, eingedenk sein, das englische to remember, das englische to mind heißt in Acht nehmen, in Er-

innerung bringen, auf etwas bedacht sein. Dieses nordenglische und altenglische mind ist das dänische minde. Dem Engländer — ein wichtiger Wink für den Geschichtsforscher — ist der Geist (mind) die Erinnerung, das dänische Gedächtniß (Minde.)

*brandreth*, ein eiserner Dreifuß auf dem Heerd zum Kochen, frisisch Branerk, welches letzte Wort ein Diminutiv von Braner oder Brander ist, das auf Nordenglisch brander heißt.

*boman*, Kobold, womit man Kinder erschreckt oder einschüchtert, frisisch Baman (beide a lang).

*blee*, Gesichtsfarbe, frisisch Blei, Gesichtsfarbe. Auch dieses Wort blee oder Bli ist noch immer in Nordengland in Gebrauch.

*blow*, Baumblüthe, frisisch Bleu, das ist Blüthe, von Bäumen und Blumen gebraucht, das frisische un a Bleu heißt überhaupt: in Blüthe.

*te blare*, laut schreien, blöcken, brüllen, frisisch blar-in, von Schafen, Kindergeschrei u. s. w. gebraucht.

*side*, lang und groß, frisisch sidj (i kurz), das ist weit, groß und lang herabhängend.

*skelly*, schieben, frisisch skelgin, dänisch skele, das deutsche scheel gehört auch dazu, das flämische und holländische scheel zien heißt schielen, der Engländer sagt to squint.

*te boun*, fertig machen, ankleiden, frisisch tu buien, ankleiden, sich puhren.

*buse* oder *boose*, Viehstall, frisisch Bus-am (u kurz), plattdeutsch Bos (o lang), welches ursprünglich kein plattdeutsches sondern ein frisisches Wort ist.

*te bouk*, beuchen, einlaugen, Leinenzeug in Länge einweichen, englisch to buck, dänisch buge, süddeutsch bauchen, plattdeutsch büf-en (ü kurz). Das Wort ist wie die Sache uralt.

*shoon* und *shun*, Schuhe, englisch shors, dänisch Skoe, frisisch Skur (u kurz) vom Sing. Skuch, welche Form noch in dem Namen des Dorfes Handschuchheim bei Heidelberg vorkommt. Holländisch schoenen, vom Sing. schon, welcher Sing. sowohl als Plural verstimmt oder eigentlich durch Ansticken ganz verdorben ist.

*shot*, Wirthshausrechnung, die Form ist das deutsche Schoß, das ist Steuer, Abgabe, das dänische Skat, Steuer, und das holländische schot, Steuer.

*shaw.* kleiner Wald in der Ebne, ist das dänische Skov, Wald.  
*svestah* oder *sisto*, siehst du, englisch seest thou. *Hoo is tah*  
 für how are you oder thou? Wie geht's dir?

*te rug*, rucken, rücken, rückweise fortbewegen, englisch to push,  
 to pull roughly, nordfrisch rok-an.

*skitter*, Diarrhee, frisisch Skitjerei. In beiden ist der Vokal  
 kurz, in den andern germanischen Dialecten aber lang,  
 entweder ein langes i, oder ein ei.

*te belk*, englisch to belch, das ist rülpfen, aussbrechen, hängt  
 mit dem frisischen und deutschen Wort Balg, (ein nie-  
 driger Ausdruck für Leib, z. B. den Balg füllen, d. i.  
 den Bauch füllen) und dem englischen belly (Bauch, Leib)  
 genau zusammen. Es ist dasselbe Wort.

*te skirl* (entstanden aus skril), sehr laut schreien, frisisch skrialen,  
 sehr laut schreien.

*te skrike*, englisch to shriek, frisisch skriken (i kurz), hell aus-  
 schreien, wie Schweine, Kinder.

*sluke*, Bodenschlamm eines Gewässers, nordfrisisch Slik, west-  
 frisisch Slak, holländisch slek, deutsch Schlick und Schlack.

*scathe*, Schade, Verlust, frisisch Skath (a lang und th mit  
 dem Urlaut).

*scrat*. Kratz, frisisch Skrob.

*yeuk*, Kräze (Jucken), englisch itch, aus ick, juck entstanden,  
 in Nordengland die schottische Pest genannt, plague of  
 Scotland. Bei uns zu Lande könnte das die jütische Pest,  
 die Pest von Jütland heißen.

*to wise*, zeigen, weisen, wise him in, wise him out, frisisch  
 wis-in (das i kurz), das ist zeigen.

*wir*, in Northumberland und Durhamshire, und *wi'* in Yorkshire,  
 englisch with, dänisch ved.

*won* und *wun* (noch in Cumberland und Lancashire), wohnen,  
 frisisch wen-in, englisch to dwell.

*te wrount*, bohren, wühlen wie ein Schwein, frisisch wret-an  
 (Imperf. wreat).

*yure*, Euter, englisch udder, nordfrisisch jidder oder jitther  
 (i kurz), flämisch und holländisch nyer (natürlich eben  
 so arg corruptirt, als das breitenglische yure und das  
 dänische Yver), westfrisisch jadder, verstümmt zu jaar.

*kist*, Kiste, englisch chest, frisisch Kast, Kest, die englische Form  
 ist eine verstummelte und spätere.

*te kern*, buttern, Butter stoßen, englisch to churn, frisisch sarnin (a lang), plattdeutsch karnen, sonstiges Deutsch kernen oder kärnen, flämisch und holländisch kernen, dänisch kieren, aus welcher verstümmelten Wortform erhellet, daß sie jünger ist, und daß die Dänen das Buttern von ihren Nachbaren gen Südwesten gelernt haben.

*kern*, Butterfaß, englisch churn, frisisch Sarn, holländisch kern, plattdeutsch Karn. Es ist schon erwähnt worden, daß der Name der Handmühle quern manchmal fälschlich kern lautet. In quern ist das germanische *kw* ursprünglich und nothwendig.

*te ken*, kennen, frisisch keanen, englisch to know. Aw kent him weel ich kenne ihn wohl. Die Personen-Verwechslung ist etwas Gewöhnliches.

*kye*, Kuh, frisisch Ki (i kurz), englisch cows. Der nordenglische Singul. heißt ku und der nordfrisische Kü (ü kurz), der westfrisische Ku (Plur. Ki).

*te loup* (Impersf. lap), englisch to leap, schnell bewegen, hüpfen, springen, nordfrisisch lup-an (laufen), ich laufe ic lup (u lang), westfrisisch ljeappen, das ist laufen und springen. Die dänische Form lautet løbe, das ist laufen.

*last*, Last, ein Kornmaß 80 bushels. Als das Urwort wird das als angelsächsisch bezeichnete hlaest angeführt. Dieser Laut hl ist kein anglisches, kein frisischer und kein sächsischer, sondern ein ostgermanischer oder skandinavischer. Auf Frisisch heißt Last Least.

*laverick* oder *laverock*, englisch lark, Lärche (richtiger als Lerche), urenglisch laserc, nordfrisisch Larthk (th mit dem Urlaut), flämisch und holländisch leenwerk oder leeuwerik, dänisch Lärke (verstümmelt, wie gewöhnlich, nach dem Deutschen), der Holländer schreibt schon jetzt gewöhnlich leenrik, der Westfrise ljeurk, lnerck und auch wohl lercke. Dieser germanische Vogel hat natürlich einen urgermanischen Namen, den alle Völkerschaften erhalten haben.

*law*, *loe* und *loure*, eine Höhe, Anhöhe, gottisch hlaiw, angelsächsisch hlaw. Dieses Wörtchen bildet häufig die Endung an Dorfesnamen. Es findet sich auch an manchen Stellen in Fife in Schottland, z. B. Largo Law. Der bekannte Rund Laward ward ebenfalls danach benannt, so wie noch jetzt der englische Lord und der schottisch Laird. Laward, däucht mich, heißt der Höhen-Wärter, der Herr

auf der Warte. Das altschwedische laward bedeutet Herr, wie ursprünglich und noch jetzt Lord, welches aus dem angeldänischen llasord entstanden ist. Das Wort law sowohl als Lord ist ein ursprünglich ostgermanisches oder skandinavisches, kein westgermanisches, und gehört der Sprache der Gründer Englands, Deutschlands und Frankreichs nicht an.

*leagh*, Sense, nordfrisisch *Sen*, das nordfrisische *Le* (e wie in Bett) ist ein eisernes Werkzeug zum Haideschlagen, der Holsteiner aber nennt die Sense *Le* (e lang), der Holländer *zeysen*, der Engländer *sithe* oder *sili*, welche Form älter ist, als die verstimmtete deutsche und holländische, in welcher der s-Laut aus dem uralten *th* geworden und *seythe*, der Däne *Lee*, der seine Sense gewiß von dem südlichen Nachbar erhalten hat.

*ne*, nein, englisch *no*, nordfrisisch *nan* (a lang), dänisch *nei*, plattdeutsch *ne*, schottisch *na*, holländisch *neen*, westfrisisch *nee*.

*te nicker*, wiebern, nordfrisisch *neagherin*, englisch *to neigh*, holländisch *briesschen*, dänisch *vrinske*.

*nash* und *nesh*, weich anzu fühlen, zart, urenglisch *nese*, nordfrisisch *neast*, z. B. *neast Ol*, weiche zarte Wolle.

*te nag*, an etwas Hartem nagen.

*te hing*, hängen, englisch *to hang*, fris. *hingin*, das ist hängen, henken oder richtiger hänken, das heißt an einem Hank oder Strick aufknüpfen. Das Wort *hank* in Nordengland und Nordfrisland ist ein zusammengeknüpfter Garnstrang zum Befestigen, oder auch ein dem ähnlichen Seil, um etwas daran zu befestigen.

*peewit*, Kibiz, englisch *lapwing*, nordfrisisch *Liap* und *Pitwitz*, westfrisisch *Ejeap*, holländisch *kievit*, dänisch *Vibe*. Das deutsche Wort *Kibiz* ist verstimmt, die norddeutsche Form mit *w* und *t* ist viel älter, da der *Kibiz* ein norddeutscher und vorzugsweise frisischer Vogel ist.

*pick-night*, stockfinstre Nacht (eigentlich *Pech-Nacht*), das deutsche *stockfinster* ist von Stock, Gefängniß, benannt, denn in den deutschen Kerfern ist es finster genug gewesen. Der Frise lieh seine äußerste Finsterniß oder eigentlich Dunkelheit von Pech und sagte *pakdjönk*, das ist *stockfinster*, pechdunkel, denn solche deutsche Stöcke oder unterirdische Höhlen, wo nie ein Sonnenblick oder ein Lichtstrahl hin-

drang, kannte er nicht, und so ist auch die deutsche Blindheit stockblind geworden, so wie die Dummheit stockdumm und die Stille stockstill und die Taubheit stocktaub. Auch die Holländer sagen pek-donker, wo der Dâne sein unheimliches bâlmørk braucht. Der englische Ausdruck pitch-dark, stockfinster, den der Engländer von dem Frisen erhielt, ist viel älter als die Gründung Englands.

*aw thout*, ich dachte, englisch I thought, frisisch ik thaught oder thaagt, dâniisch jeg tântke, klingt ungefähr wie das schleswig=dâniische å thott, ich dachte.

*aw'l.* ich will, werde, englisch I will, schleswig=dâniisch und jütisch å vil oder a vil.

*aw yool'd oot*, ich schrie aus, englisch I cried out, frisisch ik jollad utj von *te yool*, *youl* oder *yowl*, laut ausrufen ausbrüllen, englisch to yell, to yawl, der Form nach das deutsche gellen, richtiger gâllen.

*herd*, Hirt, frisisch Hôrd (ö kurz), plattdeutsch Harder, in England sonst wird der Schafshirt insbesondere der Hirt — shepherd — genannt, seitdem der Betrieb der Wollen-Manufacturen so stark geworden, und die Schafzucht vorzugsweise getrieben wird.

*fra*, von, frisisch fan (a lang), holländisch van, plattdeutsch fan, breitschottisch frae, englisch from und fro. Die englischen und schottischen Formen dieses Ausdrucks sind skandinavischer Herkunft, das dâniische fra, das ist von.

*flinders*, zerbrochene Stücklein, Splitter (entstanden aus Splinter), holländisch flinters, frisisch Flantern.

*holm*, Eilandchen, vorzugsweise in Binnengewässern, dâniisch Holm. Es ist ein ursprünglich ostgermanisches oder skandinavisches Wort. Eine Menge Eilandchen in den von Skandinaviern gegründeten und bevölkerten Inselgruppen Orkney und Shetland heißen Holmen. Wo das Wort für sich oder als Ortsnamensendung in Nordengland, z. B. in Northumberland und Cumberland vorkommt, da ist es dâniisch. Durham hieß einst auch, in Folge der Eroberung durch die Dânen, Dunholm. Auch gibt es Holmen in den nordenglischen Seen Ullswater und Windermere.

*frem'd*, fremd, ausländisch, seltsam, nordfrisisch fream, westfrisisch fream, vielleicht aus ferhemd oder ferhamd (a und e lang) entstanden, d. i. von hem oder ham (heim) entfernt.

*fore-elders*, Voreltern, Vorfahren, frisisch Föralern, englisch *fore-fathers*.

*to flit*, seine Wohnung wechseln, eine andere beziehen, dänisch at flytte. Der Urbegriff ist die Bewegung von einem Orte zum andern. Auf Nordfrisisch heißt tu flat-en, eilen, und ferflat-en, eine andere Stelle geben.

*hame* oder *haam*, heim, englisch home, nordfrisisch ham, holländisch oder lieber südfrisisch ham und hem. Die Ortsnamen in England auf ham sind unzählig, in Friesland auf am, um, ham und hem ebenfalls. Die vier zuletzt angeführten Endungen sind nur verschiedene Aussprachen eines und desselben Worts. Es ist ausschließlich ein westgermanisches, kein skandinavisches. Das skandinavische hjem ist dem westgermanischen hem nachgebildet und einige wenige Male kommt dasselbe als Endung an skandinavischen Ortsnamen vor. Ein sehr großer Theil der skandinavischen Sprache stammt aus unsern Ländern, denen die Dänen und ihre Stammgenossen fast alle ihre Civilisation zu danken haben.

*haams* oder *hame-sticks* sind das Kummel oder die Hammstücke am Hals der Pferde.

*foother* und *fother*, Fuder, plattdeutsch Föder, das ist eine Last, so viel als ein Wagen zu gleicher Zeit fahren kann. Es ist kein skandinavisches Wort.

*gate*, Gasse, dänisch Gade, frisisch Tat (a lang), das ist eine Gasse in einem Dorf, und Gat (a kurz), eine Öffnung, wo durchgegangen oder durchgefahren wird.

*lop* und *loppe*, Ploh, englisch flea, dänisch Loppe, flämisch und holländisch vlooy, nordfrisisch Maap. Wenn der Engländer von diesem lop und loppe sagt, es sei pure Saxon, also rein westgermanisch, so zeigt er nur den gewöhnlichen englischen Mangel an Sprachkenntniß. Lop und Loppe ist ursprünglich ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort.

*let wit*, wissen, lassen, englisch to make known, frisisch wed leaten, plattdeutsch weten laten, dänisch lade vide. Die obige Wortstellung, die so häufig im Englischen ist, hat einen skandinavischen Ursprung.

*te lee*, lügen, englisch to lie, plattdeutsch legen, holländisch liegen, frisisch legen (Imparf. lich), dänisch lyve (das v nach der gewöhnlichen Corruption des g in v).

*maw*, mein, englisch mine und my, frisisch min (i kurz), plattdeutsch min (i lang), holländisch mijnen, galisch ma und mo. *at*, daß, frisisch that, englisch that, dänisch at, plattdeutsch dat, holländisch dat.

*walk mill*, Walkmühle, englisch fulling-mill, und

*te walk*, walken, nämlich früher in Nordengland mit den Füßen, woher denn in Folge der Hin- und Herbewegung der Begriff to walk, gehen, betreten, mit Füßen treten, in die nordenglische Sprache gekommen, indem der ursprünglich römische to full für walken, mit Füßen treten, gebräuchlich ward. In Nordfrisia und auch noch in Wales walzt man mit den Händen. Der Holländer sagt für walken vollen. Ob das von dem franschen foulir, walken, stammt, oder von dem Urwort wolken, welches frisisch ist und noch im Nordfrisischen wolkin heißt, welches Wolle bearbeiten zu bedeuten scheint, ist nicht so leicht zu ermitteln.

#### Das nordenglische

*war*, schlimmer, ärger, böser, das angeldänische waerra, welches fälschlich angelsächsisch genannt zu werden pflegt, und das modernenglische worse sind dänischen Ursprungs. Auf dänisch heißt das Wort værre. Es ist kein westgermanisches.

*wark*, Schmerz, urenglisch Wark oder, wie es geschrieben wird, waere, frisisch Wark, das ist Schmerz, das nordenglische „maw heed warks“ heißt mein Kopf thut weh, nordfrisisch min Haad warkt. Es ist kein ostgermanisches oder skandinavisches Wort.

*till*, zu, auch untill, aber als modernenglische Ausdrücke in der Bedeutung von bis zu, ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort, spezieller gesprochen dänisches, das dänische til. Der Westgerman kennt es nicht.

*lite* und *lit*, bald, und *titter*, eher, ist dänische lit, das ist oft.

*too*, zu, das heißt zugemacht, z. B. put the door too, mach die Thür zu, frisisch magi tha Dör tu, it is too, sie ist zu. frisisch hiji as tu. Das ö im frisischen Dör und das u sind kurz. Das oo in too dient statt des u-Lauts. Eben so ist es mit loom.

*toom* oder *tuam*, leer, frisisch lethag (e lang), holländisch ledig, dänisch tom, altdeutsch tum oder tumm, d. h. leer, inhalt leer, kraftlos, ein ostgermanisches oder skandinavisches

auch in die deutsche Sprache eingebrachtes Wort. A toom purse, ein leere Beutel. „Wo aber das Salz tumm wird, womit soll man salzen?“

*te warp*, Eier legen, eigentlich werfen, doch nur von Vögeln gebraucht, frisisch *warp*, *warp-an* (Imperf. *worp*), d. h. Eier legen, ein ausschließlich westgermanisches Wort, kein ostgermanisches oder skandinavisches, obgleich in Norwegen *at várpe* Eier legen heißt.

*wuth*, eine Wasser-Furth, frisisch *Wath* (a lang).

*wogh* (Lancashire und Yorkshire), Wand, Mauer, nordfrisisch *Woch*, d. i. Wand.

*te stummer*, anstoßen, auch im Sprechen, frisisch *strömerin*, deutsch stammeln, englisch to stammer, flämisch und holländisch stameren.

*te tell*, zählen, englisch to count, to number, nach dem franschen *compter*, *nombrer*, plattdeutsch *tellen*, holländisch *tellen*, frisisch *tealen*. „He cannot tell to twenty,“ frisisch *hi kaan egh teal tu twintag*. Die Zahlmeister der englischen Staatsfinanzkasse heißen noch *tellers*, das heißt Zähler. Das modernenglische to tell heißt erzählen.

*te ug*, Abscheu und Ekel haben, und *ugsome*, abscheulich. Dieses *ug* ist unzweifelhaft das deutsche *Ek* in Ekel. Die deutsche Endung *el* ist ein oft vorkommendes bloßes Anhängsel, z. B. dunkel, wankel, Henkel (richtiger Hänkel), Hänsel, von Hans, u. s. w. Das deutsche Spitz- oder Ekelname heißt auf Frisisch *Ufelnöm* (so lang), und eben so wie hier *Ek* ist *ug* in dem englischen *ugly*, frisisch *onglk*, das heißt häßlich, recht garstig, dasselbe Wort.

*thick*, vertraut, innig, z. B. they are very thick just now, sie sind gerade jetzt sehr vertraut mit einander, englisch they are very familiar, plattdeutsch se sunnt dicke Freunden, von dicker Freundschaft gesagt. Das Wort ist nicht frisisch. Bei Robert Burns findet sich diese Bedeutung auch.

*thunner*, Donner, englisch *thunder*, frisisch *Thonner* (th mit dem Urlaut), dänisch *Torden*, welche Form eine arge Corruption aus der westgermanischen ist.

*te thrang* und *thring*, drängen, dringen, englisch to throng. holländisch dringen.

*stre* und *strey*, Stroh, englisch straw, nordfrisisch *Stre* (e wie in Hecht), holländisch *strooy* und *stroo*, dänisch *Straa*, westfrisisch *Strie*.

*strickle*, ein Sensenweber, nordfrisisch *Stricker* (i. kurz).

*sned*, das lange Holz, woran die Sense befestigt ist, oder, wie das Wort von Brockett erklärt wird, „the long shank or handle of a scythe“, nordfrisisch *Sniad*, in ganz derselben Bedeutung, urenglisch *snead* oder *snaed*. Sonst bei west- und ostgermanischen Völkern ist das Wort unbekannt.

*snod*, verschlagen, schlau, dänisch *snu*, das ist schlau, durchtrieben. Diese schlimme Bedeutung hat das nordfrisische *snoath* nicht, welches fein und scharfsinnig bedeutet, z. B. an *snoath Haad*, d. h. ein feiner Kopf, von der Geistes- schärfe, der geistigen Begabtheit gebraucht. Auch das westfrisische *snood* wird im guten Sinn gebraucht für klug, scharfsinnig. Das holländische *snood* und das westfrisische *snoad* heißen böse, gemein, schändlich.

*stilt*, Pfugsterz, der Form nach das deutsche Wort *Stelze*, das modernenglische *stilt* und das holländische *stelt*.

*start*, Sterz, das ist eigentlich Schwanz, urenglisch *steort*, nordfrisisch *Stört* (ö. kurz), plattdeutsch *Stert* (e lang), dänisch *Stjert* oder *Stjärt*, holländisch *steert* und *staart*, westfrisisch *stirt*.

*stot*, junger Ochs, dänisch *Stud*, d. i. Ochs, und die Stute ist ein Mutterpferd! Und das englische *steed* ein Springhengst!

*steer*, ein dreijähriger Ochs, das deutsche *Stier* und das nordfrisische *Stjir* (i. kurz), kein dänisches Wort.

*stee* oder *stey*, Leiter, englisch *ladder*, dänisch *Stige* und *Stie*.

*pund*, Pfund, plattdeutsch *Punt*, frisisch *Punj*, englisch *pound*, in welchem Wort das ou von franscher Herkunft ist, dänisch *Pund*.

*prin*, ein spitzes eisernes Werkzeug, nordfrisisch *Prian*, dänisch *Preen*, deutsch *Pfriem*, der Engländer braucht ein ganz verschiedenes Wort dafür, nämlich *pin*, der Holländer sagt *priem*, der Westfrise *prieme*.

*sare*, sehr, z. B. *sare asslieted*. sehr gebogen, holländisch *zeer*.

*wig*, Kuchen, deutsch *Weck*, westfrisisch *wegge*, kein dänisches Wort.

*wik*, Winkel, Ecke, dänisch *Biig*, ferner die Endung *wick* in den skandinavischen Ortsnamen in Großbritannien und den Norderinseln und Hebriden.

*karl - cat* ist ein Kater, das dänische *Hankat*, also die Erkaze, die Kerlkaze.

*burgh* und *berg*, Berg, Hügel, den Frisen ist der Hügel ein Berg, plattdeutsch *Barg*, holländisch und westfrisisch *berg*. Das dänisch *Bjerg* — was auch schon an dem j zu spüren ist, kann kein uraltdänisches Wort sein. Die skandinavischen Völker benannten ihre Berge mit dem Namen *Fel*, *Fjeld*, *Fjal*.

*barkham*, *braugham* und *brassum*, die Halshamme oder Ziehhölzer am Hals der Pferde, manchmal aus mit Stroh vollgestopften Strümpfen bestehend, früher aber angeblich aus Borke. Die beiden letzten Formen sind sehr verstimmt.

*bairn*, Kind, ältere Form *bearn*, nordfrisisch *Biarn*, westfrisisch *bern*, dänisch *Barn*.

*to big*, bauen, nordfrisisch *bag-en* (a kurz und g sehr hart), dänisch *bygge*. Der neuere Engländer ging bei seiner Bauart von dem Begriff des Bildens aus und nennt sein Bauen *to build*.

*big*, eine Art Gärste, vorzugsweise die vierreihige, manchmal wird sie auch bear genannt, englisch *barley*, nordfrisisch *Berri*, wovon unstreitig das Gärstengetränk *Bier* seinen Namen hat. Der Däne nennt seine Gärste *Byg*, das ist die vierreihige insbesondere. In Mittelschottland nennt man diese Art Gärste die dänische.

*to berry*, Korn dreschen, und *berrier*, Drescher, ohne Zweifel von *Ber*, d. i. Gärste, welche lange Zeit die Hauptkornart war, englisch *to thrash* und *thrasher*, nordfrisisch *tharsfan* (das erste a lang — Imperf. *thorsf*) und *Thorsker*, plattdeutsch *dörschen* und *Dörscher*, dänisch *tårske* und *Tårsker*, holländisch *dorschen* und *Dorscher*, westfrisisch *terskjen*, und *lesker* für *tersker*.

*ar.* Narbe, nordfrisisch *Ard* (a lang), breitschottisch *arred*, was vernarbt ist, dänisch *Ar*.

*ar.*, ich, jütisch å und a, englisch I, nordfrisisch und plattdeutsch ik, holländisch ik, französisch je, dänisch jeg.

*karl*, ein Landbursch, ein alter rauher Mann, nordfrisisch *Kiarl* (ohne schlimme Nebenbedeutung), Mann überhaupt und tüchtiger Mann, deutsch *Kerl* (entstanden aus *Karl*), dänisch *Karl* (ohne eine andere geringsschätzige Nebenbedeutung als *Knecht* oder *Diener*, welche Bedeutung das Wort auch hat), plattdeutsch *Kerel*, holländisch *karel* und *kerel*, häufiger *vent*.

*te glock* und *gleck*, brüten. Von einer solchen Henne, die brüten will, sagen die Friesen, sie ist klok. Das englische *to cluck* heißt nur glücken, und das holländische klokken ebenfalls.

*childer* ist der ältere Pluralis, der jetzt lautet children (Kinder). Manche englische Ausdrücke, die jetzt die Pluralendung es haben, hatten dafür in alten Zeiten ein en. So lautet noch das nordenglische

*ee*, d. i. Auge, im Pluralis een, während der moderne Engländer eyes sagt, wofür Chaucer noch eyen braucht, nordfrisisch Ugen, deutsch Augen, plattdeutsch Ogen, holländisch oogen, westfrisisch eagen.

*sharen*, frischer Viehmist, frisisch Schuaren. Das frisische tu schuarnin, vom Vieh gebraucht, heißt etwas machen.

*te cour* und *cower* ist ganz das deutsche Kauern.

*corf* bezeichnet einen großen Kohlenkorb. Das gewöhnliche englische Wort ist basket.

*te dree*, erleiden, aushalten, tragen, nordfrisisch dragan (e lang), der Engländer sagt to bear und der Däne at båre.

*te coup*, Tauschhandel treiben, nordfrisisch kúpin, d. i. kaufen, plattdeutsch kópen, holländisch koopen, westfrisisch keapjen, dánisch at kjøbe. Die andern germanischen Völker behielten das Wort kaufen auch für dessen neuere Bezeichnung bei, der Engländer aber sagt to buy. Kommt dieses Wort etwa von dem frisischen blütj-in, das ist tauschen?

*horse coupers*, Pferdehändler, frisisch Hingstupers, holländisch paardekoopers. — Es ist eigenthümlich, daß in England für verkaufen, to sell, der skandinavische Ausdruck — dánisch sälge, das ist verkaufen — gebräuchlich ward.

*te cramp*, zusammenziehen, nordfrisisch krampen, holländisch krimpen (partic. gekrompen), westfrisisch krimpjen.

*The bairns tyak efter their dad*, englisch the children take after their father, die Kinder schlagen ihrem Vater nach, arten ihm nach, sind ihm ähnlich, schlachten ihn. Dade ist ein frisches Wort.

*Dinna mack sic a noise*, englisch don't make such a noise, mach nicht solchen Lärm.

Die Northumbrier brauchen oft will für shall, would für should u. s. w., is (3. Pers. Sing.) wird von den gemeinen Leuten fast immer für die erste und zweite Person

gebraucht, sehr häufig ist th in Nordengland in d übergegangen, z. B. father in fader, mother in moder, Rothburg in Rodburg u. s. w. Das ist nicht frisisch, wenigstens nicht reinfrisisch, aber die Deutschen und Dänen kennen den th-Laut nicht.

*Whe was we yah*, englisch who was with you, wer war bei Ihnen.

*han* (noch gebräuchlich), entstanden aus dem alten englischen Plural *haven*, das ist haben (3. Pers. Plur.), englisch have, nordfrisisch hewe und ha, deutsch han und haben, plattdeutsch hebben, westfrisisch habbe.

Ein Beispiel der Kohlengräbersprache Northumberlands:

Where are yah gann tee? A ken what aw'l dee. What hae yah won now?  
Engl. Where are you going to? I know what I'll do. What have you won (oder  
got) now?

Deutsch. Wo gehen Sie hin? Ich weiß was ich thun will. Was haben Sie jetzt  
ausgerichtet?

How is't? Aw is pleased to see thee. Hoo's Nan?

Engl. How do you do? I am glad (happy) to see you? How is Nanny?

How are you?

Deutsch. Wie geht's? Es freut mich, dich zu sehen. Wie geht's Anna (Nante)?  
Wie steht's?

*wife*, Weib, ob verheirathet oder nicht, englisch wife, ein verheirathetes, urenglisch wif, Frauenzimmer, nordfrisisch Wuf, vorzugsweise ein verheirathetes Frauenzimmer, allgemeiner ist das nordfrisische Wufhaad, das englische woman. Das alte deutsche Weib, und sogar das plattdeutsche Wief, ist unedel und unmodern geworden. Das dänische, von Dichtern gebrauchte Wort *Biv* ist vom Plattdeutschen entlehnt. Es ist kein ostgermanisches oder skandinavisches Wort. Auch das holländische wijs ist selten geworden. Die Westfriesen sagen *wijv*.

*yait* und *yets* für oats, Hafer, welches altenglische ale ich für kein westgermanisches Wort halten kann, wenn man es auch ein angelsächsisches zu nennen pflegt, ferner

*yen* und *yan* für one, ein, auf Sylt in Nordfriesland *jen*, d. i. ein, breitschottisch *ane*, westfrisisch *yen*,

*yence* und *yance* für once, einmal, einst, breitschottisch *ains*, nordfrisisch *iants*, *iansi*,

*yebble* für able, fähig,

*yell* für ale, dänisch Öl (b kurz), das ist Bier, welchen altenglischen Ausdruck für Bier kein Sprachkundiger für einen

- westgermanischen halten darf, wenn auch eale ein sārisches (Saxon), also altsārisches Wort genannt wird, *yearth* und *yeorth* für earth, Erde, dānisch *Tord*, westfrisisch *yerd*. *te wend*, gehen (noch im Gebrauch), englisch *to go*, und *went*, gegangen, englisch *gone*. Das deutsche *ich wende mich zu dir* heißt auch weiter nichts als *ich gehe zu dir*.
- whilk*, welch, englisch *which*, entstanden aus *whilk*, *eh* aus *k*, holländisch *welk*, modern=westfrisisch *welek*, vom holländischen entlehnt, alt=westfrisisch *hock* und *hueek*, nordfrisisch *hof*, *hög* (ð *kurz*), *wer* und *welcher* heißt auf Nordfrisisch *hofker*, auf Westfrisisch *hoker*, *wessen* auf Nordfrisisch *heans*, auf Westfrisisch *waens*.
- te welk*, welken, trocknen, englisch *to wither*, *to dry*, nordfrisisch *wellin*, *drüggin*, dānisch *visne*, *tøres*, westfrisisch *wijlen* und *verwijlen*, partie, verweild.
- hoo* oder *hu*, wie, englisch *how*, nordfrisisch *hū* (ū *kurz*), holländisch *hoe*, westfrisisch *ho*, das westfrisische *ho*-dienig, das ist wie, auf welche Weise, heißt auf Nordfrisisch *hūdennang*, und auf holländisch *hoedienig*, und das westfrisische *ho*-mennig, wie manch, wie viel, und *ho*-mennig-*yen*, wie mancher, wie manch einer, auf Nordfrisisch *humannang* und *humannangenean*. Auch der Holländer sagt *hoe menig*. Wer Frisisch kann, erkennt sogleich, wie sehr viele frisische Elemente das holländische Plattdeutsch enthält.
- te harry*, plündern, verwüsten. Das angeldānische, bisher fälschlich altsārisch (Saxon) genannte *hergian* ist das dānische *hárje*, d. h. verheeren, verwüsten. Das *heer* in verheeren gehört demselben ostgermanischen oder westgermanischen oder skandinavischen Sprachstoff an.
- harer* und *haver*, Hasen, dānisch *Havre*, nordfrisisch *Hewer*, holländisch *haver*, englisch *oats*, westfrisisch *jouwer*.
- groat*, Grüze, nordfrisisch *Graat*, auch *grit* und *groats* auf Breitenglisch, plattdeutsch *Grüt*, holländisch *gort* und *grut* (u ist ü), westfrisisch *groat* (das westfrisische *jouw'ren* *groat* heißt *Hasergrüze*). Auf Dānisch heißt Grüze *Gryn*, aber *Grüßbrei* *Gröd* (ð *lang*).
- gruap* oder *groop* (northumbrisch), der Mistbehälter oder Graben hinter dem Stallvieh, nordfrisisch *Grup*, westfrisisch *groppe*. Westfrisisch: *as't ksal ijme groppe leit*, und nordfrisisch: *wan't Kualw un a Grup leit* (oder *un Grup leit*). Dieses Wort ist ausschließlich frisisch, breitenglisch und breit-

schottisch (grupe). Auf urenglisch heißt es groepe. Auch noch im Oldenburgischen westlich von der Weser ist das frisische Wort übrig geblieben.

*haustle*, kurzer Husten, nordfrisisch Haast, d. i. Husten, plattdeutsch Host, breitschottisch host, holländisch hoest, dänisch Hoste. Das nordfrisische Koks-Haast ist das holländische kuch und das englische cough, Husten.

*aw greet*, ich weine, und *aw gral*, ich weinte, dänisch jeg gråder, ich weine, und jeg gråd (sollte sein jeg graad), ich weinte, frisisch ik wop, ich weine, und ik wop, ich weinte, englisch I weep und I wept. Der Holländer braucht weenen, grijzen, krijten, der Westfrise weynen, graeyen u. s. w. Das englische to cry enthält die Wurzel von dem deutschen schreien.

*gars* (sehr alte Form), Gras, nordfrisisch Gears, westfrisisch gers und gars, holländisch gras, englisch grass, dänisch Grås.

*garth*, Garten, frisisch Guard, englisch garden und yard, dänisch Gaard, gewöhnlich Have, holländisch hof, tuyn (das ist Tun, Baum).

*kirkgarth*, Kirchhof, englisch churchyard.

*elter* und *aller*, englisch alder, deutsch Eller, verstimmt zu Erle, woraus dann wieder das dänische Elle und Elletrå, verstimmt worden, holländisch els und elzeboom.

*fell*, Felsberg, hoher Felsen, skandinavisch und dänisch Fial und Fjeld (das d ist das überflüssige und gar nicht zum Namen gehörige d, welches so oft in dänischen Wörtern vorkommt), ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort. Viele Berge in Cumberland, Northumberland, Yorkshire, Dumfriesshire und Galloway, in der Insel Arran, in den Hebriden u. s. w. tragen diesen skandinavischen Namen, meistens als Endung. Auch das deutsche Fel in Fels ist dasselbe ostgermanische Wort.

*te keel*, fühlen, englisch to cool, nordfrisisch kelen, dänisch fjole, holländisch koelen, plattdeutsch kolen.

*te keek*, ficken, plattdeutsch kiken, dänisch kige, nordfrisisch kek-en und kifik (das erste i lang und dieses letzte Wort fast ausschließlich gebraucht für sehen durchs Fernrohr), holländisch kijken, westfrisisch kijekjen.

*ing*, Wiese, englisch meadow und mead, nordfrisisch Miad, westfrisisch miede, dänisch Eng, deutsch Anger. Dieses deutsche Wort Anger hängt mit dem dänischen Eng und dem nord-

- englischen *ing* genau zusammen und ist kein ursprünglich deutsches Wort.
- het*, heiß, englisch hot, nordfrisisch hiat, plattdeutsch heet, holländisch heet, dänisch heed, westfrisisch hiel.
- brant*, brannte, englisch burnt, nordfrisisch brand (a lang), dänisch brændte, westfrisisch haernde von haern, welches auch bränjen heißt, das holländische branden, d. i. brennen, und das nordfrisische branen (a lang).
- while*, so lange als, das englische until, z. B. stay while I come back, wart bis (so lange als) ich zurückkomme. Dieser nordenglische Ausdruck ist dem altdeutschen weil nahe verwandt.
- te wax*, wachsen, englisch to grow, holländisch wassen, groeyen, nordfrisisch wachsen (a lang) (das nordfrisisch gruien heißt keimen), westfrisisch waegsjen (das westfrisisch groey — nordfrisisch Grui — heißt Keim, Unwachs), dänisch vore.
- welsh*, abgeschmackt, albern, gemein, das nordfrisische galsk (a lang) heißt toll, nicht recht klug.
- yowe* und *you*, das weibliche Schaf, Schafmutter, englisch ewe, nordfrisisch Zoa (die drei Buchstaben zusammen ausgesprochen), holländisch oije.
- poke*, Sack, Beutel, englisch pouch, französisch poche, eigentlich Säckchen, ist jüngerer Ursprunges und durch Unabhängung der französischen Verkleinerungssilbe et entstanden aus pock, und wenn auch ein isländisches Poki und ein sogenanntes altsächsisches (Saxon) pacca vorkommen mag, so ist das Wort doch schwerlich ein westgermanisches.
- te red*, Ordnung schaffen in etwas, nordfrisisch red-in (e kurz in derselben Bedeutung. To red up the house, nordfrisisch at hüs apred-in, das heißt das Haus aufräumen, Ordnung darin schaffen. Der Holländer braucht in diesem Sinn auch redden, und der Westfriese sein redden ebenfalls. Das deutsche retten hat diesen Sinn nicht. Das Wort ist kein ostgermanisches oder skandinavisches. Das red in dem breitenglischen
- redding-comb*, das ist Haarkamm, ist ein andres Wort, nämlich dasselbe was das frisische riad-an (Imperf. reat), welches vom Haar gebraucht wird und das Haar entwirren mit dem Kamm, es zurecht kämmen bezeichnet.
- ratch* (verkümmelt nach der gewöhnlichen romanisch=englischen Weise aus rak) bezeichnet einen graden Strich oder ungekrümpte Strecke eines schiffbaren Gewässers, z. B.

the Long Ratch auf dem Fluß Tyne in Northumberland, oder, wie die dortigen Kohlenschlepper das Wort aussprechen, the Long Rack. Und das ist auch die richtige alte Aussprache. Es ist ein ausschließlich frisisches Wort, und Friesen waren es, welche das Fahrwasser bei Skagen, wo es gerade hinein geht, das Skagerrak nannten. Noch jetzt nennen die Nordfriesen die graden Strecken in gekrümmten Fahrwässern zwischen ihren Inseln oder auf sich windenden Flüssen Rakken. Auch der Westfrise kennt das Wort Rak und Rek in demselben Sinn und nennt eine solche gradhingehende Kanalstrecke, wo seine Schuit geht, ein Rak oder Rek. Es ist noch überall in Westfrisland gebräuchlich, und man hört dort so viele Raks nennen, z. B. Damrak, Francker-Rak u. s. w. Das holländische Wort rak bezeichnet bloß eine Strecke Weges. Vielleicht hängt das deutsche recken, Reckbank, d. i. das englische rack oder Peinbank (Folter), mit dem uralten Rak zusammen, und das rack in Shakspeare's Sturm „leave not a rack behind,“ welches am wahrscheinlichsten einen schmalen gradgestreckten Wolkenstreifen bedeutet. Recken wird wohl richtiger räcken geschrieben, von Rak, wovon unzweifelhaft der Racker (ein deutsches und ein frisisches Wort), d. i. Schinder, ursprünglich der Peiniger auf der Reckbank und bei jedweder Tortur, seinen Namen trägt. *spilling the salt*, bei Tisch das Salz verschütten, ist eine böse Vorbedeutung in Nordengland, Süddeutschland u. s. w. und war es schon bei den Römern wie Festus lehrt. Der Aberglaube wird wohl ein römischer sein. Was das Wort selbst betrifft, so heißt es auf Englisch to spill, die Nordfriesen sagen spiljen, die Holländer spinnen und die Dänen at spilde.

*bishop's foot*. Wenn Essen angebrannt oder beim Kochen verdorben ist, so wird gewöhnlich gesagt, der Bischof hat seinen Fuß darin gesetzt „the bishop has set his foot in it,“ oder der Bischof ist im Topf, „Bishop's i' th' pot.“ Bei Lindale in seinem „Obedyence of a Chrysten Man“ (gedruckt 1528) heißt es pag. 109 also: „when a thyng speadeth not well we borowe speach (dies ist die richtige Schreibart von speach, nicht speech) and say the byshope hath blessed it, because that nothyng speadeth well that they medyll withall. If the podech (das ist das jetzige englische pottage, Topfsspeise) be burned to, or the mete

over rosted, we say the byshope hat put his fote in the potte, or the byshope hath played the coke, because the byshopes burn who they lust and whosoever displeaseth them.“ Wenn ein Ding nicht wohl gelingt, so borgen wir die Redensart und sagen, der Bischof hat's gesegnet, darum daß nichts gut von Statten geht, wo sie (die Bischöfe) ihre Finger zwischen haben. Wenn der Brei angebrannt, eder das Fleisch zu stark gebraten ist, so sagen wir, der Bischof hat seinen Fuß im Topf gehabt, oder Bischof ist Koch gewesen, sündemal die Bischöfe verbrennen, welche sie wollen und wer ihnen nicht gefällt.“ Hieraus erhellet, daß diese Redensart älter als das Jahr 1528 ist. (Sieh Brockett's Wörterbuch.) Eine Redensart ist the bishops at chess die Bischöfe beim Schach, das heißt, die Narren wollen mit spielen und verstehen es nicht.

### Die alte Endung

*ster* (eine ausschließlich ursprüngliche), d. B. in brewster, webster oder wabster u. s. w. für das jetzige brewer (Brauer), weaver (Weber), findet sich häufig in Nordengland.

Das northumbrische und nordenglische Wort *bride-wain*, sonst *bride-wagon* Brautwagen, frisisch *Bridjwain*) genannt, ist westgermanischen Ursprunges und so uralt, wie die Sitte selbst, die hoch ins Heidenthum zurückreicht. *aye*, (eye oder eigh), in ganz Nordengland gebräuchlich, heißt ja das deutsche ei ist wohl dasselbe Wort. Von ja kann es nicht stammen, auch ist es keine abweichende Aussprache des ja. Vielleicht ist es römischen Ursprunges und hängt eng zusammen mit dem römischen ajo. In dem eigentlichen England kommt es nicht vor und ist ein sehr charakteristisches Unterscheidungs-Merkmal der breitenglischen Sprache Nordenglands.

*eam*, Oheim (dieses Oheim verstimmt aus Ohem und dieses aus Ohm, wie Holstein aus Holsten und dieses aus Holseten), holländisch *oom*, westfrisisch *yem*, alt=ostfrisisch *eem*, altenglisch *eame*, nordfrisisch heißt *Ami* (a lang und dumpf) oder *Ame* Großmutter. Der deutsche oder eigentlich undeutsche Onkel ist ein römisches von Frankreich geborgtes Produkt, und aus derselben Quelle stammt der englische *uncle*.

*etow* oder *atoo*, entzwei, englisch *in two*, dänisch *itu*, nordfrisisch *antau*. Das plattdeutsche *entwei* ist nur eine ver-

stümmerliche Uebertragung des sehr verdorbenen deutschen Worts entzwei (aus in zwei entstanden) woraus man sogar ein Zeitwort entzweien zurecht geschustert hat.

*crib*, Kinderbett, nordfrisisch Krab, d. i. Kinderbett, auch Krippe, englisch crib, d. i. Krippe, Stall, holländisch krib und kribbe, d. i. Krippe, Fræstrog, dänisch Krybbe, d. i. Krippe.

*flah* oder *flaw*, ein trocknes vierckiges Stück Dorf oder Rasen, plattdeutsch Plach, breitschottisch flag, d. i. ein mit dem Spaten abgestochenes grünes Stück Rasen.

*Elsپith* ist Elizabeth, Elisabeth.

*esh*, Esche, richtiger Aesche, englisch ash, nordfrisisch Easki, holländisch eschelen-boom, dänisch Ask.

*elding*, Feurung, nordfrisisch Falang (i und a beide für sich aber schnell ausgesprochen, also nicht wie ja). Dieser Ausdruck für Feurung kommt meines Wissens in keiner andern Sprache und Mundart vor. Es ist ein ursprünglich frisischer. Der Nordfrise nennt Feuer Fal und der Däne hat sein Feuer (Ild) von den Friesen entlehnt. Feurung aber nennt der Däne Brände. Der Westfrise, der nie mit skandinavischen Völkern in Berührungen gewesen, kennt das Wort auch, nämlich jeldjen, das heißt Feuer anmachen, anzünden, Feuer fangen, und coujeldjen, entbrennen, in Flammen ausbrechen, doch selbst die westfrisischen Sprachgelehrten gestehen, daß ihnen „de oorsprong van dit woord nog onbekend“ sei. Sie hätten aber wissen können, daß ein Zeitwort jeldjen von jeld abstammen müsse, da aber das westfrisische jeld auch Alter bedeutet, so sind sie dadurch in ihrer Forschung gestört worden. Die westfrisische Sprache sowohl als Aussprache hat im Lauf der Zeiten große Veränderungen erfahren, und die vielen literae prostheticæ sind oft große Verunkreftigungen.

*te ettle*, vorhaben, erachten, zielen, isländisch at aetla, (sprich ungefähr wie eitla).

*saugh*, das englische fallow, brach, entstanden aus salgh, salg. Das frisische sialgin und das englische to fallow heißt brachen.

*fearful* oder *fearfu* (fearfoo), das heißt sehr, gar sehr, und ist ein Verstärkungsausdruck, wie unser grausam, furchterlich, schrecklich u. s. w., z. B. fearful sorry, sehr sehr traurig, schrecklich traurig.

*rass*, Raff, Spreu, englisch chaff, nordfrisisch Raf, holländisch Raf (nicht dänisch).

*te call* (kein westgermanisches Wort), öffentlich ausrufen, z. B. ein Brautpaar. Das Wort gehört ursprünglich dem skandinavischen Sprachkörper an — dänisch at falde, isländisch at kalla (ungefähr wie katla gesprochen). Auch heißt es in Nordengland schimpfen, wie das nordfrisische iarg rep-an (wörtlich: arg rufen), Schimpfworte sagen, undester rep-an, Schimpfworte nachrufen.

*busky*, walzig, von Busch d. i. Hölzung, z. B. in Buschmann, holländisch bosch, d. i. Wald, westfrisisch bose und bosek, in derselben Bedeutung, französisch bois (entstanden aus bosk) und bosquet (aus bosk und der Verkleinerungssilbe et). Dieses fransche Wort gehört zu den urfränkischen Ausdrücken der französischen Sprache. Busk ist vom deutschen Busch entlehnt und danisiert.

*breek*, Hose, nordfrisisch Brek, Plur. Breken, englisch breeches, auch der Holländer nennt Hose broek.

*burn* ist ein aus kleinen Quellen entspringendes und sich langsam durch Wiesenland windendes Flüsschen.

*beck* ist ein kleiner Fluss, welcher sich durch an Bergseiten gesammeltes Wasser bildet und einen reißenden Lauf hat.

*deaf*, taub, nordfrisisch duuf, das ist verdorben, inhalt leer, z. B. a deaf nut, eine taube Nuß, deaf corn, Korn, welches nichts in der Lehre hat, nordfrisisch duuf Achsen, d. i. taube Achsen.

*easings* und *evesynges*, Dachtraufe, englisch eaves, altenglisch efese, nordfrisisch Öchsen (d lang), breitschottisch easing und easingdrap, flämisch oosdruyp.

*eath* und *eith*, leicht, altenglisch eath, plattdeutsch dit oder eut, d. i. leicht.

*te duck* oder *dook*, baden, englisch to duck, untertauchen, bücken (Imperf. daagh).

*fleet-milk*, abgerahmte Milch, nordfrisisch flet Maalk, fleden Maalk, englisch to fleet und nordfrisisch tu flet, tu flet-en, d. h. abrahmen, englisch fleeting, das Abrahmen (früher wohl auch Rahm) und fleeting dish, Rahmlöffel, nordfrisisch Fliatang, das ist Rahm. Der Flott (Rahm, holländisch room) soll norddeutsch sein. Von diesen Wortbildungen findet sich in der dänischen Sprache das Wort Fløde, das ist Rahm.

*butter and brede* sagen die Northumbrier, während die Süd-Engländer *bread and butter*, *bread and cheese*, *bread and milk*. Auch die Nordfrisen sagen *Bôther an Bread* (ô kurz), das ist Butter und Brod, die Dänen ebenfalls, *Smør og Brød*, woraus ihr *Butterbrod* (*Smørrebrød*) entstanden. Das dänische *Butterbrod* heißt eigentlich *Schmeer und Brod*, denn *Schmeer* und *Fett* ward wohl weiland im eigentlichen Dänemark gewöhnlich für Butter gebraucht. Der Deutsche stellt gleichfalls die Butter voran und sagt *Butterbrod* und in der Regel auch *Butter und Brod*.

*disher* ist einer, der Tische und hölzerne Gefäße macht, deutsch *Tischler* und *Tischler*, plattdeutsch *Dîscher*. Auch nennt der Deutsche seine *Tischler* *Schreiner*. Der Holländer sagt *sehrijn werker* und *wit-werker*. Also hauptsächlich von *Tischen* und *Schränken* hat dieser Handwerker bei Deutschen, Holländern und Nordengländern seinen Namen. Der Nordfrise geht von einem ganz andern Begriffe aus und nennt ihn *Snetjer*, das ist *Schnizer* oder *Schnizler*. Auch der Dâne sagt *Snedker*, welches kein ursprüngliches dänisches Wort ist, da es von *schneiden* (*sniden*) stammt, das der Dâne nicht kennt. Der moderne Engländer sagt in höchst oberflächlicher Weise *joiner*, das ist *Zusammenfüger*, eine sehr unbestimmte und characterlose Benennung des englischen *Tischlers*.

*te dole*, Land abstecken, es durchs *Loos* vertheilen. Im gewöhnlichen aber ältern Englisch heißt *dole* ein Antheil, eine Feldscheide, Ackergrenze, und *dool* oder *dole* oder *dole-meadow* eine vielen Leuten zugehörige Wiese. Die Grenzsteine zwischen Landstücken heißen auf Nordfrisisch *Dul-stianer* und solche Grenzen setzen heißt auf Nordfrisisch *dul-in*. Dieser Brauch weist auf die uralte Zeit, als die Volksgemeinde (die nordfrisische bis zu Ende des vorigen Jahrhundert) alljährlich die Landstücke verlooste und abmarkte. Dieses Wort *dul-in* und *to dole* hat mit *theilen*, dem plattdeutschen *delen*, nichts gemein. Das holländische *doel* und *doelen* heißt *Ziel* (*Zielscheibe*) und *zielen*.

Dr. K. J. Clement.

## Die Antithese bei Victor Hugo.

---

Schon Schiller erkannte den antithetischen Charakter in der poetischen Sprache der Franzosen, so wie in der ganzen Form und Anlage ihres Drama.

Er schrieb dies dem Einflusse ihres Alexandriner's zu.

Wir finden aber die Antithese nicht blos bei Corneille, Voltaire, wir treffen sie auch bei Prosaikern an. Fr. Wey nennt Bossuet den König der Antithese, und jener mit der antithetischen Gedankengliederung zusammen gehende syntaktische Parallelismus findet sich auch in auffallender Weise bei Buffon, in dessen Prosa man sogar hie und da Alexandrinern begegnet, wie z. B. in seinem Artikel vom Pferde: la plus noble conquête que l'homme ait jamais faite etc.

Bei den Dichtern übrigens war die Manier der Antithese so allgemein, daß schon Beaumarchais Veranlassung nahm, sie zu persifliren, und zwar in der Person seines Figaro. Im 2. Auftritt des 1. Aktes finnt dieser über einige zu dichtende Strophen nach, und sagt bei dieser Gelegenheit:

Il me faut une opposition, une antithèse.

Er ist so glücklich eine zu finden und bringt so folgendes Couplet zu Stande:

Le vin et la paresse  
Se partagent mon coeur;  
Si l'une est ma maîtresse,  
L'autre est mon serviteur.

Beiläufig gesagt, dünkt uns die Antithese durchaus ein mehr rhetorisches, als ein wahrhaft poetisches Element. Es ist hier natürlich nicht der Ort diese Ansicht näher zu entwickeln. Wir wollen nur auf die Thatzache hinweisen, daß sie z. B. in Vertheidigungsreden oft in der mächtigsten, ergreifendsten Wirkung ist. Zudem würde bei dem anerkannt rhetorischen Grundzug der

französischen Literatur Schiller's obige Wahrnehmung auch von diesem Gesichtspunkte aus eine neue Bestätigung erhalten.

Fassen wir aber zunächst das hier auftretende Gesetz des Gegenseit's ins Auge: so darf es uns gar nicht Wunder nehmen, die antithetische Form besonders ausgebeutet zu sehen bei einem Volke, das stolz darauf ist, die politisch-soziale Initiative zu wahren, — bei einer Nation, welche die Mission des Fortschrittes zu haben behauptet, welche durch ihre Reformen und Revolutionen in fortwährender Opposition gegen alle Stabilität ist und eine permanente Kriegserklärung gegen alle retrograden Tendenzen zum System erkoren zu haben meint.

Und so finden wir wiederum auf dem Gebiete ihrer Literatur die Antithese vorzugsweise bei kühnen Vortretern neuer Richtungen, bei rüstigen Vorkämpfern des Fortschrittes, bei allen denen, welche unbekümmert um das Vergangene eine selbstständige Richtung einschlugen und eben dadurch gegen das Bisherige meist in Opposition geriethen. Also die Reformatoren und Regeneratoren, die Vorläufer und Bahnbrecher sind es, welchen diese Form besonders zusagt. Die oben genannten Namen dürften das Gesagte zum Theil bestätigen.

Betrachten wir insbesondere Voltaire. Wir nennen beispielweise nur seine Henriade und seinen Brutus, welche von Antithesen gradezu wimmeln; im Mahomet und Merope ist er auch nicht allzu sparsam damit gewesen. Dieses antithetische Wesen, meinen wir, war in Voltaire's Charakter tief begründet: seine ganze literarische Wirksamkeit war Opposition. Sein friedliches Verhalten gegen die offizielle Kirche und positive Religion, seine Angriffe auf die Gesetzgebung und Rechtspflege, seine Entrüstung über Ungerechtigkeit und Unterdrückung, sein Eifern gegen Missbräuche und Uebelstände, ja seine Satyren gegen Personen, die in ihrer Hohlheit sich wichtig machten, oder auch solche, deren wirkliche Bedeutendheit ihm lästig war: Alles zeigt diese Färbung. Ja, käme es darauf an, etwas Absonderliches zu sagen: so könnten wir sogar seine glänzende Vertheidigung des in Marseille unschuldig geräderten Calas als einen Ausfluss dieser antithetischen Richtung anschauen, ohne deshalb die sonstigen achtbaren Motive zu beeinträchtigen. Es war eben jenes zum System gewordene Auflehnung gegen die geltenden Autoritäten auf allen Gebieten des Lebens und des Denkens, ursprünglich der ehrenwerthen Quelle einer wahrhaft liberalen Gesinnung entsprungen.

Jeder Abfall von dem Dagewesenen, jede Neuerung in dem bisherigen, jede Emancipation von der Tradition, jedes Anstreben einer Reform ist ein Einspruch. Ja, jede freisinnige Richtung nothigt zum Widerspruch, so lange irgendwo noch Unfreiheit herrscht. Die Reformation war ein Protest auf kirchlichem Gebiete. Das Gesetz des Gegensatzes ist übrigens viel allgemeiner als man gewöhnlich meint: unser ganzes Leben bewegt sich in Gegensätzen. —

Doch wir wollten von Victor Hugo reden.

Es ist überflüssig bemerkbar zu machen, wie wir hier ganz in Uebereinstimmung mit dem oben Gesagten ebenfalls einen kühnen Neuerer, einen rüstigen Werkämpfer und Bahnbrecher vor uns haben. Wenn wir nun bei diesem in gleicher Weise jenen antithetischen Grundzug nachzuweisen gedenken: so wird es nach den obigen Andeutungen nicht befremden, wenn wir eben dieser antithetischen Anlage seines Geistes einen mächtigen Einfluß auf sein ganzes Thun und Wollen zuschreiben, ja wenn wir die Kühnheit seiner literarischen Reformen ebensowohl als die Freisinnigkeit seiner Meinungen zum guten Theil auf deren Rechnung setzen.

Wir finden bei Victor Hugo die Antithese überall: in seinen Ideen, in seinen Gefühlen, in der Anlage und Anordnung seiner Dichtungen, im sprachlichen Ausdruck, in den von ihm geschaffenen Charakteren, in den Situationen, in welche er jene versetzt, und sogar in den scenischen Effekten, welche er herbeiführt.

Der Antithese, als einer stets auf einer Zweihheit beruhenden Form muß nothwendig eine entsprechende innere Denkweise zum Grunde liegen.

Würde die Frage aufgeworfen, ob vielleicht äußere Verhältnisse eine solche spaltende zweitheilige Geistesrichtung bei unserm Dichter hätten befördern können, so dürfte die politische Meinungsverschiedenheit seines Vaters und seiner Mutter genannt werden, welcher Zwiespalt bekanntlich eine Trennung der beiden Gatten herbeiführte.

Das erste bedeutsame und bewußte Aufstreten des gegensätzlichen Momentes ist wohl in der 64 Seiten langen Vorrede zu seinem Cromwell (1827) zu suchen. Diese Vorrede war bekanntlich das große Manifest der jungen romantischen Schule, sie war ihr literarisch-ästhetischer Eoder und speciell ihre Dramaturgie. Wir wollen die bezüglichen Stellen davon nur kurz

andeuten, ohne weitere Entwickelungen anzuknüpfen, die sich von selbst bieten.

— — — Die Melancholie, eine Frucht des Christenthums, entsteht zugleich mit dem Geist der freien Prüfung und Forschung (*esprit d'examen et de curiosité*).

„Der Kontrast ist unentbehrlich zur Vermeidung der Einformigkeit; — daher auch das Groteske, als Mittel des Kontrastes neben dem Erhabenen, eine ergiebige Quelle für die Kunst.

„Die Entstehung des Drama's (eine Verbindung von Trauerspiel und Lustspiel) ist herzuleiten aus dem Dualismus des Christenthums (sterbliche und unsterbliche Hälften des Menschen).“ — —

Hier, meinen wir, ist der erste Anklang der Idee einer Spaltung, der erste Ausdruck jener innern Entzweiung zu erblicken. Der auf dem Gebiete der Religion nachgewiesene Gedanke wird sofort zur Entwicklung literarisch-ästhetischer Gesetze benutzt, und die Theorie vom Kontrast ist der Keim jenes späteren Antithesensthums.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, inwieweit diese Kombination des Erhabenen mit dem Komischen vielleicht als ein ahnungsvoller, aber nicht durchgeführter Beweis zu betrachten sei, beide Elemente im Humor zu verklären, dessen Wesen ja eben ein Bewegen in den großen Gegensätzen des Idealen und Realen, eine endliche Verschmelzung und Ausgleichung beider ist. Unserm Dichter war es nicht vergönnt, sich bis zu jener sonnigen Höhe des verklärenden Humors emporzuschwingen; — er blieb im Widerspiel der Ironie besangen.

Nur noch einmal wollen wir erinnern, wie das erste Bewußtwerden derartiger Grundsätze bei Victor Hugo zusammenging mit seinem Abfall von den literarischen Theorien, denen er bisher gehuldigt. Seiner Bruch mit der Tradition war bei ihm ferner zugleich der Durchbruch freisinniger politischer Meinungen. Wie er selbst in der Vorrede zur *Luerèce Borgia* den Romantizismus als den Liberalismus in der Literatur erklärt, so haben die freisinnigen Ideen auf literarischem Felde seine liberaleren Grundsätze auf politischem Gebiete angebahnt. Der romantische Standpunkt, den er da versucht, ist eben die von der Autorität emanzipierte absolute Berechtigung des dichterischen Subjektes, ganz wie wir sie bei den deutschen Romantikern finden. Er vertheidigt die Freiheit der Kunst gegen den Despotismus der Systeme. Der Dichter solle nur seiner Begeisterung folgen. „*Le goût c'est la raison du génie.* — — *Je préfère des rai-*

sons à des autorités; j'ai toujours mieux aimé des armes que des armoiries.“ Das ist literarischer Protestantismus.

Erinnern wir uns hier, wie bei V. Hugo die formelle Seite der Dinge stets gewaltig vorherrscht. Liegt doch des Dichters großes Verdienst zum guten Theil in seiner unbeschreiblichen Meisterschaft in der Form, und zwar ist es die sichtbare, die plastische Form, für die er eine fast sinnliche Vorliebe zeigt. Alle seine Neuerungen, seine Fortschrittstheorien, seine Reformen der ästhetisch-literarischen Gesetze gingen von der Form aus. Die Gegenstände frappieren ihn mehr von ihrer farbigen pittoresken und plastisch-formellen Seite als von ihrer ideellen. Die Dinge an sich sind ihm fast gleichgültig. Daher die mächtige Anziehungskraft, welche der bunte Schmelz, die üppig glühende Farbenpracht des Orients auf ihn ausübte (seine Orientales; — Nehnlichkeit mit Freiligrath), daher der stetig sich wiederholende Umstand, daß der Anblick einer architektonischen Masse für ihn Anlaß, Ausgangspunkt zu einer dichterischen Schöpfung wird. So war es die Begeisterung für ein Bauwerk, eine Kirche, welche seinen Roman *Notre Dame de Paris* veranlaßte, so sehen wir ihn die Vendômeäule und den Triumphbogen in prächtigen Oden bessingen. Es war der Anblick einer Burgruine am Rhein, welcher in ihm die erste Idee zu seinen Burgraves erweckte. So üben Kirchen, Schlösser, Denkmäler, Burgen, Ruinen eine magische Anziehungskraft auf ihn. Verminier nennt ihn deshalb den Dichter der Architektur. Die Dinge interessiren ihn zunächst durch ihre formelle, ich möchte sagen architektonische Seite, und dann erst kommt die Idee. Man beachte diese in Hugo's Wesen liegende Priorität der Form.

Wir haben also ein plastisches, materialisirendes, die Idee mehr oder weniger hintanzehendes Naturell vor uns.

Nun beruht aber die Form, die Begränzung, die Umrisse einer Sache eben mehr in ihrer Verschiedenheit von den übrigen, als in ihrer Uebereinstimmung mit den andern. Die Form ist ja eben das die Dinge aus dem All herausscheidende und gesondert, als für sich bestehend darstellende Mittel. Indem also Hugo in Folge seines Formenfinnes die Gegenstände vorzugsweise in ihrer gegenseitigen Verschiedenheit sieht, wird er zum Kontrast, zur Antithese hingeführt. Noch Mancherlei läßt sich hierbei sagen. Bei Hugo's unverkennbarer Neigung zu gewaltigen Effekten mußte er bald den Gegensatz lieb gewinnen, welcher allerdings mächtigere Wirkungen hervorbringt,

als die Gleichförmigkeit und Ähnlichkeit. Ferner ist zu beachten, daß wenn die Mannigfaltigkeit mehr in der Außenlichkeit, in der Schale der Dinge, als in ihrem innern Kern und Wesen besteht, und Hugo nun die Dinge blos in ihrer Form (d. i. Ober- und Außenfläche) und Verschiedenheit sieht, es wohl geschehen kann, daß ihm das eigentliche Wesen der Dinge bisweilen entgeht. Er vermag nicht, sie in ihrem natürlichen Zusammenhänge mit dem All zu begreifen. Eben daher sein Mangel an höherem philosophischen Überblick. Er ist nur auf der Antithese stehen geblieben, ohne sie dialektisch überwinden zu können.

Hiermit aber im innigsten Zusammenhange steht des Dichters Unfähigkeit in geschickt herbeigeführten Übergängen, im allmäßlichen Vorbereiten und genetischen Entwickeln; alle mittleren Nuancen und Abstufungen sind ihm gradezu unzugänglich. Und so ist ihm denn auch in solchen Fällen das Antithesenspiel eine willkommene Aushilfe: ein schroffes Gegenüberstellen dient dann als Nothbehelf.

Wir sehen, wie Alles sich vereinigt, um unsern Dichter auf den Weg der Antithese zu führen. Die Wirkung ist nicht ausgeblichen. Und so ist es dahin gekommen, daß er in den Dingen fast eben nur die gegenseitige Antithese sieht. Sein ganzer Ideengang ist antithetisch. Alle seine Gedanken nehmen unbewußt diese Form an.

Wenn bei andern Individualitäten die Ideenaassoziation vorzugsweise nach dem Gesetze der Affinität erfolgt, so scheint bei Hugo's Persönlichkeit das Gesetz des Kontrastes als beinahe ausschließlich wirksam. Wir dürfen zwar nicht vergessen, daß jeder Gegensatz eben auf einer gewissen Gemeinsamkeit beruht, und so tauchen auch bei Hugo Vergleichungen auf, in denen die Ähnlichkeit der Dinge ausgezeigt wird.

Dies ist aber dann gemeinlich ein forcirter Parallelismus zwischen Idee und Materie, der wesentlich eben auch auf eine Gegenüberstellung der Dinge hinausläuft und wobei es selten ohne einen Verstoß gegen den guten Geschmack oder den gesunden Menschenverstand abgeht. Ein so mit einseitiger Konsequenz durchgeführter Vergleich macht in seiner Starrheit fast immer die Wirkung eines Kontrastes. Die von ihm entdeckten Ähnlichkeiten sind häufig so absonderlich, daß sie dem unbefangenen Leser eher den Eindruck einer Unähnlichkeit machen. Ähnlichkeit und Unähnlichkeit finden sich bei ihm in verworrender Mischung.

Als Beleg für das Gesagte wollen wir einige Stellen anführen aus dem 6. Abschnitte jener „Conclusion“, welche sich am Schlusse seiner Reisebriefe „Le Rhin“ (1842) befindet.

Es handelt sich um eine Vergleichung Englands mit Spanien.

„La première chose quand on compare l'Angleterre à l'Espagne, c'est une dissemblance. En Espagne, la royauté est absolue; en Angleterre, elle est limitée.“

„En y réfléchissant, on arrive à ce résultat singulier: *cette dissemblance engendre une ressemblance.* L'excès du monarchisme produit, quant à l'autorité royale, et à ne le considérer que sous ce point de vue spécial, le même résultat que l'excès du constitutionalisme. Dans l'un et l'autre cas le roi est annulé. Le roi d'Angleterre est un roi nominal comme celui d'Espagne.“ — — —

„Le roi d'Espagne pouvait être, sans inconvenient, de même que le roi d'Angleterre, un enfant, un mineur, un ignorant, un idiot. — — —

„Le roi d'Espagne était isolé de toute pensée et de toute action par la forme même de son autorité. La grande charte isole le roi d'Angleterre à peu près de la même façon. L'Espagne a lutté contre Louis XIV. avec un roi imbécile; l'Angleterre a lutté contre Napoléon avec un roi fou.“

„Rien n'est moins libre qu'un roi d'Angleterre, si ce n'est un roi d'Espagne. — — Le parlement lie le premier, l'étiquette lie le second; et, ce sont là les ironies de l'histoire, ces deux entraves si différentes produisent dans de certains cas les mêmes effets. Quelquefois le parlement se révolte et tue le roi d'Angleterre; quelquefois l'étiquette se révolte et tue le roi d'Espagne. Parallélisme bizarre, mais incontestable, dans lequel l'échafaud de Charles I. a pour pendant le brasier de Philippe III. — — La loi salique devient inutile. En Espagne comme en Angleterre, les femmes peuvent régner. — — Il existe aussi des rapports entre les deux peuples: en Angleterre comme en Espagne, le fond du caractère national est fait *d'orgueil et de patience.* — — L'orgueil est vertu pour une nation; la patience est vertu pour l'individu. Avec l'orgueil on domine; avec la patience on colonise. Or, que trouvez-vous au fond de l'histoire d'Espagne comme au fond de l'histoire de la Grande-Bretagne? *Dominer et coloniser.*“

„Il existe de même des rapports entre l'excellente infanterie des deux nations, et même entre le clergé des deux peuples. En Angleterre aussi il y a un archevêque de Tolède; il s'appelle l'archevêque de Cantorbéry.“

„En outre, ces deux peuples, pour ces petits détails impérieux de vie intérieure et matérielle, sont tributaires de l'Océan. Le thé est pour l'Angleterre ce qu'était pour l'Espagne le cacao: l'habitude de la nation; et par conséquent, selon la conjoncture, une occasion d'alliance ou un cas de guerre.“

In dieser Weise geht es nun noch ein gutes Stück fort; doch wir denken, daß hier Gegebene wird hinreichen, um zu zeigen, auf welche Art Hugo die Ähnlichkeiten der Dinge auffaßt. Er sieht sie eben nur in der Neuerlichkeit.

Wir kehren speziell zur Antithese zurück. Hugo selbst spricht unumwunden seine Vorliebe für diese Form aus, und geht darin so weit, sogar den lieben Gott zum Antithesenmacher zu stempeln.

Im 26. Briefe seiner Rheinreise findet sich folgende Stelle:

„Vous savez que le bon Dieu est pour moi le grand faiseur d'antithèses. Il en a fait une, et des plus complètes, en faisant Mannheim à côté de Worms. Ici la cité qui meurt, là la ville qui naît; ici le moyenâge avec son unité si harmonieuse et si profonde, là le goût classique avec tout son ennui. Mannheim arrive, Worms s'en va, le passé est à Worms, l'avenir est à Mannheim.“

Diese seine Reisebriefe sind vorzugsweise mit Antithesen angefüllt. Aber selbst die ganze Anlage seiner Werke zeigt häufig jenes kontrastirende Element. Wir erinnern an sein Gedicht *Les Deux Isles*, die 6. Ode im 3. Buche seiner *Odes et Ballades*, vom Jahre 1825. Die beiden Inseln sind Korsika und Sankt-Helena. Erst erscheint die Acclamation als Ausdruck der Vergötterer Napoleons; dann aber folgt die Imprécation, und zwar denselben früheren Vergötterern in den Mund gelegt, welche mit den furchterlichsten Verwünschungen schließt. So zeigt sich das gegensätzliche Moment häufig. Sehen wir seinen *Le dernier jour d'un condamné*, so ist das ganze Buch nichts Anderes als eine geistvolle Opposition, ein dichterischer Einspruch gegen die Todesstrafe.

Wenden wir uns aber speziell seinem Theater zu, so finden wir hier in überraschender Weise eine Bestätigung dessen, was Schiller vom französischen Drama überhaupt behauptet, wenn er sagt: „Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes.“

In Wahrheit, wir treffen überall bei unserm Dichter die Antithese an: in der Anordnung des Drama, in dem Gegensatze der darin auftretenden Personen, in der individuellen Entwicklung der Charaktere, und selbst in der Sprache, welche sie sprechen.

Um nur vorläufig einen flüchtigen Überblick der verschiedenen Dramen zu geben, so wollen wir kurz andeuten, wie seine Marion Delorme uns die sündhafte Buhlerei neben der reinen keuschen Liebe des Didier vorsingt; Hernani ist ein großartiger Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Kaiser und einem Banditen; in Le Roi s'amuse sehen wir in dem boshaften Hofnarren Triboulet zugleich einen erhabenen Vater, so wie in dem Scheusal Lucrece Borgia die zärtlichste der Mütter; Marie Tudor zeigt uns das lauternde Feuer der göttlichen Liebe neben der sengenden Gluth der sträflichen Sinnenlust; in Angelo

sind wir Zeuge des Kampfes zwischen der Buhlerin und der rechtmäßigen Frau; in Ruy Blas erblicken wir ein Liebesverhältniß zwischen einem Lakaien und einer Königin \*); in den Burgraves endlich tritt der Gegensatz zwischen Fatum und Vorstellung, die Besiegung der Blutrache durch die christliche Vergebung auf.

Indem wir jetzt beginnen, auf das Nähere einzugehen, wollen wir vorweg die gegensätzliche Form zunächst im sprachlichen Ausdruck nachweisen. Hier aber fällt es uns sogleich auf, daß die am häufigsten wiederkehrende Antithese eben nur der Ausdruck jener doppelten Natur, jenes zweitheiligen Wesens des Menschen ist, dessen erste Erkenntniß wir oben nachgewiesen haben. Es ist ein fortwährendes Variieren jenes acht christlichen Themas, des Dualismus im Menschen: Engel und Teufel.

Wir führen einige Beispiele an.

Marion Delorme, im letzten Auftritt des 3. Aktes:

O Dieu! l'ange était un démon!

im 3. Auftritt des 5. Aktes:

Démon, d'une aile d'ange aux yeux enveloppé!

Marie Tudor, im 1. Auftritt des 2. Aktes:

Ou tes yeux sont les yeux d'un ange, ou ils sont ceux d'un démon.

und im 7. Auftritt:

„A peine ai-je été tombée aux bras du démon qui m'a perdue,  
que j'ai pleuré mon angel!“

Ruy Blas, im 2. Auftritt des 2. Aktes:

En même temps qu'un ange, un spectre affreux me suit.

im 5. Auftritt des 3. Aktes:

J'étais tourné vers l'ange et le démon venait.

im 3. Auftritt des 5. Aktes:

Le démon ne peut plus être sauvé par l'ange!

Les Burgraves, im 4. Auftritt des 2. Aktes:

Deux anges indulgents sur Satan inclinés!

und im 3. Auftritt des 5. Aktes:

Je suis le vieux Satan, sois l'archange vainqueur!

Wir versagen uns weitere Aufführungen, und wollen in Bezug auf die sprachliche Form nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß, wenn Schiller in der „zweifelichen Natur“

\*) Der Grundzug des ganzen Stücks liegt in den Worten Ruy Blas', welche er an Don César richtet:

Eh bien! — moi, le laquais, — tu m'entends, — eh bien! oui,  
Cet homme-là! le roi! je suis jaloux de lui!

des Alerandriner die Ursache jenes allgemeinen antithetischen Charakters sieht, mit spezieller Hinweisung auf Victor Hugo hier hervorgehoben werden, daß dessen Alerandriner durchaus nicht mehr in die alte Zwangsjacke eingeengt ist. Bekanntlich mußte der klassische Alerandriner zwei feste Ruhepunkte haben, in der Mitte des Verses durch die Cäsur und am Ende durch einen Abschnitt in dem Sinn der Phrase, wie Boileau in seiner Art poétique vorschreibt:

Qui toujours dans vos vers le sens coupeant les mots

Suspende l'hémistiche, en marque le repos.

Hugo's Alerandriner aber bewegt sich freier: die Cäsur wechselt nach den jedesmaligen Forderungen des wirklichen Wohlaus, und der Sinn greift nöthigenfalls aus einem Verse in den andern über (enjambement). Diese Emancipation des Alerandriners wird allgemein André Chénier zugeschrieben, und insofern mit vollkommenem Rechte, als er jene Freiheiten gradezu als ein Recht in Anspruch nahm. Nichtbeachtungen jener früheren starren Gesetze kommen aber schon vor ihm vor. Selbst Voltaire gestattet sich bisweilen die bewegliche Cäsur, indem er das that, was die Franzosen nennen briser le vers. So findet man im 4. Auftritte des 1. Aktes seines Mahomet folgenden Vers:

Qui l'a fait roi? Qui l'a couronné? La victoire.

Auch übergreifende Verse kommen bei ihm vor. So finden wir in seinem Lobe der griechischen Heerführer folgende Stelle:

Leurs fronts sont couronnés de fleurs, que la Grèce  
Aux champs de Marathon prodiguait aux vainqueurs;  
C'est là leur diadème, ils ent font plus de compte  
Que d'un cercle à fleurons de marquis ou de comte.

Wenden wir uns den in Hugo's Dichtungen auftretenden Personen zu, um auch in deren Zeichnung den antithetischen Grundzug nachzuweisen, so können wir uns auf einige hierher gehörige Andeutungen beziehen, welche wir bereits oben gaben, als wir seine Dramen ganz im Allgemeinen zu bezeichnen suchten.

Nicht allein, daß der Dichter mit besonderer Vorliebe zwei Personen kontrastirend einander gegenüberstellt, so legt er eben so häufig die Antithese in eine und dieselbe Person. Diese Erscheinung läßt sich bei Hugo überdies auch historisch erklären.

Man wolle sich erinnern, daß zur Zeit von Hugo's erstem dramatischen Auftritt die blässen Abstraktionen der klassischen Schule an der Tagesordnung waren. Hugo, der das Unwahre solcher Gebilde fühlte, und eingedenk des aristotelischen Satzes, man solle weder einen ganz guten noch einen ganz bösen Men-

schen zum Vorwurf des Drama wählen, hatte den trefflichen Vorsatz, jene Abstraktionen durch lebenswarme konkrete Schöpfungen zu verdrängen. Er wollte uns nicht mehr bloße Personifizirungen einseitiger Tugenden oder isolirter Laster vorführen, und so kam er dahin, einem und demselben Wesen gleichzeitig ganz entgegengesetzte Neigungen und Eigenschaften zu geben. Ein solches Zusammenbringen zweier diametraler Gegensätze in einer und derselben Person ward nun ein stehendes Motiv bei Hugo. Nur dürfte diese seine Reaktion gegen die Verirrungen der klassischen Schule ihn selbst bisweilen in die psychologische Unmöglichkeit geführt haben.

Sogar in seinen Romanen erscheinen derartige antithetische Gebilde.

Wie Fargal, der niedrige Sklav, ist ein wahrhaft idealer Charakter an Großmuth und Edelsinn. In Notre Dame de Paris sehen wir Quasimodo, das thierische Ungethüm, als Schutzengel und Gnadenbringer auftreten, das innigste Mitgefühl und die regste Dankbarkeit bei äußerster körperlicher Mißgestalt; ferner Esmeralda's Mutter, die Eingemauerte im Rolandshurm, welche der Dichter zugleich als die zärtlichste Mutter und als eine nach Blut lechzende Hyäne gezeichnet hat.

So kehrt die antithetische Form und Anlage der Charaktere regelmäßig wieder; die einzige Verschiedenheit beruht in dem jedesmaligen Inhalte, in den den Gegensatz bedingenden Elementen in den beiden sich gegenüberstehenden Hälften. Diese beiden Bestandtheile aber sind abwechselnd moralischer, sozialer oder auch physischer Natur.

Besonders hat der Dichter den Antagonismus der moralischen und physischen Häßlichkeit ausgebeutet, und zwar so, daß auf verschiedene Weise gemeinlich die eine ohne die andere dargestellt wird. So erscheint Lucrece Borgia als Gegenstück zu dem oben geschilderten Quasimodo, nämlich körperliche Schönheit bei äußerster Verderbnis des Herzens, während der Glöckner von Notre Dame ein fühlendes Herz unter fast thierischer Hülle trägt. Lassen wir jetzt noch einige von Hugo's dramatischen Charakteren an uns vorübergehen, um uns von ihrer antithetischen Anlage zu überzeugen.

In Marion Delorme zeigt uns der Dichter, wie er es selbst sagt, einen Engel im Dämon. Triboulet ist bei der unglaublichesten Abscheulichkeit seines Charakters noch der mächtigsten Vaterliebe fähig.

In ganz ähnlicher Weise tritt uns Lucreëe Borgia entgegen: sie, deren Verbrechen ganz Italien in Schrecken setzen, hat noch Raum für das innigste Muttergefühl. In ihr birgt sich also, nach der obigen Andeutung, sogar ein doppelter Gegensatz.

Tisbe im Angelo zeigt uns die Vereinigung der tiefsten Leidenschaft und des strafbaren Leichtsinnes der Sitten — eine wahre aufrichtige Zuneigung bei leichtfertigem Lebenswandel, also eine Schwester der Marion.

In Ruy Blas sehen wir den edlen Mann im Lakaien, und Don Salluste zeigt uns die niedrige Seele im Edelmann.

Job endlich in den Burgraves, der Lasterhafte, der das Kain's Verbrechen begangen, zeigt das rührendste Wohlwollen für das junge Liebespaar Otbert und Régina. Hier ist nun auch des bei Hugo stehend gewordenen Typus eines gezwungenen Lustigmachers noch ganz besonders zu gedenken.

Der Grundzug dieses Charakters ist unstreitig der Gegensatz der allerempfindlichsten inneren Unfreiheit unter der äußern Form der intensivesten Freiheit, unter der Maske der Fröhlichkeit. Es ist der schreiende Widerspruch der anbefohlenen Heiterkeit. Es ist, wie Habibrah in Bug Jargal selbst sagt, die Bitterkeit der mit Füßen getretenen Menschenwürde, die Thränen der Scham und der Wuth auf einem Gesichte, daß zu fortwährendem Lachen verdammt ist. Nicht minder stark spricht sich Triboulet aus in Le Roi s'amuse:

Ne vouloir, ne pouvoir, ne devoir et ne faire  
Que rire! — Quel excès d'opprobre et de misère!

(Man beachte zugleich die verrückte Cäsur und das Uebergreifen in diesen Versen.)

Ferner:

Le droit de ne pas rire et de pleurer, s'il veut,  
Je ne l'ai pas.

Kein Augenblick gehöre ihm; wenn er einen Augenblick sich sammeln wolle, so komme der König, stoße ihn mit dem Fuße an und sage gähnend:

Bouffon! fais-moi donc rire!

Dann heißt es weiter:

Porter toujours en soi — — —  
— — — sous un rire moqueur  
Un fond de vieille haine extravasée au coeur!

Sehr charakteristisch ist auch Triboulet's Antwort, als seine Tochter ihn bittet, nicht zu weinen:

— -- Non, cela me délassé.

J'ai tant ri l'autre nuit.

Es ist überall der Kontrast zwischen der äußern Lustigkeit und dem inneren Schmerz: das Lachen auf der Lippe, die Hölle im Herzen.

Solche Lustigmacher oder bezüglich Hofnarren treten nun bei Victor Hugo öfter auf.

Außer den obengenannten Habibrah in Bug Jargal und Triboulet in Le Roi s'amuse haben wir noch l'Angély in Marion Delorme, und in Cromwell bekommen wir deren sogar vier auf einmal: Giraff, Elespuru, Trick und Gramadoch. In den beiden letzteren Stücken jedoch bringen diese Burschen vielmehr die Antithese des gesunden Verstandes der Männer gegenüber der Narrheit der verständigen Leute zur Anschauung, und sind mehr in der Weise gehalten, wie der Narr in Shakspeare's König Lear oder in Walter Scott's Ivanhoe. Sie treten daher auch nicht in äußerer Mißgestalt auf wie Habibrah der Zwerg und Triboulet der Bucklige. Die Einführung derartiger Figuren aber ist eine unmittelbare Verwirklichung von des Dichters Theorie von der künstlerischen Berechtigung des Grotesken.

Insbesondere scheint die Zwerggestalt zugleich mit der Rolle eines Lustigmachers auf Victor Hugo eine wahrhaft unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben. In seinen Reisebriefen Du Rhin schreibt er aus Heidelberg in Bezug auf die im dortigen Schloß vorgefundene Statue des Zwerges Perkeo, des Hofnarren vom Pfalzgrafen Karl Philipp:

„ — Dans la gaieté grimaçante de ce misérable il y avait nécessairement du sarcasme et du dédain. Les princes dans leur tourbillon, ne s'en apercevaient pas. Le rayonnement splendide de la cour palatine couvrait les lueurs de haine qui éclairaient par instants ce visage; mais aujourd'hui dans l'ombre de ces ruines, elles reparaissent; elles l'ont lire distinctement la pensée secrète du bouffon. La mort, qui a passé sur ce rire, en a ôté la facétie et n'y a laissé que l'ironie. — — — Rien de plus sinistre que le rire immobile. — — Ce n'est même plus le rire d'un bouffon qui se moque, c'est le ricanement d'un démon qui se venge.“

Wir sehen, des Dichters Aufmerksamkeit wird ernstlich gefesselt von dieser Antithese des äußern Lachens und der innern Bosheit, von jener Dual der fröhlichen Trauer, von jener Verzerrung des auf Befehl unterdrückten Schmerzes. Er ist tief

ergriffen von der in einer solchen anbefohlenen Heiterkeit liegenden Unsittlichkeit, von dieser permanenten Lüge eines ganzen Menschenlebens.

Wir verlassen jetzt die Betrachtung der Hugo'schen Charaktere und werfen einen Blick auf die in seinen Dramen vorkommenden Situationen, wir untersuchen die Beziehungen, in welchen die auftretenden Personen zu einander stehen.

Das durchgreifende Motiv hierbei ist, ganz allgemein gefaßt, ein kontrastirendes Gegenüberstehen zweier Personen.

Der Gegensatz zwischen beiden kann nun in ihren Gesinnungen, in ihrer äußern Lage, in ihrer gegenseitigen Stellung, in ihrem gesellschaftlichen oder in sonstigen Verhältnissen beruhen.

Es kann nicht ausbleiben, daß auch das Motiv der Liebe zur Erzielung eines derartigen Gegensatzes benutzt wird. Wir erwähnten bereits früher, wie Didier's feusche Liebe der lästernen Buhlerin der Marion Delorme gegenübersteht. Aehnlich ist die Zusammenstellung der Marie Tudor mit Gilbert, dem Handwerker. Wir sehen hier in weiterer Verfolgung dieses Motives, wie das beseligende Feuer, der göttliche Funke der wahren Liebe zur großmuthigen Verzeihung führt, während die strafliche Flamme der Sinnenlust die unversöhnliche Rachsucht gebiert. Dieser spezielle Kontrast wird uns im 4. Auftritt des 2. Tages vorgeführt. Die Königin ist einzige mit Rachegedanken beschäftigt, da sie von Fabiani's Liebschaft mit Jane gehört hat. Diese Untreue däucht ihr un crime sulfisant pour lui faire trancher la tête. Die Großmuth, welche Gilbert für Jane zeigt, die ihn verrathen, ist daher unbegreiflich. Diese Höhe der Gesinnung, dieser Seelenadel erscheint ihr also als eine plebejische Marotte: „Je ne suis pas générueuse, moi! j'ai la rage et la haine dans le coeur — — ces gens du peuple sont stupides! — —

Besonders kontrastirend wirkt eine solche Großmuth in unmittelbarer Gegenwart des Beleidigers. Diese Situation fehrt häufig wieder. Wir erblicken den einen Theil als den edelmuthigen Wohlthäter dessen, der ihn tödlich beleidigt, der ihn in den theuersten Gefühlen seines Herzens gekränkt und verletzt hatte. Dieses acht christliche Motiv der Feindesliebe bringt sichtlich einen Kontrast in sich, insofern Gutes gehabt wird in einem Falle, wo nach den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens und nach dem Maßstabe der alltäglichen Mittelmäßigkeit nur Böses erwartet werden konnte.

In dieser Weise steht der Handwerker Gilbert, der Hintergangene, vor Jane, welche die Treue gegen ihn gebrochen. Welches ist die Genugthuung, die er für seine Kränkung fordert? Er verlangt von der Königin, daß Jane, die von ihm aufgezogene unbekannte Waise, als Tochter des enthaupteten Lord Talbot anerkannt, in ihr rechtmäßiges Erbe eingesetzt und mit dem Grafen Fabiani, ihrem Verführer, vermählt werde. Um diesen Preis stellt er sein Leben zur Verfügung der Königin, welche dessen zur Ausführung ihrer Racheplane bedarf. Il mourra de la mort qu'on voudra. Jane steht vernichtet von so viel Großmuth: überwältigt von Verehrung und von tödtlicher Be- trübnis ergriffen, rast sie aus: O Gilbert! vous êtes plus qu'un ange, car vous avez tout à la fois la vertu d'un ange et les passions d'un homme!

Und später im Gefängnisse, wohin Jane, die von ihrer Verirrung völlig zurückgekommen ist, sich begeben hat, um Gilbert zu retten, sehen wir eine ähnliche Szene. Jane bittet Gilbert um die einzige Gunst, sich durch sie retten zu lassen; sie verlange weiter Nichts, nicht einmal seine Verzeihung, noch viel weniger vermesse sie sich, ihre Wünsche bis zu seinem Besitz zu erheben. Aber Gilbert fällt ihr zu Füßen mit den Worten: Tu es un ange, tu es ma femme, worauf Jane antwortet: Tu ne pardonnes donc que comme Dieu, en purifiant?

Eine gleiche Wechselbeziehung finden wir in Angelo zwischen Rodolfo und Tisbe. Hier ist letztere die großmütige Verzeiherin, verzeihend bis zum Tode durch die Hand des Geliebten, der eine Andere liebt! — Für Rodolfo, den sie selbst über Alles liebt (sie sagt: voilà six mois que je fais de ton regard ma vie, de ton sourire ma joie, de ton souffle mon âme!), für Rodolfo hat sie Catarina gerettet, welche den Tyrann Angelo zum Tode verurtheilt hatte. Rodolfo wähnt im Gezentheil die Gerettete gemordet durch Tisbe's Hülfe, er stößt ihr den Dolch in's Herz, da vernimmt er die Stimme der Todtgeglaubten. Auf seine Frage, durch wen Catarina gerettet worden, antwortet Tisbe, welche tödtlich getroffen zusammensinkt: Par moi, pour toi! und stirbt. Welche Beredsamkeit in diesen wenigen Worten! —

In ähnlicher Weise spricht der sterbende Ruy Blas zur Königin:

Vous me maudissez, et moi je vous bénis.

Wie sich die Liebe bei unserm Dichter gern mit der Großmuth vermahlt, so begegnen wir auch häufig bei ihm einer groß-

artigen Ritterlichkeit, welche übrigens in Hugo's eignem Charakter begründet ist, wie dies mehrfach nachgewiesen werden kann. Aber auch hier müssen wir nochmals erinnern, wie ein solches Extrem der Ehrenhaftigkeit, ein so lebhaftes point d'honneur, ein an's Unglaubliche gränzender Edelmuth immer wieder eine Antithese bringt. Es ist eine chevalereske Variation auf das christliche Thema: auf seines Feindes Haupt glühende Kohlen sammeln — es ist der Kontrast der Vergeltung des Bösen durch Gutes, der Beleidigte zeigt sich als Wohlthäter, als Beschützer des Beleidigers. Und so erkennen wir das schon oben nachgewiesene Motiv wieder von der Vereinigung zweier Gegensätze in einer und derselben Person.

Diesem ritterlichen Wesen müßten spanische Sujets besonders zusagen. So zeigt auch der Eid des Corneille solche kastillanische Ehrenhaftigkeit, wie sie uns Hugo's Hernani bringt. Wir erinnern an den 2. Akt dieses Stükcs. Hernani hat geschworen, Rache zu nehmen an Don Carlos, dessen Vater Hernani's Vater hat hinrichten lassen. Der König ist von Hernani's Leuten umringt. Da er jedoch nicht zu bewegen ist, sich zur Wehr zu setzen, so läßt Hernani ihn entwischen und wirft ihm noch den eignen Mantel über die Schultern, mit den Worten:

— — — Fuis, et prends ce manteau :  
Car, dans nos rangs, pour toi, je crains quelque couteau.

In nicht minder großartiger Weise zeigt sich die kastillanische Gastfreundschaft. Der greise Don Nun Gomez de Silva findet seine Braut Donna Sol in den Armen Hernani's, des Räubers, auf dessen Kopf der König einen Preis von tausend Carolus'd'or gesetzt hat. Ohne ihn zu kennen, hat er ihm, der unter dem Gewande eines Pilgers um Einlaß gebeten, Aufnahme gewährt, und so bricht er jetzt in die Worte aus :

Voilà donc le paiement de l'hospitalité !

In diesem Augenblicke erschallen Trompeten: der Herold des Königs verlangt Einlaß in die Burg. Gomez verbirgt Hernani in einem Schlupfwinkel, welcher hinter seinem eignen Bildniß in der Familiengallerie angebracht ist. Unter Drohungen und Vorwürfen tritt der König mit zahlreichem Gefolge auf und verlangt die Auslieferung des Banditen :

Je veux sa tête ou bieu la tienne.

Mit tiefer Verbeugung antwortet Gomez :  
Vous serez satisfait.

Auf des Königs weiteres heftiges Drängen zeigt Gomez ihm nach einander die Reihe der Familienbildnisse, und fügt bei jedem eine kurze Schilderung der Großthaten seines Vorfahren hinzu. Des Königs Ungeduld steigt immer höher. Zuletzt, bei dem eignen Bildniß angekommen, fragt Gomez den König, ob von ihm einst gesagt werden solle:

Ce dernier, digne fils d'une race si haute  
Fut un traître, et vendit la tête de son hôte.

Bergebens droht der König in seinem Zorn. Gomez bietet das eigne Haupt. Dies nimmt nun zwar der König nicht an, aber er entführt die (von ihm geliebte) Nichte und Braut des würdigen Greises, Donna Sol, als Geisel. Gomez schwankt nur einen einzigen Augenblick, erinnert sich aber sogleich wieder und sagt:

Prends-la donc, et laisse-moi l'honneur.

Ein solcher Seelenadel kann sich auch als Todesverachtung zeigen. Don Carlos steht im 4. Akt als Kaiser Karl V. den Verschworenen gegenüber, deren hochverrätherische Anschläge er selbst mit angehört, da er in die Gruft Karl's des Großen hinabgestiegen war. Er will von ihnen nur die Herzöge und Grafen gefangen nehmen und die Uebrigen laufen lassen. Ein neuer Hoffnungsschimmer für die für ihren Hernani zitternde Donna Sol. Aber dieser tritt hervor:

Je prétends qu'on me compte!

Der Geächtete gibt sich nun als Herzog mit allen seinen Titeln zu erkennen, er setzt den Hut auf und sagt dabei in jener etwas gar zu volltonenden spanischen Weise:

Convrons-nous, grands d'Espagne. Oui, nos têtes, ô roi,  
Ont le droit de tomber couvertes devant toi!

und zuletzt:

Et si vos échafauds sont petits, changez-les,

Aber auch Don Carlos steht ihm an Größe nicht nach. Mit Hindeutung auf die (von ihm selbst geliebte) Donna Sol sagt er, zu Hernani gewendet:

Tue ! voilà ton épouse !

Woher kommt diese ächt königliche Regung, diese plötzliche Sinnesänderung? Er hat sich an den Stufen der Gruft Karl's des Großen Rath's erholt.

Je l'ai crié : Par où faut-il que je commence ?

Et tu m'as répondu: Mon fils, par la clémence !

Diese entsagende Großmuth des Kaisers steht um so höher, als seine entsagende Liebe zu Donna Sol keineswegs erloschen

ist. Denn als er dem knieenden Hernani den Ritterschlag gibt, und sein eignes goldnes Wleß vom Halse nimmt, um es diesem umzuhängen, spricht er die Worte :

Mais tu l'as, le plus doux et le plus beau collier !

Celui que je n'ai pas, qui manque au rang suprême,

Les deux bras d'une femme aimée et qui vous aime !

Ah ! tu vas être heureux ; moi, je suis empereur.

Der Kaiser müsse sein wie der Adler im Reichswappen, der an der Stelle des Herzens ein heraldisches Schild trage. Es war vorhin dem Hernani ein Leichtes, den ihm drohenden Tode zu entgehen und sich das Leben zu erhalten. Er that es nicht, und dies eben bildet den Kontrast zu der Mittelmäßigkeit des Alltagslebens, welche ängstlich dem zu entgehen strebt, was hier gesäuselt aufgesucht wird, und sehnlich das herbeiwünscht, was hier verschmäht wird. In ähnlicher Weise weist Saverne in Marion Delorme die ihm gebotene Rettung von sich. Sein Onkel hat den Schließer bestochen, welcher zu ihm sagt :

Monseigneur, à vous deux mots, de grâce.

Saverne, mit seiner unvertilgbaren guten Laune, die ihn auch Angesichts des Todes nicht verläßt, antwortet : Quatre.

Jener fragt ihn, ob er fliehen wolle. Natürlich ergreift der Gefangene diese Aussicht mit freudiger Hast: was ihm aber dabei am meisten Spaß macht, ist, daß er dem Kardinal (Richelieu) zum Troß nun doch noch wieder auf den Ball gehen könne. Schnell fügt er hinzu :

A propos, c'est pour tous deux, je pense ?

Als der Schließer ihm aber bestimmt bedeutet, daß er nur einen zu retten vermöge, zeigt er auf Didier und sagt in edler Weise :

— — — Alors, écoutez

Voilà celui qu'il faut sauver.

Und auf des Schließers Entgegnung, daß dies nicht angehe :  
Est-ce dit ? en ce cas, préparez deux linceuls.

Daß Didier seinerseits ebensowenig die ihm durch Marion's Vermittlung gebotene Möglichkeit zur Flucht benutzt, ist weiter unten angedeutet. Auch Gennaro (in Lucrece Borgia) zeigt sich groß. Nicht allein, daß er sofort sich als den Schuldigen zu erkennen gibt, als der Herzog ihm gesagt, daß er den Urheber der an seinem Hause verübten Beschimpfung (Verwandlung der Aufschrift Borgia in Orgia) suche: so ist er so skrupulos in seinem Ehrgesühle, daß er erst, nachdem der Herzog ihm verziehen hat, diesem erzählt, daß er einst dessen Vater bei der Erstürmung

von Faenza das Leben gerettet habe, da er durch eine solche Mittheilung nicht habe bestimmend auf des Herzogs Entschluß einwirken und seine Begnadigung veranlassen wollen.

Schon oben wurde angedeutet, wie bei unserm Dichter das sociale Element seinen Weg findet in dem auftretenden Kontrast. Die Höhendifferenz der gesellschaftlichen Stellung wird zur Verstärkung des Gegensatzes benutzt. Es ist speziell der Kontrast des Seelenadels ohne den Geburtsadel und umgekehrt. Wir bewunderten bereits des schlichten Handwerkers Gilbert Edelsinn und Großherzigkeit neben der Engherzigkeit und leidenschaftlichen Nachsucht der Königin Marie Tudor.

Denselben Effekt bringt die Zusammenstellung des Königs und des Räubers in Hernani hervor. Donna Sol spricht diesen Gedanken aus:

Ah ! qu' Hernani vaut mieux cent fois ! Roi, je proclame  
Que si l'homme naissait où le place son ame,  
Si le coeur seul faisait le brigand et le roi,  
A lui serait le sceptre et le poignard à toi.

Noch mehr tritt dieses Motiv im Ruy Blas hervor, wo der Dichter unverkennbar die Berechtigung des Plebejers predigt. Der Dichter hat ihn ungemein groß und edel gezeichnet. Er, als Lakai geboren, ist an Geist und Herz auch den Höchstgestellten überlegen. Ihm gegenüber steht der hochgeborene Don Galluste ein niedriger Charakter, egoistisch, hämisch, rachsüchtig, teuflisch. In der dritten Szene des 5. Aktes spricht Ruy Blas zu ihm:

J'ai l'habit d'un laquais, et vous en avez l'âme.

Ebenso kontrastirend wirkt die 27. Szene des 3. Aktes. Es ist eine Sitzung des Ministerrathes (Despacho Universal) im Regierungssaale des königlichen Schlosses zu Madrid vorgestellt. Die Räthe der Krone zeigen den schönsten Eigennutz. Da tritt unerwartet Ruy Blas, der frühere Lakai, jetzt Herzog von Olmedo, unter sie und züchtigt die vornehmen Herren mit einer donnernden Anrede; mit ehrenvoller Entrüstung hält er ihnen ihre schmachvolle Erbärmlichkeit vor und zeigt ihnen die unausbleibliche Wirkung davon: das von ihnen ausgesogene blutschwühende Volk.

Als eine besondere konkrete Ausbeutung dieses kontrastirenden Gegenüberstehens zweier Personen zeigt sich ferner eine hartherzige Gefühllosigkeit des einen Theiles gegenüber dem Gnadeslehen des andern Theiles, kalte Grausamkeit gegenüber der ban-

gen Seelenangst. Dieser Gegensatz steigert sich bisweilen so sehr, daß wir dann den Henker und sein Opfer einander gegenüber stehen sehen.

Eine sehr wirkungsvolle Entfaltung dieses Motives findet sich in der letzten Szene von Marie Tudor. Die selbstsüchtige Einseitigkeit und furchterliche Engherzigkeit der Königin zeigt sich da in ihrer ganzen, Schrecken erregenden Schroffheit. Lachend erzählt sie der erschrockenen Jane, während das Läuten der Sterbeglocke die bevorstehende Hinrichtung verkündigt, daß das blutdürstige Volk, welches die Hinrichtung des Günstlings Fabiani verlangt, angeführt sei, und daß Gilbert statt des Fabiani zur Hinrichtung geführt werde. Da bricht Jane mit dem Geständniß hervor, daß Gilbert der Gegenstand ihrer Liebe sei, und beschwört füßfällig die Königin, ihn zu retten — sie wolle gern selbst an Gilbert's Stelle sterben und der Königin könne dies gleich gelten. Zugleich gibt sie die Mittel an, wie der Befehl zur Aufschubung der Hinrichtung noch füglich zur rechten Zeit hinbefördert werden könne. Durch die rührende Werksamkeit des brechenden Herzens, welche Jane hier entwickelt, wird die Königin erweicht, so weit nämlich ein durch und durch selbstsüchtiges Herz es werden kann. Sie versichert in ihrer Art, wie leid ihr dies thue, und spricht dabei die absoluteste Nichtachtung des Menschenlebens aus, indem sie sagt: „Il semble qu'on aurait pu en prendre un autre, Tyreconnel, par exemple ; mais il est trop connu, il fallait un homme obscur. On n'avait que celui-là sous la main. — Oh, mon Dieu ! il y a de ces fatalités-là. On se trouve pris. On n'y peut rien.“ — — Die Rettung dünkt ihr aber viel zu umständlich, ja unmöglich, weil dann Fabiani's Leben auf's Neue bedroht sei. Schließlich rath sie der Jane : Ne songe plus à ce Gilbert, Jane ! c'est fini. Ré-signe-toi ! — Jane aber ist über diese fühllose Sprache im Innersten empört und droht das Volk aufzuwiegeln, indem sie ihm verkünde, wie es hintergangen worden. Da ergrimmt die Königin und bricht in die schnöden Worte aus : Que m'importe ton amant ? Est-ee que toutes les filles d'Angleterre vont venir me demander comp e de leurs amants, maintenant ! Pardieu ! je sauve le mien comme je peux et aux dépens de qui se trouve là. Veillez sur les vôtres !

Hier ist auch der unerbittlichen Uner schütterlichkeit des gefangenem Didier zu gedenken bei den flehentlichen Beschwörungen der Marion Delorme, welche ihn um Alles in der Welt

retten möchte. Er empfängt sie kalt und antwortet mit bittern Vorwürfen, ohne daß die ergreifende Sprache der höchsten Seelenbangigkeit Eindruck auf ihn mache. Die Nermste windet sich verzweiflungsvoll zu seinen Füßen:

Oh! tout cela me tue, et j'ai le coeur brisé.

Und dann sagt sie mit liebevollem Drängen:

Tout ce que tu voudras, tu le diras après.

Mit der erschütternden Veredtsamkeit der rührendsten Liebe stürmt sie weiter auf ihn ein; sie habe früher sich in alle seine Wünsche gefügt, habe nie selbst Etwaß begehrt:

Mais aujourd'hui cédez! — Il y va de vos jours.

Didier stößt sie von sich; sie fährt fort:

Mon front sur vos genoux ne vous fait pas de mal!

J'ai couru pour venir; je suis bien fatiguée.

Da er stumm bleibt, bittet sie ihn:

Parle-moi, voyons, parle, appelle-moi: Marie! . . .

Da spricht Didier die furchtbaren Worte:

Marie, ou Marion?

(Marion hatte nämlich ihren leider allzubekannten Namen dem Geliebten auf's Sorgfältigste zu verbergen gesucht. Eben weil er ihn dennoch erfahren, empfängt er sie mit jener eisigen Kälte.)

Da stürzt die Nermste zusammen und ruft aus:

Didier, soyez clément!

Er aber überhäuft sie mit den entsetzlichsten Vorwürfen.

Marion zeigt die unbedingteste Resignation:

Vous m'avez réprouvée et mandite, et c'est bien.

Er solle nur fliehen.

Repousse-moi du pied, marche sur moi; — mais suis!

Worauf Didier entgegnet:

Fuir! qui fuir? Il n'est rien que j'aie à fuir au monde

Hors vous, — et je vous suis, — et la tombe est profonde.

Marion beharrt in ihrer Unterwürfigkeit, die sich hier auf's Höchste steigert:

Oh! dis, viens, viens! veux-tu que je sois ta servante?

Veux-tu me prendre, avec mes crimes expiés,

Pour avoir quelque-chose à foulé sous tes pieds?

Celle que tu daignas nommer aux jours d'épreuve

Epouse . . .

Didier wiederholt: Eponse! — Da ertönt der verhängnißvolle Kanonenschuß, welcher die Ankunft des Kardinal Richelieu im Gefängnißhofe verkündet und alle Aussicht auf Flucht bestimmt. Darum sagt Didier zu Marion:

Allons, voici qui vous fait veuve.

In dem vorhergehenden 4. Akte steht Marion Gnade flehend dem König Ludwig XIII. gegenüber. Auch hier ist ihre Ansprache voll der ergreifendsten Naturwahrheit und des tiefsten Gefühles. Wir hören die rührendsten Ausbrüche der Bekümmernis, die volle Naivität des höchsten Seelenschmerzes, welche dem apathischen Wesen der königlichen Majestät gegenüber von mächtiger Wirkung ist. Sie sagt da unter Anderm:

— — — Je ne sais pas, moi femme,  
 Comment on parle aux rois. Pleurer peut-être est mal;  
 Mais c'est un monstre enfin que votre cardinal !  
 Pourquoi leur en veut-il ? qu'ont-ils fait ? il n'a même  
 Jamais vu mon Didier. — Hélas, qui l'a vu, l'aime.  
 — — — — Ah ! c'est horrible ! — O ciel !  
 Vous ne le voudrez pas ! — Ah ! femmes que nous sommes,  
 Nous ne savons pas bien parler comme les hommes,  
 Nous n'avons que des pleurs, des cris, et des gémouux  
 Que le regard d'un roi ploie et brise sous nous !  
 Ils ont eu tort, c'est vrai ! — Si leur faute vous blesse,  
 Tenez, pardonnez-leur. Vous savez ? la jeunesse !  
 Mon Dieu ! les jeunes gens savent-ils ce qu'ils font ?

— — — — —  
 Les choses tous les jours se passent de la sorte ;  
 Chacun de ces messieurs le sait. Demandez-leur,  
 Sire. — N'est-ce pas, Messieurs ? — Ah Dieu ! l'affreux malheur !  
 Dire que vous pouvez d'un mot sauver deux têtes !  
 Oh, je vous aimerai, Sire, si vous le faites !  
 Grâce, grâce ! — Oh, mon Dieu ! si je savais parler,  
 Vous verriez, vous diriez : il faut la consoler,  
 C'est une pauvre enfant, son Didier c'est son âme . . . —  
 J'étouffe. Ayez pitié !

Sie fährt dann fort :

Majesté, vous avez une mère, une femme,  
 Un fils, quelqu'un enfin que vous aimez dans l'âme,  
 Un frère, Sire ! — Eh bien ! pitié pour une soeur !

Worauf der König :

Un frère ! non, Madame . . . Ah ! si fait. J'ai Monsieur.

Im weiteren Verlauf der Szene lässt sich der König erweichen. Er vergießt selbst eine Thräne ; aber  
 Pour ne pas désailler il faut qu'un roi s'observe.

— — — — —  
 Aujourd'hui pas de grâce ! hier j'ai trop péché.

Am Schluß des Stückes erscheint Marion noch ein letztes Mal als Bittende. Als die von 80 Mann getragene, mit scharlachrothen Vorhängen verschlossene Riesensanfte des Kardinals unter dem Murren des Volkes langsam über die Bühne weg-

schreitet, schleppt Marion sich auf den Händen hin und die Arme ringend, fleht sie um Gnade. Aber aus der Senfe schallen die Worte :

Pas de grâce !

Wir erwähnten schon oben, daß das Motiv des unerhört bleibenden Gnadeslebens bisweilen noch gesteigert wird. Bereits in den gegebenen Beispielen erblickten wir den Flehenden auf der Folter der höchsten Seelenpein. Diese Situation nun kehrt sehr häufig wieder. Es ist immer wieder der durch Gegenüberstellung zweier entgegengesetzter Charaktere gebotene Kontrast. Meist sind diese Personen die beiden Pole oder Anklagepunkte des Stücks, welche als Repräsentanten der entgegengesetzten Elemente figuriren. Dieser Kontrast wird nun nach seiner ergreifendsten Seite ausgebeutet; es ist der Gipfelpunkt der antithetischen Situation, zur Bewirkung einer Folter und bezüglich Vernichtung des einen Theils durch den andern verwendet. Demzufolge sind diese beiden Personen so gehalten, daß die eine als handelnd, die andere als leidend erscheine: Unterdrücker und Unterdrückter.

Gewöhnlich endet die Situation mit dem physischen oder moralischen Unterliegen des Einen, so daß uns dann ein leiblicher oder geistiger Todeskampf vorgeführt wird. Wir hören das Wimmern und Todesröheln des Opfers unter den zerfleischenden Krallen des Henkers. Im Verlauf dieser Agonie geschieht es sehr häufig, daß das Opfer, schon aus einer Todeswunde blutend, unter dem über ihm schwebenden Henkerbeil sich emporrichtet gegen seinen Bürger, um ihn mit einer Fluth von Vorwürfen zu überschütten über das zum Himmel schreiende Unrecht. Der sich krümmende, in Todeszuckungen verendende Wurm richtet sich auf unter dem ihn zertretenden Fuße. Es ist die Empörung, daß Sich-Auslehnien gegen die unerhörte Ungerechtigkeit. Wir hören die der Todesangst ausgepreßte Veredsamkeit: — es ist die muthige Unereschrockenheit des Sterbenden, welche spricht.

Wir wollen im Folgenden noch einige derartige Situationen aus den Dramen unsers Dichters vorführen. Wir erinnern zunächst an die 2. Szene des 3. Theiles der Burggrafen. Guanhumra, die Zigeunerin, gibt sich dem greisen Burgherrn Job als diejenige zu erkennen, deren Geliebten (seinen eigenen Bruder) er einst geföddtet, und welche er als Sklavin verkauft habe. Zugleich benachrichtigt sie ihn, daß der von ihm so väterlich geliebte Oberst sein eigenes Kind sei, das ihm vor Zeiten geraubt

worden. Diesen Jüngling nun habe sie zu ihrem Nächter aussesehen: der Sohn werde den Vater erdolchen. Schaudernd hebt der Greis zurück: er kann es nicht glauben, Otbert sei rein und edel und einer solchen Unthät gänzlich unfähig. Aber Guanhumara hat zu gut ihre Verkehrungen getroffen: Regina, Otbert's Geliebte, ist durch einen von der Alten bereiteten Trank in einen Schlaf versunken, aus welchem diese allein sie zu erwecken vermag, und aus welchem sie sie nur erwecken wird, wenn Otbert den greisen Job tödtet. Letzterer bittet:

Mourir n'est rien. Prends-moi, prends mes jours, prends mon sang,  
Mais ne fais pas commettre un crime à l'innocent!

Er schließt sein Flehen mit den Worten:

Oh! si tu sens un coeur battre dans ta poitrine! . . .

Sie ist unerbittlich:

Un coeur? je n'en ai plus; tu me l'as arraché.  
— — — Le frère ici tua le frère  
Le fils ici târa le père.

Job schleppt sich auf den Knieen mit gefalteten Händen vor Guanhumara:

accorde une autre mort!

Die einzige Vergünstigung, die sie gestattet, ist, daß Job, von einem Schleier bedeckt, von Otbert's Dolch getroffen werden soll. Nun folgt die gräßliche 3. Szene, in welcher Job, ob schon er schließlich nicht getötet wird, doch zehnfache Todesqual erleidet. Otbert tritt auf. Er betastet in der Finsterniß den verschleierten Greis und fleht ihn an:

Un seul mot de pardon, vieillard! mon coeur se fend!  
Rien qu'un seul mot!

Bei diesen Worten vermag Job nicht an sich zu halten: er springt auf, wirft den Schleier von sich, schließt Otbert in seine Arme und gibt ihm den Segen. Da Otbert gegen ihn nun nicht den Dolch erheben will, so ruft der Greis selbst ihm Regina's Bild in's Gedächtniß:

sauve-la!

Jetzt gibt es einen ergreifenden Auftritt. Otbert wird an sich selbst irre und fragt:

Vous croyez qu'il faut que je la sauve?

Job zeigt ihm, wie hier gar nicht zu schwanken sei zwischen ihm, dem alten lebensfatten Verbrecher, und Regina, der jungen, reinen, tugendhaften. Ein fürchterlicher Gedanke besäfft Otbert:

Si j'étais cet enfant? si vous étiez mon père?  
Je sens là quelquechose . . .

Job, in der höchsten Seelenangst, versichert ihm, daß er nicht sein Kind sei. Aber Obert wiederholt:

Monseigneur! Monseigneur! si j'étais votre enfant!

Herzbrechend ist Job's neue Gegenrede:

Toi mon fils! — ne fais pas ce rêve! — Je te jure . . .

Obert, mon bien-aimé, non, tu n'es pas mon fils!

Aus der Dunkelheit läßt sich Guanhumara's Stimme vernehmen, welche auf Eile dringt. Regina's Leben ist bedroht. Da nachtet es in Obert's Seele.

Je me sens ivre et fou! dans ce lieu détesté

— — — — — Les miasmes du meurtre à la tête me montent!

L'air qu'ici l'on respire est un air malfaisant.

Est-ce que ce vieux mur veut boire encor du sang?

Job selbst gibt ihm den Dolch in die Hand mit den Worten:

— — — Je fus impie.

Je suis le vieux Satan, sois l'archange vainqueur!

— — — Je le tuai! c'était mon frère!

Als Obert nun den Arm erhebt, fühlt er sich zurückgehalten von dem Kaiser, welcher sich unbemerkt genähert und mit den Worten einfällt:

C'était moi.

Barbarossa ist der todtgeglaubte Bruder Job's und der Geliebte der Guanhumara.

Ein frappantes Gegenstück hierzu liefert die Schlußszene von Lucrèce Borgia.

Gennaro spricht zu ihr: C'est à dire que vous allez mourir, madame! und nimmt ein Messer vom Tische. Faites votre prière, herrscht er sie an, et faites-la courte, madame. Je suis empoisonné. Je n'ai pas le temps d'attendre. Dieser Gedanke ist ihr eben so neu als gräßlich: Bah! cela ne se peut. Ah bien oui! Gennaro me tuer! Est-ce que cela est possible! — Er drängt. — Attendez! Gennaro! J'ai quelque chose à vous dire! Und nun theilt sie ihm mit, daß Jean Borgia, Herzog von Gandia, sein Vater sei. Gennaro hält Lukrezia sonach für seine Tante, also für eine Mitschuldige an dem Tode seines Vaters und dem Unglück seiner Mutter: ein Grund mehr, an ihr Rache zu nehmen. Lukrezia denkt nicht mehr an sich, sondern nur an ihn: Gennaro! par pitié pour toi! Tu es innocent encore! Ne commets pas ce crime! — Er beharrt. — Noch einmal versucht sie ihre Beredsamkeit: C'est impossible. Je veux te sauver de toi-

même. — — Ecoute-moi, tu me tueras après si tu veux. Er müsse ihr durchaus Zeit lassen, in sich zu gehen und ihre Sünden zu bereuen. Sie wolle in ein Kloster gehen. Wenn nunemand zu ihm sagte: Cette malheureuse femme s'est fait raser la tête. elle couche dans la cendre, elle creuse sa fosse de ses mains, elle prie Dieu nuit et jour, non pour elle, qui en auroit besoin cependant, mais pour toi, qui peux t'en passer; elle fait tout cela, cette femme, pour que tu abisses un jour sur sa tête un regard de miséricorde, pour que tu laisses tomber une larme sur toutes les plaies vives de son coeur et de son âme, pour que tu ne lui dises plus, comme tu viens de le faire, avec cette voix plus sévère que celle du jugement dernier: Vous êtes Luerèce Borgia! si l'on te disait cela, Gennaro, est-ce que tu aurais le coeur de la repousser? Oh, grâce, ne me tue pas, mon Gennaro! Vivons tous les deux, toi pour me pardonner, moi pour me repentir!

Gennaro wird in seinem Entschluß schwankend; schon will Lucrezia zu seinen Füßen Dankestränen vergießen: da hört man Maffio, Gennaro's Busenfreund, welcher, von Lucrezia vergiftet, mit gebrochener Stimme ruft:

Gennaro! je meurs! venge-moi!

Gennaro hebt den Arm. Encore un mot! ruft sie. Aber ein dreimaliges Nein ist seine Antwort, und der verhängnißvolle Stoß wird geführt. Mit den Worten: Ah! . . . tu m'as tuée! — Gennaro! je suis ta mère! sinkt sie zusammen.

Die Familienähnlichkeit dieser Szene mit der obigen aus den Burzgrafen ist unverkennbar. Man beachte, wie dieses dramatische Motiv die höchste Potenz der Antithese ist: der Sohn der Mörder seines Vaters oder seiner Mutter.

Auch in den übrigen Dramen Hugo's erblicken wir mehrfach ein zu Tode geängstigtes Schlachtopfer, welches von einem fühllosen Barbaren hingewürgt wird. So in Angelo, Tyran de Padoue, die 5. Szene im 1. Theile des 3. Tages, eine Szene, welche Shakespear'sche Anklänge zeigt, indem sie an die Erwürgung Desdemona's durch Othello erinnert. In der vorausgegangenen 4. Szene hat Angelo fahrläufig seiner Gemahlin Catarina angekündigt, daß sie sterben müsse, es sei denn, daß sie ihm den Namen des Mannes (Rodolfo) nenne, welcher in ihrem Zimmer gewesen ist. „L'échafaud pour lui, le couvent pour vous, cela suffira. Décidez-vous.“ Er hat ihr dann eine Stunde Bedenkzeit gelassen. Nun wiederholt er seine Frage,

ob sie den Namen jenes Mannes nennen wolle. Mit edlem Muthe, mit stolzer Festigkeit antwortet sie: Je n'y ai pas pensé seulement un instant, monsieur! — Jetzt folgt ein heftiger Erguß über das traurige Los der Frau, wie es unsere gesellschaftlichen Institutionen mit sich bringen. Mit beredten Worten schildert sie die unterdrückte unglückliche Stellung der Frauen gegenüber der in jeder Hinsicht bevorzugten des Mannes, dem Alles gestattet ist. Sie beginnt mit Ruhe, aber edler Entrüstung; — — Coupable? Non, je ne le suis pas; pas comme vous le croyez du moins. Mais je ne descendrai pas à ma justifier. — — Tenez, vraiment, je vous méprise! Vous m'avez épousée pour mon argent. — — Vous avez dit: Cela rapporte cent mille ducats par an, prenons cette fille. Et quelle vie ai-je eue avec vous depuis cinq ans? dites! Vous ne m'aimez pas. Vous êtes jaloux cependant. Vous me tenez en prison. Vous, vous avez des maîtresses, cela vous est permis. Tout est permis aux hommes. Das Recht und die Kraft seien auf Seite des Mannes, der sich zu Allem berechtigt hält, auch zu der furchterlichsten Bestrafung des kleinsten Fehltrittes der Frau, den er doch selbst verschuldet durch Härte, Lieblosigkeit, Vernachlässigung. Sie fährt fort: Eh bien oui, monsieur, j'ai aimé avant de vous connaître un homme, que j'aime encore. Vous me tuez pour cela; si vous avez ce droit-là, il faut convenir que c'est un horrible temps que le nôtre. — — Vous me jugez, vous me condamnez, et vous m'exécutez! Dans l'ombre. En secret. Par le poison. Vous avez la force. — C'est lâche. — — — C'est une bien odieuse république que celle où un homme peut marcher impunément sur une malheureuse femme, comme vous faites, monsieur! et où les autres hommes lui disent: Tu fais bien.

Auch an Eisbe richtet sie ihre Vorwürfe. Als aber Angelo immer mehr in sie dringt, ein Ende zu machen, da bittet sie um Eisbe's Fürsprache. Vous lui direz que ce qu'il fait est horrible. Moi, c'est tout simple que je dise cela. Mais vous, cela fera plus d'effet. Il suffit quelquefois d'un mot dit par une femme étrangère pour ramener un homme à la raison. Si je vous ai offensée tout à l'heure, pardonnez-le-moi, Madame. In dieser erschütternden Sprache der Todesangst fährt sie fort: „Je n'ai pas honte de n'être qu'une femme bien faible et dont il faudrait avoir pitié. Je pleure parceque la mort me fait peur. Ce n'est pas ma faute. Der unerbittliche Angelo zeigt ihr das

Gist und fragt sie: Voulez-vous? Madame. — Sie antwortet: Nein. Da geht er, den Henker zu rufen u. s. w.

Unterdessen läßt sie sich durch Tisbe noch bewegen, daß (scheinbare) Gist zu nehmen. Sie fühlt sogleich dessen Wirkung. Da sagt sie: Je ne vous crains plus. Eh bien, je vous le dis maintenant, à vous qui êtes mon démon, comme je le dirai tout à l'heure à mon Dieu, j'ai aimé un homme, mais je suis pure!

Daß Catarina gerettet wird, ist schon oben gesagt worden: Tisbe hat ihr statt Gist einen bloßen Schlastrunk gereicht.

Im letzten Akt bekommen wir noch einen zweiten Todesskampf zu sehen, den der Tisbe. Hugo hat hier, wie auch in einigen andern seiner Dramen, den eintretenden leiblichen Tod so darzustellen gewußt, daß er uns als eine unvermeidliche Nothwendigkeit, ja fast als Nebensache erscheint, nachdem wir vorher das unglückliche Wesen schon den Hungertod der Liebe haben sterben sehen. Die Liebe ist nämlich dann als so mächtig, so intensiv gezeichnet, daß sie als die unentbehrlichste Lebensbedingung erscheint, deren Vernichtung unausbleiblich den Tod nach sich ziehen muß: das Blut im Herzen stockt, die Pulse stehen still, das Liebesleben erlischt aus Mangel an Nahrung. Es ist die Gewißheit der mangelnden Gegenliebe, welche den eigentlichen Todesstoß gibt.

In diesem Sinne spricht Gilbert in Marie Tudor mit Bezug auf Jane's Liebe: Du jour où je n'ai plus été aimé, j'ai été mort. Oh! vraiment mort! Ce qui survit de moi depuis ce temps, ne vaut pas la peine qu'on prenne demain.

Aehnlich nun ist die Szene zwischen Tisbe und Adolfo: der Tod der erstern ist psychologisch nothwendig nach der wiederholt aufs Bestimmteste ausgesprochenen Versicherung Rodolfo's, daß er sie nicht liebe, nie geliebt habe. Wir sind hier Zeuge der ganz speziellen Agonie eines liebenden Herzens; — ein liebekrankes Wesen verendet langsam vor unsern Augen. So stirbt Marie Beaumarchais in Goethe's Clavigo. Ist nun auch die Hugo'sche Schilderung nicht mit der Goethe'schen zu vergleichen, welche den allmähligen Verlauf eines tiefen Seelenleidens mit meisterhafter Naturwahrheit, mit der feinsten Zartheit zeichnet: so ist sie doch viel vollkommener ausgefallen, als von dem Verfasser der Notre Dame de Paris zu erwarten stand, von dessen materialisirender Tendenz wir es gewöhnt sind, daß er statt des vielfältigen Weh des Menschenherzens blos die Schmerzen des

Leibes, statt der Pulsschläge des Herzens die krampfhaften Zuckungen der Muskeln uns vorführt.

In Tisbe's rührendem Monologe hören wir die einfach natürliche Sprache des wahrhaft empfundenen Gefühles. Oh! Rodolfo! ruft sie aus. Croire à son amour, c'était une idée nécessaire à ma vie! — — Oh! la mort ce n'est rien. L'oubli, c'est tout. Je ne veux pas qu'il m'oublie. Rodolfo tritt auf. Er wisse um ihre Mitwirkung bei Catarina's Tode. Sie habe dem Podesta ihr Gift angeboten. „Ah! vous avez du poison, vous! Eh bien, moi, j'ai un couteau.“ Sie habe eine Viertelstunde, sich zum Tode zu bereiten. Tisbe erwiedert: Vous me tuez pour l'amour d'une autre! O Rodolfo, c'est donc bien vrai, dites-le moi de votre bouche, vous ne m'avez donc jamais aimée?

Rodolfo: Jamais!

Tisbe: Eh bien! c'est ce mot-là qui me tue, malheureux! ton poignard ne sera que m'achever. — — Et, encore un mot, dis-moi, elle! tu l'aimais donc bien?

Rodolfo: Elle! si je l'aimais! elle! Oh! écoutez cela puisque c'est votre supplice, malheureuse. Si je l'aimais! une chose pure, sainte, chaste, sacrée, une femme qui est un autel, ma vie, mon sang, mon trésor, ma consolation, ma pensée, la lumière de mes yeux, voilà comme je l'aimais!

Er fragt sie denn, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorbringen könne. Sie antwortet: Bien, Rodolfo. Tout ce qu'on t'a dit est vrai. Rodolfo, tu arrives à propos, je voulais mourir. Je cherchais un moyen de mourir près de toi, à tes pieds. Mourir de ta main, oh! je tomberai peut-être dans tes bras. Je te rends grâce. — — Vois-tu, je n'ai pas du tout besoin de vivre, moi. Tu ne m'aimes pas, tue-moi. C'est la seule chose que tu puisses faire à présent pour moi, mon Rodolfo. Ainsi, tu veux bien te charger de moi. C'est dit. Je te rends grâce. — — Je vais te dire. Ecoute-moi seulement un instant. J'ai toujours été bien à plaindre, va. Ce ne sont pas là des mots, c'est un pauvre coeur gonflé qui déborde. Nun beklagt sie sich über das geringe Erbarmen, welches die Männer für die Frauen ihres Standes haben, und wie deren Muth und Eugend völlig unbekannt sei. Sie erzählt dann, wie sie auf den Abweg gekommen, wie sie ja nur zwischen Hungertod und Schande zu wählen gehabt habe. — — Toute la pitié est pour les grandes dames nobles. Si elles pleurent, on les console. Si elles

font mal, on les excuse. Mais nous, tout est trop bon pour nous. On nous accable. — — Rodolfo, dans ma position, est-ce que tu ne sens pas que j'avais besoin d'un coeur qui comprît le mien? Si je n'ai pas quelqu'un qui m'aime, qu'est-ce que tu veux que je devienne, là, vraiment? Je ne te dis pas cela pour t'attendrir, à quoi bon? Il n'y a plus rien de possible maintenant. Mais je t'aime, moi! — — — Je sais que ta pensée était à cette femme depuis sept ans. Moi, j'étais pour toi une distraction, un passe-temps. C'est tout simple. Je ne t'en veux pas. Mais que veux-tu que je fasse? — — Enfin il faut bien respirer. Moi, c'est par toi que je respire! Vois, tu ne m'écoutes seulement pas! Est-ce que cela te fatigue que je parle? Ah! je suis si malheureuse vraiment que je crois que quelqu'un qui me verrait aurait pitié de moi! Rodolfo hat nur einen Gedanken: Madame! où est Catarina? — — — Savez-vous que c'est la seule femme que j'aie jamais aimée, madame! la seule, la seule, entendez-vous? la seule?

Tisbe: La seule! la seule! Oh! c'est de me donner tant de coups de poignard! par pitié, vite le dernier avec ceci! (montrant le couteau.)

Rodolfo: Où est Catarina? la seule que j'aime. Oui, la seule!

Tisbe: Ah! tu es sans pitié! tu me brises le coeur! Und nun, um ihu zum Todesstoße zu bewegen, sagt sie: Oui, on t'a dit vrai, je me suis vengée, je l'ai empoisonnée, je l'ai tuée!

Rodolfo stößt ihr den Dolch grade ins Herz. Sie stirzt zusammen.

Tu m'a frappée au coeur! C'est bien. — Mon Rodolfo! ta main! (Sie küßt ihm die Hand.) Merci! tu m'a délivrée! Laisse-la-moi, ta main. Je ne venx pas te faire du mal, tu vois bien. Mon Rodolfo bien aimé, tu ne te voyais pas quand tu es entré, mais de la manière dont tu as dit: Vous avez un quart d'heure! en levant ton couteau, je ne pouvais plus vivre après cela. Maintenant, que je vais mourir, sois bon, dis-moi un mot de pitié. Je crois que tu seras bien. — Un mot de pitié! Veux-tu?

Das Ende der Szene haben wir bereits oben berichtet. Rodolfo erkennt zu spät seinen Irrthum und die Großmuth der sterbenden Tisbe. Auf seinen Aufruf: Ah! qu'ai-je fait? antwortet sie lachend: Rien. Tu n'as rien fait. C'est moi qui ai tout. Je voulais mourir. J'ai poussé ta main.

Es war unstreitig des Dichters Absicht, den Tod der Blanka in Le Roi s'amuse auf gleiche Weise zu motiviren. Er möchte uns glauben machen, sie opfere sich für den König auf, weil dieser sie nicht mehr liebe. Sie sagt deshalb:

*Puisqu'il ne m'aime plus, je n'ai plus qu'à mourir.  
Eh bien! mourons pour lui!*

Doch dies wirkt nicht recht überzeugend. Wir begreifen höchstens eine augenblickliche Anwandlung von Lebensüberdrüß, etwa wie in Notre Dame de Paris aus gleichem Beweggrunde Esmeralda den todtgeglaubten Phöbus, den Taugenichts, nicht überleben wollte. Der Tod der frommen Taube Blanka für den königlichen Lüstling, der des heute heiß begehrten Genusses morgen schon überdrüssig sein wird, lässt uns unversöhnt.

Eine Folterszene, welche mit der oben beschriebenen zwischen Angelo und Catarina mehrfache Verwandtschaft zeigt, findet sich auch im Ruy Blas. Wir sahen oben, wie der frühere Lakai des Don Galluste die königlichen Räthe mit einer donnernden Strafpredigt züchtigt. Die Königin hat ihn behorcht, und es ist ihr Bedürfniß, ihm ein Wort der Bewunderung zu sagen. Bei dieser Gelegenheit erfolgt ein offenes Geständniß der gegenseitigen Liebe in ehrenwerther achtunggebietender Weise. Nach dem Weggange der Königin gelobt er sich selbst und nimmt Gott zum Zeugen, daß die Königin ohne jegliche Besorgniß sich ihm anvertrauen könne:

*A mon bras comme reine, à mon coeur comme femme!  
Le dévoûment se cache au fond de mon amour  
Pur et loyal! — Allez, ne craignez rien!*

Da pocht dem freude- und wonnetrunkenen Ruy Blas plötzlich sein früherer Herr, Don Galluste, auf die Schulter. Dessen Erscheinung wirkt gradezu zermalzend auf ihn. Er, der wenige Augenblicke zuvor die Gesandten auswärtiger Mächte als ungelegen abwies, den eine Königin auf die Stirn küste, steht jetzt entblößten Hauptes vor einem Manne, welcher seinerseits den Hut auf dem Kopfe behält und sich bequem in einen Lehnsessel wirft. Welch ein Kontrast!

Während Ruy Blas auf Don Gallustes Befragen sein politisches System, das System der Rechtschaffenheit, in heredten Worten entwickelt, befiehlt ihm der mit vornehm-nachlässiger Gleichgültigkeit zuhörrende Don Galluste, das Fenster zu schließen, weil ihn die Zuglust treffe, ja sogar das abgesallene Taschenstück aufzuheben, welches er mit den Worten einsteckt: *Vous*

disiez? Schließlich befiehlt er ihm, am morgenden Tage ihn in dem geheimen Hause zu erwarten und alle Anstalten zu einer Flucht zu treffen, Nun Blas verlangt, Don Salluste möge ihm versichern, daß bei diesem Allen die Königin nicht ins Spiel komme. Don Salluste antwortet mit Hohn. Er spricht die absoluteste Nichtachtung der dienenden Klasse aus. Der Diener ist und bleibt für ihn ein Werkzeug, dessen er sich bedient, eine Puppe, mit der er spielt, ein bloßes Ding, ein Gefäß ohne allen selbstständigen Gehalt. Es wird ihm gar kein Ich, keine Persönlichkeit zuerkannt. Die edelsten Gefühle werden mit unbarmherzigem Hohn in den Staub getreten:

*Vous courtisez la reine ici par aventure*

*Comme vous monteriez derrière ma voiture.*

Nun Blas beklagt sich bitter über diese völlige Nichtachtung des Menschen im Niedriggeborenen:

*O mon Dieu! voilà donc les choses qui se font!  
Bâtir une machine effroyable dans l'ombre,  
L'armer hideusement de rouages sans nombre,  
Puis, sous la meule, afin de voir comment elle est,  
Jeter une livrée, une chose, un valet,  
Puis la faire mouvoir, et soudain sous la roue  
Voir sortir des lambeaux teints de sang et de boue,  
Une tête brisée, un coeur tiède et fumant,  
Et ne pas frissonner alorsqu'en ce moment  
On reconnaît, malgré le mot dont on le nomme  
Que ce laquais était l'enveloppe d'un homme!*

Er fleht Don Salluste um Gnade an. Dieser antwortet mit tödlicher Kälte:

*— — Cet homme-là ne comprendra jamais.*

*C'est impatientant.*

Nun Blas droht; Don Salluste lacht und erinnert ihn an die am sichern Orte verwahrte Handschrift, wodurch Nun Blas sich zu seiner Lakaienschaft bekennt. Diese solle der Königin zugeschickt werden. In verzweiflungsvoller Resignation erklärt Nun Blas mit erloschener Stimme sich zu Allem bereit.

Im Verlaufe des Stücks wendet sich nun das Blatt. Die Situation schlägt um, und als dieselben beiden Personen sich wieder gegenüber stehen, erscheint das geängstigte Schlachtopfer als Rächer und Tödter seines früheren Peinigers.

Die Königin, durch eine falsche Botschaft des tückischen Don Salluste irre geleitet und Nun Blas in Gefahr glaubend, hat sich in das geheime Haus des Letzteren begeben. Nun Blas beschwört sie zu fliehen. Doch schon ist es zu spät. Don Sal-

Iuste tritt auf, nimmt seine Maske ab und gibt sich dem entsetzten Paare zu erkennen. Er verlangt von der Königin die Unterzeichnung eines Pergaments, worin sie ihre Einwilligung zu ihrer Scheidung vom Könige gibt. Zugleich malt er ihr das Liebesglück aus, das sie mit Ruy Blas genießen werde. Widrigensfalls aber werde er morgen an allen Orten öffentlich bekannt machen, daß er die Königin um Mitternacht in Ruy Blas' Zimmer angetroffen habe. Dann müsse sie sich darauf gefaßt machen, in ein Kloster gesperrt zu werden. Die bedrängte Königin ist fast zur Unterzeichnung entschlossen. Da kann Ruy Blas nicht länger an sich halten und bricht in die Worte aus:

Je m'appelle Ruy Blas, et je suis un laquais!

worauf Don Salluste mit teuflischer Kälte:

Cet homme est en effet mon valet. — —

— — Seulement il a parlé trop tôt.

Nun erklärt er der Königin, wie dies Alles ein wohl angelegtes Werk seiner grimmigen Rache sei. (Er war nämlich vom Hofe verbannt worden, weil er sich geweigert hatte, die von ihm verführte Kammerfrau der Königin zu heirathen.) Dabei überhäuft er sie mit den grausamsten Vorwürfen.

Ah! vous m'avez pour femme offert votre suivante!

Moi, je vous ai donné mon laquais pour amant.

Unterdessen hat Ruy Blas die hintere Thür verriegelt, undentreißt dem Don Salluste seinen Degen. Er habe die Königin feig beschimpft, und er, Ruy Blas, sei zu deren Rächer berufen. Don Salluste verlangt mindestens ein Schwert. Da wiederholt Ruy Blas jene eigne Worte, die wir oben berichtet, in denen er seine grenzenlose Verachtung für die Leute niederen Standes aussprach. Es könne also unmöglich von einem Zweikampf die Rede sein. Ruy Blas stößt Don Salluste in das anstoßende Kabinett, ermordet ihn und kehrt bleich und verstört zurück. Nachdem er die ganze Größe seines Verbrechens eingestanden, leert er die Phiole, mit der er sich verschen. Die Königin ist außer sich. Sie ruft:

— — je te pardonne et t'aime et je te croi!

Sie umschlingt ihn mit ihren Armen. Da spricht Ruy Blas mit gen Himmel gehobenen Augen:

Permettez, ô mon Dieu! justice souveraine!

Que ce pauvre laquais bénisse cette reine,

Car elle a consolé mon coeur crucifié,

Vivant, par son amour; mourant, par sa pitié!

Er beruhigt die Königin, welche sich als Ursache seines Todes anklagt:

Je ne pouvais plus vivre. Adieu! Fuyez d'ici!  
— Tout restera secret. — Je meurs!

Die Worte „je ne pouvais plus vivre“ sind hier sehr bedeutungsvoll. Wie wir oben von einem Hungertode der Liebe sprachen, so stirbt Nun Blas hier den Hungertod der Ehre. Er hat sich wissenschaftlich zum Werkzeug des Betruges hergegeben, wenn es ihm auch zunächst nicht bekannt war, daß es sich lediglich um Befriedigung von Don Galluste's Rache handele. Er hat eingewilligt, jene auf Lüge und Unwahrheit begründete hohe Stellung einzunehmen: unter solchen Umständen ist die Fortdauer unmöglich geworden, sein Untergang ist unvermeidlich.

So ist auch in Marion Delorme Didier's Tod eine unabwickeliche Nothwendigkeit. Das Mittel, welches Marion zur Rettung angewendet, kann nicht zum Heile führen. Die Möglichkeit einer ehrenvollen Fortdauer ist ihm so benommen, — die unentbehrlichen Bedingungen des wahren Seelenlebens sind durchschnitten.

Didier fühlt dies, selbst nachdem er ihr in der umfassendsten Weise verziehen, nachdem er ihre Ergebenheit auf's Glänzendste anerkannt hat. Mit hoher Wahrheit spricht er:

— Vois-tu? mort, tu m'aimeras mieux  
J'aurai dans ta mémoire une place sacrée;  
Mais vivre près de toi, vivre l'âme nlcérée,  
O ciel! moi qui n'anrais jamais aimé que toi,  
Tous les jours, peux-tu bien y songer sans effroi?  
Je te ferais pleurer, j'aurais mille pensées  
Que je ne dirais pas, sur les choses passées,  
J'aurais l'air d'épier, de douter, de souffrir,  
Tu serais malhenreuse! — Oh! laisse-moi mourir!

Hugo hat später diesem Stücke einen andern Ausgang gegeben, und es dem Theater-Intendanten überlassen, sich für einen von beiden zu entscheiden. Marion erdolcht dann den Bluthund Laffemas, statt seinen Anträgen Gehör zu schenken. Darauf modifiziert sich natürlich auch das Uebrige sehr wesentlich.

So ist auch Hernani's Tod vollkommen motivirt. Ich erinnere an die 2. Szene im 5. Akte. Hernani lebt nur im Geiste seines neuen Glückes, im Besitze seiner über Alles geliebten Donna Sol, welche der zum deutschen Kaiser gewählte Carlos ihm zur Gemahlin gegeben hat, bei gleichzeitiger Wiedereinsetzung in alle seine Würden. Seine Wonne ist namenlos. Er will nicht

mehr an die Vergangenheit, an seinen Räubernamen, an seine (ungelösten) Nacheschwüre erinnert sein, er hat Alles vergessen. Eine Gegenwart aber, die ihre Vergangenheit gewissermaßen desavouirt, oder deren Erinnerung nicht zu ertragen vermag, ist auch keine absolut berechtigte. Sie ist eben nur Gegenwart, und darin liegt der Keim ihrer Mächtigkeit, damit ist ihr Untergang bedingt. Eine solche Gegenwart kann keine Zukunft haben. Wir können Hernani's Vergessen des Vergangenen nicht als eine Verzeihung ansehen, etwa eine Antwort auf Carlos' Vergebung. Letztere, als eine rein persönliche, war wohl möglich und ist auch noch überdies äußerlich durch die Erlangung der Kaiserwürde motivirt. Er hat Ersatz gefunden, wenn auch keinen ganz vollkommenen:

Tes amours désormais! tes maîtresses, hélas!

C'est l'Allemagne, c'est la Flandre, c'est l'Espagne.

Ganz anders verhält es sich mit Hernani. Die Verzeihung steht gar nicht bei ihm. Er hat nicht sich zu rächen, sondern seinen Vater, welcher, von des Königs Vater verurtheilt, auf dem Schaffot gestorben ist. Dieser Tod ist noch nicht gesühnt. Wenn die Vergebung des Carlos als eine freiwillige, völlig uneigennützige, als eine edle Regung acht königlicher Großmuth erscheint: so tritt uns die des Hernani als eine selbstische, als eine Schwäche entgegen; denn die 3. Szene des 4. Aktes hat uns zuvor gezeigt, wie mächtig der Durst nach Rache bei Hernani ist, da er trotz allen Bitten nicht einmal zu bewegen ist, die Ausführung derselben einem Andern zu überlassen. Im Liebesglück vergisst Hernani die Rächung des gemordeten Vaters, und dadurch verfällt er dem Verhängniß. Sein tragisches Ende ist insofern vollkommen gerechtfertigt, und das obligate Waldhorn des (allerdings ganz leer ausgegangenen) Don Ruy Gomez de Silva bietet nur die äußere Veranlassung zu dieser unabweislichen Sühne.

Der sterbende Hernani erkennt dies selbst an. Er fühlt, von welcher Seite das Gericht über ihn hereingebrochen:

— — — Mon père, tu te venges  
Sur moi qui t'oubliais.

Im Anfange dieser Szene sehen wir auch Donna Sol gnadefleidend gegenüber dem unversöhnlichen Don Ruy Gomez de Silva. Dieser Theil erinnert an Marion's Fürbitte beim König, die wir oben mitgetheilt. Es ist wieder jene weibliche Beredtsamkeit, jene ergreifende Sprache des äußersten Dranges der Gefühle,

welche im Bewußtsein der eignen Unfähigkeit und reduerischen Unbeholfenheit den Zweck zu verfehlen befürchtet, und deshalb vor Allem nur Aufschub der Vollziehung erbittet.

Wir erwähnten oben bereits, wie bei unserm Dichter im Verlaufe dieser agonisirenden Situationen es häufig vorkommt, daß das Opfer angesichts seines unvermeidlichen Untergangs auf seinen Peiniger einen Strom von Vorwürfen schleudert über die an ihm begangene himmelschreiende Ungerechtigkeit, gleichsam als den bei der Überlegenheit des Bürgers einzige möglichen Widerstand; — es ist der Nothschrei der verletzten Menschlichkeit, eine Berufung an die stütliche Weltordnung. Man erkennt hier unschwer wieder die zu Grunde liegende Antithese. Jeder Vorwurf, ja jeder Tadel beruht auf dem Gegen an zwischen dem, was gethan worden ist und dem, was gethan werden sollte. Victor Hugo weiß nun welche vorwürfsvolle Szenen besonders ergreifend zur Darstellung zu bringen, und in der Weise, wie er sie uns verführt, birgt sich meist ein doppelter Gegensatz in ihnen: denn außer jenem antithetischen Momente des Vorwurfs an sich, habea wir hier noch den besondern Gegensatz, daß grade der unterliegende Theil, also der sichtlich Schwächere, der physisch Machtlose den höhern stütlichen Muth zeigt, dem todbringenden Bürger ungeschickt seinen vollen Abscheu auszusprechen. Es ist jene edle Uner schrockenheit des Sterbenden, welche mit lauter Stimme dem Henker entgegenruft: Meine Verachtung ist noch größer als meine Furcht. Und der mit voller Gewalt ausgerüstete Henker vermag nicht, jene Vorwürfe zu widerlegen; statt aller Antwort darauf kann er nur die plumpen physische Starke entgegensetza, jene verrufene ultima ratio. Diese Scheu vor aller Erörterung ist seine Feigheit: denn die körperliche Überlegenheit ist nicht sein Verdienst. Es ist eben das Faustrecht, das durch keine Frage nach Recht oder Unrecht beirrt eben nur in der Verübung seiner verruchten That seinen Zweck findet. Die todesmuthige Uirschuld erliegt der rechts- und sinnlosen Starke: ein Sieg, bei welchem der Sieger zugleich der Besiegte und der Überwundene zugleich der Überwinder ist.

Um weitestea ist dieses Motiv verfolgt in der Szene zwischen Angelo und Catarina, die wir oben beschrieben. Ähnlich ist die Szene zwischen Ruy Blas und Don Galluste, die wir ebenfalls erwähneten. An andern Stellen ist die Zusammenstellung zwischen dem Tadler und dem Getadelten zwar nicht in dieser extremen Weise behandelt, sondern der Kontrast ist mehr nach

seiner plastischen Seite hin aufgefaßt: auf der einen Seite die gebieterische Gebehrde derjenigen Person, deren Munde jene Vorwürfe entströmen, auf der andern die äußerste Zerknirschung derer, denen sie gelten; — hier ein hohes Selbstbewußtsein mit edlem Ingrimm, dort die Büberei in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl; — hier eine stolze majestatische Haltung, drohend ausgestreckter Arm, hoch erhobenes, zurückgebeugtes Haupt, beherrschender Blick, dort eine vernichtete, niedergeschmetterte Stellung, gesenkte Stirn, schamgeröthete Wange. Hugo liebt solche feierliche Effekte. Dabei bieten ihm solche donnernden Philippiken eine stets willkommene Gelegenheit, antithetische Redefiguren anzubringen. Es ist der Gegensatz des Büchtigers und des Bebüchtigten.

Wir erinnern hier zunächst an die bereits oben erwähnte starke Lektion, welche der zum Minister erhobene Lakai Ruy Blas den versammelten Räthen der Krone ob ihres niedrigen Eigenwertes hält. Ferner gehört hierher die Schlusszene des ersten Theiles von Hugo's Burgraves, jener großartig feierliche Empfang des vermeintlichen Bettlers, welcher Niemand anders als Friedrich Barbarossa ist. Hatto, der Enkel, hatte befohlen, ihn mit Steinwürfen fortzujagen. Da tritt Magnus, Hatto's Vater, stürmisch auf, dem Sohne sein schnödes Wesen nachdrücklich verweisend, und rühmend, wie ganz anders sie in ihrer Zeit die armen schwachen Greise aufgenommen. Als er geendet, erhebt sich Job, der Urahn, und, den Sohn überbietend, verkündet er mit imponirender Würde, wie man zu seiner Zeit die Dürftigen gefeiert und festlich empfangen habe. Er befiehlt, den draußen harrenden Bettler genau ebenso zu empfangen. Dieser erscheint, eine granite Gestalt, und bleibt unbeweglich auf der Schwelle stehen: Job, inmitten all' der Fürsten und Ritter, heißt ihn feierlich willkommen. Des Bettlers Erwiederung gleicht einer Strafpredigt, gerichtet an die ihn umgebende Versammlung: der Schuldige gehe in sich und denke an Gott; die Gastfreundschaft möge ihnen heilig sein, denn nie wisse man, wen man im Bettlergewande verstöße. In diesem Tone spricht ein Bettler zu den Fürsten und Grafen. Und wiederum, wer ist dieser Bettler? — Kaiser Friedrich Barbarossa. Man beachte die Fülle der Antithesen.

Einer andern gewaltigen Szene im 2. Theile der Burgraves muß hier auch gedacht werden.

Der junge Obert will mit seiner geliebten Regina flüchten. Alles ist bereit. Aber die Zigeunerin Guanhuma, der böse

Geist der ganzen Handlung, hat die Liebenden belauscht und ihr Geheimniß an Hatto verrathen, welcher sofort befiehlt, Othert zu ergreifen. Dieser aber macht sein Recht als Freischuß geltend, und als gleichberechtigt mit den Freigrafen, wirft er seinen Handschuh herausfordernd dem Hatto in's Gesicht. Letzterer weist eine solche Herausforderung als die eines Sklaven von sich, fragt aber die anwesenden Ritter, ob einer von ihnen als Otherts Kämpfer auftreten wolle. Da tritt der Bettler hervor, nimmt ein Schwert und gibt sich zu erkennen als:

Frédéric de Souabe, empereur d'Allemagne.

Der Bettler-Kaiser donnert nun gewaltig auf die Raubritter los. Erst gedenkt er seiner eignen Größe und Macht, und dann ihrer Verwesenheit.

— — — Vos pères

Hardi parmi les forts, grands parmi les meilleurs,  
Etaient des conquérants: vous êtes des voleurs! —

Und die Ritter stehen zerknirscht umher, „vernehmen's und schweigen soll.“

Dann nimmt Barbarossa noch mehrere der Anwesenden insbesondere vor und kanzelt sie tüchtig ab. Jetzt befiehlt er den Knappen, die Gefangenen zu befreien, und diese sollen ihrerseits ihre Fesseln den Rittern anlegen; das Strafgericht sei angebrochen:

Et l'aigle vient s'abattre au milieu des vautours!

Man beachte, wie im Ganzen und im Einzelnen die Handlung sich antithetisch gruppirt.

Auch die unmittelbar vorhergehende Szene bietet schon dergartige Motive. Die jungen Ritter kommen singend und mit dem Glase in der Hand vom Gelage. So geht es alle Tage: ein Leben der Böllerei und der Ausschweifung. Jeder rühmt sich einer Büberei; der Herzog Gerhard von Thüringen brüsst sich mit einem gebrochenen Eide. Da erscheint der greise Magnus, gedenkt seiner Zeit und meint, die Eide des alten Deutschland seien wie die Waffenrücke der Ritter aus Staatl gewesen:

Et le temps qui des morts ronge le vêtement,  
Parfois brisait l'armure et jamais le serment.

Dagegen seien die heutigen Schwüre und Kleider nichts als eitler Flitter:

— — un serment, avec ou sans témoins! —

Dure autant qu'un pourpoint, — parfois plus, parfois moins! —  
S'use vite, et n'est plus qu'un haillon incommodé,  
Qu'on déchire et qu'on jette en disant: Vieille mode!

So habe er denn auch die in der Halle umherhängenden Familienbildnisse mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt:

Pour qu'ils ne puissent voir la honte de leurs fils.

Aehnliche Szenen finden sich in Hernani. Ich erinnere an die Ausbrüche des zornigen Don Ruy Gomez de Silva, als dieser beim Eintreten in das Zimmer seiner Braut und Nichte Donna Sol daselbst Don Carlos und Hernani findet. Er röhmt die alten Zeiten des Cid:

C'étaient des hommes forts et qui trouvaient moins lourds  
Leur fer et leur acier, que vous votre velours.

Was hätte der Cid mit solchen im Finstern schleichenden Ehrenräubern gethan?

J'affirme que le Cid, cet aïeul de nous tous,

— qu'il eût, dégradant leur noblesse usurpée,  
Sousfleté leur blason du plat de son épée!

Hernani will ihn unterbrechen, — er gebietet Schweigen, — Hernani versucht es noch einmal; — da herrscht ihn der Alte grimmig an:

Qui donc ose parler, lorsque j'ai dit: silence!

Im lebhaften Gefühle der ihm angethanen Schmach wirft er das Halsband des goldnen Bließes von sich, seinen Hut, und fordert sie auf, ihm auch die Haare auszuraufen, damit sie sich rühmen könnten:

Que jamais débauchés, dans leurs jeux insolens,  
N'ont sur plus noble front souillé cheveux plus blanes!

Auch jener Szene ist zu gedenken, wo der Räuber, Hernani, dem König, Don Carlos, sagt, wie sie zu einander stehen:

Savez-vous quelle main vous étrent à cette heure?

Ecouvez: votre père a fait mourir le mien,

Je vous hais. Vous avez pris mon titre et mon bien,

Je vous hais. Nous aimons tous deux la même femme,

Je vous hais, je vous hais; oui, je te hais dans l'âme.

Und darauf wiederum die königliche Entgegnung Don Carlos, welcher nicht zu bewegen ist, sich gegen den auf ihn eindringenden Hernani zur Wehr zu setzen.

— Ah! vous croyez, bandits,  
que nous dainerous, nous victimes trompées,  
Anoblir vos poignards du choc de nos épées!

Nous! des duels avec vous! arrière! assassinez.

Ein ganz eigentliches Gegenstück zu jener erstern Szene in Hernani bietet ein Auftritt in Le Roi s'amuse. Es ist die

3. Szene des 3. Aktes. Triboulet, der Hofnarr, verlangt donnernd seine Tochter zurück von den Höflingen, welche sie für den König entführt.

Courtisans! courtisans! démons, race damnée!

C'est donc vrai qu'ils m'ont pris ma fille, ces bandits!

In den energischsten Ausdrücken wirft er ihnen ihre eigene Nichtigkeit vor; Alles sei ihnen feit.

Vous lui (au roi) vendiez tout, si ce n'est déjà fait,

Pour un nom, pour un titre, ou toute autre chimère,

Toi, ta femme, Brion! Toi, ta soeur! toi, ta mère!

— — — Au milieu des huées

Vos mères aux laquais se sont prostituées!

Vous êtes tous bâtards!

Und schweigend hören die Großen des Hofs zu, und wagen kaum, auf die Beschimpfungen des Narren etwas zu erwiedern. Als ihm endlich die geschändete Tochter zurückgegeben, da bricht erst die unwiderstehliche Allmacht der höchsten Verzweiflung, eines in seinen theuersten Gefühlen verletzten Vaters gegenüber der hohlen Nichtigkeit, der gesinnungslosen Schlechtigkeit der Höflinge recht hervor. Auf einen Wink des Narren verlassen sie gehorsam das Zimmer. Hugo bezeichnet diese Gebehrde mit dem so treffenden Wort: balayant du geste tous les seigneurs interdits. Dazu fügt er noch die schrecklichen Worte:

— — Allez-vous-en d'ici!

Et si le roi François par malheur se hasarde

A passer près d'ici, vous êtes de sa garde,

Dites-lui de ne pas entrer, et que je suis là!

Der Schlusszene des 1. Aktes muß hier ebenfalls gedacht werden. Es ist die Ansprache des Herrn von Saint-Wallier, des um den Preis von seiner Tochter Ehre begnadigten Greises, welche damit schließt, daß er die göttliche Rache auf des Königs Haupt herabbeschwört. Nachdem er nämlich gefragt:

Croyez-vous qu'un chrétien, un comte, un gentilhomme,

Soit moins décapité, répondez, monseigneur,

Quand au lieu de la tête il lui manque l'honneur?

— — — — — Quand on n'a plus d'honneur, on n'a plus de famille.

Je n'ai rien à reprendre où la honte a passé.

schließt dieser ritterliche Greis in felgender Weise:

— — — — J'avais droit d'être par vous traité  
Comme une majesté par une majesté.

Vous êtes roi, moi père, et l'âge vaut le trône.  
 Nous avons tous les deux au front une couronne  
 Où nul ne doit lever de regards insolens,  
 Vous, de fleurs-de-lis d'or, et moi, de cheveux blancs.  
 Roi, quand un sacrilége ose insulter la vôtre,  
 C'est vous qui la vengez; — c'est Dieu qui venge l'autre!

Nichts war wohl natürlicher, als daß unser Dichter auch das Motiv der Eifersucht benützte, um solche vorwurfsvolle Ansprachen herbeizuführen. In der 5. Szene des 2. Theils von Angelo überhäuft die Schauspielerin Lisbe die arme Catharina mit den unbarmherzigsten Schmähungen; beide lieben bekanntlich Nodelfo. Dabei war es dem Dichter zugleich um Entwicklung des Gegensaßes zwischen der Frau innerhalb der Gesellschaft und der außerhalb der Gesellschaft stehenden Frau zu thun. Lisbe richtet an ihre Nebenbuhlerin, an die Gemahlin des allmächtigen Podesta, folgende Worte: „— vous ne valez pas mieux que nous, mesdames — — — nous ne trompons personne, nous! vous, vous trompez le monde, vous trompez vos familles, vous trompez vos maris, vous, tromperiez le bon Dieu, si vous pouviez! — — ah, fard, hypocrisie, trahisons, vertus singées, fausses femmes que vous êtes!“ —

Auch in Marie Tudor stehen zwei Prätendentinnen in der Königin und in Jane einander gegenüber. Fabiani, der Betrüger, hat Beider Liebe zu gewinnen gewußt. Die Königin ist jedoch so verständig, ihren Unwillen eben nur dem Schuldigen, dem Manne, entgelten zu lassen. Als Fabiani behauptet, die hervortretende Jane nicht zu kennen, schlägt die Königin ihn mit dem Handschuh in's Gesicht, und der Zerger des betrogenen Weibes macht sich nun in einem endlosen Strome von Vorwürfen Lust, in welchem die Antithesen nicht geschont sind: collier d'or — corde, trône — échafaud u. s. w. Fabiani wird dem Henker überantwortet, wobei die Königin folgende Worte sagt: „Tu vois bien cette tête, cette jeune et charmante tête, cette tête qui, ce matin encore, était ce que j'avais de plus beau, de plus cher et de plus précieux au monde: eh bien! cette tête, tu la vois bien, dis? — Je te la donne!“ —

Der Dichter ist sichtlich bemüht, uns den blutdürstigen Charakter Marion's vorzuführen, wie die Geschichte ihn überliefert.

Man wolle übrigens beachten, wie in dieser vorwurfsvollen Szene das Element des Kontrastes meist noch durch den gewaltigen Abstand des gesellschaftlichen Ranges der sich gegenüber-

stehenden Personen gesteigert ist, indem gemeinlich der Vorwurf dem Munde des Niederen entströmt und von da bis in die höchsten und allerhöchsten Regionen emporzusteigen sich vermisst.

Sahen wir in den jetzt an uns vorübergegangenen Situationen, wie der eine Theil die ihm vom andern gemachten Vorwürfe lautlos, ohne alle Gegenrede über sich ergehen ließ, wie also der Dichter eine sehr lebendige Aktivität auf der einen Seite, und eine völlig resignirte Passivität auf der andern zu einem Kontraste ausbeutet: so ist er in andern Szenen einen Schritt weiter gegangen und führt uns dann ein förmliches Hörigkeitsverhältniß zwischen zwei Personen vor. Man kann es als den Gegensatz zwischen Herr und Sklave, zwischen dem Freien und dem Unfreien, zwischen äußerster Willkür und blinder Gehorsam bezeichnen. Der Eine erscheint als das völlig willenlose Werkzeug in der Hand des Andern, jenes Wille ist diesem gänzlich anheimgegeben, jenes Laune wird für diesen zum unausweichlichen Gebot und ist allein maßgebend für alle seine Handlungen.

Erscheint doch selbst der bezahlte Lustigmacher, den wir schon oben als einen stehenden Typus bei unserem Dichter kennen lernten, als der Sklave der Launen seines übermuthigen Herrn; ein solches Verhältniß ist die allerdrückendste, die allerempfindlichste Sklaverei.

Auch in den vorkommenden Liebesverhältnissen zeigt uns der Dichter bisweilen die unbegrenzte Selbstverleugnung, ja die ungemessenste Unterwürfigkeit des einen Theiles. Wir sahen bereits oben die rührende Designation Marion's ihrem Didier gegenüber: sie wolle seine Magd sein, er könne sie mit Füßen treten.

Eine ähnliche Szene findet sich nun in Marie Tudor. Aber auch hier ist es nicht die liebliche, kindlich reine Unterwürfigkeit einer Mignon, sondern es ist das drückende Schuldbewußtsein, welches die Liebende niederbeugt. Jane sagt da zu Gilbert: „Je serai pour toi quelque chose de moins qu'une soeur, quelque chose de plus qu'un chien.“ Besonders häufig aber ist dieses Verhältniß der Hörigkeit oder der unbedingten Abhängigkeit als die Folge eines förmlich abgeschlossenen Vertrages dargestellt. Bevor wir dieses im Einzelnen nachweisen, wollen wir nur andeuten, wie die so herbeigesührte Unfreiheit und Willenslosigkeit des einen Theils unverkennbar ein fatalistisches Element ist, und dabei erinnern, wie das Fatum bei unserem Dichter

überhaupt eine große Rolle spielt. (Der Roman *Notre Dame de Paris* athmet durch und durch eine fatalistische Weltanschauung. Und eben da finden wir ein solches Abhangigkeitsverhältniß zwischen dem Priester Frollo und dem Glöckner Quasimodo: es ist die Antithese des unbeschränkten Herrschens und der absoluten Unterwerfung. Speziell ist es hier die Bewegung der eigenen Beschränktheit vor fremder Überlegenheit, gepaart mit der Schuld der Dankbarkeit. Man denke nur an die Situation, wo Frollo den Quasimodo als Narrenkönig im Flitterstaat antrifft, und dieser mit einer nahezu hündischen Unterwürfigkeit sich seiner königlichen Insignien berauben läßt und ohne Widerrede dem Frollo folgt. Später freilich wendet sich das Blättchen, und Quasimodo stürzt den Priester vom Thurme herab.)

Das hier auftretende Motiv ist so ziemlich jener mittelalterliche Pakt, durch welchen der Mensch sich dem Teufel verschrieb. Der Mensch wird anscheinend dadurch ein mächtiger Gebieter, dessen Wink sofort gehorsamt werden muß, und Alles geht ganz gut bis zu dem Augenblick, da der Vertrag abgelaufen ist, wo nun der gestrenge Herr vom Teufel geholt wird. Bei Einbeziehung dieses Motives kann es auch nicht fehlen, daß ein (meist geradezu materielles) Instrument vorhanden ist, welches die Rolle jenes mit dem eigenen Blute beschriebenen Stück Papieres spielt. Es sind jene „paar Zeilen“, welche Mephistopheles „um Lebens oder Sterbens willen sich ausbüttet.“

Du unterzeichnest Dich mit einem Tröpfchen Blut.

Dit doch ein jedes Blättchen gnt.

Als ein solches Instrument erscheint in *Ruy Blas* das von ihm schriftlich ausgestellte Bekenntniß seiner Lakaienschaft. Es lautet:

— — — „Moi, Ruy Blas,  
Laquais de Monseigneur le marquis de Finlas ,  
En toute occasion, ou secrète ou publique ,  
M'engage à le servir comme un bon domestique.“

Ruy Blas soll nämlich dem Don Galluste als Werkzeug seiner Rache an der Königin dienen. Er wird deshalb mit allen nöthigen Mitteln ausgerüstet, um in der glänzendsten Weise aufzutreten. Er gelangt durch den Einfluß des Don Galluste zu den höchsten Würden und kommt so in die unmittelbare Nähe der Königin, deren Liebe er gewinnt.

Aber die Herrlichkeit währt nicht lange: Don Gallustes Zweck ist erreicht, er glaubt seinen Plan reif, um die Königin auf die schmachvollste Weise bloßzustellen, und er kommt, die

verfallenen Wechsel einzukassiren, was ihm freilich nicht sonderlich bekommt, da er dabei selbst getötet wird, wie wir oben näher zu zeigen Gelegenheit hatten.

Ein nicht minder unseliger Vertrag ist zwischen Hernani und dem alten Don Ruy Gomez de Silva abgeschlossen worden. Jenes Leben ist diesem verfallen, aber er bietet sich zum Werkzeug ihrer gemeinschaftlichen Rache am König an:

Je te vengerai, due; après, tu me tueras.

Der Pakt wird abgeschlossen, Hernani übergibt dem Alten sein Horn und schwört bei dem Haupte seines Vaters:

— — — Quoi qu'il puisse advenir  
Quand tu voudras, seigneur, quel que soit le lieu, l'heure,  
Sil te passe à l'esprit qu'il est temps que je meure,  
Viens, sonne de ce cor, et ne prends d'autres soins,  
Tout sera fait.

Worauf Gomez:

Ta main! (Aux portraits.) Vous tous, soyez témoins!

womit der 3. Akt schließt.

Das Instrument ist also hier kein schriftliches, sondern ein musikalisches — ein Waldhorn. Die Wirkung aber ist genau dieselbe: es bringt den Einen in eine unbegrenzte Abhängigkeit, verwirkt geradezu sein Leben, während es dem Andern die Macht verleiht, über Jenen nach Belieben zu verfügen. Und diese Macht, sie ist nicht umsonst verliehen worden. Als im 5. Akte, am Abend der Vermählungsfeier Hernani's mit Donna Sol, die Hochzeitsgäste unter Glückwünschen sich entfernt haben und das selige, in Liebeslust schwelgende Brautpaar allein geblieben: da ertönt das verhängnisvolle Horn, Gomez tritt auf, eine schwarze Maske vorm Gesicht, und wiederholt mit Grabsstimme den Wortlaut des einst zwischen ihm und Hernani abgeschlossenen Vertrags, indem er mit den Worten schließt:

— — Ce pacte eut les morts pour témoins:

Hé bien! tout est-il-fait?

Die Frist ist abgelaufen. Gomez lässt die Wahl zwischen Gift und Dolch. Hernani wählt das Erstere. Aber Donna Sol, welche vergeblich gesleht, entreißt ihm die Phiole, trinkt davon und dann reicht sie sie ihm zurück. Da ruft der Alte: Ah! c'était donc pour elle!

Also auch hier, wie bei Ruy Blas, im Abberufen mitten aus dem Liebesglück; aber auch hier wird dem Unversöhnlichen sein Racheplan vereitelt, und zwar in viel edlerer Weise, als dort. Seine Rache trifft zugleich die von ihm selbst geliebte

**Donna Sol:** dies ist die höchste poetische Gerechtigkeit. Er ist fürchterlich gestraft für sein Nachbrüten, da er Zeuge sein muß dieser Liebe bis zum Tode. In den Burgraves finden wir ebenfalls ein solches fatalistisches Abhängigkeitsverhältniß. Da ist es der junge Otbert, welcher um den Preis des Heiltrankes für Regina der Zigeunerin Guanhumara hat schwören müssen, ihr gänzlich zu Willen zu sein, ja selbst auf ihre Weisung hin zum Mörder zu werden. Sie hat ihn außersehen zum Werkzeug ihrer Rache an dem, welcher einst ihren Geliebten getötet und sie als Sklavin verkauft hat. Dies geschah beiläufig vor 60 Jahren. Denn:

j'ai vécu soixante ans de ce qui fait mourir.

**So sei sie geworden, was sie jetzt sei.**

Maintenant, c'est fini. Je n'ai plus rien d'humain  
(mettant la main sur son coeur)

Et je ne sens rien là quand j'y pose la main.

Je suis une statue et j'habite une tombe.

**Auf die an Otbert gestellte Frage:**

Dis, voudrais-tu tirer ton poignard du fourreau?

Te faire meurtrier? — te ferai-je bourreau?;

**willigt dieser schaudernd ein, und sie schließt mit den Worten:**

— — — tu vas m'appartenir.

— — — — —  
Je te l'ai dit, je suis sans pitié, sans remord,  
A moins de voir vivant celui que j'ai vu mort,  
Donato que j'aimais! — — — — —

— — — — — il faut

Tuer quelqu'un, tuer comme sur l'échafaud,  
Ici, qui je voudrai, quand je voudrai, sans grâce,  
Sans pardon!

**Otbert beschwört es, worauf Guanhumara ihm nochmals sagt:**

— — — Songe qu'au moment

Où tu prendras ceci — je vais prendre ton âme.

**(Es ist hier von dem von ihr bereiteten Heiltrank für die sonst unrettbar verlorene Regina die Rede.) Otbert antwortet blos:**

Donne et prends!

Auch hier wird, wie wir oben gesehen, die Rache vereitelt; oder vielmehr sie unterbleibt, ja, sie kann gar nicht verübt werden, eben weil die von Guanhumara selbst gestellte Bedingung in Erfüllung gegangen, weil sie ihren geliebten Donato, den sie tot gesehen, jetzt lebend wieder findet im Kaiser Barbarossa. Es könnte sonach allseitige, vollständige Versöhnung stattfinden; aber Guanhumara hat auch geschworen, daß der (für Job be-

stimmte) Sarg nicht leer von hinnen gehen sollte. Sie nimmt Gift und stirbt. Dieser anscheinend unmöthige Tod deucht mir vollkommen motivirt, und durch die Anlage und Dekonomie des Stücks geradezu geboten. Guanhmara blieb unerweicht durch das flehentliche bitten des greisen Job. Dadurch erweist sie sich unsfähig, in dem Reich der Gnade, dessen Anbruch durch Barbarossa's Verzeihung bezeichnet wird, zu atmen und fortzuleben. Sie könnte nur in dem Element der Blutrache fortbestehen, und eben dieses soll mit ihr untergehen und dann der christlichen Vergebung Platz machen. So ist denn die diesem Charakter vom Dichter verliehene symbolische Bedeutung mit ihrer Persönlichkeit als menschliches Individuum in Einklang gebracht.

In Marie Tudor finden wir ebenfalls ein solches paktmäßiges Abkommen, welches der kaiserliche Legat Simon Renard mit dem jungen Gilbert trifft. Dieser letztere hat die für ihn schreckliche Entdeckung gemacht, daß Fabiani (Lord Clanbrassil) die von ihm so innig geliebte Jane zu seiner Maitresse gemacht. Verzweifelnd ruft er aus: „Je donnerais mon sang pour la vengeance! N'y a-t-il personne au monde qui veuille faire ce marché avec moi? Qui veut me venger de Lord Clanbrassil et prendre ma vie pour paiement?“ — Da tritt Simon Renard hervor mit dem Worte: moi! — Der Pakt wird abgeschlossen: Gilbert wird gerächt werden, aber er wird sterben. Dieser Pakt wird später zwischen ihm und der Königin bestätigt. Letztere bedarf seiner, um durch seine Anklage Fabiani zu vernichten, den sie für seine Untreue bestrafen will.

Eine derartige fatalistische Abhängigkeit geht bisweilen zusammen mit jener allzu weit getriebenen Ritterlichkeit, deren wir schon früher gedachten. So erachtet sich der brave Capitán in Bug Targal durch sein Ehrenwort für gebunden sich zu seiner eigenen Hinrichtung, einem voraussichtlich qualvollen Tode einzufinden.

Diese absolute Hörigkeit nun ist nicht immer durch ein beiderseitig getroffenes Uebereinkommen herbeigeführt. Sie ist bisweilen unbewußt und ungewollt seitens des einen Theils. Doch auch dann ist ein Instrument vorhanden, ein Apparat, ein äußerliches Mittel, welches den gegenseitigen Rapport der beiden Personen begründet und als Werkzeug des Fatums auftritt. Es ist übrigens nicht allemal verderbenbringend, wie der Jarosmir'sche Dolch in Grillparzer's Ahnsfrau oder die diesen persiffl-

rende verhängnißvolle Gabel Platen's, wohl aber stets folgenreich und gewichtig eingreifend in den Gang der Handlung. Hierher gehören z. B. die Wiedererkennungsmittel, welche auch bei unserem Dichter zum Vorschein kommen. Als solches tritt in *Notre Dame de Paris* der niedliche zierliche Kinderschuh auf, dessen eines Exemplar die Esmeralda als Talisman in einem kleinen Säckchen auf der Brust trägt und dessen anderes als theure Reliquie sich in den Händen der Eingemauerten im Rolandsturm befindet. Der Dichter, dessen Herz für Mutterglück überaus empfänglich ist, widmet diesem Schuh in dem Kapitel „La mère“ eine längere Betrachtung: tausend Gedanken knüpfen sich an dessen Anblick, tausend Erinnerungen werden dabei wach; — mit dem ihm eignen Materialismus schließt er dann: „Le soulier montre tout cela à la mère, et lui fait fonder le coeur comme le feu une eire.“ Seit 15 Jahren betet sie diesen Schuh an. „Ce petit soulier était pour elle l'univers. Sa pensée y était enfermée, et n'en devait plus sortir qu'à la mort.“ In dem Kapitel „Le petit sonlier“ erfolgt nun die Wiedererkennung: Esmeralda ist die Tochter der eingemauerten Gudule, ist das ihr von Zigeunern geraubte Kind, weshalb sie eben bisher die Esmeralda als Zigeunerin mit dem giftigsten Hass verfolgte. Man begreift den Dichter, wenn er sagt: *Leis nous renonçons à peindre, nachdem Gudule die beiden Schuhe verglichen und an demjenigen der Esmeralda das Pergamentstreifchen mit der Aufschrift:*

Quand le pareil retrouveras,  
Ta mère te tendra les bras

bemerkt hatte. Aber acht dramatisch erfolgt diese Erkennung erst, als Gudule, den Eingebungen ihres unversöhnlichen Hasses folgend, sich zur Helfershelferin des rachsüchtigen Priesters Claude Frollo hergegeben hat, welcher bereits gegangen ist, die Wache zu holen. Vergeblich hat die Eingemauerte mit einer wahren Löwenstärke die eisernen Stangen ihres Gitters umgebogen und die wiedergefundene Tochter in ihre Klause herein gezogen, um sie zu verbergen. Das scharfsblickende Auge eines Soldaten bemerkt diese Veränderung des Gitters. Esmeralda wird aufgefunden und zur Hinrichtung abgeführt. Die unglückliche Mutter zerbeißt dem Henker im Augenblick des Aufknüpfens die Hand und sinkt dann tot zusammen. Sie ist dem Verhängniß verfallen, da sie, durch unseligen Haß verblendet, die Hand bet, das eigene Kind dem Tode zu überliefern.

Die Bedeutung, welche hier der Schuh hat, hat im Angelo ein Kruzifix, welches daher auch dem 2. Theile des Stücks den Namen gegeben. Durch dieses Kruzifix erkennt Lisbe in Catarina die Lebensretterin ihrer Mutter, aber wiederum erst, nachdem sie durch ihr Rufen bereits den Podesta herbeigeschafft, da die Eifersüchtige ihre Nebenbuhlerin um Alles in der Welt bestraft zu sehen wünscht. Es glückt ihr zwar noch, durch eine schnell erfundene Unwahrheit Catarina zunächst für den Augenblick und später ganz zu retten.

Dieses Kruzifix ist also hier nicht mehr und nicht weniger als ein dramatisches Hülfswerkzeug, und seine Wahl als solches ist wohl nur eine glückliche zu nennen, sowohl in Bezug auf Lokalfarbe als auch auf die sonstige Dekonomie des Stücks. Wiederum aber ist selbiges das einzige spezifisch-christliche Element, welches wir hier vorfinden, und insofern ist es wohl kaum zu billigen, wenn der Dichter einzig und allein deshalb seinem Stücke das Prädikat eines christlichen Dramas zu vindizieren meint, wie aus der Stelle der Vorrede hervorgeht: „Au-dessus de ces cinq personnes, poser comme un lien, comme un symbole, comme un intercesseur, comme un conseiller, le dieu mort sur la croix. Clouer toute cette souffrance humaine au revers du crucifix.“ (!!) Dies eben ist das Etikettenartige, das après coup Gemachte, das wir so oft in Hugo's Vorreden antreffen. Mit gleichem Rechte könnte dann Hernani ein musikalisches Drama genannt werden wegen des darin vorkommenden Waldhorns.

Uebrigens wird durch jenes schon fast zu spät erfolgende Wiedererkennen eine höchst spannende Szene herbeigeführt. Hier wie oben wird durch den Anblick des verhängnisvollen Gegenstandes jede Regung der Nachte augenblicklich erstickt, und in beiden Fällen Alles aufgeboten, um dessen Besitzerin zu retten. Dieser Gegenstand übt also eine unbeschränkte Herrschaft auf den Willen der Handelnden.

Eine ähnliche Bestimmung hat das Weltmachtsblatt (*blanc-seing*) in Marie Tudor, welches die Königin dem Fabiani übergeben und werin sie ihm bei ihrer katholischen Krone schwört, „d'accorder à celui qui le lui présentera la grâce, quelle qu'elle soit, qu'il lui demandera.“ Fabiani erkennt die volle Wichtigkeit dieses Papiers: „ce blanc-seing, c'est sa sauve-garde; ce blanc-seing, c'est sa tête.“ Dadurch ist die Königin also in eine gewisse Abhängigkeit und Unfreiheit gebracht; ihr Wille ist

vorkommendenfalls durch das Vorzeigen dieses Papiers bedingt. Fabiani selbst aber wiederum befindet sich in einer gleichen Lage dem Judenten gegenüber, einer geheimnißvollen Erscheinung, welchem durch den Besitz der Talbot'schen Familienpapiere ein für Fabiani überaus lästiger und ernstlich drohender Einfluß gesichert ist. Dieser Jude weiß Alles, nicht blos Fabiani's frühere Lebensgeschichte, sondern auch dessen allerneueste Pläne und Absichten. Fabiani selbst wiederholt ganz verwundert „il sait tout,“ und sagt: „tu n'es pas un homme, tu es ma conscience habillée en juif.“ Fabiani's Pläne sind überaus fein und bedächtig angelegt. Die Königin hat ihn mit den Gütern des unter Heinrich VIII. entthaupteten Lord Talbot belehnt. Durch seine Spione hat er erfahren, daß Jane die Tochter und Erbin eben dieses Talbot ist. Um nun ganz sicher zu gehen, hat er sich um Jane's Liebe beworben und auch glücklich das Mädchen verführt. So ist er für alle Fälle gesichert: bei Lebzeiten der prüden Königin wird die entehrte Jane nie wieder eingesetzt, und nach der Königin Tode würde er nothigenfalls Jane heirathen. Der Jude ist erbötig, die in seinem Besitz befindlichen Talbot'schen Familienpapiere dem Fabiani abzutreten gegen Ueberlassung des vorhin erwähnten königlichen Blankets. Er wolle damit von der Königin eine Anleihe von 10000 Mark Goldes erlangen, welche er zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse bedürfe. Natürlich will Fabiani diesen Tausch nicht eingehen; aber der Jude will die für jenen so überaus wichtigen Papiere um keinen andern Preis herausgeben. So fügt sich Fabiani anscheinend, zeigt ihm das königliche Schreiben, und während der Jude sich darüber beugt, um sich von dessen Echtheit zu überzeugen, erdolcht er ihn rücklings. Und doch entgeht ihm die Beute, auf welche es bei diesem Mord abgesehen war. Denn indem der Jude zusammenstürzt, wirft er die Papiere von sich, so daß Fabiani, der dies nicht bemerkte, ihn vergebens danach aussucht. Während dieser nun fortgeht, um Leute herbeizuholen, welche den Leichnam in die Themse werfen sollen, kommt auf des Juden Geschrei Gilbert herbei, dem der Sterbende noch das Geheimniß von Jane's Herkunft und dem Dokumente mittheilt, indem er ihn auffordert, sich und ihn an seinen Mörder Fabiani zu rächen. Auch Fabiani's Dolch, mit dem er den Todesstreich geführt, kommt hierbei in Gilbert's Hände, und dieser Dolch, welcher dann vor der Königin wider Fabiani zeugt, wird durch eine Wirkung der Nemesis das Werkzeug seines Unterganges.

Endlich müßte unter den Fällen, in denen der Wille des Einen Einfluß gewinnt auf des Andern Sein und Thun, auch noch die Verfluchung mit ihren Nachwirkungen aufgezählt werden, wie der Dichter sie uns z. B. in *Le roi s'amuse* vorführt. Der eigentliche Angelpunkt dieses Stücks ist, wie Hugo selbst bemerkt, der Fluch des Herrn von Saint-Ballier, der auf Triboulet lastet und ihn verfolgt, weil Triboulet den Aermisten beschimpft und gehöhnt hat, als er dem König Rechenschaft für seiner Tochter Ehre abverlangt. Und dieser Fluch trifft nicht den Hofnarren Triboulet, sondern den Vater Triboulet. Dieses ist die recht dramatische Seite des Stücks: Triboulet erfährt genau dasselbe Mißgeschick, wie der von ihm verspottete Greis.

Triboulet kann den Fluch nicht vergessen; er lautete:

Qui fais risée ainsi de la douleur d'un père,  
Sois maudit! —

Und so wird der 2. Akt sehr wirkungsvoll durch die Worte Triboulet's eröffnet:

Ce vieillard m'a maudit.

Er kann diese Erinnerung nicht los werden.

Am Ende dieses Aktes nun hält Triboulet, in dem Wahne, es gelte die Entführung der Frau v. Gossé, bereitwillig die Leiter, welche zum Raube der eigenen Tochter dient. Als er endlich sich die Binde von den Augen gerissen und nun die Wahrheit entdeckt hat, bricht er in die Worte aus:

Ouh la malédiction!

Das absolut Bindende eines geleisteten Eides, wie es bei Hugo mehrfach vorkommt, gehört ebenfalls unter jene fatalistischen Motive, durch welche der freie Wille eines Menschen vorweg gefangen genommen wird.

Ja, wir könnten zuletzt noch jener grausamen Etikette des spanischen Hofes, wie sie in *Ruy Blas* uns vorgeführt wird, als eines unfrei machenden Elementes gedenken. Es ist jenes erdrückende Ceremoniell, wie es uns schon aus Schiller's *Don Carlos* bekannt ist. Da ist es die Oberhofmeisterin Herzogin von Olivarez, welche auf der Königin Wunsch, die Infantin zu sehen, mit einem Blick auf die Uhr erwiedert:

— — — — Es ist

Noch nicht die Stunde, Ihre Majestät. —

worauf die Königin in die Worte ausbricht:

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter sein darf?

Hier ist es die Herzogin von Albuquerque, die camarera mayor der Königin, welche als der eingefleischte Typus jener

nichtigen Formlichkeiten uns den daraus hervorgehenden Zwang in greller Weise zur Aufschauung bringt. Die ganze 1. Szene des 2. Aktes ist eine ununterbrochene Kette jener sinnlosen Beschränkungen der Freiheit: die Königin kann nach ihrem Belieben weder ausgehen, spielen, speisen, noch selbst zum Fenster hinausschauen, ja wie die 3. Szene zeigt, nicht einmal die Briefe des Königs zuerst lesen. Dieser Brief ist übrigens ein viel sagender Maßstab von des Königs ehelicher Zärtlichkeit. Nach längerer Trennung diktirt er zu Pferde wenige Zeilen, in denen er der Königin, statt ihr ein Wort der Liebe zu sagen, nur mittheilt, daß es sehr windig ist, und daß er sechs Wölfe getötet hat. — Daß dieses quälende lästige Formelwesen hier so ausführlich entwickelt wird, hat seine guten Gründe, und ist in der Dekonomie des Dramas sehr wichtig: indem dieser Umstand beinahe schon ganz allein, auch ohne die Vernachlässigung seitens des Königs die tödtliche Langeweile der Königin anschaulich macht. Die Königin soll nach des Dichters Absicht als die von der trostlosen Leere untergrabene Eugen erscheinen. In diesem Sinne sagt sie:

Quand l'âme a soif, il faut qu'elle se désaltére,  
Fût-ce dans du poison!

Diese psychologisch motivirte Möglichkeit ihres Falles ist ächt dramatisch. Sie ist eben dadurch wahrhaft menschlich, sie entspricht den Anforderungen der Alten. Die Personen des Dramas dürfen nicht auf einer schwindelnden Höhe des Idealismus stehen, welche sie unserm Blicke und dadurch auch unserer Theilnahme entzieht; sie müssen mit uns wesentlich auf gleichem Niveau stehen, daß wir mit ihnen zu fühlen und zu denken vermögen. So sagt Hugo in seiner Vorrede: „La reine est une ange, et la reine est une femme.“

Wenn vielleicht in den letzteren Aufführungen das antithetische Element etwas zurückzutreten und dem Blick sich zu entziehen scheint: so sind wir deshalb nicht in Verlegenheit, neue Situationen bei unserm Dichter aufzuzeigen, in welchem die Antithese ganz unschwer aufzufinden, ungesucht sofort in die Augen springt, wo sie keineswegs in subtilen, sondern in der sichtbarsten, hervortretendsten Gestalt sich zeigt. Die allergreifbarste, materiellste Antithese ist unstreitig der Kampf, das Gefecht, der mörderische Anfall, und vorzugswise das Duell. Jeder Zweikampf setzt zwei Kämpfen voraus: hier ist auf beiden Seiten volle intensive Aktivität, energische Handlung.

Der Zwiespalt ist zur That geworden; zwei friedlich sich gegenüberstehende Kräfte sind in Konflikt gerathen und sind beide gleich bestrebt, sich gegenseitig zu vernichten. Dieses Motiv hat nun Hugo überaus reichlich ausgebentet. Es würde den Leser gradezu ermüden, wollten wir im Einzelnen und ausführlich alle derartigen Szenen aufzählen. Haben wir schon früher Gelegenheit gehabt, eine (mehr oder weniger übertriebene) Ritterlichkeit und fast schroffe Ehrenhaftigkeit nachzuweisen, so werden wir jetzt sehen, wie diese sich steigert bis zum eisenfresserischen Wesen, zur fortwährenden Schlagfertigkeit, zur immer bereiten Kampflust. Es treten da wahre Matamore auf, denen der Degen in der Scheide juckt. Sie zeigen eine geradezu ängstliche Sorge für ihre Ehre, welche sich im Blute wäscht, wie wir uns etwa nach Tisch die Hände waschen. Es ist jenes kastillassische *puncto de honor*, wie wir es schon in Corneille's *Cid* finden, und so haben wir hier auf's Neue Hugo's Vorliebe für spanische Sitte und spanisches Wesen zu bestätigen — eine Vorliebe, welche auf die Uebereinstimmung seiner eigenen Persönlichkeit mit dieser Richtung beruht, und welche durch seinen, wenn auch kurzen Aufenthalt in Spanien (er wurde während der Jahre 1811 und 12 im séminaire des nobles in Madrid erzogen) wohl Nahrung und Pflege gefunden haben mag.

Bei seiner mehr spaßhaften Seite ist dieses bramarbasirende Wesen in der Person des Don Guritan, majordome du palais, aufgefaßt (in *Ruy Blas*). Hugo selbst nennt ihn einen im 17. Jahrhundert übriggebliebenen Don Quichotte: er ist der gravitätischste Raufbold, den man sich denken kann. Mit der vollkommensten Seelenruhe, ohne sich irgend stören oder unterbrechen zu lassen, zählt er die Opfer seiner Degenfertigkeit auf, etwa wie Leporello die Geliebten seines Herrn, und mit gleicher Kalblütigkeit fügt er hinzu:

Nous nous égorgerons galamment, s'il vous plaît,  
Avec épée et dague, en dignes gentilshommes,  
Comme il sied quand on est des maisons dont nous sommes.

Wir begreifen die Königin, welche, von dieser Herausforderung benachrichtigt, voll liebender Sorge für den so bedrohten Ruy Blas, das Duell zu verhindern sucht, indem sie Don Guritan auf der Stelle mit einem vermeintlichen Reliquienkästchen (in welchem ein Zettel mit den Worten liegt: *Gardez le plus long-temps possible ce vieux sou!*) zu ihrem Vater, dem Kurfürsten von Neuenburg, abschickt. Als sie das Rollen seines

abfahrenden Reisewagens hört, sinkt sie, von Unruhe und Bangigkeit erschöpft, in einen Stuhl mit den Worten:

*Il ne le t'ira pas!*

und hier fällt der Vorhang.

Als Don Guritan im 4. Akt von seiner diplomatischen Sendung wütend zurückkehrt, hat er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als jene frühere Ehrensache mit Ruy Blas in Ordnung zu bringen. Durch eine vielfach verschlungene Kette von Mystifikationen kommt es aber dahin, daß er zuvor mit Don César anbindet, welchem er unterliegt. So stirbt der Raufbold von Profession in der Ausübung seines Gewerbes.

Eine große Rolle spielt ferner das Duell in Marion de Lorme, dessen 2. Akt daher danach benannt ist: *La Rencontre*. Diese Begegnung findet statt zwischen dem kampflustigen Saverny und dem nicht minder degengewandten Didier.

Dieser 2. Akt bietet anfangs eine allgemeine historische Exposition en action, welche fast an Wallenstein's Lager von Schiller erinnert. Indem nun mit anerkennenswerther Treue und Vollständigkeit alle herrschenden Tageßfragen und Interessen berührt werden, wird uns auch, um in diesem Gemälde Nichts zu vergessen, die Rauflust dieser Zeit vorgeführt zu deren Unterdrückung der allmächtige Kardinal Richelieu so eben ein Mandat erlassen, welches jeden Duellanten ohne Rücksicht auf Rang und Stand unnachlässlich mit dem Strange bedroht. Die Veröffentlichung dieses Mandats auf der Bühne bildet eine ganz artige Episode. Unmittelbar darauf nun, angesichts des in großen Buchstaben angeschlagenen Verbots erfolgt das Duell. Der Hülferuf der herbeistürzenden Marion führt die Hässcher herbei, welche Didier verhaften. Marion macht sich nun die bittersten Vorwürfe:

— — — *C'est moi qui le perds par mes cris!*

*J'appelais au secours; mais à mes cris funèbres*

*La mort venait, hâtant ses pas dans les ténèbres!*

Und so finden wir auch hier wieder jene unselige Verkettung, durch welche grade diejenigen Personen zu dem Untergange anderer mitwirken, welche für deren Rettung dann gern und willig das eigne Leben opfern würden.

Im 1. Akte von Hernani haben wir ebenfalls ein Duell zwischen diesem und dem König, den er da noch nicht kennt. In jener volltonenden spanischen Weise sagt Hernani:

— — — *Ma dague aussi n'est pas à l'aise,  
Et veut sortir.*

Hier wird das Gefecht durch das Klopfen des alten Don  
Ruy Gomez de Silva unterbrochen.

Wir gedachten bereits weiter oben der Herausforderung in den Burgraves, welche Othert, der junge Freischütz, an Hatto, den Burgherrn, richtet. Zum Kampfe kommt es hier nicht, obwohl Barbarossa selbst für den verschmähten Othert eintreten will, da auf des greisen Job Befehl Alles sich dem wiedererstanzenden Kaiser unterwirft. Die hier nun sich ankrüpfende wirkungsvolle Huldigungsscene hätte schon oben mit erwähnt werden können, als die Rede von jenen kontrastirenden Unterwerfungssituationen war. Magnus hatte befohlen, die Burg zu sperren, Felsblöcke und Bäume herbeizuschleppen:

Faites-nous un gibet digne d'un empereur!

Höhnisch frohlockt er darüber, daß Barbarossa sich selbst in der Burg gefangen habe. Schon erheben die Ritter die Schwerter und dringen auf den Kaiser ein. Da erhebt sich der greise Job, sein Auftreten gebietet Schweigen. Er will seinen persönlichen Groß, sein Interesse, seine Macht, Alles aufopfern, um Deutschland zu retten. Auf die Knie fällt er:

Devant mon empereur que ramène mon Dieu.

Er gebietet Allen, die Waffen zu strecken und niederzuknieen: Barbarossa sei nothig zur Erhaltung des Reichs. Auf Job's Befehl werden nun alle Gefangenen freit, und die Ritter, er selbst zuerst, legen sich deren Fesseln an.

— — Dans son propre palais

Le vieux Job est esclave et l'apporte sa tête.

Diese Unterwerfung hat aber keineswegs den kriegerischen Muth gebeugt:

Quand vous irez combattre aux frontières, ô roi,  
Laissez-nous, — faites-nous cette grâce dernière, —  
Vous suivre, troupe armée et pourtant prisonnière.  
Nous garderons nos fers; mais, tristes et soumis,  
Mettez-nous face avec vos ennemis

Forçats par nos cancans, héros par nos épées!

Man sieht, unser Dichter versteht es, die Antithese überall in Wort und Handlung anzubringen.

Um aber den hier gebotenen Kontrast in seiner vollen Kraft zu würdigen, muß man sich erinnern, wie prometheusartig der Charakter Job's anderwärts uns entgegentritt. Er ist:

Debout dans sa montagne et dans sa volonté,

Weder Kirche noch Kaiser hat ihm Etwas anzuhaben vermocht;  
Bann und Acht kummert ihn nicht,

Ce vieux titan du Rhin, Job l'Excommunié !

Wir sprachen vorhin vom Zweikampf. Nun ist es zwar nicht immer ein Duell in aller Form und Regel, zu welchem der Degen gezogen wird. Entblößtes Schwert und gezuckter Dolch sind überhaupt bei unserm Dichter ganz an der Tagesordnung, und das Gifft thut das Uebrige.

Schon oben hatten wir mehrfach Veranlassung, solche Mord-Szenen als Ausgang jener agonisirenden Situationen vorzuführen. Wir erinnern, wie Lucrece Borgia unter dem Dolche ihres Sohnes verblutet, und wie in den Burgraves der Sohn im Begriffe steht, den eignen Vater zu tödten. Unmittelbar hieran reiht sich Triboulet, der Hofnarr, welcher unbewußt sein eignes Kind, die fromme Blanka, morden läßt; — der Streich war dem König zugeschrieben.

Im Vollgenuß seiner geträumten Rache schickt er sich eben an, den Sack mit dem Leichnam in den Fluß zu stürzen

— — A l'eau, François Premier !

Da hört er hinter sich den König singend vorübergehen. Ein Blitz erhellt die finstre Nacht und schaudernd erkennt er die Tochter. Ihr Blut beneßt sein Hemd. Verzweifelnd ruft er:

Ne meurs pas, je t'en prie !

Hier findet sich also eine Mittelperson, ein gedungener und bezahlter Mörder ein. Saltabadil heißt dieser Todtschläger von Profession, welcher an Lessing's Angelo in Emilia Galotti erinnert. Beide haben ihr Banditengewissen, ihren Codex, ihren Tarif, ihren Brauch und Sitte. Angelo erzählt mit Bedauern dem Marinelli wie er bei der Affaire seinen braven Nikolo eingebüßt. Er sei zwar sein Erbe, weil er ihn gerächt habe. „Das ist so unser Gesetz.“ Ganz treuherzig empfiehlt er dann seine ferneren Dienste: „Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr, — Sie wissen, wo ich zu erfragen bin. Was sich ein Anderer zu thun getrauet, wird auch für uns keine Hexerei sein. Und billiger bin ich, als jeder Andere.“ Nicht minder naiv ist die Weise, wie Saltabadil sich einführt. Er bietet dem vorübergehenden Triboulet seine Dienste an. Seine Bedingungen seien ganz mäßig: die zu zahlende Summe richtet sich nach dem Stande des zu Ermordenden; die Hälfte wird vorausbezahlt; die großen Herren sind am theuersten. Fangen doch sogar schon die Bürgerlichen an, sich diesen Luxusartikel zu gestatten, welcher

der Natur der Sache nach doch nur vornehmen Leuten vorbehalten sein sollte.

Il est quelques faquins, qui, pour de grosses sommes,  
Tiennent à se donner des airs de gentilshommes,  
Et me font travailler. — Mais ils me font pitié.

Er bittet Triboulet um dessen Kundschaft; er möge ihn aber ja nicht mit gewöhnlichen Banditen verwechseln und nichts Nachtheiliges von ihm denken, er habe vier Kinder zu ernähren und müsse also darauf bedacht sein, etwas zu verdienen. — Als später im 4. Akt seine Schwester, welche den hübschen Franz bedauert, ihm vorschlägt, an dessen Stelle den Triboulet zu ermorden, antwortet er mit verlebtem Ehrgefühl:

Hein? pour qui me prends-tu, ma soeur? suis-je un bandit?  
Suis-je un voleur? tuer un client qui me paie!

Uebrigens wolle man noch beachten, daß auch über Triboulet jenes unselige Fatum waltet, welches die Menschen dahin bringt, in starrer kurzsichtiger Verblendung gegen das eigne Fleisch zu wüthen und selbst sich dazu herzugeben, ihr Theuerstes zu gefährden. Triboulet bezahlt den Tod seiner Blanka mit seinem Gelde, die eingemauerte Gudule überliefert ihre Tochter dem Tode durch Henkershand, Marion wird die Veranlassung zu Didier's Verhaftung, Lisbe ruft den grimigen Angelo zu Catarina's Bestrafung herbei, Lucrèce Borgia verlangt von ihrem Gemahl sein Fürstenwort, daß Gennaro, ihr Sohn, getötet werden solle, Gomez liefert selbst das Gift zur Tötung der von ihm angebeteten Donna Sol und Rodolfo ersticht die Retterin seiner Catarina. Diese Wendung ist nicht blos dramatisch, sie entspricht bei unserm Dichter auch den Anforderungen der poetischen Gerechtigkeit, und ist insofern wahrhaft moralisch. Denn bei Weitem in den meisten Fällen ist es die hartnäckige einseitige Verfolgung eines verwerflichen Zieles (Befriedigung der Rache), welches die Theuern in Todesgefahr bringt. Triboulet selbst kommt zu dieser Erkenntniß:

— — — Sort implacable!

Prise dans ma vengeance! oh! c'est Dieu qui m'accable!  
und zuletzt stürzt er zusammen mit den Worten:

J'ai tué mon enfant! j'ai tué mon enfant!

In ähnlicher Weise ruft der alte unversöhnliche Gomez, als Donna Sol von dem für Hernani bestimmten Gift nimmt:

— — — C'était donc pour elle! —

— — — La fatalité s'accomplit. — — —

Oben war es ein gedungener Mörder, ein Todtschläger von Profession, welcher als Mittelsperson auftritt. Der legitimste, berechtigte Vermittler zum Tode ist nun der Henker, den wir denn auch öfter antreffen. Wir sahen ihn schon in Marie Tudor, wir begegnen ihm in Notre Dame de Paris, in Le dernier jour d'un condamné und in Han d'Islande. In letzterem Romane wird seiner so recht con amore und mit wohlgefälliger Breite und Ausführlichkeit gedacht. Seine Häuslichkeit, sein Familienleben, seine Leiden und Freuden werden da mit allen möglichen Einzelheiten vor uns aufgerollt.

Als nothwendige Requisiten dieser Person erscheinen nun auch Block, Schaffot, Galgen, Strang, Sarg. Auch braucht es nicht gerade ein Henker von Profession zu sein: ein treu ergebener Diener kann es auch verrichten. So Rustighello in Léonore Borgia, welchem der mit der Verordnung von Gift und Schwert ungemein vertraute Don Alphonse recht versorglich empfiehlt: Tu tiendras ton épée nue à la main, afin de n'avoir pas la peine de la tirer. Ja, sich befinnend, fügt er noch hinzu: Prends deux épées. Une peut se briser.

Auch Mordansfälle kommen vor: Didier befreit den Saverny aus Räubershänden. Letzterer röhmt des Ersteren tapfere Ritterlichkeit:

Moi, j'avais six voleurs; lui, Marion de Lorme;  
Il la quitte, et me sauve. Ah! ma dette est énorme.

In Hernani schließt der 2. Akt unter Waffengeklirr. Hernani's Leute sind von den königlichen Truppen umzingelt. Die Räuber müssen sich durchschlagen.

Auch andere Akte der Gewaltthätigkeit fehlen nicht: Blancka's Entführung, Don Cesars gewaltsame Entfernung, zahlreiche Verhaftungen und Einsperrungen. In Folge dieser letzten kann es nicht ausbleiben, daß Schließer und Gefangenwärter mit zum stehenden Repertoire gehören, und daß die düstern Mauern der Gefängnisseräume ganze Akte hindurch die Dekoration bilden. (Marion Delorme, Marie Tudor.)

So taucht auch das Motiv einer im Finstern schleichenden Verschwörung auf, sowohl in Cromwell als in Hernani. In letzterem Stück erinnert das geheimnißvolle Wesen der Verschworenen, ihre Erkennungsparole u. s. w. an die Szene des heimlichen Gerichts in Goethe's Götz von Berlichingen. Ja, nicht genug, daß das Verbrechen vor unsfern Augen verübt wird, so lastet häufig schon frühere Blutschuld auf den auftretenden Per-

sonen: Marie Tudor und Lucrece Borgia sind geradezu zwei geschichtlich blutgierige Charaktere, und den alten Job in den Burgraves drückt das Bewußtsein von Cain's Verbrechen dazieder.

Man hat dem Dichter dieses allzu reichliche Blutvergießen zum Vorwurf gemacht: in der That, er wendet Schwert und Dolch etwas gar zu rüchhartslos an und verbraucht gewaltig viel Gift. Eine Mordathmosphäre, welche Oberst's Hirn verwirrt, weht so ziemlich durch das ganze Hugo'sche Theater. Und seine Romane stehen hinter diesen bluttriefenden Dramen nicht zurück, auch da fließt das Blut in Strömen. Es treten da geradezu blutleckzende Ungeheuer in Menschengestalt auf, denen der Consequenz wegen auch die Krallen nicht fehlen (Hau d'Islande). Und im Bug Jargal finden wir eine förmliche Abschlachtung, wobei der Schlächter naiv genug ist, zu sagen: Laissez-vous faire! Je ne vous serai pas de mal! Später kommt dann noch eine greuliche Balgerei zwischen Habibrah und dem Kapitän am Abgrunde.

Hugo hat auf jenen Vorwurf sich verantwortet und (zunächst in Bezug auf Angelo und Lucrece Borgia) geschichtliche Treue vorgeschulzt.

Hierbei wolle man sich erinnern, wie Hugo in seinen dichterischen Erstlingsversuchen der Sitte huldigte, über die Katastrophe einen Schleier zu werfen. Diese Sitte stammte aus der schwindfurchtig-weichlich-sentimentalen Schule von Millevoye und dessen Nachtretern und war damals sehr beliebt. Als Beispiele einer solchen Verschleierung (wie sie übrigens auch Schiller's Zauber zeigt) sind zu nennen die Großmutter, von welcher Chamisso uns eine so gelungene Uebersetzung gegeben, die Braut des Paukers, auch die 7. Ode im 2. Bande: Das Mädchen von O-Taiti. Noch in den Orientalen finden sich derartige Schlüsse. Später freilich hat Hugo selbst diese Theorie persifliert, zunächst in der Person des poète élégiaque in der Comédie à propos d'une tragédie in Le Dernier Jour d'un Condamné. Sein dramatisches System beweist allerdings, daß er gänzlich von jenem früheren Grundsatz zurückgekommen war. Nichtsdestoweniger muß der Wahrheit gemäß bemerkt werden, daß Hugo niemals die Greuel um ihrer selbst willen vorführt. Er verschont uns stets mit deren Anblick, sobald dies ohne Beeinträchtigung der dramatischen Handlung (nach seiner Ansicht) geschehen kann. So werden Fabiani, Didier, Saverny zur Hin-

richtung abgeführt, Don Salluste und Don Guritan werden hinter der Coulisse getötet, und Gennaro's Gefährten verenden ebenfalls nicht vor unseren Augen. Dieser Grad von Mäßigung und Zurückhaltung beweist denn doch, daß der Autor nicht geistigentlich solche Schauspiele herbeiführt.

So viel aber geht aus dem bisher Gesagten unverkennbar hervor, daß die dramatische Handlung bei unserm Dichter stets eine gewisse Außenlichkeit zeigt. Der Körper findet dabei zu viel Betätigung. Aber es verlangt uns hinaus aus der Körperwelt, wir möchten mehr in die Tiefen des Seelenlebens hinabsteigen. Und gewiß, die dichterische Wahrheit und die dadurch bedingte nachhaltige Wirkung könnte nur gewinnen, wenn die Handlung mehr vorherrschend eine innerliche wäre. Das Reich des Menschenherzens ist so weit und groß, die Geschichte seines Weh und seines Glückes ist ewig neu und nie erschöpft. Der Dichter sollte seine dramatischen Ingredienzen mehr dem Reiche der Imponderabilien entlehnen. Aber hierzu eben wäre eine mehr spiritualistische Subjektivität erforderlich: das plastische Naturell Hugo's ist wenig zum tieferen Eingehen auf die geheimsten Anliegen des menschlischen Gemüthes geschaffen; die Außenwelt nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Es fehlt ihm an Tiefe des Geistes und an Innigkeit des Gefühls. Selbst seine lyrischen Ergüsse lassen dies wahrnehmen, wenn man sie etwa mit verwandten Dichtungen von Rückert oder Lenau vergleicht. Hugo's Leid und Freud' vermag uns nie mit solcher Gewalt zu erschüttern. Er gibt uns mehr Pathologie als Psychologie; und wie wir schon oben gelegentlich bemerkten, zeigt er uns öfter die Zuckungen der Nerven und Muskeln, als die Pulsschläge des Herzens. Man denke nur an seine Romane, an *Le Dernier Jour d'un Condamné*, an *Notre Dame de Paris*. Statt eines tiefen Seelenleidens zeigt man uns die schmerhaftesten Qualen des Leibes. Esmeralda wird gefoltert, bei ihrem Klaggeschrei reißt sich der Priester Claude Frollo die Brust mit dem Dolche auf; — im dumpfen Kerkerloch sehen wir das Schlittern der frierenden Glieder; die verzweifelnde Mutter zernagt sich Arme und Hände. Und mit welcher Genauigkeit wird uns das grausige Ende des Archidiaconus, sein Sturz von der Höhe des Thurmels Angesichts von Esmeralda's Hinrichtung vorgeführt. Der zwischen Erde und Himmel schwebende Priester macht mit Händen und Füßen die verzweifeltesten Anstrengungen zu seiner Rettung, er möchte seine blutenden Nägel in den Stein einschlagen.

Die bleierne Röhre der von ihm krampfhaft umklammerten Rinne gibt allmälig nach: „il était là . . . n'ayant plus d'autres mouvements que cette convulsion machinale du ventre qu'on éprouve dans les rêves quand on croit se sentir tomber.“ Vor Wuth und Entsezen schäumt der Unglückliche, seine Kräfte verlassen ihn, endlich schließt er die Augen und lässt die Rinne los. Aber auch dieser Theil des Sturzes wird in allen Einzelheiten beschrieben: „L'archidiacre tomba d'abord la tête en bas et les deux mains étendues: puis il fit plusieurs tourns sur lui-même; le vent le poussa sur le toit d'une maison où le malheureux commença à se briser. Cependant il n'était pas mort quand il y arriva. Le sonneur le vit essayer encore de se retenir au pignon avec les ongles; mais le plan était trop incliné, et il n'avait plus de force. Il glissa rapidement sur le toit comme une tuile qui se détache, et alla rebondir sur le pavé. Là, il ne remua plus.“ — Da ist doch wahrlich keine Spur von roman intime; das ist echte littérature palpitante. Und diese Erscheinung findet ihre Erklärung in jener schon mehrfach wahrgenommenen materialistischen Tendenz, welche für Hugo charakteristisch ist. Eben deshalb geht es in seinen Dramen nie ohne einige gewaltthätige und handgreifliche Situationen ab. Auch das Verbergen und Verstecken spielt bei ihm eine große Rolle. Eine solche Neuheitlichkeit der Handlung benötigt ferner in der Räumlichkeit und Szenerie einen bedeutenden dramatischen Apparat. Wir deuteten vorhin schon manche derartige Requisiten an. Wir schauen da Kerkermauern, Gefängniss Höfe, Keller gewölbe, Begräbnisgrüste, wir hören Kanonenschüsse und Glockengeläute, es kommen da geheime Gemächer und Gänge, verborgene Thüren und Treppen vor. Auch die gegenseitige Beziehung zweier Personen ist häufig durch einen ganz materiellen Gegenstand vermittelt. Nebenbei gibt es Schlafränke, Zauberheilränke und allerlei Giftmittelchen. Und charakteristisch ist der gewaltige Verbrauch, den Hugo in seinen Dramen von der Nacht macht: das dämonisch-fatalistische Walten paßt besser zu den Schauern und Geheimnissen der Finsterniß, als zur klaren Sonnenhelle des Tages. Und was würde Schlegel, welcher schon den Kreuzzug in Schiller's Jungfrau von Orleans so arg mitnimmt, erst zu den Hinrichtungsprozessionen, Leichenparaden und Verschwörungsszenen der Hugo'schen Dramen gesagt haben? —

Wenn nun diese äußerlich gehaltene Verwickelung, wie wir schon öfter zu bemerken Gelegenheit fanden, bei Hugo gern sich

antithetisch gruppirt: so kann es gar nicht befremden, daß er bei seiner unverkennbaren Vorliebe für plastische Wirkungen, durch die Antithese auch szenische Effekte im engern Sinne zu erzielen sucht. Einige davon wurden schon im Vorbeigehen erwähnt. Die bemerkenswertheste derartige Szene findet sich unstreitig in *Lucrèce Borgia*. Der Dichter beabsichtigte in diesem Kontrast eine moralische Lehre zu geben. Er sagt in der Vorrede: „Il sera toujours apparaître volontiers le cereueil dans la salle du banquet, la prière des morts à travers les refrains de l'orgie, la cagoule à côté du masque. Il laissera quelquefois le carnaval débraillé chanter à tue-tête sur l'avant-scène; mais il lui criera du fond du théâtre: Memento quia pulvis es.“

Man erinnert sich der Szene, auf welche er hier anspielt. Es ist das Lustgelag des 3. Aktes. Die Fröhlichen bemerken kaum, daß während ihres Trinkliedes draußen vor der Thür ein De profundis angestimmt wird. Zeppo wirft nur so leicht die Worte hin: Pendant que nous chantons à boire, l'écho chante vêpres. Da thut sich plötzlich die Hinterthür weit auf und zeigt einen großen schwarz ausgeschlagenen Saal, aus welchem eine Prozession Mönche in Büßgewändern mit brennenden Fackeln singend auf die Bühne heraus unter die bestürzten Zecher tritt. Im Hintergrunde erscheinen die für sie bestimmten Särge. Die dazu kommende Lukrezia erklärt ihnen, wie sie sich an ihnen gerächt habe, daß sie vergiftet seien. Sie forge jedoch noch für ihr Seelenheil, indem sie ihnen Beichtiger zuführe, um sie zum Tode zu bereiten. „Ces dignes pères, sagt sie, auxquels notre Saint-Père le pape a permis de m'assister dans des occasions comme celle-ci.“ Und mit Bezug auf die Särge fügt sie hinzu, daß sie gleicherweise für ihre Körper Sorge getragen habe. „Le nombre y est.“ Da tritt der bis jetzt von ihr unbemerkt gebliebene Gennaro hervor und verlangt einen für sich: „Il en faut un sixième, madame!“ u. s. w.

Einen ähnlichen Kontrast finden wir in einer Szene der Burgraves, deren schon oben gedacht wurde. Es ist die Erscheinung der beiden Greise Job und Magnus mitten unter dem ausgearteten Häufchen der jungen Schwelger! Das feierliche Schweigen, der strenge Ernst neben ausgelassener Lust, neben laut schallender Freude! —

Auch des 5. Aktes in *Hernani* ist hier zu erwähnen, und zwar des Auftrittes, da in reizender Szenerie, auf einer Terrasse

des Aragonesischen Palastes zu Saragossa, unter rauschender Musik, ein glänzendes Maskenfest an unsern Blicken vorüberzieht: man feiert die Vermählung Hernani's mit Donna Sol. Aber mitten durch diese bunten fröhlichen Gruppen hindurch schleicht lautlos, einem Gespenst gleich, ein schwarzer Domino (der alte Don Ruy Gomez, wie wir später sehen). Dies nun ist hier durchaus kein gewöhnlicher Mummenschanz. Diese plastische Erscheinung, welche möglicherweise dem Auftreten des Geistes in Shaksppear's Hamlet nachgebildet sein dürfte, ist hier ganz an ihrer Stelle. Diese düstere Gestalt mitten unter der allgemeinen Lust erinnert uns, daß hier noch nicht Alles ist, wie es sein soll; es ist eine stumme Mahnung, daß der Accord dieser prächtigen Nachtsymphonie noch nicht völlig rein, daß ein noch ungelöster Münzen vorhanden ist (wie wir dies oben umständlich erörtert haben). So werden wir vorbereitet auf den traurigen Endausgang dieses anscheinend sich so günstig gewendeten Geschickes. Wer aber ist dieser unwillkommene Mahner? Wer ist dieser boshafe Störenfried? — Es ist der leider hierzu nur allzuwohl berechtigte Don Ruy Gomez, er, der allein leer ausging, als Alle beglückt wurden, und welcher schon damals sagte:

Moi seul, je reste condamné!  
— — — je n'ai point pardonné.

Im 3. Akte von Marion Delorme bekommen wir ebenfalls ein bedeutungsvolles stummes Vorüberschreiten zu sehen. Es ist der greise Marquis de Mangis, welcher um seinen Neffen Saverne trauert. Gehüllt in das Schweigen des Schmerzes, geht er langsam, feierlich, lautlos im Hintergrunde vorüber, gefolgt von seiner Leibwache, welche ebenfalls Trauer trägt.

Von großem Effekt dürfte auch in dieser Beziehung eine Szene im 4. Akt von Hernani sein. In den unterirdischen Gewölben der Domkirche zu Aachen sind die Verschworenen versammelt und schwören eben einen neuen Eid, durch welchen Jeder einzeln sich verbindlich macht, Carlos zu tödten, für den Fall, daß Hernani, den das Woos getroffen, den Streich verfehle. In diesem Augenblick ertönen drei Kanonenschüsse, welche Carlos' Wahl zum deutschen Kaiser verkünden. Die Thüre der Gruft hinter ihnen öffnet sich, und er selbst erscheint, bleibt unbeweglich auf der Schwelle stehen und sagt zu ihnen die Worte:

Messieurs, allez plus loin ! l'empereur vous entend !

Selbst in der äußern Gestalt der auftretenden Personen verschmäht Hugo den Kontrast nicht: so steht der häßliche Triboulet

mit seinem Höcker neben der frommen unschuldigen Taube Blanka, etwa wie der mißgestaltete Quasimodo neben der fast ätherischen Undine Esmeralda.

Oder ist es nicht durch die Liebesgestalt, so wird uns der Kontrast durch die äußere Haltung der Personen vorgeführt. Das Wechselverhältniß zwischen Herr und Slave wird z. B. stets in möglichst sichtbarer, stark hervortretender Weise zur Anschauung gebracht. Am grellsten tritt es auf in der Szene in Ruy Blas, wo dieser, angethan mit allen Zeichen der Macht und Größe, als Alles vermögender Gebieter, in der unterwürfigsten Stellung dasteht vor Don Galluste, welcher, gekleidet in die Livree von Ruy Blas' Leuten, vornehm nachlässig in einem Lehnsstuhl dasitzt, mit dem Hute auf dem Kopfe. Man sieht, wie sich die Antithese hier vervielfältigt.

Neben dieser plastisch-räumlichen Antithese fehlt dann auch die zeitliche nicht. Hier ist es nicht mehr der Kontrast der gleichzeitig, mit und neben einander auftretenden Gegenstände, sondern der Kontrast in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Theile der Handlung. Die Antithese zeigt sich da in der Führung der Intrigue, in der Schürzung und Löfung des Knotens. Aber nicht allein in der Peripetie im Ganzen und Großen, sondern auch ganz im Einzelnen finden wir noch antithetische Gruppierung; so kommt z. B. das plötzliche Erscheinen von Personen an Orten, an denen man sie am wenigsten erwarten konnte, sehr häufig vor. In den Burgraves tritt auch ein Todtgeglaubter wieder auf. Und so würden alle eigentlichen „Knaletteffekte“ der Hugo'schen Dramen nahezu auf Rechnung der antithetischen Richtung gebracht werden können. Es ist eben und immer wieder das Zusammenbringen des unvereinbar Scheinenden, ein Herbeiführen des für unmöglich Gehaltenen. Zur Erklärung dieser Erscheinung bedarf es keiner gelehrteten Hinweisung auf alte oder neue Vorbilder, welche möglicherweise hätten von Einfluß sein können. Wir brauchen nicht an Sophokles zu erinnern, dessen Tragödien meist ein Umschlagen in das völlige Gegentheil bieten von dem, was man erwartete, und ebensowenig an die Knaletteffekte der Müllner'schen Schicksalsdramen. Es genügt, ganz einfach auf die Persönlichkeit unsers Dichters zu verweisen. Wer diese in ihrer eigensten Wesenheit nur einigermaßen erkannt hat, dem wird auch nicht entgangen sein, wie Hugo eine fast leidenschaftliche Vorliebe für das Unerwartete und Ueberraschende, für das Fähe und Plötzliche, ja für das Grelle und

Schroffe hat, für das was eben aller Vorausberechnung spottet und dem allgemein Ueblichen schnurstracks zuwiderläuft — eine Vorliebe, zu welcher des Dichters Unfähigkeit für genetische, organische Entwicklung und altmäßige Vermittlung auch das ihrige beigetragen haben mag. Daher das Bizarre und Barocke, das Abnorme und Monströse seiner Gebilde. Er verwechselt das Außergewöhnliche mit dem Außerordentlichen, hält das Absonderliche für das Originelle und gibt uns die Ausnahme für die Regel. So entsteht die bei ihm vorkommende Unnatur.

Hugo spricht daher unverkennbar pro domo, wenn er in dem Vorwort zu Cromwell im Verlaufe seiner dort zu Gunsten des Genies gegebenen Schlußrede unter Andern sagt: le génie est nécessairement inégal. Er scheint das Excentrische, das Abschweifen vom gewohnten Wege für sich allein schon als das Kriterium der großen Männer anzusehen, und gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß er bei Erwähnung solcher Männer (z. B. Napoleon's) sie am liebsten mit Kometen vergleicht.

Nach unsrer individuellen Meinung ist Hugo selbst überhaupt mehr riesig als groß, und eben deshalb mehr groß als wahr — eine Ansicht, deren weitere Ausführung und Erweisung wir uns für dieses Mal versagen müssen.

Aber eine Bemerkung möge hier noch Raum finden, welche allerdings passender schon oben, bei Erwähnung der Antithesen im sprachlichen Ausdruck hätte gemacht werden sollen. Es ist das östere Vorkommen einer Redeform, welche sich als Antithese zwischen dem Sinn des Sprechers und der Meinung des Hörers herausstellt: Letzterer nämlich soll und kann das Gesagte anders verstehen als es gemeint ist. Solche Zweideutigkeiten finden sich bei Euripides, wo sie oft durch ganze Szenen sich hindurch ziehen und von großer Wirkung sind. Auch bei Hugo sind sie nicht unwirksam. Wir gedachten schon wiederholt der Brautnacht Hernani's und Donna Sol's. Es findet sich da eine Szene so schmelzend lieblich, daß man an jene herrliche, balsamische Nacht (ebenfalls unter dem milden Himmel des Südens) im Kaufmann von Venetig erinnert wird, jene Liebesglück athmende Nacht, welche Jessica und Lorenzo in den schönsten Versen wetteifernd feiern mit dem wiederkehrenden Refrain: „Solch' eine Nacht war's“ u. s. w.

Auch hier haben wir ein prächtiges Nachstück. Die Liebenden, sich selbst überlassen, schwelgen in Wonne. Die überglückliche Braut wünscht, eine Stimme, ein Vogel, eine Flöte

möge diese nächtliche Stille unterbrechen. Durch diesen Wunsch aber fordert die Unselige das Verhängniß heraus, daß zu schlummern schien, und hier haben wir einen durch und durch dramatischen Moment. Kaum hat sie diese Worte gesprochen, da ertönt das verhängnißvolle Horn. Die Verhörte frohlockt:

Dieu! je suis exaucée!

Die nun folgenden Antworten Hernani's enthalten die bitterste Ironie, in der oben angedeuteten Weise. Er weiß sogleich, warum es sich handelt. Die Aermste fährt fort:

— — Un ange a compris ma pensée —

Ton bon ange, sans doute?

worauf Hernani:

Oui, mon bon ange!

Sie erkennt am Ton, daß es ihres Hernani Horn ist, und fragt zärtlich:

Seriez-vous dans cette sérénade

De moitié?

und Hernani antwortet:

De moitié, tu l'as dit.

Aehnliche Wendungen kommen auch in Angelo vor. Der von Rodolfo an Catarina gerichtete Brief ist von deren Gemahl aufgefangen und dieser mit dem Bedeuten vorgelegt worden, daß sie ihr Leben nur durch Nennung des Namens dieses Briefstellers retten könne. „L'échafaud pour lui, le couvent pour vous, cela suffira. Décidez-vous.“ Er wolle ihr eine Stunde Bedenkzeit lassen. Grade nun in dieser Stunde erscheint Rodolfo bei ihr. Um diesen selbst zu retten, ist es nöthig, daß er auch nicht die leiseste Ahnung von der ihr drohenden Gefahr habe. Man denke sich der Aermsten Seelenzustand, welche in ihrer Todesangst ruhig und glücklich scheinen will. Rodolfo fragt, ob sein Brief ihr richtig zugekommen. Sie antwortet: „La lettre m'est si bien arrivée que la voilà.“ Sie will ihn völlig beruhigen: „Je te remercie d'être venu — j'ai eu la joie de te voir! Là, tu vois bien que je suis tranquille, gaie, contente, que j'ai ma guitare là et ta lettre. Maintenant va-t'en vite. Je veux que tu t'en ailles.“ —

Die 3. Szene des 3. Aktes zwischen Rodolfo und Lisbe ist ebenfalls in solcher Weise geführt, daß Ersterer nie den wahren Sinn von Lisbe's Worten, sondern einen entgegengesetzten versteht. Lisbe hat bekanntlich Catarina gerettet, während Rodolfo im Gegentheil wähnt, daß sie zu deren Ermordung mitgewirkt habe. Als er daher auf Lisbe's Frage, ob er Catarina

sehr geliebt habe, mit leidenschaftlichem Ausdruck bejahend geantwortet, sagt sie: „Alors, j'ai bien fait.“ Und als im weitern Verlauf dieses Zwiegesprächs Rodelso sie mit den Worten anherrscht: „Par le ciel! je crois que vous vous en vantez, malheureuse!“ entgegnet Lisbe: „Oui, et ce que j'ai fait, je le serais encore!“

Das Gespräch zwischen Lucrece Borgia und ihrem Gemahls, dem Herzog, in der 2. Szene vom 1. Theile des 2. Aktes (*Le Couple*) ist in eben solcher Weise gehalten. Man erinnere sich hierbei, daß der Schuldige, gegen welchen die erzürnte Frau so aufgebracht, ihr eigener innigst geliebter Sohn Gennaro ist, was sie freilich nicht weiß. Wohl aber weiß es der Herzog, der ihn jedoch für den Geliebten seiner Gemahlin hält und seine verletzte eherrliche Ehre an ihm rächen zu müssen glaubt. Daher sein Eiser und seine galante Bereitwilligkeit, den Wünschen seiner Gemahlin bei Bestrafung des Frevlers in jeder Weise zu entsprechen. Die Szene beginnt mit einer ziemlich heroischen Gardinenpredigt: Lucrezia kommt, mit all' der übersprudelnden Heftigkeit ihres Geschlechts sich bei dem Herzog über dessen Phlegma zu beschweren, mit welchem er die ihr persönlich widerfahrenden Beleidigungen hinnehme. Der Herzog hört sie mit der allergrößten Ruhe an, und als sie geendet, sagt er, daß das Verbrechen ihm bekannt sei. In derselben ruhigen und hier sehr wirkungsvollen Weise erwidert er auf ihre weiteren immer drängenderen Fragen: daß der Schuldige entdeckt; — daß er verhaftet; — daß in Betreff seiner Bestrafung er nur die Befehle seiner Gemahlin entgegenzunehmen gewünscht habe. Da fröhlt die Unglückselige und verlangt Den Alphonso's Fürstenswort, daß der Frevler nicht lebendig von dannen gehen solle. Der Herzog gibt es u. s. w.

Schließlich sei uns gestattet, noch auf einen Umstand hier aufmerksam zu machen. Der Verlauf unserer Darstellung brachte es mit sich, zu zeigen, wie die bei Hugo auftretenden Situationen untereinander eine gewisse Verwandtschaft, ja wie öfter ganze Szenen eine unverkennbare Familienähnlichkeit besitzen. Diese Wahrnehmung, welche hier ungesucht und ganz von selbst uns entgegentritt, beweist mindestens soviel, daß des Dichters Repertoire an dramatischen Motiven u. s. w. nicht eben ein allzurreichhaltiges ist, ja eher ein beschränktes genannt werden muß. Dann aber erscheint sie als eine Bestätigung jenes Urtheils, welches bei Hugo die volle, ausgiebige und nachhaltige Pro-

ductivität vermißt und ihm eine bedeutende ureigne dichterische Schöpfungskraft abspricht. Und wenn wir oben die mächtige Anziehungskraft erwähnten, welche das Exceptionelle, das vom Gewöhnlichen Abweichende auf Hugo's Individualität ausübt, so mag hierbei ein dunkles Bewußtsein jenes Unvermögens im Schaffen und Erfinden unwillkürlich mitwirken. Unfähig, im Gebiete des Gesetzmäßigen und Normalen stets etwas Neues zu bieten, soll das Absonderliche und Extravagante diesen Mangel ersetzen.

Und so finden sich die verschiedenen Wahrnehmungen, welche wir im Laufe dieser Erörterungen als Beiträge zur Charakteristik von Hugo's Persönlichkeit und seinen Leistungen zu geben Veranlassung fanden, im vollkommensten Zusammenhang.

Einerseits durch einen ungemein entwickelten Formensinn und andererseits durch den Mangel an gründlicher philosophischer Durchbildung, an Gedankentiefe und Gefühlsinnigkeit gleichmäßig darauf angewiesen, seine Erfolge eben im Gebiet der (sinnlichen) Form zu suchen, wird er vorzugsweise zur Körperwelt hingeführt. Die Psyche tritt dabei zurück, die Idee wird verabsäumt, das Reich der Geister bleibt uns mehr oder weniger verschlossen. Fast nur die Sinnenwelt mit ihrem Leid und Freud geht an uns vorüber: daher geradezu materielle Vorgänge, äußerliche Handlung, szentsches Gepränge, dekorativer Aufwand, und schließlich gewaltsame Lösgung des Knotens mit Zuhilfenahme des allvermögenden Fatum.

Indem nun, in völliger Uebereinstimmung mit der obigen Andeutung, der Dichter sich ganz besonders von der Verschiedenheit der Dinge betroffen fühlt, kommt er unwillkürlich dahin, sich mit Vorliebe im Kontrast zu ergehen. Sucht er aber einmal seine Wirkungen durch dieses Mittel, so kann es bei seiner Unfähigkeit im geschickten Vermitteln nicht fehlen, daß er häufig den schroffen, den grell abstechenden Kontrast wählt. Auf diese Weise entsteht bei ihm die Gewohnheit, mit Vermeidung der mittleren (und also gewöhnlicheren) Sphären sich fast nur in den äußersten Endpunkten zu bewegen und von dem Einen stets zu dem Entferntesten, weit Abgelegenen überzuspringen. So ergibt sich das Abschweifende, das Ungleiche, das Plötzliche, das Unvermittelte, das Ungewöhnliche, was wiederum, da die fortwährenden Extreme der bestehenden Weltordnung zuwiderlaufen, gelegentlich auch nur Anomalie und Abnormität, zur Unnatur und Unwahrheit führen kann. Und wie im Einzelnen die Gabe

des Vermitteln's und Entwickeln's ihm versagt ist, und wie er in seinen Zusammenstellungen und Kombinationen geradezu bisweilen unglücklich ist: ebensowenig ist er Meister im Verbinden im Großen, im selbstständigen Schaffen, und in der schließlichen Ausgleichung und Verschmelzung, der vollkommenen Versöhnung.

Dresden.

Bruno Marquart.

## **Systematischer und pädagogischer Sprachunterricht.**

### **Allgemeine Vorbemerkungen.**

**1.** Die Sprache ist der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen durch das Wort. Das Wort ist die dem Menschen eigenthümliche Fähigkeit durch Zusammenwirken der verschiedenen Theile des Mundes und der Laute der Stimme sich seinen Nebenmenschen mitzutheilen.

Das Wort Sprache wird auch auf andere Mittheilungsarten, auf Zeichen, Geberden, übertragen; wir nehmen es hier nur in seinem eigentlichen Sinn.

**2.** Die Sprache ist die Wirkung eines dem Menschen innwohnenden Triebes, seine Gedanken und Empfindungen zu äußern; sie ist daher ein Natur-Erzeugniß, und entwickelt sich nach innern Gesetzen. Sie ist nicht aus Verabredung geworden.

Die Kunst kann auch eine Wortsprache durch Verabredung schaffen, allein eine solche wird niemals eine innere, natürliche Lebensfähigkeit gewinnen.

**3.** Als Natur-Erzeugniß besteht die Sprache in denjenigen Wortgebilden, welche aus dem Drange, sich mitzutheilen, hervorgehen, und welche sogleich im Entstehen die Voraussetzung, verstanden zu werden, in sich tragen. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit eines Zusammenhangs zwischen dem Wortlaute und dem darzustellenden Inhalte.

Wir vermögen diese Uebereinstimmung in ihrem ersten Ursprunge nicht mehr zu enthüllen, nachdem eine so lange Entwicklung uns die ersten Keime der Sprache entrückt hat. Doch erkennen wir aus noch wahrnehmbaren Naturlauten, die wir mittelst der Sprache nachahmen und also darstellen, daß sie sogleich verstanden werden, die Richtigkeit des Lehrsaßes. Uebrigens

folgt aus der Mannigfaltigkeit der Veranlassungen, die den Grundtrieb befriichten eine theils gleichzeitige theils in der Zeit einander folgende Mannigfaltigkeit der Keime und der daraus entstehenden Bildungen.

4. Mit dem ersten Entstehen der Sprache beginnt auch sofort ihre Entwicklung. So wie der Trieb, sich mitzutheilen, ins Leben getreten ist, bringt er auch ein geistiges Leben mit, welches alle seine Bewegungen und Fortschritte beherrscht und durchdringt, ein Gesetz der Einheit und der unendlichen Mannigfaltigkeit.

5. Die Entfaltung des ersten Triebes hängt zusammen mit der größern oder geringern Freiheit der menschlichen Kräfte. Je unentwickelter die Wahrnehmungsfähigkeit, je geringer die Bedürfnisse, je träger die Thätigkeit des Menschen, desto schwächer jener Trieb, desto seltener die Lust sich mitzutheilen, desto geringer der Drang nach scharfer Bestimmtheit, desto allgemeiner und gleichartiger der Ausdruck selbst für den verschiedensten Inhalt, weil das Verständniß des Besondern sich aus der sinnlich erscheinenden Veranlassung ergibt oder im Tone liegt, und durch Zeichen und Geberden vermittelt wird. (Wir sehen das noch an den Empfindungslauten.)

So wie das Auge schärfer unterscheidet, das Ohr die Laute genau auffaßt und die Stimme dieselben bestimmter nachahmt, die Gefühle aller Art vereinzelt erkannt werden, so suchen alle diese Sonderungen ihren Ausdruck, der entweder aus dem Naturtriebe sich von selbst bildet, oder aus den bereits vorhandenen allgemeinen Ausdrücken nach dem innern Gesetze sich ergibt.

6. Dieses Gesetz findet jedoch andererseits seine Hemmungen 1) in den äußern Gegenständen der Anschauung; denn die Art, wie dieselben auf die Sinne einwirken, muß nothwendig zurückwirken auf die Darstellung derselben, wenn diese verständlich werden soll; 2) in den Sprachwerkzeugen, welche mit größerer oder geringerer Gewandtheit und Leichtigkeit der Entwicklung der Gedanken folgen; 3) in den Empfindungen und Umständen, welche den Gang der Mittheilung begleiten; 4) in dem Bildungstrieb, welcher darnach strebt, nicht nur Gedanken mitzutheilen, sondern auch schön darzustellen; 5) in der Trägheit, welche sobald für das Verständniß sich keine Schwierigkeiten mehr zeigen, bei den gewonnenen Formen beharrt und sie in weitern Bedeutungen anwendet; 6) in der Erstarrung durch Schrift, welche einer allzu großen Mannigfaltigkeit widerstrebt;

endlich 7) in dem Einfluß der immer mehr sich scheidenden Sprachen aufeinander, wenn die Völker in Verkehr treten.

Es erklären sich aus diesen Einwirkungen namentlich 1) die oft höchst wunderlichen Uebergänge der Bedeutungen, welche ursprünglich ziemlich bestimmte Stämme aus der Zeit annehmen; 2) die große Ungleichheit in der Umwandlung der Laute da, wo gleiche Begriffs- oder Denkform auch eine ganz ähnliche Ausdrucksform zu fordern scheint; 3) die vielfältigen Kürzungen, Auslassungen und Zeichen der Eile, selbst zum Nachtheil der Anmut; 4) die Abschleifung vieler Härten und feinen Wendungen; 5) die größere oder geringere Reichhaltigkeit der Formen; 6) die sehr häufige Verdrängung wesentlich wichtiger Unterscheidungen zu Gunsten leichter Schreibung; 7) und der Wechsel so wie der Missbrauch der Ausdrücke zu Gunsten des leichten Verkehrs.

7. Außer diesen sehr wesentlichen Einflüssen kommen noch unendlich viele andere hinzu, um die Naturwürdigkeit der Sprache zu verändern. Hierher gehören zwei einander fast entgegengesetzte Wirkungen: die Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit und Unklarheit der unwissenden Masse überläßt häufig die Sprache einer gänzlichen Verwilberung, kümmert sich nicht um Ab- und Ausartung, um Ansätze und Absall, so daß es später auch der sorgfältigsten Pflege nicht gelingen kann, die Naturmäßigkeit wieder herzustellen, und dem Volke zu rauben, was in der bestehenden Form sein Eigenthum und Träger seines Geistes geworden ist; andererseits die Willkür, Neuerungsſucht und die absichtlichen Kunstversuche der Gelehrten, deren Erzeugnisse mehr und minder Glück machen und in das Volksleben sich Bahn brechen, entrücken die Sprache ihrer reinen Entwicklung, und impfen ihr andere Abarten ein, oft veredelnd, oft verderbend. Schulen und Schriftwesen und Bücher, fröhreife und überhaupt unreife Handhabung der Sprache in Volksliedern und Darstellungen, deren Inhalt anzieht, steifes Formenwesen in Verhandlungen, die größere Strenge erfordern, — kurz unzählige Einwirkungen bestimmen den Gang der Sprache im Großen und im Einzelnen. Jeder Ausdruck, jedes Wort hat seine Geschichte.

8. Noch ein anderer Umstand darf nicht übersehen werden. Die Eigennamen sowohl der Personen als Sachen, wenn auch in ihrem Ursprunge Ausdrücke für Begriffe, gehen bald in bloße Zeichen über, und sind von da ab nur Sache der Ueberlieferung. Als unentbehrlich in der Sprache fügen sie sich mehr

und minder in die Gesetze derselben, müssen aber wiederum eine Rückwirkung üben, wie Alles was einer Gesamtheit angehört. Indem sie aber von den verschiedensten Völkern herrühren, bringen sie überall etwas vom fremden Geiste mit, und folglich ist die Art, wie sie sich dem Geiste einer ausgebildeten Sprache anschließen, einer besondern Betrachtung werth. Es ergeben sich aus ihr viele Eigenthümlichkeiten. Diese werden noch vermehrt durch die Geschichte des Menschengeschlechts, in welcher eine Menge Namen von Personen und Tertlichkeiten wiederum zu Begriffsbezeichnungen werden, weil ihnen ein geschichtlicher Charakter anhaftet.

9. Alle diese Umstände und ohne Zweifel noch eine Menge minder stark hervortretender Ursachen, welche in der Zunahme der Begriffe und des Bedürfnisses, sich über das mitzutheilen, was fortwährenden Veränderungen unterworfen ist, ihren Grund haben und sich immer neu erzeugen, würden schon das kunstreiche, unwillkürlich sich stets mehr verschlechtende Gewebe der Sprache ins Unendliche verarbeiten, verwickeln und bis zur Un durchschaubarkeit verdichten, selbst wenn zu erweisen wäre, daß im Ursprunge die Anschauungen der äußern Welt, welche zunächst eine Mittheilung erzeugen, gleichartig auf die Sprachwerkzeuge wirkten, und der Ausdruck der letztern gleichartig ins Thr fielen und nachgeahmt würde; mit andern Worten, wenn es eine Ursprache gäbe. Denn selbst ein erstes Paar, welches in der ersten Familie der Sprache bis zu einem gewissen Umfange ausbildete, würde schon mit der Zunahme der Personen, durch die Verschiedenheit der Eigenthümlichkeiten derselben, der Neigungen, Wünsche, körperlichen Zustände, geistigen Fähigkeiten und durch die Begebnisse des Lebens, eine überaus reiche Entwicklung erfahren. Die Verpfanzung der Mitglieder auf andern Boden, mitten unter andern Wahrnehmungen, bei anderer Nahrung und Beschäftigung, und bei immer neu gestalteten Verhältnissen, würde nothwendig die Ursprache verändern, und sie nothigen, sich den veränderten Bedürfnissen anzubekommen. Die Fabel vom Thurm bau ist nichts anderes als die Darstellung dieser Wahrheit.

Alllein es frägt sich, ob überhaupt, auch angenommen, daß eine solche Ursprache den ersten Grund gelegt habe, in ihr selbst eine Einheit sich so lange erhalten könnte, um ihre Keime zu denen der Tochtersprachen zu machen, und ob nicht vielmehr schon gleich anfangs mit der Vermehrung der Familienglieder sich neue Keime erzeugt haben, so daß die Sprachen schon vom

Ursprunge an vielfache Anlagen zu verschiedenartiger Durchbildung erhielten, wobei bald die eine, bald die andere Geistesrichtung ihre Herrschaft behauptete. Es versteht sich, daß dieselben noch vermehrt werden, wenn man annimmt, daß das Menschen Geschlecht auf mehreren Theilen der Erdoberfläche zugleich entstanden ist. Wie dem aber sei, so erkennen wir in den vorhandenen und uns zugänglichen Sprachen eine so bedeutende Mannigfaltigkeit der Entwicklung, daß jene Frage, der Thatsache gegenüber müßig erscheint. Die Sprachen zeigen durchaus verschiedene Geistesrichtungen, schon die ursprünglich gleichen Erzeugnisse werden ungleich, wie eine und dieselbe Pflanzen- oder Thierart sich nach dem Himmelsstrich und der Beschaffenheit des Bodens eigenthümlich gestaltet, und gewinnen ein anderes Aussehen.

Rechnet man hierzu die durch Völkerverkehr und Wanderungen, Kriege und vielfältige Berührungen bewirkten Mischungen, so begreift man leicht die Unmöglichkeit, jüngere Gestaltungen mit voller Sicherheit naturgeschichtlich zu erkennen oder vollständig zu begründen.

10. Während wir somit schon in den Wort- und Satzformen, welche gleichsam das Gepräge der Denkformen darbieten, ein Labyrinth sehen, aus welchem die Wissenschaft sich nicht herausfindet, und dessen Irrgänge sie höchstens mit einigen allgemeinen Anschaunungen zu charakterisiren vermag, vermehrt sich die Schwierigkeit bei näherer Betrachtung der Sprache als Mittel zur Gedankendarstellung. Denn streng genommen ist die Sprache keineswegs der volle Abdruck der Gedanken; vielmehr enthält jeder Satz, ja selbst jeder unvollständige Ausruf, eine ganze Welt von Gedanken und Begriffen, und keine Sprache ist im Stande mit dem Fluge des Geistes, der in derselben Zeit, in welcher ein Wort ausgesprochen wird, nicht nur den damit zu verbindenden Begriff festhält, sondern eine Unendlichkeit von Begriffen, Thatsachen, Vorgängen und Verhältnissen mit Blitze schnelle durchwandert, so daß z. B. ein einziger geschichtlicher Name, dessen ganze Bedeutung vor die Seele führt, ein einziger Laut eine ganze Jugenderinnerung, eine einzige Morallehre hundert Erfahrungen, u. s. f. in der Seele erneut. Was folgt hieraus? Daß die Sprache nur ein sehr flüchtiges Mittel ist, den Zuhörer in den Bereich der Gedanken des Sprechers einzuführen, daß sie nur eben die Anregung sein soll, keineswegs aber Alles ausdrückt, was im Geiste vorgeht. Sie wirkt immerfort in der Voraussehung, daß ihre Andeutungen begriffen werden. Selbst

die ausführlichste sprachliche Darstellung ist nur Andeutung. Die Geister verstehen einander mittels der Sprache, aber nicht durch sie allein, wie denn auch wirklich eine tüchtige Geistes-übung dazu gehört, sich des Mittels geschickt und zweckmäßig zu bedienen, oder andrerseits dessen Zweck völlig zu begreifen. Daher hängt der Bau einer Sprache ganz vorzüglich von dem im Allgemeinen sich gleich bleibenden Charakter eines Volksstammes ab, und je nachdem dieser mehr lebhaft oder ruhig, rasch oder besonnen, thafkräftig oder träge, hitzig oder kalt, leidenschaftlich oder theilnahmlos, und was dergleichen Gegensätze der Stimmung mehr sein mögen, von Natur ist, wird dies sich an dem Sprachbaue nachweisen lassen.

Freilich tritt auch hier wieder die Geschichte hinzu, und es haben die Völker so vielerlei von einander gelernt, daß, so wie in Wohnung, Nahrung, Sitten und Geschäften, jeder Stamm sich Fremdes oft ganz und gar zum Eigenen gemacht hat, und ein sehr geübtes Auge dazu gehört um das Einheimische vom Fremden zu sondern. Andrereits hat sich im Laufe der Geschichte überall der Volkscharakter jedes Stammes mehr und minder abgeschliffen, theils durch innere Nothwendigkeit des geselligen Lebens, theils durch Berührungen mit der Außenwelt, theils durch Belehrung und Erziehung umgebildet, so daß die Eigen-thümlichkeiten der Sprache, wenn auch im Allgemeinen dieselben, doch nicht immer mit dem veränderten Charakter Schritt gehalten haben. Hieraus entspringt abermals eine merkwürdige Mischung, deren Auseinandersetzung tiefe Forschungen und außerordentlichen Scharfsinn erfordert.

Diese Andeutungen mögen genügen, um einen Begriff zu geben von der Größe des Gegenstandes, den sehr viele Grammatiker durch eine ihrer jedesmaligen Ansicht nach wohlgeordnete Reihe von Regeln hinlänglich faßbar darzustellen glauben, sei es um in die Wissenschaft einer allgemeinen Sprachlehre oder in die einer besondern Sprache einzuführen. Es ist wohl nichts leichter als der Beweis, daß wir noch kein einziges derartiges systematisches Werk besitzen. Welche Fragen in solch einem System zu erledigen waren, wollen wir jetzt, ebenfalls nur in wenigen Grundzügen schildern.

### Systematische Sprachlehre.

Was ein System sei, ist wohl jedem bekannt. Es ist ein wissenschaftlicher Bau, hervorgegangen aus einem ersten Grundsätze, dessen folgerechte Durchführung nach allen Richtungen seiner

natürlichen Entfaltung den innern Zusammenhang, die Nothwendigkeit der Theile und der Verhältnisse derselben zu einander bedingt. Die Mathematik ist ein solches System, und in ihren Theilen eine Gesamtheit von Systemen; die Philosophie strebt danach, ein Ganzes aufzustellen, und in so weit ihre Untersuchungen lediglich geistige Fragen betreffen, gelingt es ihr mehr oder minder einzelne Systeme für gesonderte Haupttheile zu errichten, wie z. B. der Logik, der Moral, des Völkerrechts, u. s. w. Wenn indessen der Mathematik eine durchgängige Folgerichtigkeit möglich ist, weil sie nur das innere ewige Gesetz, an welchem weder die Natur noch der menschliche Wille etwas verändern kann zum Gegenstande hat, und die Philosophie auf dem Gebiete, wo eine innere Nothwendigkeit durch die ebenfalls fest begründeten Denkgesetze erzielt werden kann, der reinen Wissenschaft wohl begründete und endlich wohl zu klaren Systemen sich entwickelnde Versuche darbietet, so verhält es sich ganz anders mit denjenigen Vorwürfen der Philosophie, welche eine unendliche Mannigfaltigkeit äußerer Erscheinungen in ihren Bereich ziehen muß, welche nicht bloß aus allgemeinen Lehrsätzen erklärt werden sollen, sondern deren besondere Formen darauf Anspruch machen, als nothwendig so und nicht anders erläutert zu werden. So wird zum Beispiel wohl niemals die Wissenschaft dahin gelangen, die Gesamtheit der körperlichen Bildungen — auch nur der belebten Naturwesen, welche sich stets nach gleichem Gesetz fortzeugen — auf so bestimmte Grundzüge zurückzuführen, daß eine Nothwendigkeit der vorkommenden und etwa noch möglichen Gestaltungen der Einzelwesen daraus erfolgen müßte. Was man daher auf diesem Gebiete Systeme nennt, ist eigentlich nichts weiter, als eine wohlgeordnete Uebersicht der Gestaltungen, nach allerlei gemeinsamen Eigenheiten der verschiedenen Erscheinungen vertheilt. Das gewährt nun freilich nicht volle Wissenschaft, sondern bloß Sachkenntniß. Der innere Organismus der Schöpfung, welche der Ausdruck des unendlichen Gedankens der Gottheit ist, bleibt uns unerschöpflich; der menschliche Geist genügt sich selbst, wenn er einzelne Organismen, so weit es geht, aus der Wahrnehmung erkennt und zu durchschauen versucht.

Eine ähnliche Beschränkung der Wissenschaft zeigt sich nun auf dem Gebiete der Sprache, in so fern sie der Ausdruck der menschlichen Gedanken ist. Die Unendlichkeit ihrer Bildungen wird niemals der Wissenschaft die Möglichkeit gewähren, ihre innere Nothwendigkeit nach allen Richtungen hin zu begründen;

und sie muß sich damit begnügen, das Gegebene zu erkennen und den darin herrschenden Organismus zu ermitteln. Dies ist klar, wenn man die Aufgabe nur einen Augenblick näher betrachtet. Als Ausdruck der Gedanken muß im Sprachsystem sofort eine zwiefache Untersuchung eintreten, nämlich der erste Grund, auf welchem sie beruht, der Gedanke mit allen seinen Lebensfähigkeiten, und dann das Mittel für seinen Ausdruck, die Sprachorgane, müssen klar erkannt sein, ehe deren gemeinsame und gegenseitig aufeinander wirkende Thätigkeit erläutert werden kann. Der erste Theil hätte sich mit den geistigen Thätigkeiten zu beschäftigen, in so fern sie ihren sprachlichen Ausdruck suchen, und der andere Theil hätte die körperlichen, welche diesen Ausdruck bewirken können, allseitig darzustellen; dann erst wäre nachzuweisen, wie der Geist auf den Körper und dieser auf jenen einwirken könne oder müsse, und dabei wären dann alle Einflüsse, welche dem Naturgewächse besondere Beschaffenheiten, Farben und Entwickelungen überhaupt geben, in Erwägung zu ziehen. Das alles wäre, wenn es gelänge, ein System zu gewinnen, erst die Grundlage zu einer allgemeinen Sprachlehre, wie wir bisher noch keine besitzen. Schwerlich wird dies je gelingen. Denn erstlich begnügte man sich zwar mit einem so genannten System der Denkformen, welche unmittelbar die Sprachformen erzeugen, und nannte dies etwa die logische Seite der Sprache; allein es leuchtet beim ersten Blicke ein, daß man die Verschiedenheit der Formen noch gar nicht erwogen hat, vielmehr fast durchweg der Ansicht Raum giebt, es seien die Denkformen in allen Sprachen dieselben, und nur ihr Ausdruck sei mannigfaltig. Wir haben aber schon anderswo (Archiv f. das Stud. der neuern Spr. 1847. II.) nachgewiesen, daß die Sache sich anders verhält. Nur die äußersten Anfänge und die allgemeinsten Grundlagen stimmen überein. Bei der ersten Entfaltung gehen die Denkformen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Dies lehrt jede Vergleichung zweier Sprachen, wenn man in die innerste Werkstatt der Sprachformen hineinschaut. Wer aber möchte es unternehmen, die Denkformen, die sich in unsfassbarer Eile entfalten, ineinander greifen, sich gestalten und umgestalten, in ihrer natürlichen Entwicklung darzustellen? Wie armselig erscheint hier was man Logik und Dialektik nennt! Und doch wäre eigentlich bei der Sprachlehre der Scharfsinn recht zu betätigen, denn im Sprachausdruck tritt die Geistesthätigkeit so ganz unmittelbar,

so zu sagen unbewußt, ins Leben ein, und ist ihr eigener Beweis. Warum es aber, selbst dem tiefsten Scharfsinn nicht möglich sein dürfte die Formen mit Folgerichtigkeit zu erdenken, das ist leicht begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Sprachformen nicht rein geistiger Natur sind, sondern von der Mannigfaltigkeit des äußern Lebens bedingt werden, daß sie sich anders gestalten bei gesundem, anders bei frankem Körper, anders in der Kindheit und im weiten Alter, anders nach Gemüthsart, Beschäftigung, Gewohnheit, Umgang, Ereignissen u. s. f. — Allerdings muß in allen diesen Verwickelungen und Verflechtungen ein Gesetz herrschen, aber es handelt sich darum, dies Gesetz zu durchschauen und darzustellen! Ja es genügt keineswegs den Organismus der Denkformen zu erkennen, um aus ihnen die der Sprache herzuleiten, man muß auch noch zu gleicher Zeit die abermals unendliche Mannigfaltigkeit des Eindrucks, den die Sprache je nach der Fassungskraft und Gemüthsbeschaffenheit des Zuhörers oder Lesers auf diesen macht oder machen kann mit veranschlagen, denn derselbe hat bis zur ausgebildetsten Entwicklung der Sprache einen unverkennbaren Einfluß auf die Gestaltung der Ausdrucksweise. Dies möchte sich schon aus gewissen sprichwörtlich stehenden Redensarten, Erfahrungssätzen, Volksliedern, Erinnerungen und Anspielungen erläutern lassen, in welchen eine eigentliche Logik nur sehr versteckt liegt, und der unmittelbare Mutterwitz oft weit über das hinwegschreitet, was wir Denkformen nennen. Jedes Wort hat eine lange Entwicklungsgeschichte und die Verfolgung dieser Durchbildung führt auf die wunderlichsten Ergebnisse.

Gesetzt aber wir könnten das ganze geistige Gewebe auflösen, und so wieder erfassen, daß wir im Stande wären, dessen innere Verhältnisse durch und durch herzustellen, so tritt uns eine andere Schwierigkeit entgegen, nämlich die körperliche Seite, die Sprachwerkzeuge. So wenig zahlreich die körperlichen Theile, mittelst deren wir sprechen, erscheinen, so ist doch die Bewegung, deren sie fähig sind, und namentlich im Zusammenwirken, so überaus mannigfaltig, daß keine Erfahrung in der Welt ausreicht, um auch nur die möglichen Laute oder Schäfte zu begrenzen. Freilich haben wir Alphabethe und Abecetafeln! Aber ein geübtes Ohr merkt nur einmal genau auf die eigene Muttersprache und bald wird sich's zeigen, daß trotz der Fesseln, welche der lebendigen Sprache schon in der Kindheit durch gleichmäßige Lautübungen angelegt werden, die gleichscheinenden Laute sich

dennoch wieder befreien, und jeder eine unendliche Stufenleiter darstellt. Und nun erst eine Vergleichung verschiedener Sprachen! Was wollen alle Aussprache-Regeln gegen die Musik der lebendigen Sprache sagen! Wie oft entsprechen die Zeichen dem Laute ganz und gar nicht! Die Schule hat manches ausgebnet, aber sie hat eben dadurch oft die lebendige Entwicklung gehemmt. Es ist ihr aber nur da zum Theil gelungen, wo überhaupt das Leben in allerlei Schnürleiber gesteckt wurde. Die englischen Schriftzeichen, denen die Aussprache fast in jedem Worte widerspricht, beweisen deutlich genug, daß die Bestimmung eines Abc., wenn auch bequem, doch eine volle Unwahrheit ist; und zwar beurkundet sich dies besonders in England, weil eben dort das Leben sich freier bewegt, und die Kostümierung einzelner geselligen Kreise das Volk nicht berührt. — Was unsre Philologen versucht haben, um Lautsysteme abzuschließen, bewährt sich durchaus gar nicht, und alle darauf gegründeten Lauteintheilungen sind reine Hirngespinste.

Kommen wir nun zur Darstellung der möglichen Lautzusammensetzung, zu den Gesetzen des Überganges eines Lautes in einen andern, oder der möglichen Umlaudungen, Umlautungen, Verkürzungen, Verschleifungen, oder der Einflüsse eines Lautes auf einen andern, und auf die unendlichen gegenseitigen Wirkungen sogenannter Sylben und Wörter aufeinander, auf die Betonung und deren Einfluß, und die vielfachen Anlässe zu Veränderungen dessen, was gesetzmäßig eine gewisse Form annnehmen müßte, — und zwar Alles nur von Seiten der körperlichen Unbequemung betrachtet, noch ehe von geistigen Einwirkungen der Denkformen die Rede sein soll, — welch ein Meer von Wahrnehmungen, verschieden in jeder Sprache, oft in jedem Orte und jedem geselligen Kreise!

Man wage es, hier Systeme aufzustellen!

Endlich wird sich die große Frage erheben: Wie wirken die Denkformen auf diese körperlichen Theile, und wie müssen diese sich bewegen, um jene auszudrücken? Dieser ungemein schwierigen Frage haben sich alle Grammatiker bemächtigt, aber wie armselig ist sie gelöst worden. Man hat von Redetheilen gesprochen, theils nach alten vorgefundenen Eintheilungen oder Klassificirungen, theils nach neuern Systemen. Wo ist darin aber ein System zu finden? Wo auch nur ein leitendes Prinzip? Wo ein einziger Punkt, der probehaltig gefunden werden dürfte? Da wird die Jugend geplagt mit Versuchen jedes Wort

in seine Klasse zu versetzen, und der gereifteste Verstand zerreibt sich daran, ohne zu klarem Ergebniß zu kommen; sämtliche Begriffsbestimmungen sind unwahr, weil die Begriffe selbst erdichtet sind, und bei näherer Betrachtung sich in den Denkformen nicht so darstellen, wie sie in der Sprachlehre sich gestalten sollen. Vom Substantiv bis zum Empfindungslaut herab, ist die ganze Reihe unbestimmt und unklar. Tausende von Begriffsnamen sind selbstständig nach der Definition, und unselbstständig in der grammatischen Form, und umgekehrt. Man denke nur an die Menge von zusammengesetzten Begriffen, welche Subjekte oder Objekte bilden, ohne Substantive zu sein, an die Verba, welche bloße Denkformen der Nothwendigkeit, Zulässigkeit u. s. w. darstellen, ohne irgendwie dem Begriff, der im Verb enthalten sein soll, zu entsprechen. Man sehe ferner, die gänzliche Verwirrung in der Lehre vom Fall, von Biegungen überhaupt, von innern Verhältnissen des Satzes und der Sätze, und frage sich dann: Wäre es wohl möglich, mit Hülfe des Systems, wenn die einzelnen Wörter vorlägen, ohne bestimmte Vorbilder, auch nur einen ganz einfachen Satz zu bilden? — Das aber wäre doch die geringste Forderung, die man an ein System stellen dürfte; denn nur dadurch müßte sich seine Wahrheit beurkunden, wie in der Arithmetik oder Geometrie. Daß es hie und da geschieht, darf unsre Behauptung nicht entkräften, weil wir gewöhnlich von Mustern ausgehen. Der geringste Versuch in einer uns durchaus fremden Sprache wird sie sofort bewähren. Selbst wenn wir zugeben, daß der Scharfsinn endlich manche kleine Sätze zu Stande bringt, wird doch nimmermehr mit dem System etwas Erkleckliches geleistet, und kaum führt die ganze bisherige Sprachkunde dahin, sich ein wenig im Gewebe des Periodenbaues zurechtzufinden. Einen längern Inhalt aber gut auszudrücken lehrt sicherlich das System niemals; ja die meisten Sprachgelehrten sind über der Grübelei schlechte Stylisten geworden.

Aus diesen Betrachtungen folgt:

1. Daß wir weder ein System der allgemeinen Sprache, noch irgend einer besondern besitzen; demnach von einem systematischen Unterricht auf gegenwärtigem Standpunkte nicht die Rede sein kann.

2. Daß ein System, wenn überhaupt im Bereiche menschlicher Forschung liegend, erst gefunden und verstanden werden kann, wenn eine sehr gereifte Anschauung, durch unablässige

Beobachtung geübt, alle die nöthigen Voraussetzungen durchdrungen hat, und durch sehr ausgebreitete Sprachkenntniß im Stande ist, die Wahrheit der gefundenen Erfahrungssätze oder Schlüsse, zu beweisen; demnach ein ausgebildetes Sprachsystem von der Jugend nicht erfaßt werden könnte.

3. Daß selbst die Möglichkeit des Begreifens angenommen, und sogar unter der Voraussetzung, daß die Gesetze als Uebersieferung ohne Beweis vorläufig mitgetheilt werden könnten, die Erziehung oder die Schule (Pädagogik) davon abstehen müßte, weil man der entseilenden Jugend, welche für's thätige Leben erzogen, und an einen geschickten Gebrauch der Sprache gewöhnt werden soll, nicht so unendlich viele Abstraktionen aufdringen darf, welche sie von einem wesentlichen Ziel entfernen würde. Höchstens blieben solche Systeme ein Gegenstand der Forschung für Philosophen, welche der pädagogischen Behandlung längst entwachsen sind.

Wohl könnte man fragen: Wie? wenn ein volles System nicht erzielt werden kann, sollen wir nicht dem Begriffe der Wissenschaft uns anzunähern suchen? Soll nicht ein Grundriß gezeichnet, und ein allgemeiner Aufriß und Durchschnitt entworfen werden, damit der Sprachschüler mindestens etwas Sichereres mitnehme, und daran sich halte, wenn er nicht fähig ist, selbst zu bauen? Wir antworten: So wie es jetzt um den Boden selbst steht, würde jeder derartige Versuch keinen weiten Erfolg haben, als daß das Gebäude umstürzte. Und wirklich wird man sich vergebens nach ächten Prinzipien umsehen, so oft eine wissenschaftliche Sprach-Frage aufgeworfen wird. Was man bisher vermochte, war die logische oder geschichtliche Durchführung mancher Begründung auf vorausgesetzten Grundlagen; nur hie und da wurde der Mangel echt wissenschaftlicher Erforschung durch tiefer eingehende Beobachtungen, z. B. eines Wilhelm von Humboldt, ersezt.

Es gibt bis heute kein System der Sprachlehre.

### Pädagogischer Unterricht.

Daß indessen der Unterricht ein wohlgeordneter (methodischer) sein müsse, sieht jeder ein. Weder die Muttersprache noch eine fremde darf der Jugend bloß als Gewohnheits-Uebung übergeben, und dann gleichsam dem natürlichen Gefühl überlassen werden, wenngleich dieses in den meisten Fällen ein ziemlich sicherer Führer ist. Denn erstlich wäre dadurch die Jugend aller Selbstthätigkeit entzogen, und bei fremden Sprachen gewiß, in

der Muttersprache aber großenteils auf das Empfangen beschränkt, und würde nur nach Maßgabe der zufälligen Erweiterung des Gesichtskreises an Umfang der Sprachkenntniß gewinnen, niemals aber den Geist einer Sprache zu ergründen sich veranlaßt sehen.

Zweitens würden wir das trefflichste Mittel, die Kräfte des reifenden Menschen so recht lebendig zu entwickeln und zum Selbstbewußtsein zu bringen, aus der Hand geben. Eine bloße Beschäftigung der Kräfte reicht nicht hin, um Bewußtsein des ganzen geistigen Lebens zu wecken. Auch am Thiere kann man gewisse geistige Fähigkeiten durch Uebung schärfen, aber eine innere Selbstbestimmung wird damit nicht erzielt. Mit Recht also erklärt man sich gegen alles Abrichten.

Demnach müssen wir uns nach den Prinzipien des Unterrichts umsehen. Daß diese noch lange nicht ermittelt sind, beweisen die unendlich vielen Versuche tüchtiger Pädagogen fast in jedem Gebiete des Jugendunterrichts, und auf jeder Stufe der einzelnen Gebiete.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß die aufgestellten Lehrgebäude, die Leitsäden, die Handbücher, insbesondere für Sprachunterricht, nach zwei Richtungen auseinander gehen; die einen fassen ihren Gegenstand ins Auge und streben nach systematischer Form, um den Schüler in Stand zu setzen, das ganze Gebiet zu überschauen und in seinem Zusammenhange möglichst zu durchdringen; die Andern streben nach Einpflanzung vollständiger Bekanntschaft mit allen einzelnen Erscheinungen, und Sicherung einer gewissen Vertrautheit mit denselben, in der Voraussetzung, daß etwa später hinzukommende Erscheinungen sofort durch ein geübtes Gefühl werden erkannt werden. Beide Richtungen müssen ihres Ziels verfehlen, weil der Schüler bald zu der Überzeugung gelangt, daß das System keine Wahrheit habe, und daß in der Uebung am Einzelnen kein Prinzip zu ermitteln ist.

Wenn auch fürs Leben die Ergebnisse recht wohl ausreichen mögen, so darf die fortschreitende Pädagogik sich dabei nicht beruhigen, sonst blieben wir am Besten beim alten Schlendrian.

Ein methodischer Sprachunterricht wird nicht bestimmt durch die Beschaffenheit und das Wesen des Gegenstandes allein, sondern durch eine Anzahl von pädagogischen Faktoren, welche gemeinschaftlich wirken. Der Sprachunterricht hat im Vergleich mit andern Gegenständen besondere Eigenheiten. In allen Zweiz-

gen der Mathematik können wir uns auf die Folgerichtigkeit des Denkens führen, und in jeder richtigen Rechnung findet der Schüler von selbst unumstößliche Wahrheit, die sich gleich bleibt zu allen Seiten und unter allen Völkern. In allen Gebieten der Auschauung, als Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, kommt uns die größere oder geringere Erfahrung des Schülers und seine Einbildungskraft zu Hilfe; was er auffaßt und als wahr aufgenommen hat, das ist sein Eigenthum, soweit er es erkannt hat. In der Sprache dagegen geben wir dem Schüler keine Wahrheit, sondern selbst im Stoffe nur die Form, in welcher die Gedanken sich mittheilen lassen, und zwar eine Form, die einer fortwährenden Umwandlung unterliegt, und deren Zusammenhang mit ihrer ursprünglichen Nothwendigkeit nicht mehr erkannt wird.

Es springt in die Augen, daß hier die bloße Ueberlieferung der Form den Geist nicht bereichert, während in allen übrigen Gegenständen schon der bloße Stoff der Denkkraft Beschäftigung und Uebung gewährt, und das Fortschreiten darin die Umicht und Sachkenntniß erweitert; daß aber selbst die ausgedehntere Betrachtung der Sprachformen nur dahin führt, sie zweckmäßig zu gebrauchen, nicht aber die Denkkraft sonderlich zu schärfen, so lange nicht die Art, wie Gedanken und Sprache in Wechselwirkung stehen, zur Klarheit kommt. Diese Wechselwirkung ist nun aber nicht mehr in ihrem ersten Ursprunge nachzuweisen; selbst die wissenschaftlichen Versuche verlieren sich zuletzt in Vermuthungen, die, zur Grundlage der Fortbildung der Sprache genommen, sehr leicht irre führen können, wie wir das aus der Sprachkunstlehrer ersehen, welche meinen, durch Zurückführung zu untergegangenen Formen die Sprache zu reformiren. Von dieser Seite her stellt sich also die Aufgabe anders als bei sonstigen Gegenständen des Unterrichts, wo allerdings der Stoff derselbe bleibt.

Nehmen wir nun zunächst die Muttersprache vor, so sieht man leicht, daß in Betreff des Stoffes eigentlich wenig mitzutheilen ist, denn der erste Faktor des Unterrichts, Wort und Wortform, ist ja schon der zarten Kindheit geläufig, und die bloße Berichtigung und Regelung oder die Bereicherung wäre am Ende nichts weiter als Abrichtung und Gewöhnung; der ganze Unterricht liefe dann auf wohlgeordnete Uebung hinaus. Da tritt aber sogleich ein anderer Faktor hinzu, nämlich daß der im Kinde bereits durchgearbeitete Stoff eine

Geistesfähigkeit offenbart, und sich selbstständig bewegt. Wir geben also der Jugend nichts Neues, wie bei andern Materien, wir haben auch nicht ihre Anschauung zur schärferen Erkenntniß des Inhaltes auf die ersten Elemente zurückzuführen, weil diese für den gegenwärtigen Standpunkt der Sprache keine Klarheit mehr haben, dagegen haben wir die vorhandenen Formen der Sprache als Formen der Gedanken so zu veranschaulichen, daß deren gegenseitiges Verhältniß zum Bewußtsein kommt.

Wie haben wir dies anzusangen? Unmöglich so wie bei andern Gegenständen, die eine Beobachtung der einzelnen Elemente zulassen, wie Punkt, Linie, Fläche, Körper, deren scharfe Anschauung, wiewohl auch nicht ganz leicht, nachmals immer wiederkehrt und sich bewährt; denn in der Sprache ist jedes Wort und jede Form ein Complex von Begriffen und Begriffssformen, deren Verschlingung eben erst dann erkannt wird, wenn das Bewußtsein schon die Sprache beherrscht.

Ganz richtig hat man daher in der neuern Zeit eingesehen, daß der Sprachunterricht seinen Grund und Boden da suchen müsse, wo die Sprache erwachsen ist, nämlich im Gedanken, und daß die Jugend zuerst Dasselbe näher kennen müsse, was ausgedrückt werden soll, ehe es den Ausdruck für sich allein betastet und in seiner Mannichfaltigkeit betrachtet. Der Ausdruck ist der Jugend geläufig, aber der Inhalt ist ihr ganz dunkel, und wenn er sich in die Form so ergießt, daß er verstanden wird, so ist das nur Wirkung der Gewohnheit wie fast alle körperlichen Bewegungen, die, so lange nicht Übung hinzutritt, ihren Zweck erreichen, wenn sie auch unentwickelt bleiben.

Der Weg aber, der dahin führt, den Einblick zu erleichtern und zum gründlichen Wissen zu schärfen, ist sehr verschieden, je nach der Bildungsstufe des Lernenden. Ihn zu ermitteln ist die Aufgabe der Pädagogik. Die allgemeine Regel: Man müsse übergehen vom Einfachen zum Zusammengesetzten ist so unbestimmt, daß sie fast nur im mathematischen Fache befolgt werden kann. Was ist in der Sprache einfach? Wenn die Sprachlehren mit den Buchstaben (Lautzeichen) beginnen, so kann dies nur gebilligt werden, weil die Sprache auch schriftlich ausgeprägt werden soll, es ist also nur Lehre von äußerlichen Sprachzeichen, und nebenher ein Mittel, um die Aufmerksamkeit an etwas Neuheres zu fesseln. Der Unterricht in der Sprache selbst müste aber ohne diese Neuherlichkeit geschehen können, und

hier vom einfachen Laut zu beginnen, wäre verkehrt, weil eben ein einfacher Laut selten einen Inhalt hat.

Der fortwährende Gebrauch der Form für Mittheilung des Inhaltes ist dennach ein dritter Faktor, welcher das pädagogische Verfahren bestimmt. Hiernach ist also die erste Frage: Was ist in dieser Thätigkeit das Einfachere, und was das Entwickeltere? Man wird sich hier leicht überzeugen, daß weder eine logische Bergliederung der Begriffe und Urtheile und deren vielfältige Verpflechtung den Maßstab bilden kann, noch eine Bergliederung der Wortarten, die ohnehin kaum zu entwirren sind, weil sie ineinander spielen. Der Grund davon liegt in der Eigenthümlichkeit der sprachlichen Mittheilung, daß nämlich Vieles ganz elliptisch oder ganz unbestimmt ausgedrückt wird, dessen Verständniß lediglich vom Tone, von begleitenden Geberden vom Zusammenhang dermaßen bedingt wird, daß aus der bloßen Sprachform der Gedanke gar nicht erkannt werden kann, ja daß selbst die geläufigsten, dem Anscheine nach erwiesenen Unterscheidungen sich nicht durchweg geltend machen. Wenn daher die neuern Sprachlehrer vom Satze ausgehend die Erkenntniß bestimmter dadurch vorzubereiten meinen, daß sie erst den einfachsten Satz vornehmen, und dessen Theile oder Glieder dann vereinzelt durchgehen, um dann den Satz in erweiterter Gestalt zu betrachten und die Analyse fortzuführen, so bringen sie nur einzelne grammatische Formen zur Ansicht, ohne das Sprachgefühl zu fördern, oder die Sicherheit, für den Gedanken die rechte Form zu wählen, zu bewirken. Man hat mit allen solchen Unterscheidungen die Jugend nur spielend beschäftigt, nichts weiter. Es mag dies auch für die ersten Jahre der Kindheit genügenden Stoff darbieten, um nützliche Übungen zu machen. Der Hauptzweck aber wird auf diesem Wege, wenn auch noch so viele formelle Übungen und Regeln hinzutreten, nicht erreicht. Natürlich, weil immer die äußere Form, als das Sichtbare, vorzugsweise die Aufmerksamkeit anspricht, und der geistige Theil zurücktritt.

Um sich in der Muttersprache zurecht zu finden, ist z. B. vor Allem nöthig deren Mittheilungsformen zu kennen, d. h. die Gestaltungen, welche Gedanken und Begriffe (nicht umgekehrt, denn erst aus den ersten bilden sich die letzten) annehmen, um in dieser Sprache sich auszuprägen. Denn darin unterscheiden sich d. e. Sprachen zunächst, und der Geist einer jeden gibt sich vorzugsweise hierin zu erkennen; einige sind in den

äußerlichen Mittheilungsformen gewandter und manichfach, andere einformig und arm. Wir haben in der deutschen Sprache, wie sie jetzt ist, direkte und indirekte Aussageformen, die sich dann wieder zerspalten, indem die Darstellung einer Wahrnehmung verschieden ist von der Forderung, und die indirekte Form sich anders gestaltet in der einfachen Abhängigkeit als Nebensatz, anders in der zugleich subjectiven Abhängigkeit als Conjunction. Es leidet keinen Zweifel, daß alle diese Formen der Aussage, weil sie der Jugend geläufig und bekannt sind, als die einfachen Elemente des Unterrichts angesehen werden müssen, von denen man ausgehen muß, und daß die äußerliche Zusammensetzung die Einfachheit der Anschauung keineswegs zerstört. Die Jugend sieht immer das Ganze zunächst, und wird erst allmälig auf die Theile aufmerksam. Wenn also auch das sogenannte Imperfectum eigentlich keinen einfachen Satz bildet, so fühlt die Jugend dieses Verhältniß nicht sogleich heraus, so wenig, wie sie in der Negation und Frageform wahrnimmt, daß hier schon eine entwickeltere Satzform auftritt. Alle diese äußerlichen Satzformen, welche übrigens nur einige wenige Aussageformen enthalten, gewinnen eine ungemeine Mannigfaltigkeit durch die Art des Ausdrucks, je nachdem z. B. aus dem Tone (nicht Betonung der Wörter) hervorgeht, ob der Sprechende eine augenblickliche Wahrnehmung, oder eines Andern Mittheilung, oder eine allgemeine Wahrheit, oder eine bloße Bemerkung, oder gar ironisch das Entgegengesetzte auszudrücken beabsichtigt, denn fast jede Mittheilungsform kann für einen ihr fremden Zweck gebraucht und durch den Ton verstanden werden. Dazu kommt dann der Einfluß der Betonung bestimmter Wörter oder Sylben, wodurch der Sinn jedes Sätze eine große Mannigfaltigkeit darbietet.

Solche Vorbegriffe vom Sätze als Gedankenausdruck, und namentlich die vorzuführenden wohlgewählten Beispiele, geben der Jugend, welche zu denken beginnt, eine viel lebendigere Anschauung von dem Wesen der Sprache, als die Bröckchen von Wortformen, die ohnehin in wenigen Stunden durchgenommen werden können, und kaum der ersten Kindheit Theilnahme abgewinnen, außer wenn Fehler vorkommen.

Nach vollständiger Erörterung der verschiedenen Gedankenformen, welche durch die wenigen Mittheilungsformen ausgedrückt werden, muß man auf die Begriffsformen eingehen. Auch hier wird sich zeigen, daß die äußern Formen

gering an Zahl, aber reich an Inhalt sind, und es ist die Jugend vorerst im Allgemeinen durch Beispiele darauf aufmerksam zu machen, damit sie eben die Aufgabe, welche dem Scharfsinn nunmehr gestellt wird, näher und gern in's Auge fassen. Dann wird sie erst im Allgemeinen die Begriffe von farren Objekten und von flüssigen Vorgängen (Substanz und gedachtes Thun) und von den einfachsten Verhältnissen kennen lernen. Es sind dies die schwierigsten Punkte in der Sprachlehre, und Manches bleibt der Jugend lange nachher noch dunkel. Man denke nur an die sogenannten Verba, welche keine eigentliche Thätigkeit vorstellen, als sein, werden, lassen, können u. s. w. und ebenso an Substanzen, die eigentlich nichts Starres vorstellen, wenigstens nicht für die Fassungskraft der Jugend. Weit schwieriger noch ist die Aussäzung der sogenannten Adjectiva und Adverbia, die im Deutschen sich gar nicht streng durch Formen scheiden, und im Begriffe selbst weniger auseinander gehalten werden als in den romanischen Sprachen.

Hier ist ein reiches Gebiet für geistvollen Unterricht, statt der langweiligen, zwecklosen Klassifizierung der Wörter, womit die Zeit vergeudet wird. Denn wenn erst die allgemeinen Begriffe einigermaßen feststehen, so hat man auf das Einzelne einzugehen, und hier entfaltet sich wieder eine höchst interessante Fülle von Gebilden, die man gewöhnlich in den Sprachlehren keiner Beachtung würdigt, außer wenn sie durch äußerliche Formen sich unterscheiden. Es ist aber z. B. die Begriffsunterscheidung ähnlich geformter Wort-Ableitungen oder ähnlicher und scheinbar zu einer Klasse gehöriger Wortarten für den Gebrauch, namentlich da, wo die Sprache unter mehreren Ausdrücken zu wählen hat (bei Synonymen), von der höchsten, für den Sinn oft entscheidenden Wichtigkeit.

Wir würden die Gränzen einer für diese Zeitschrift berechneten Abhandlung, welche nur den bezeichneten Zweck hat, überschreiten, wollten wir alle diese Andeutungen durch Beispiele erläutern und einzeln durchführen. Wenn es verlangt wird, soll es nachträglich geschehen.

Nur dies wollten wir hier hauptsächlich begründen, daß der Sprachunterricht schon bei den ersten Elementen mehr die geistigen Momente zu behandeln habe, als die äußerliche Form oder gar deren geschichtliche Entstehung.

Eine besondere Schwierigkeit für die Methode ist die Frage, welcher Platz den Sprach-Hülfsmitteln anzuweisen sei? Hier-

unter verstehen wir nämlich die Gesamtklasse der Ausdrücke, welche lediglich die Geberden vertreten, also äußerlich hinweisen, ohne irgend eine Vorstellung von der Sache zu erhalten. Wir glauben, man müsse deren Kenntniß sogleich mit der Bergliederung der Formen verbinden, weil sie beständig im Gebrauche sind, und auf das Verständniß jedes Saches entschiedenen Einfluß üben. Auch hier zeigt sich sofort, daß man den Begriff des Einfachen und Zusammengesetzten sehr beschränken muß, wenn von Lehrmethode die Rede ist. Denn die meisten Hin- und Rückweisungswörter, der, dieser, er, sie, es, welcher u. a. sind nur im zusammengesetzten Sache begreiflich und verständlich. Die alte Sprachlehre wies daher ihren Gebrauch folgerichtig in die Syntar, welche wir wesentlich vorstellen, obwohl allerdings viele syntactische Fragen erst wieder bei genauer Betrachtung der Beirördnung und Einfügung der Sätze zur Erörterung kommen, die eine höhere Unterrichtsstufe bildet.

Aus allem Diesen ergibt sich, daß die Methode des Unterrichts und die Ordnung des Stoffes gar nicht mit dem Sprachsystem in Verbindung steht, sondern eine rein pädagogische ist, wie nämlich der jugendliche Geist dahin zu bringen sei, mit Bewußtsein und sichern Takte die Gedanken und Begriffsformen in den Sprachformen zu erkennen oder zu geben, um aus diesen jene zu fassen und in sich aufzunehmen.

Hier kommt nun ein viertes Moment als Faktor hinzu, wenn der ganze Unterricht wirklich bildend sein soll. Es kann nämlich keineswegs die Absicht des Sprachunterrichts sein, daß, was bereits in der forschreitenden Übung vorhanden ist, zum Bewußtsein zu bringen, und es der Zeit anheim zu stellen, wie viel sie unter Mitwirkung der Lebensverhältnisse dem Zöglinge noch zuführen werde; da wäre erschöpfend der Unterricht gar zu sehr formell, auch in vieler Hinsicht nicht erschöpfend, weil der Jugend sich, selbst beim Lesen, noch lange nicht alle wesentlichen Formen darbieten werden. Wirklich finden wir, daß selbst gebildete Leute tagtäglich über einfache sprachliche Fragen in Verlegenheit gerathen. Es ist daher Pflicht des Unterrichts, nicht nur die möglichste Vollständigkeit der Formen zur Anschauung zu bringen, sondern eben so reichhaltigen Stoff mitzutheilen, an welchem sich die Formen bewähren. Dies ist das eigentliche erziehbliche Moment des Sprachunterrichts. Aus den Aussprüchen und Darstellungsformen aller Geister, Denker, Redner, Dichter muß ein recht wertvoller Schatz zusam-

mengetragen und dem Gedächtniß überliefert werden, nachdem jedes Stück seinen Werth in sprachlicher Beziehung erhalten hat. An solche kernhafte Sätze knüpft sich dann für die ganze Folgezeit die Erinnerung und das Urtheil, und zugleich erfüllt sich der Geist mit Wahrheiten oder schönen Ansichten, welche außer dem Nutzen und Vergnügen gewähren, gewöhnlich auch die Fähigkeit, neue Ausdrücke zu bilden, erweitern, und somit das Fortschreiten erleichtern.

Endlich müssen wir noch auf ein anderes pädagogisches Moment hinweisen, welches ebenso unentbehrlich ist für die Befestigung des Unterrichts, als höchst anziehend und anregend für den jugendlichen Geist. Wir meinen die Kritik, und zwar in mehrfacher Beziehung. Die niedere Kritik wird nur dahin abzielen, die Aufmerksamkeit zu wecken. Dies geschieht durch Verlegung fehlerhafter Stücke. Man hat hierdurch manche pädagogische Bedenken erregt, weil man das Auge der Jugend an das Fehlerhafte zu gewöhnen fürchtet. Al sich ist dies aber schon dadurch beseitigt, daß ja die Jugend fortwährend Ausschüsse und Gebrechen vor sich sieht, und diese zu erkennen und vom Ideal zu sondern sich üben muß. In der Sprachübung ist indeß allerdings darauf zu achten, daß die Fehler, welche der Scharfsinn aufsuchen soll, wirklich vorkommende seien, und nicht so ungeschickt ersonnene, wie man sie öfters dichtet, so daß selbst der Anfänger darüber lachen muß. Wird der Gegenstand mit gehöriger Sorgfalt behandelt, so leistet man dadurch sehr viel. Man darf nur nicht diese Übung, wie es meist geschieht, auf einfache grammatische Erscheinungen beschränken, sondern muß sie bis in die ausführlichsten Verslechtungen ganzer Perioden fortsetzen; dann wird sich ein reiches Feld zur Übung des Scharfsinnes darbieten. Die besten Schriftsteller liefern Material die Menge.

Weit wichtiger ist aber die höhere Kritik, nämlich diejenige Beurtheilung, welche aus Vergleichungen ihre Stärkung gewinnt. Hierzu haben wir bis zur Stunde noch keine Anleitung. Nicht nur ist hier eine geregelte Vergleichung der verschiedenen Verhältnisse der Satztheile untereinander, wie man wohl bei Verben, Adjektiven, Adverbien und Präpositionen, in Hinsicht des regierten Falles oder einzelner Wortformen, die mehrere Gestaltungen zulassen, bei den betreffenden Stellen in Sprachlehren vorfindet, dringendes Bedürfniß, sondern es müßten derlei

Vergleichungen das ganze Gebiet der Sprachlehre aufzuhellen, namentlich außer den verschiedenen Bedeutungen gewisser Ergänzungssformen, auch die Bedeutungen der verschiedenen Wort- und Satzformen im Zusammenhange, und der Einfügung derselben durch Fügewörter, die Veränderungen des Sinnes durch veränderte Ableitung, Betonung, Stellung u. s. w. Bei dieser Art der Kritik finden sich denn auch Gelegenheiten, viel Geschichtliches zu erläutern, und die Quelle mancher scheinbaren Unregelmäßigkeit aufzudecken. Zugleich wird man oft nachweisen, wie viele Ausdrücke durch tagtägliche und sich jedem leicht aufdringende Begriffsvertauschungen ihre Bedeutung wechseln, und wie dies der Sprache eine schöne Mannigfaltigkeit gibt, die jedoch niemals der Willkür zu viel Spielraum gewährt, weil mit jeder Abweichung der Sinn besondere Schätzungen erhält.

Auch hier kommt es minder auf System an, als auf ein ungefähres durch den Lehrkraft sich von selbst ergebendes Fortschreiten von dem leichter Erkennbaren zu dem Schwierigeren. Die Anlage eines solchen Apparats folgt am Zweckmäßigsten zunächst dem Gange des Unterrichts selbst. Die Auffindung der Beispiele hat gar keine Schwierigkeit, da jeder selbst die zu einer Beobachtung angemessenen Beispiele leicht so umschaffen kann, daß die Sinnesänderung sofort oder durch Berufung auf eine andere Beobachtung wahrgenommen wird. Am meisten giebt hier die Satzfügung anziehende Übungen.

In diesen Kreis gehören auch Aufgaben, welche entweder aus Mangel einer bestimmtern Form, oder eines den Gedanken feststellenden Zusammenhangs, mehrdeutig erscheinen. Die Jugend hat die Bedeutungen zu ermitteln und die Wege anzugeben, wie ohne sehr starke Abänderungen der Sinn festzustellen sei. Derartige Übungen, erweitert durch sogenannte synonymische Wörter, Ausdrucksformen und Redeweisen, die bald einander vertreten können, bald wieder den Sinn scharf sondern, bilden den Übergang zur Kunst seine Gedanken frei auszudrücken.

Die Sprachlehre wird auf diese Weise die Schule zum Styl, welcher zwar wiederum gewisse Gesetze befolgt, aber alles was jene ihm vorgearbeitet hat, lebendig ergreift und selbstständig in Bewegung setzt.

Über fremde Sprachen wollen wir nur dieses bemerken, daß zunächst tote Sprachen, d. h. solche, die nur zum Verständniß vorhandener Schriften oder allenfalls der formellen Vortheile wegen erlernt werden, von lebenden, die in gewissem Grade auch im Verkehr noch benutzt werden sollen, methodisch durchaus geschieden werden müssen. Bei erstern hat die Methode einen andern Gang zu nehmen, als bei letztern, wie dies schon aus dem Stoffe selbst sich ergiebt. Bei toten sind nur die vorhandenen Formen zu ordnen, weil diese sich nicht weiter entwickeln, und eben so ist kein Stoff in denselben zu behandeln, der nicht in den noch vorliegenden Schriften vorkommt. Es wäre eben so lächerlich einen Schüler im lateinischen Ausdrucke dahin anzuleiten, daß er neue Wortbildungen ersinne, als es sein würde Exercitien über neuere Erfindungen und politische oder philosophische Begriffe unsrer Zeit lateinisch zu sprechen und zu schreiben, — was dem Zwecke durchaus fremd ist. \*) Dahingegen

\*) Während wir dies schreiben kommt uns V. III. 1. S. 63. u. 64. zu Gesicht, wo für Gymnassen eine Übung im Lateinschreiben und Lateinsprechen beansprucht wird, wie sie kaum noch vor 50 Jahren gefunden ward. Wir geben zu, daß im Gymnasium Lateinisch und Griechisch (wir sehen keinen Grund, warum das Griechische gegen das Lateinische zurückgesetzt wird) erlernt und recht fleißig eingeübt werden müssen, denn Gelehrte vom Fach können die Kenntniß beider Literaturen und der ganzen durch sie geförderten klassischen Bildung nicht entbehren, selbst wenn sie später nicht Philologen werden, sondern Fächer ergreifen, welche keiner so festen Grundlage bedürfen. — Aber unbegreiflich bleibt es uns, wie man fordern könne, daß die Jugend eigene lateinische Styübungen mache, und Disputationen zu führen verstehe, daß sie lateinisch denken lernen solle! Man saat, damit sie gründlich lateinisch verstehe. Aber wie soll durch alle die eingelernten Phrasen die Kenntniß gründlicher werde, als durch ernste Forschung, welcher durch jene Phrasenmache die Zeit entzogen wird, — wie man hoffen könnte, daß die lebhafte Jugend, in welcher sich Gedanken und Bilder ungeduldig drängen, in einer toten, ihrer Natur fremden Sprache denken solle, wie man eine solche höchst unnatürliche — in der Zeit der Perücken wohl noch mit allem Zwang und steifen Wesen, mit der ganzen Entäusserung des inneren Lebens zusammenstimmende — Verneigung der Geisteshäufigkeit noch fordern könne, wie man den Zeitverlust, die Verdrängung höchst wichtiger positiven Kenntniß rechtsfertigen wolle, vermögen wir nicht einzusehen. Übung im Schreiben ist nötig zur Befestigung des Schülers in Sprachregeln, zur Fesselung der Aufmerksamkeit und Abhaltung der Leichtfertigkeit. Dazu sind Exercitien, allenfalls Nachahmungen des Gelesenen, als Kunstubung, ausreichend. Aber aus der eigenen Brust quellende Gedanken in einer fremden

fordert der Unterricht in neuern Sprachen eine sehr tüchtige, wohldurchdachte, möglichst ausgebreitete Wort- und Ausdrucksgrundlage als Sache des Gedächtnisses und der Gewohnheit, lange bevor man daran geht die Beobachtung und Uebung auf die Formen hinzulenken. Wenn diese der Kenntniß des Sprachschakos vorausgehen, so wird nichts weiter erzielt, als ein beständiges mehr oder minder stümperhaftes Versuchen, und was schlimmer ist, ein falsches Selbstgefühl. Es gibt der Schüler unendlich viele, welche ganze Grammatiken durchgelernt und alle Uebungen fleißig durchgearbeitet haben, die aber niemals dahin gelangen, auch nur die gewöhnlichen Ausdrucksweisen an der rechten Stelle bei der Hand zu haben. — Legt man aber einen festen Grund, gleichsam wie bei der Muttersprache, erst durch fleißige Einübung, was bei den entwickeltern Fähigkeiten viel schneller von Statten geht, als in der ersten Kindheit, so ist nachmals der Unterricht eben so wie bei der Muttersprache zu ordnen; mit dem Unterschiede, daß nunmehr durch Vergleichung der fremden mit jener, die Belehrung noch bildender wird.

Inzwischen möge diese Darstellung ausreichen, um auf den großen Unterschied zwischen System des Sprachbaues und Ordnung des Unterrichts aufmerksam zu machen. Die Einwendung, daß hier Methode und Stoff vermengt erscheint, können wir gelten lassen; allein da wo der Unterricht nicht bloß die Sache darstellen, sondern der Jugend zugänglich und angenehm machen soll, sind sie nicht zu scheiden. Die Befolgung eines sogenannten Systems hat den Schein der Wissenschaftlichkeit für sich, aber der Geist der Jugend sträubt sich dagegen, wie gegen alles Dürre und Leblose, und die Langeweile gibt sich überall kund, wo sogenannte Grammatik gelehrt wird. Der Unterricht aber, welcher die Sprache, wie sie lebt und lebt, wie sie aus dem Geiste und dem Herzen quillt und Geist und Herz

---

Sprache niederzuschreiben, das gelingt nur höchst selten denen, welche vorzüglich begabt sind, und eist nach sehr durchgearbeiteter Fertigkeit, die keine Schule geben kann, und auch dann noch höchst unvollkommen. Wer mit umfassender Sachkenntniß ausgerüstet sich in neuern Sprachen versucht hat, weiß dies zur Genüge. Dennoch stehen uns diese viel näher, als das Lateinische, dessen Wortreichthum schon zu wenig darbietet, um unsre Anschaunungen auszudrücken, dessen Construction aber die Phantasie unsrer Jünglinge mit Genußgewicht herunterzieht. — Was ist der Zweck solcher Abrichtung und Maskerade, jetzt, da man nicht mehr lateinisch verkehrt?

erfreut und labt, der Jugend vorschürt, hält natürlich die Aufmerksamkeit und die Theilnahme rege, und fößt das Streben ein, immer tiefer in die Irrgänge einzudringen, in welchen ein stets mehr zur Anschauung kommendes Gesetz erst geahnt, dann nach Kräften erkannt wird.

Zu einem solchen Unterrichte bedürfen wir noch geeigneter Vorarbeiten, welche zu schaffen nicht jeder Muße und Hülfsmittel hat, und zu seiner lebendigen Durchführung gehören tüchtige Lehrer, welche die Handbücher mit Geist und Geschmack zu benutzen verstehen.

Frankfurt.

D. M. Döß.

---

## Deutsch oder undeutsch? das ist hier die Frage.

---

Wohlbegründet ist der in neuerer Zeit wiederholt und von verschiedenen Seiten her ausgesprochene Wunsch, daß auf jeder Hochschule ein Professor für deutsche Sprache und Literatur angestellt werden möchte. Was in Bezug auf die Universitäten gewünscht wird, gilt auch von den Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Bildungsanstalten. Wenn man hier, aus verschiedenen Gründen, auch nicht an jeder Anstalt einen besondern Lehrer für die deutsche Sprache anstellen kann: so muß doch verlangt werden, daß dieser Unterrichtszweig in die Hände solcher Lehrer gelegt werde, die mit der Fähigkeit zugleich Liebe zu dem Gegenstande haben; die nicht die Stunden, welche dem deutschen Unterricht zugewiesen sind, für Qualstunden halten, oder sie stillschweigend mit andern Lehrgegenständen ausfüllen. Können und Kennen der Muttersprache muß auch vom Zögling des Schullehrerseminars in nicht geringem Maße gefordert werden, wenn er anders als Elementarlehrer Tüchtiges wirken soll.

Es handelt sich hier nicht etwa um das Neuziere der deutschen Sprache; es handelt sich um deren inneres Verständniß; es handelt sich um deutsche Gesinnung. Gewiß aus dem Innern gegriffen sind die Worte Jahns: „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schätz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt; hier waltet wie im Einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigne Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Kelle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es denn aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Thurm zum Dolmetscher taugen; es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen!“ Warum ergreift uns ein so eigenthümliches Gefühl, wenn wir in der Fremde die

Töne unserer Muttersprache vernehmen? Gewiß ist es nicht Verachtung des Fremden, was uns etwas so Wohlthuendes in den heimischen Tönen finden läßt. J. Grimm erklärt es, wenn er sagt: „Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einzepflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche sehnsthütige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt.“ „Wir sollen, sagt W. Grimm, jedes Volk achten; aber die Sprache ist der Ausdruck unseres Herzens, und unser Herz gehört dem Vaterlande.“ Wie wir als Christen mehr für das geistige als für das leibliche Wohl zu sorgen berufen sind, so gehören wir als Bürger zunächst unserm deutschen Vaterlande an; schließt doch eine wirkliche Liebe zu ihm einen edeln Kosmopolitismus nicht unbedingt aus. Wenn wir aber dem Vaterlande zunächst unsere Kraft widmen sollen, so müssen wir auch der Sprache desselben eine liebevolle Pflege zuwenden.“ Frei und lebendig denkt und spricht der Mensch nur in seiner Muttersprache. Die deutsche Sprache zu heben und zu kräftigen und mit ihr deutschen Geist und deutsches Leben zu fördern, ist für uns Alle Bedürfniß, die nur zu lange, besonders während der französischen Herrschaft, auf reellere und allgemeinere Befriedigung gewartet, oder sich darnach gesehnt hatte.“\*)

Wahrlich, es thut noth, daß die Freunde der deutschen Sprache wacker zusammenstehen! In dem Maße, in welchem wir unsere Sprache achten, achten wir uns selbst, und werden wir von Fremden geachtet. Oder laden wir vielleicht den Vorwurf persönlicher Geringsschätzung und der Ausländerei nicht auf uns, wenn wir unsere eigene Sprache eines tieferen Eindringens in ihr Wesen nicht für würdig halten, oder wenn wir gar eine fremde Sprache lieber schlecht sprechen, als in den edeln Klängen unserer Muttersprache reden wollen? Woher kommt es, daß

\*) Worte des Obergerichtspräsidenten J. C. Pitschaff in Mainz in einer am 26. April 1844 gehaltenen Gedächtnisrede auf Prof. Neeb. Siehe „Einige Bemerkungen über den deutschen Unterricht in den unteren Gymnasialklassen“ in den von mir und Professor F. Bauer herausgegebenen „Gymnasialblättern.“ 1. Band S. 162 f. Aus jenen Bemerkungen habe ich hier einige Sätze herübergewonnen.

manche neuere besonders publicistische und philosophische Schriftsteller (um von den Romanen einer F. Hahn-Hahn u. d. zu schweigen) an einem neuen Kauderwelsch Gefallen zu finden scheinen und Wortformen gebrauchen, die den Stempel des Verfehlten gleichsam offen zur Schau tragen? Soll ich weiter hinweisen auf den abstrusen Canzleistyl, auf die halb deutschen halb fremden, schwülstigen und nicht selten grammatisch fehlerhaften Anzeigen in öffentlichen Blättern?

Dass nicht alle Wörter, welche fremd scheinen, auch fremd sind, habe ich (Bd. 2. H. 1. S. 147 f. dieser Zeitschrift) an einigen Beispielen zu zeigen versucht; dass nicht alle wirklich fremde Wörter aus der deutschen Sprache entfernt werden dürfen, entfernt werden können, bedarf wohl keines Beweises; dass wir aber selbst dann, wenn wir mit echt deutscher Gesinnung über echt deutsche Angelegenheiten sprechen oder schreiben, aus Gewohnheit eine Menge unnöthiger fremden Ausdrücke gebrauchen — wer möchte dies in Abrede stellen? Hat doch W. Grimm bei der Germanistenversammlung in Frankfurt sich nicht enthalten können, mit seiner Rüge auf diesen Missbrauch hinzzuweisen. Wer wird die deutsche Gesinnung in Hillebrand's inhaltsreichem Werke „die deutsche National-Literatur“ läugnen? Ist auch die Sprache in diesem doch für ein „größeres Publikum“ geschriebenen, neben der Gründlichkeit auch eine „allgemeinere Verständlichkeit“ anstrebenden Werke deutsch, frei von fremden Ausdrücken? Ich will nur die 17 Blätter, die der „allgemeinen Charakteristik“ Schillers (Bd. 2. S. 289 f.) gewidmet sind, aussiehen, wobei ich jedoch, um nicht allzu weitläufig zu werden, die Scheidung der beizubehaltenden und der zu entfernenden Fremdwörter dem kundigen Leser überlasse.

Von dem höchsten Enthusiasmus nationaler Verehrung getragen — Fanatismus — aus dem Kreise politischer und socialer Sympathien und Antipathien — Konsequenz — Banal — von dem idealistischen Extreme — auf dem Boden der abstraktiven Freiheitsdoktrin — die beiden Faktoren — Naturbasis — epische Objektivität — der in sich concentrirten freien Selbstheit — die Idealität des moralischen Subjekts — Denkproblem — die Krisis seiner Vollendung — ideale Subjektivität. — Indes jener ihn (den Begriff) wahrhaft individualisiert und existent macht — mit unwesentlichen Nuancen — indem sich Schiller auf den transzendentalen Punkt der subjektiven Willensfreiheit stellte, musste er das allgemeine abstrakte Subjekt erst vor sich haben, ehe er ihm

die poetische Existenz verschaffte. — Er drang auf Idealisirung in der Poesie — aus jenem apriorischen Idealisirungsprocesse — poetisches Naturell — reflexive Neigung — Hang zum Theoretisiren — das Resultat eines poetischen Systems, einer philosophisch-ästhetischen Doktrin — Mangel an genetischer Methode und Motivirung — in jener abstraktiven Bewußtheit, bei welcher sich die Reflexion nicht in die Produktion selbst lebendig verwebt, sondern sie kontrollirend begleitet — den konstruktiv-ordnenden Gang — In beiderlei Richtungen gleich scharf betonend und imperativ — mit britischer Apologie — die ästhetische Kritik — in kultivirtem Zustande — Harmonie — Symbole der subjektiven Idealität — poetischer Idealist — poetischer Realist — Realismus — die apriorische Macht des Subjekts — mit der gegenständlichen Realität — assimiliren — produktive Idealität — subjektive Energie — plastische Leichtigkeit und objektive Lebendigkeit — mit der frischen Miene der Naivität — Kunst instinktiver Unmittelbarkeit der Produktion — konkrete Anschaulichkeit — die Herrschaft der Phrase, das ganze rhetorische Pathos — ästhetischer Luxus — die polare Differenz ihres poetischen Schaffens — das Moment für die echte Lebensspraxis — die Idee der Freiheit als des absoluten Seins — die beiden scheinbar antagonistischen Triebe im Menschen — Weg der ästhetischen Cultur — das praktische Ziel einer persönlich-freien Gesinnung — Er weist jede sittliche Diplomatie zurück — die ideale Ethik — die kosmopolitische Begeisterung — die faktische Wahrheit — poetische Reflexionen — poetischer Genius — abstrakte Verstiegenheit, rhetorische Prunkmacherei und Effektfucht — der Zauber seelenhafter Melodie, die Harmonie der begebenheitlichen Schilderung — der Laut des Gefühls verwandelt sich in die Periodik des Vortrags — wenn er den Moses epischen wollte — die ethisch-ideelle Tragödie — poetische Domänen — Konflikt — pathologische Naturseite — energische Subjektivität — lyrische Hauptproduktionen — Grundmoment — organisch-bildende Kraft — mit schöner Draperie umhangen — Schmuck des Kostums — Zwang idealischer Abstraktion — das doktrinelle Pathos — in einer gewissen skeptischen Schwankung — unter dem Drucke der Schuldespotie — ein unaufgelöster Dualismus — plastische Virtuosität — das Positive der Wirklichkeit — der kategorische Imperativ, das absolute Sollen — pulsiren — Repräsentant — in unserer literarhistorischen und ästhetischen Kritik — die dialektischen Kritiker — präludiren — die antibiblischen Renommiste-

reien — skeptischer Vernunftprozeß — religiöse Tradition — idealistischer Naturalismus — transcendentaler Idealismus — naturalisirter Idealismus — Subjektivitäts-Idealismus — der Genius des Dichters suchte für das Subjekt die Haltung im Objekt, für die geistige Ichheit die Fülle der sinnlichen Natur — das Kant'sche Subjektivitätsprincip — die Formalität der geistigen Freiheit — idealistisch-pantheistische Naturphilosophie absoluter Idealismus — das objektive Geschmacksprincip — interessirt — abstrakter Idealismus — seine Philosophie der Kunst gewann an objektivem Terrain — projektirt — des Kant'schen Transcendentalismus — die objektive Theorie — Er räsonnirt sich die Natur an — auf seiner abstrakten Selbstheit — um sich in die Flüssigkeit des historischen Elements und die gegenständlichen Motive der Entwicklung des Menschlichen vertiefen zu können — das Individuum und das Ganze waren für ihn gleich selbstständige Abstraktionen — der Drang des dramatischen Effekts, der Luxus des Kolorits — die imaginative Steigerung des schreibenden Subjekts — wie Statuen auf dem Piedestal geschichtlicher Bausteine — Nimbus — Inspiration — despotische Gegenwart — das kühne Wort der Revolution — der specifische nationale Patriotismus — das politische Moment im Allgemeinen Sinne der Humanität — kosmopolitisches Ereigniß — das politische Problem — ignoriren — die Poesie absorbierte die Politik — politische Reformation — politische Apathie.

H ad amar.

Kehrein.



## Englisches Mittelalter.

Die wenigsten Menschen, die etwas Nützliches in der Welt gethan haben, dachten an die Art, wie sie wirklich dereinst benutzt werden würden. Der wackere Klosterbruder, der das folgende Gespräch niederschrieb, um seinen Zöglingen einen Stoff zum Studium des Lateinischen zu bieten, betrachtete seine Muttersprache gewissermaßen als das schädliche Element, das überwunden werden sollte. Uns aber ist dieser Zweck nun grade umgedreht. Der lateinische Inhalt ist als solcher zwar interessant genug, aber er ist es in weit höherem Grade, weil wir diese Menschen in der ihnen angebornen uns nah verwandten Mundart belauschen können. Der Inhalt ist darum interessant, weil er uns über das mittelalterliche Leben in England und über den Grad der Cultur dieses Volkes ein lebendiges Bild zur Anschauung bringt. Wir sehen die Verhältnisse der Hörigkeit, das Klosterregiment und den täglichen Verkehr, wie der Bauer und Jäger, der Fischer und Bogler, der Krämer und Schuhmacher, der Salzsieder und Koch, der Zimmermann und der Schmied sich über ihren Stand zunächst aussprechen, ihre Leiden und Freuden in wenigen Zügen zur Anschauung bringen; auch ein weiser Rathsmann spricht dazwischen, der geistliche Herr selbst aber lässt sich und seinem geistreichen Lieblingschüler die breiteste Rolle, um das ganze anmuthige Bild zusammenzufassen. Dem Treiben der Laien gegenüber erscheint die Klosterzucht als das die Zerrissenheit des Lebens Bändigende und zur Reflexion Hin-austreibende, geht aber bereits auf in den todten Mechanismus, in dem dieses Institut sich später überleben ließ. Es ist merkwürdig, daß im frühen Mittelalter ein solcher Dialog ausgezeichnet werden konnte, der unter glücklicheren Verhältnissen den Anfang eines Drama hätte abgeben können. In Deutschland

wäre zu dieser Zeit etwas der Art kaum denkbar; der deutsche Poet isolirt sich in sein lyrisches oder episches Pathos, das ihn der Wirklichkeit entführt, nicht liebevoll in sie eingeht wie es hier der Fall ist. Man darf wohl sagen, es ist gewiß nicht bloßer Zufall, daß grade England unter seinen ältesten Schriftwerken solche Versuche besitzt, die diese Literatur schon im Keim zur künftigen Entwicklung der dramatischen Poesie gleichsam prädestiniren. Man könnte in dieser kindlichen Unterhaltung schon den Embryo des künftigen Shakspeare erblicken, und es ist an mehreren Stellen überraschend, wie Gedanken dieses Dialoges wirklich im Shakspeare vorkommen, der doch gewiß von angelsächsischer Poesie nicht die mindeste Wissenschaft hatte. Dies ist der Grund, der mich veranlaßte, dieses kleine Stück zunächst für meinen eignen Gebrauch mir zu verdeutschen; ich denke, es wäre auch für Andere lebenswerth und bemerke nur, daß ich nicht den lateinischen Text sondern nur die angelsächsische Version (nach Leo's Lesebuch) vor Augen hatte und daß uns die philologischen Hülfsmittel für diese Mundart noch nicht durchaus befriedigend gegeben sind; im Wesentlichen des Inhalts wird aber nichts von dieser Verdeutschung verloren gegangen sein.

### Angelsächsisches Gespräch von Ælfric.

Aus dem zehnten Jahrhundert.

Der Schüler sagt: Wir Kinder bitten dich, o Lehrer, daß du uns in lateinischer Sprache richtig sprechen lehrest, weil wir noch ungelehrt und fehlerhaft sprechen.

Der Lehrer antwortet: Was wollt ihr sprechen?

Schüler: Was kummert uns was wir sprechen, wenn es nur rechte Sprache ist und gehörig, nicht eitel ist und gottlos.

Lehrer: Wollt ihr zum Lernen gepeitscht werden?

Schüler: Lieber ist uns zur Lehre gepeitscht werden, als die Sachen nicht wissen, aber wir wissen, daß du billig bist und uns nicht ohne Noth peitschen wirst, wenn wir dich nicht dazu nöthigen.

Lehrer: Ich frage dich, was sprichst du? Was hast du für Arbeit?

Schüler: Ich bin unwürdiger Mönch und singe jeden Tag sieben Stunden mit meinen Brüdern, und bin beschäftigt mit

Lesen und Singen; und doch möchte ich dazwischen noch in lateinischer Sprache reden lernen.

Lehrer: Was verstehen diese deine Gefährten?

Schüler: Einige sind Landbauer, einige Schafhirten, einige Ochsenhirten, einige auch sind Jäger, einige Fischer, einige Vogelsteller, einige Kaufleute, einige Schuhmacher, einige Salzarbeiter, einige Bäcker.

Lehrer: Was sagst du, Landbauer, wie begehst du dein Werk?

Der Landbauer spricht: Ei, lieber Herr! ich arbeite wacker; ich gehe aus mit der Tagesröhre, die Ochsen auf's Feld führend, und jöche sie an den Pflug; nicht ist der Winter so rauh, daß ich wagte mich niederzulegen daheim aus Furcht vor meinem Herrn; aber mit gejochten Ochsen und der befestigten Pflugschaar und Messer muß ich mit dem Pfluge jeden Tag ackern eine völlige Ackerlänge oder mehr.

Lehrer: Hast du irgend welche Gefährten?

Landbauer: Ich habe einen Knaben, welcher die Ochsen mit dem Eisenstachel treibt, der aber jetzt heiser ist vor Kalte und Schreien.

Lehrer: Was thust du weiter den Tag über?

Landbauer: Gewiß thue ich noch mehr. Ich muß den Ochsen die Krippe mit Heu füllen und sie tränken und für sie Gerste schneiden.

Lehrer: Schau, schau; das ist viel Arbeit.

Landbauer: Ja, Lieber, das ist viel Arbeit, weil ich nicht frei bin.

Lehrer: Was sagst du, Schafhirte? Hast du irgend Arbeit?

Der Schafhirte antwortet: Ja, Lieber, ich habe. Am künftigen Morgen treibe ich meine Schafe auf ihre Weide und wache über sie in der Hitze und in der Kalte mit den Hunden, damit sie die Wölfe nicht verzehren, und ich leite sie wieder in ihren Verschluß und melke sie zweimal des Tages, und ihren Stall hält' ich rein und mache Käse und Butter, und bin meinem Herrn getreu.

Lehrer: He du, Ochsenhirte, was arbeitest du?

Der Ochsenhirte antwortet: Ei, Herr, viel gibt's Arbeit; wenn der Landbauer die Ochsen ausschirret, so führ' ich sie auf die Weide und die ganze Nacht stehe ich sie vor Dieben zu bewahren und hernach am frühen Morgen übergebe ich sie dem Landbauer wohl gesüßert und getränkt.

Lehrer: Ist der von deinen Gefährten?

Schüler: Ja, er ist.

Lehrer: Verstehst du irgend etwas?

Der Jäger antwortet: Ein Gewerbe versteh' ich.

Lehrer: Welches?

Jäger: Ich bin Jäger.

Lehrer: Wessen?

Jäger: Des Königs.

Lehrer: Wie betreibst du dein Geschäft?

Jäger: Ich flechte mir ein Garn und stelle es an eine passende Stelle, richte dann meine Hunde ab, daß sie mir die Thiere herjagen und wenn sie nun zu dem Garn unversehens hereinkommen, daß sie so gefangen werden und ich sie im Garn erschlage.

Lehrer: Kannst du nicht jagen außer mit Garnen?

Jäger: Ja ich kann es auch ohne Garn.

Lehrer: Wie?

Jäger: Ich erjage das Wild mit schnellen Hunden.

Lehrer: Was für Wild fängst du vorzüglich?

Jäger: Ich fange Hirsche und Bären und Rennthiere und Rehe und zuweilen Hasen.

Lehrer: Warst du heute auf der Jagd?

Jäger: Nicht war ich, weil es Sonntag ist, aber gestern war ich auf der Jagd.

Lehrer: Was gewannst du?

Jäger: Zwei Hirsche und einen Bären.

Lehrer: Wie fangst du sie?

Jäger: Die Hirsche sing ich im Garn und den Bären erschlug ich.

Lehrer: Wie wagtest du den Bären zu erstechen?

Jäger: Die Hunde trieben mir ihn zu und ich von Ungefähr, mich ihm in den Weg stellend, erschach ihn.

Lehrer: Da warst du sehr dreist.

Jäger: Ein Jäger darf nicht furchtsam sein, denn verschiedenartige Thiere hausen im Walde.

Lehrer: Was machst du mit deiner Beute?

Jäger: Ich überliefere dem König, was ich fange, denn ich bin sein Jäger.

Lehrer: Womit lohnt er dir?

Jäger: Er kleidet mir Leib und Füße und zuweilen schenkt er mir ein Pferd oder einen Goldring, daß ich mein Geschäft so lustiger betreibe. —

Lehrer: Welches Geschäft verstehst du?

Der Fischer antwortet: Ich bin Fischer.

Lehrer: Was gewinnst du mit deiner Arbeit?

Fischer: Unterhalt und Kleider und Geld.

Lehrer: Wie fängst du die Fische?

Fischer: Ich steige in mein Schiff und werfe mein Netz in's Wasser, werfe auch Angeln und Körbe aus, und was anbeißt, das nehm' ich.

Lehrer: Wenn aber unreine Fische darunter sind?

Fischer: Ich werfe die unreinen weg und nehme die reinen zur Speise.

Lehrer: Wohin bringst du deine Fische?

Fischer: In's Schloß.

Lehrer: Wer kauft sie?

Fischer: Der Schloßvogt. Ich kann nicht so viele fangen, als ich verkaufen kann.

Lehrer: Welche Fische fängst du?

Fischer:ale und Hechte, Barben und Albutten, Forellen und Lampretten und was Alles im Wasser schwimmt.

Lehrer: Warum fishest du nicht in der See?

Fischer: Zuweilen thu ich's, aber selten, und ich habe auch ein großes Ruderboot für die See.

Lehrer: Was fängst du in der See?

Fischer: Heringe und Lachse, Meerschweine und Stöhre, Austern und Krabben, Muscheln, Schalthiere und Polypen und vielerlei Gethiere.

Lehrer: Ziebst du auch auf den Wal aus?

Fischer: Mit nichten ich.

Lehrer: Warum?

Fischer: Weil es ein gefährlich Ding ist mit dem Walfang. Es ist mir behaglicher, in meinem Nachen über den Fluss zu steuern, als mit der Schiffsmenge auf den Walfang auszuziehen.

Lehrer: Warum das?

Fischer: Weil ich lieber Fische fange, die ich auch todtgeschlagen kann, als diejenigen, deren einer mich oder jeden meiner Genossen mit Einem Schlag versenken oder vernichten kann.

Lehrer: Und doch fangen manche Wale und kommen durch die Gefahr und gewinnen viel Geld damit.

Fischer: Du sagst die Wahrheit, aber ich wage es nicht, denn mein Kopf ist zu dumm dazu. —

Lehrer: Was sagst du Vogler? Wie betrügst du die Vögel?

Der Bogler antwortet: Auf viele Arten betrüg' ich die Vogel, bald mit dem Netz, bald mit dem Garn, bald mit der Leimruth, bald mit Pfeisen, bald mit dem Habicht, bald mit der Falle.

Lehrer: Hast du Habichte?

Bogler: Wohl habe ich.

Lehrer: Verstehst du sie zu zähmen?

Bogler: Ja, ich versteh' es. Was sollten sie mir, wenn ich sie nicht zu zähmen wüßte?

Der Jäger sagt: Überlaßt mir einen Habicht.

Bogler: Das thu' ich gerne, wenn du mir einen raschen Hund überläßt. Welchen Habicht willst du haben? Von den größern oder von den kleinern?

Jäger: Überlaßt mir einen von den größern.

Lehrer: Wie hältst du deine Habichte?

Bogler: Sie nähren sich selbst und mich im Winter, und im Frühling lass' ich sie in den Wald fortfliegen und nehme im Herbst wieder Schlingen und zähme sie.

Lehrer: Und warum läßt du den so gezähmten wieder von dir wegfliegen?

Bogler: Weil ich ihn des Sommers nicht füttern mag; denn sie fressen gewaltig.

Lehrer: Aber viele füttern die gezähmten im Sommer, daß mit sie sie später wieder bereit haben.

Bogler: Ja, das thun sie; aber ich möchte nicht mit einem einzigen mein Geschäft treiben, denn ich kann außer diesem noch andere und viele solche einfangen. —

Lehrer: Was sprichst du, Krämer?

Der Krämer antwortet: Ich sage das, ich bin dem König vonnöthen und den Altermännern und den Reichen und allen Leuten.

Lehrer: Wie so?

Krämer: Ich besteige mein Schiff mit meiner Ladung und rudere über die Seegegenden und nehme meine Waaren ein und kaufe werthvolle Gegenstände, die in diesem Lande nicht bekannt sind, und ich führe das herüber mit großer Gefahr über die See, und zuweilen leide ich Schaden mit Verlust aller meiner Effecten, so daß ich mit Noth mit dem Leben davon komme.

Lehrer: Welchelei Dinge bringst du uns?

Krämer: Pelz und Seide, kostbare Edelsteine und Gold, neumodische Kleider und Kräutermischungen, Wein und Bier,

Elsenbein und Messing, Erz und Zinn, Schwefel und Glas und derlei vieles.

Lehrer: Wirst du deine Waaren so hier verkaufen, wie du sie dort kaufst?

Krämer: Das nicht. Was hälse mir denn meine Bemühung? Vielmehr werde ich sie theurer halten, als ich dort sie kaufe, damit ich einigen Vortheil herausschlage, woven ich mich und mein Weib und meine Kinder ernähre.

Lehrer: Du, Schuhmacher, was schaffst du uns Brauchbares?

Der Schuhmacher antwortet: Gewiß ist, daß mein Gewerbe auch hoher Bedarf und Nothdurft ist.

Lehrer: Wie das?

Schuhmacher: Ich kaufe Häute und Felle und gerbe sie nach meiner Kunst und mache daraus Lederwerk verschiedenster Art, Stiefel und Schuhe, Lederhosen und Schläuche, Bügelriemen und Sattelzeug, Flaschen und Spornleder und Halster, Mäntzen und Säcke, und euer keiner möchte überwintern ohne mein Gewerbe.

Lehrer: He du, Salzsieder! Was nützt uns dein Gewerbe?

Der Salzsieder antwortet: Gewaltig nützt mein Gewerbe euch allen. Euer keiner genießt Freude bei der Gastung oder dem Mahle, ohne daß mein Gewerbe ihm behilflich wäre.

Lehrer: Wie so?

Salzsieder: Welcher der Männer, die leben, genießt ein ganzes Mahl durch ohne den Geschmack des Salzes? Was füllt seinen Keller oder sein Gewölbe ohne meine Kunst? Auch Butter und Käse gehen euch zu Grund, wenn ich nicht als Bewahrer zugegen bin, so daß ihr fürwahr kein Gemüse ohne mich genießt.

Lehrer: Was sagst du, Bäcker? Wozu nützt deine Kunst? oder können wir wohl ohne dich unser Leben hinbringen?

Der Bäcker antwortet: Ihr könnt gewißlich einige Zeit lang ohne meine Kunst das Leben hinbringen, aber nicht lange, und nicht allzu gut. Wahrhaftig, ohne meine Kunst wird jeder Tisch leer gesehen und ohne Brot jede Mahlzeit in Uebelkeit umgewandelt. Ich stärke des Menschen Herz; ich bin die Kraft der Menschen und nur Kinder können mich entbehren.

Lehrer: Was sagen wir von dem Koch, ob wir irgend seiner Kunst bedürfen?

Der Koch spricht: Wenn ihr mich austreibt aus eurer Gesellschaft, so eßt ihr eure Gemüse grün und euer Fleisch roh,

und nicht einmal fettes Brot könnt ihr ohne meine Kunst bekommen.

Lehrer: Mir kümmern uns aber nicht um deine Kunst, und sie ist uns nicht vonnöthen, denn wir selbst können sieden, was zu sieden ist, und braten, was zu braten ist.

Koch: Wenn ihr darum mich wegjagt, weil ihr also thut, dann seid ihr alle Knechte und euer Keiner wird ein Herr, und gleichwohl eßt ihr nichts ohne meine Kunst.

Lehrer: He du, Klosterbruder! Was du mir sagst, hab' ich selbst erprobt, sie haben gute Geschäfte und sehr nothwendige; ich frage nun dich.

Der Schüler antwortet: Ich habe Schmiede, Eisenschmiede, Goldschmiede, Silberschmiede, Erzschmiede, Zimmerleute und viele andere verschiedenartige Handwerksgenossen.

Lehrer: Hast du auch einige weise Rathsleute?

Schüler: Gewiß. Wie könnte unsere Gesellschaft ohne Be-rathende geleitet werden?

Lehrer: Was sagst du, weiser Herr? Welches Handwerk schien dir unter jenen das vornehmste?

Der Rathsmann sagt: Ich sage, daß es mir dünkt Gottes Diebstahl, unter diesen Handwerken einen Vorrang zu suchen, wie gesagt ist im Evangelium: Trachtet vor Allem nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so werden euch diese Dinge alle zufallen.

Lehrer: Aber welches der Weltgeschäfte dünkt dir das älteste?

Rathsmann: Der Ackerbau, weil der Landbauer uns Alle ernährt.

Der Schmied sagt: Woher nähme der Landbauer Pflugschaar oder Messer, wenn es nicht die Schneide bekommt durch mein Gewerbe? Woher nähme der Fischer die Angel, der Schuhmacher die Ahle, der Schneider die Nadel? Sind sie nicht aus meiner Werkstatt?

Rathsmann: Du sprichst gewißlich wahr; aber wir Alle wohnen lieber beim Landbauer als bei dir; denn der Bauer verschafft uns Brot und Getränke, du aber, was verschaffst du uns in deiner Schmiede außer eisernen Feuerfunken und Lärmen Klopfender Schläge und blasender Bälge?

Der Zimmermann sagt: Wer euer bedarf nicht meiner Kunst, da ich Häuser und verschiedenes Fachwerk und Geräth euch Allen fertigte?

Der Schmied antwortet: Gi, Zimmermann, was sprichst du

also, da du doch wahrlich ohne meine Kunst nicht ein Loch zu Stande bringen kannst?

Rathsmann: Ei, Kameraden und gute Handwerker!

Ohne Verwürfniß dieser spitzigen Streitfragen sei Friede und Vereinigung zwischen uns, und fördere ein jeder den Andern in seinem Geschäft und lehre uns einstimmig in der Versammlung mit dem Landbauer, wo wir Unterhalt für uns und Futter für unsere Pferde bekommen, und diesen Rath überlasse ich allen Handwerkern, daß euer ein jeder sein Geschäft mit Lust betreibe, denn wenn er seine Kunst verläßt, so wird er auch von der Kunst verlassen. Was auch ein jeder sei, Meßpriester, Mönch, Bürger, Soldat, der kehre sich nur an dieses: Sei, was du bist, denn großer Hohn und Schmach ist es den Männern, nicht sein zu wollen, was man ist und was man sein soll.

Lehrer: Nun, Kind, wie gefällt euch diese Rede?

Schüler: Wohl gefällt sie uns, und außerst tiefsinnig sprichst du und über die Maßen gut verbindest du die Rede. Aber sprich zu uns nach unserm Verständniß, daß wir die Dinge begreifen, die du sagst.

Lehrer: Ich frage euch, warum lernt ihr so gern?

Schüler: Weil wir nicht sein wollen wie das dumme Vieh, das von nichts weiß als von Gras und Wasser.

Lehrer: Und was verlangt ihr?

Schüler: Wir wollen klug werden.

Lehrer: Von welcher Art Klugheit? Wollt ihr listig werden, oder Tausendkünstler, in Schlechtigkeiten schlau, im Sprechen klug, tückisch, gut sprechend und übel denkend, süßen Worten unterthan, Betrug innerhalb fortgeschwanzend, wie ein Grabmal außerhalb vom Steinmeß wohl gebildet, innerhalb voll Gestank?

Schüler: So wollen wir nicht klug werden, weil es der nicht ist, der mit Täuschung sich selbst betrügt.

Lehrer: Wie aber wollt ihr?

Schüler: Wir wollen gerecht werden ohne Heuchelei und Kunstgriff, daß wir vor dem Nebel fliehen und Gutes thun. Aber du sprichst tiefsinniger mit uns als unser Alter es aufnehmen kann; sprich mit uns nach unserer Gewohnheit und nicht so tiefsinnig.

Lehrer: Ich thue euch wie ihr bittet. Du, Bursche, was thatst du heute?

Schüler: Ich that mancherlei. In dieser Nacht, da ich die Glocke hörte, erhob ich mich von meinem Bette, ging in die Kirche und sang den Morgengesang mit den Brüdern, nach diesem sangen wir zu allen Heiligen und die morgendlichen Lobgesänge; nach diesem die Prime nebst sieben Psalmen mit der Litanei und der Kapitel-Messe; seither zuweilen sprachen wir die Messe am Tage; nach diesem sangen wir zu Mittag und aßen und tranken und schliefen, und dann standen wir auf und sangen die None, und nun stehen wir vor dir verlangend zu hören was du uns sagst.

Lehrer: Wann werdet ihr den Abend- oder Nachtgesang singen?

Schüler: Wann es Zeit sein wird.

Lehrer: Wurdest du heute gepeitscht?

Schüler: Ich nicht, weil ich mich vorsichtig benahm.

Lehrer: Und wie steht's mit deinen Genossen?

Schüler: Warum fragst du mich nach ihnen? Ich wage nicht unsere Geheimnisse kund zu thun; ein jeglicher weiß ob er gepeitscht wurde oder nicht.

Lehrer: Was ißt du heute?

Schüler: Ich genieße noch Fleischspeisen, weil ich ein unter der Zucht stehender Knabe bin.

Lehrer: Was ißt du weiter?

Schüler: Gemüse und Eier, Fisch und Käse, Butter und Bohnen und alle reinen Speisen esse ich mit vieler Danksgung.

Lehrer: So bist du ein tüchtiger Wachsegern, wenn du alles ißt was herbeigebracht wird.

Schüler: Ich bin kein so großer Schwelger, daß ich aller Arten Gerichte bei einer Mahlzeit essen könnte.

Lehrer: Wie machst du's denn?

Schüler: Ich genieße zuweilen diese Speise und zuweilen eine andere, säuberlich wie es für Geistliche sich schickt, nicht mit Ueberstopfung, denn ich bin kein Vießfräß.

Lehrer: Und was trinkst du?

Schüler: Bier, wenn ich's habe, oder Wasser, wenn ich kein Bier habe.

Lehrer: Trinkst du keinen Wein?

Schüler: Ich bin nicht so glücklich, daß ich mir Wein kaufen könnte; auch ist der Wein den Knaben nicht zuträglich, sondern den Alteren und Klügeren.

Lehrer: Wo schlafst du?

Schüler: Im Schlaf-Era mit meinen Brüdern.

Lehrer: Wer weckt dich zum Morgengesang?

Schüler: Manchmal hör' ich die Glocke und stehe auf, manchmal weckt mich mein Lehrer sanft mit der Gerte.

Lehrer: Hei ihr guten Kinder und lustigen Schülern! Euch mahnt euer Lehrer, daß ihr gehorsamet den göttlichen Lehrer und daß ihr euch eimüthig haltet auf jeder Stube. Geht unterthänig, wenn ihr hört die Kirchenglocke, und bückt euch demüthig vor den heiligen Bildern und steht andächtig und singet eimüthig und bittet für eure Sünden, und geht hinaus ohne Narrheiten zum Kloster wie zum Lernen.

Tübingen.

Mr. Napp.



## Studien zu Goethe's Werken.

### 4. Die Xenien und der Xeniensturm.

Durch die vielen heftigen Angriffe, welche die mit so großen Hoffnungen und Versprechungen begonnenen „Horen“ gleich bei ihrem ersten Aufstreten erfuhrten, fühlte sich Schiller, leicht reizbar und empfindlich gegen jeden, besonders öffentlich geäußerten Widerspruch, tief verletzt und aufgereggt. Aber auch Goethe, der keine geringe Erwartung von der Wirkung der schillerschen Zeitschrift gehabt hatte, war über die seichten, absprechenden Urtheile nicht wenig missstimmt. Humboldt theilte Schiller die Urtheile mit, welche er in Berlin über die Horen vernommen,\*) worauf dieser am 21. August erwiedert: „Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich sehr belustigt; daß ist indeß nicht zu leugnen, daß Sie und ich verdient haben in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortduern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachteten und ignoriren könnten.“ Zwar fehlte es nicht an einer sehr lobpreisenden Beurtheilung in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, aber man sah es dieser nur zu bald an, daß sie von dem Herausgeber der Horen selbst veranlaßt war,\*\*) wodurch die Gegner noch mehr gereizt wurden. „Hennings hat schon vor Monaten,“ schreibt W. von Humboldt am 17. Juli, „ich glaube im Archiv der Zeit, eine

\*) Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt S. 112. 128 ff.

Man vergleiche hiermit Schiller's Brief an Goethe vom 15. Mai 1795.

\*\*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I., 80. 105 f. Briefe an Schütz II., 419 — 421.

Rezension der schützischen (in der unter Schütz stehenden allgemeinen Litteraturzeitung erschienenen) Rezension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Rezensenten desto ärger umgehen soll.“ Sehr erfreulich war dagegen für Schiller die Anerkennung, welche seine Briefe „über ästhetische Erziehung,“ die zuerst in den Horen erschienen, bei Genz fanden, der in der „Deutschen Monatsschrift“ in einem Aufsatz „über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Kultur des menschlichen Geschlechts“ dieselben für „den Text zu allem“ erklärt, „was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen lasse.“ Auch Goethe war über diesen für die Horen erschienenen günstigen Stern sehr erfreut, \*) und meinte, es wäre wohl zu überlegen, „ob man nicht vor Ende des Jahres sich über einiges erklärte und unter die Autoren und Rezensenten Hoffnung und Furcht verbreitete.“ Bald folgten neue Angriffe in den von L. H. von Jacob \*\*) herausgegebenen „Annalen der Philosophie“ und in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften.“ „Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend,“ schreibt W. von Humboldt, \*\*\*) „lege ich aus dem niedrigsten in Berlin erscheinenden Blatte: die Camera obscura in Berlin, bei. Die Rezension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen; sie übertrefft an Unverschämtheit und Plattheit alles, was man je gesehen hat. Indes sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug.“ Zu derselben Zeit trat Fr. Aug. Wolf im „Intelligenzblatt“ zur „Allgemeinen Litteraturzeitung“ vom 24. Oktober (Nro. 122. S. 977 ff.) mit einer starken und leidenschaftlichen Erklärung gegen Herder's im neunten Stücke der Horen erschienenen Aufsatz „Homer, ein Günsfling der Zeit“ auf. †) „Wenn Sie auch glauben sollten,“ schreibt Schiller an W. von Humboldt, ††) „daß Herder jene harten

\*) Brief von Schiller vom 16. September 1795. Vgl. den Brief Humboldts vom 28. September 1795.

\*\*) Vgl. dessen Biographie von R. G. Jacob in den „Zeitgenossen“ XIII, 5, 121 ff.

\*\*\*) Briefwechsel mit Schiller, S. 299. Der Brief ist vom 20. Nov. 1795.

†) Man vergleiche hierzu die Anehrung Wolfs in den „Briefen an Heyne“ S. 13 f. Der Aufsatz Herder's ist im zehnten Bande der Werke zur Litteratur und Kunst abgedruckt. Wir verweisen auf Körte „Leben und Studien Fr. Aug. Wolfs des Philologen“ I., 282 ff.

††) Briefwechsel S. 263. Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 2. November 1795, und Goethe's Brief an Schiller vom 25. Oktober.

Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall ist, so werden Sie doch die Art, mit der sie ausgesprochen sind, missbilligen. Herder's war es gar nicht eingefallen Wolfen in's Gehege zu kommen und seine Ausführung hat einen von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand. Da sich Herder in keinen Streit einlassen will und ich selbst es nicht wünsche, so werde ich blos das Neuherrn dieses Angriffs und eine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redakteur der Horen einige Worte darauf replizieren."\*) Humboldt aber meinte es sei ungerecht, daß Herder Wolf's nur so gedenke, daß niemand sehn könne, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache sei; ohne Wolf, den Herder sehr benutzt habe, würden diese herderschen Ideen doch nur Vermuthungen und nichts weiter sein. Hiermit vergleiche man aber Humboldts weitere Neuherierung in seinem Briefe vom 6. November. (S. 285 f.)

Den Gedanken, die unbilligen Kritiker der Horen für ihre Anmaßung zu züchtigen, regte Goethe in einem Briefe an Schiller vom 28. Oktober von neuem an. „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist, und hielten am Schlusse des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit\*\*) auch vorkommen könnte? Das hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“ Schiller erwidert am 1. November: \*\*\*) „Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde; es ist eine wahre ecclesia militans. Außer den Völkern, die Herr Jacob in Halle kommandirt,

\*) Aehnlich äußert er sich in einem Briefe an Goethe vom 26. Oktober.

\*\*) Wolf's Angriff auf Herder's Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit.“

\*\*\*) Dass dieser im Briefwechsel zwischen zwei Briefe vom 16. und 17. Oktober eingeschobene, „Sonntag Abends“ datirte Brief am 1. November geschrieben und eine Antwort auf Schiller's Brief vom 28. Oktober sei, ergibt sich aus genauerer Betrachtung als ganz unmöglich, obgleich diese für die Geschichte der Xenien nicht unwesentliche Verschiebung bisher unentdeckt geblieben ist. Weder der 16., noch der 17. Oktober fiel im Jahre 1795 auf einen Sonntag, und die Erwähnung von Wolf's Angriff zeigt deutlich, dass der Brief nicht vor dem 24. Oktbr. geschrieben sein kann. Die Worte Schiller's in dem in Rede stehenden Briefe: „Das Erevenement im Hause ist, wie ich hoffe, glücklich vorbeigegangen“ bezieht sich offenbar auf Goethe's Schlussworte im Briefe vom 28. Oktober: „Das Schwiegerelchierchen (vgl. Schiller's Brief vom 26. Oktober) säunt noch.“ Der 1. November fiel im Jahre 1795 auf einen Sonntag.

die Herr M(anjo) \*) in der Bibliothek der S(chönen) W(isSENSchaften) hat ausdrücken lassen und außer W(olfs)s schwerer Kavallerie haben wir auch nächstens vom berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil seiner Reisen soll er fast von nichts, als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie hersallen, wobei er alles unbesehen, daß Gute, wie das Horrible, was diese Phileosephie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese Platituden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Tert und Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringsschätzung behandeln.“ Leidenschaftlicher äußert er sich in einem Briefe an Körner vom 2. November: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist nur ein Wort zu repliciren —: in den halleschen Annalen, in Dfk's Bibliothek, und nun auch von Nicolai in Berlin im zehnten Theil seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht.“ Körner erwidert darauf beruhigend: „Dass die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt sein würden, war zu erwarten. Die Rezension in der Litteraturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hie und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun, als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aussätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, daucht mir, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten sein, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand auftrügst, Dir alle öffentlichen Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lektüre Deine Zeit zu verderben.“ Auch Humboldt war durchaus Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde, selbst außer den Horen sehe er dafür bis dahin keine

\*) Dr. Jacobs schreibt an Schütz am 24. Septbr. 1797: „Seit einem halben Jahre schlägt von Jena und Weimar aus alles auf den armen Manso los, als ob er der elendeste Stümper wäre. Und warum? Weil er über die Horen gesprochen hat, wie er denkt.“

Veranlassung.\*). Aber Schiller konnte sich nicht enthalten, im zwölften Heft der Thalia in dem Aufsatz „die sentimentalischen Dichter“ gelegentlich den trivialen und gemeinen Beurtheilungen der Horen in folgender Bemerkung seine Verachtung zu erkennen zu geben: „Die mobier'sche Magd räsonnirt ja Langes und Breites in unseren kritischen Bibliotheken (Nicolai), philosophischen (Jacob) und literarischen Annalen (Bibliothek der schönen Wissenschaften) und Reisebeschreibungen (Nicolai) über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter, als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Litteratur ziemt.“\*\*) Humboldt wünschte in seinem Briefe vom 14. Dezember, Schiller hätte diese Bemerkung weggelassen. „So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Besfruchtung halten, und auch die Bibliothek enthielt sogar das Ende des Aufsatzes im 9. Stück\*\*\*) eine zwar indirekte, aber sehr deutliche Antwort.“ Wen Schiller mit den Reisebeschreibungen gemeint habe, wußte Humboldt.

Im Dezember kam Goethe, der mit Humboldt und Körner seinen Freund zur Fortsetzung der Horen ermunterte, auf den Gedanken zurück, die unbilligen Beurtheiler der Horen zurückzuweisen. „Den Einfall auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist“, schreibt er am 13. Dezember, „müssen wir kultiviren und eine Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein paar zur Probe.“ Doch heißt es am Schlusse des Briefes: „Die Xenia nächstens.“ Einige Tage später schickt Goethe ein Dutzend Xenien; mit hundert solcher Xenien, meint er, könnte man sich sowohl dem Publiko, als seinen Kollegen auf's angenehmste

\*) Brief vom 20. November (S. 300). Schiller hatte ihm Körner's Brief überschickt. Brief vom 9. November (S. 202).

\*\*) Die Stelle findet sich jetzt in Schiller's Werken Bd. 12, S. 200 f.

\*\*\*) Über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. Die betreffende Stelle steht in den Werken B. 12, 161 ff. Vgl. Humboldt's Brief vom 30. Oktober (S. 267).

empfehlten.\*). Schiller erwidert: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter\*\*). Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die stollbergische Zippsschafft,\*\*\*) Mackiz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ich's und Nicht-Ich's, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die leipziger Geschmacksherde (die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften), Thümmel, Göschken als sein Stallmeister, u. dergl. dar?“ Goethe freut sich, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Beifall gefunden haben, und er ist völlig der Meinung, daß sie weiter um sich greisen müssen. „Wie werden sich“, schreibt er, †) „Charis und Johann prächtig nebeneinander ausnehmen. Wir müssen diese Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein schreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Ueber uns selbst dürfen wir nur das, was die albernen Bursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie.“ Die Ueberschriften Charis und Johann beziehen sich auf die von Schiller angedeuteten Stoffe, Ramdohr's Charis und wenn ich richtig vermuthe, Göschken, der die Werke des Herrn von Thümmel mit prachtvoller

\*) Der Brief trägt das Datum vom 26. Dezember, folgt aber in der Sammlung seltsamer Weise nach einem Briefe vom 29. Dezember. Eine dieser Zahlen muß verdreht sein; denn beide Briefe sind an demselben Tage geschrieben, und zwar ist Nro. 136. die Antwort auf Nro. 137. So nachlässig hat Niemer für die Anordnung der Briefe gesorgt.

\*\*) Gemeint scheinen die Xenien Urania, Merkur, Horen, Minerva (Nro. 258 — 261), vielleicht auch Kalender der Mäuse und Grazien (Nro. 246), wenn Goethe dieses Xenion etwa Mäuse und Grazien überschrieben hatte. Vielleicht waren darunter auch Xenien auf die Zeitschriften Flora und Klio, wurden aber später unterdrückt.

\*\*\*) Schon am 23. November schreibt Schiller: „Ihr Unwille über die St. (olsberg), L.(avater) und Consorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen.“

†) Dieser im Briefwechsel ausgefallene, von Niemer in den „Briefen von und an Goethe“ S. 135 ff. mitgetheilte Brief ist offenbar die Antwort auf Nro. 136., Nro. 138. ist am 30. Dezember geschrieben.

Ausstattung herausgab, als dessen Stallmeister. Schiller scheint bis zu dieser Zeit noch keine Xenien an Goethe geschickt zu haben.

Vom 3. Januar 1790 an war Goethe vierzehn Tage lang in Jena, wo er bei Schiller gewöhnlich die Abende zubrachte.\*.) Hier wurden die Xenien vielfach besprochen, von denen manche den beiden Freunden gelangen. „Seitdem Goethe hier ist“, schreibt Schiller an Körner am 4. Januar, „haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche Hundert fertig haben, so soll fortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körner vorschlagen. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlich unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden.“\*\*) Bei seiner Abreise nahm Goethe die fertigen Xenien nach Weimar mit, um sie dort abschreiben zu lassen. Gerade vor seiner Abreise erhielt er von Schiller folgendes Billet: „Hier folgen vier Almanache und sechsundsechzig Xenien. Ehe sie (lies Sie) Weimar erreichen, werden mit denen, die Sie schon fertig haben, noch an achtzig daraus werden. Reisen Sie glücklich; unsere guten Wünsche sind mit Ihnen.“\*\*\*) Am 18. Januar überschickt Schiller an Goethe drei Exemplare des Almanachs auf Atlas und ein neues Xenion (Nr. 108 der Xeniensammlung), Goethe meldet darauf am 22. Januar, die Xenien-Epigramme seien noch nicht abgeschrieben. „Auch fürchte ich, Sie werden mir so vorauslaufen, daß ich Sie nicht einholen kann. Die

\*) Seine Abreise auf den 3. Januar meldet Goethe an Schiller Nr. 139. An Körner schreibt Schiller am 18. Januar: „Goethe war vierzehn Tage hier, und da ist allerlei abgehandelt worden.“

\*\*) „Goethe und ich,“ schreibt er an Körner am 18. Januar, „arbeiten an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“

\*\*\*) Auf die sinnloseste Weise ist dieses nicht datirte Billet, das offenbar auf Goethes Rückreise nach Weimar hindeutet, im Briefwechsel zwischen zwei Briefen vom 27. und 30. Januar gesetzt.

nächsten vierzehn Tage seh' ich wie schon verschwunden an.“\*)  
 Am demselben Tage sendet Schiller eine kleine Lieferung von Epigrammen, mit der Bemerkung: „Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie nur gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit; sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen. Ich zweifle deswegen, ob ich bei meinem Müßiggange Ihnen soweit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größeren Sachen entschließen und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer sein, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor.“ Am Schlusse des Briefes stehen zwei Xenien, eines auf Lavater (Nr. 119)\*\*) und eines auf L. H. von Jacob, „der Kantianer“, das Schiller später unterdrückte. „In den letzten Epigrammen, die Sie mir senden,“ antwortete Goethe am 23. Januar, „ist ein herrlicher Humor, und ich werde sie deshalb alle abschreiben lassen; was am Ende nicht in der Gesellschaft bleiben kann, wird sich wie ein fremder Körper schon separiren.“ Am folgenden Tage sendet Schiller, um „die Observanz nicht zu verletzen“, wieder einige Xenien, worauf Goethe meldet: „Mit der ganzen Sammlung unserer kleinen Gedichte bin ich noch nicht zu Stande; hier kommt einstweilen mein Beitrag von dieser Woche. Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn, wo das Herz voll ist, geht der Mund über, und dann ist es eine herrliche Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Rezensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wo dann einer oder der andere gewiß Feuer fängt, der sonst die Sache hätte vor sich vorbeistreichen lassen.“ Schiller fand sich durch den reichen Vorrath von Xenien, den Goethe ihm geschickt, recht angenehm überrascht. „Die den Newton betreffen,“ schreibt er,\*\*\* „werden Sie zwar

\*) Ueber die vielfachen Abhaltungen und Verstreunungen dieser Tage vgl. den Brief Goethe's vom 23. Januar.

\*\*) Den Beweis, daß dieses Xenion von Schiller sei, hätte Hoffmeister aus dem Briefwechsel entnehmen sollen.

\*\*\*) Daß der undatirte seltsamer Weise zwischen Briefe vom 20. und 22. Januar eingeschobene Brief Schiller's (Nr. 142.) eine Erwiderung auf Goethe's Brief und Sendung vom 27. Januar (Nr. 146.) ist, kann bei irgend genauerer Betrachtung nicht zweifelhaft bleiben.

auch durch den Stoff kenntlich machen,\* ) aber bei dieser gelehrteten Streitsache, die niemand Lebenden betrifft, hat dieses auch nichts zu sagen. Die angestrichenen haben uns am meisten erfreut. Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund,\*\* ) mit einigen Xenien zu beeilen. Ich lese eben eine Rezension der Horen in seinem Journal Deutschland, welches Unger edirt, wo er sich über die „Unterhaltungen“ und auch noch andere Auffäße schrecklich emanzipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben. — Wir müssen Reichardt, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen.”\*\*\*\*) Schiller, der immer erbitterter wurde, sandte zugleich neue Xenien, „einige Pfähle in's Fleisch unserer Kollegen“, worunter Goethe wählen möge, was ihm anstehe, worauf dieser meldet, daß mit dieser neuen Sendung die Xenien bis gegen zweihundert steigen und seinem Xenienfreunde das neuste Modejournal mit einer geistlosen Abhandlung über die Xenien der Alten übersendet. „Aus Ihrem Briefe seh' ich erst“, fügt er hinzu, „daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich einen Verfasser haben. Hat er sich emanzipiret, so soll er dagegen mit Karnevals-Gypsdrägäen auf seinen Büffelrock begrüßt werden. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsenschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch (den 3. Februar), gibt es Gott, anlangen werden.”†) Unterdessen hatten sich bei Schiller neue Ideen für die Xenien entwickelt, die aber noch nicht ganz reif waren, und er hoffte, Goethe werde, wenn er gegen Ende

\*) Auf Newton und seine Anhänger beziehen sich die Xenien. 164—176.

\*\*) Reichardt hatte sich als Mitarbeiter an den Horen durch Huseland anbieten lassen, worauf Goethe meinte, er sei zwar nicht abzureisen, aber man werde seine Zudringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Vgl. seine Briefe zwischen Schiller und Goethe I., 147. 149.

\*\*\*) Schiller hatte schon bei der ersten Bekanntschaft mit Reichardt eine starke Abneigung gegen diesen, die sich in einem Briefe vom 30. April 1789 ausspricht.

†) Auf Reichardt beziehen sich die Xenien 80 (im literarischen Zodiakus), 145—147 (vermutlich im Februar gedichtet), 208—211. 219—229. 236. 251.

der Woche (am 7. oder 8. Februar) komme, einhundert neue Xenien und darüber finden. „Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unseres strengen Gesetzes, bei einem Monodisticho zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, daß er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; eben so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und sie und da auch die Lebendigen zu plagen.\*“ Denken Sie auf eine Introduktion Newton's in der Unterwelt; wir müssen auch hierin unsere Arbeiten ineinander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?“ Mit welchem Eifer Schiller an den Xenien hing, ergibt sich aus seinen am 1. Februar an Körner und Humboldt geschriebenen Briefen. „Das Meiste“, bemerkt er gegen Körner, „ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist auf tausend zu steigen.“\*\*) Ueber zweihundert sind jetzt schon fertig, obgleich der Gedanke kaum einen Monat alt ist. Sind wir mit einer räsonnablen Anzahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit fortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem andern mehr anzunähern. Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen —, und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz ausdrücken.“ Ähnlich äußert er sich gegen Humboldt, dem er verspricht, für eine große Korrektheit auch in der Poesie Sorge tragen zu wollen. „Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werke ist natürlicher Weise keine strenge Form möglich; alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit oder lieber Unermesslichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen.“

\*) Vgl. Xenien Nr. 334—415. Von den den Freiermord parodirenden Xenien hat sich nur das abschließende Distichon (Nr. 414) erhalten.

\*\*) Von tausend Epigrammen spricht er auch schon im Briefe an Goethe vom 24. Januar. Früher war nur von hundert Monodistichen die Rede.

Um 4. Februar schickt Goethe die erste, eben fertig gewordene Abschrift der Xenien an Schiller, mit der Bemerkung: „Sie sehen zusammen schon ganz lustig aus; nur wird es gut sein, wenn wieder einmal eine poetische Alder durch die Sammlung durchfließt. Meine letzten sind, wie Sie finden werden, ganz prosaisch, welches, da ihnen keine Anschauung zu Grunde liegt, bei meiner Art wohl nicht anders sein kann.“ Schiller, der die Sammlung zu seiner Freude heranwachsen sah, freute sich, daß unter den neuen Xenien auch mehrere politische seien, wohl die gegen Reichardt gerichteten; er selbst fügte zu der zwischen ihnen wandernden Sammlung vierzig bis zweiundvierzig neue hinzu, indem er gegen achtzig andere, die zusammengehörten und nur in Kleinigkeiten noch nicht fertig waren, noch zurückhielt.\*). „Reichardt ist gut recommandirt“, meint Schiller, „aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig ist; und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte.“\*\*) Einige Dutzend neue Xenien, die „in einem Naptus“ entstanden waren, wollte Schiller am 7. Februar schicken, in der Hoffnung, bald das wandernde Exemplar der Sammlung reich ausgestattet wieder zu erhalten; doch vergaß er sie beizulegen. Bald darauf aber litt er an schlaflosen Nächten und heftigen Krämpfen, so daß er nicht vorwärts kam und von Goethe in den Xenien überholt zu werden glaubte; aber auch diesen hatte bei den vielfachen Berstreuungen, wie er schreibt, weder etwas Xenialisches, noch Genialisches angewandelt.\*\*\*)

Von der Mitte Februar an bis in den März hinein war Goethe wieder in Jena, †) wo die beiden Dichter ihre Zustände

\*) Aller Wahrscheinlichkeit nach die Parodien auf die homerische Unterwelt, von denen aber wohl manche ausfielen, während andere später hinzukamen. —

\*\*) Hierauf beziehen sich die Xenien 145—147.

\*\*\*) Brief an Schiller vom 13. Februar 1796.

†) Am 4. Februar schreibt Goethe, er könne vor dem 14. nicht nach Jena kommen; am 10. hofft er nächsten Montag (den 15. Februar) zu kommen, am 13. aber bedauert er, daß er noch nicht weiß, ob er am Montage kommen könne. Ein Brief Goethe's an Meyer vom 3. März ist zu Jena geschrieben. Im Briefwechsel finden sich zwischen dem 13. Februar und 18. März keine Briefe, mit Ausnahme eines während Goethe's Anwesenheit in Jena geschriebenen Billets Schiller's an Goethe.

und Pläne durchdenken und durchsprechen konnten. Besonders über die Kunst und die falschen Bestrebungen und Beurtheilungen in derselben scheinen sie sich vielfach besprochen zu haben, und es mögen damals manche darauf bezügliche Xenien entstanden sein. Am 3. März schreibt Goethe an Meier: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden (vgl. unten zu Xenion 27) glückt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten, über die Alpen gezogen sind; denn er ist vor Kurzem mit einer Rezension in der Litteraturzeitung beehrt worden, die dann freilich auf einige Jahre hinaus wirken und die deutsche Bereitwilligkeit, ihr Geld für nichts hinzugeben, noch vermehren kann. Wenn sie Ihnen zu Gesichte kommt, werden Sie den Verfasser\*) an den Rahmenbüchern und spanischen Reverenzen nicht erkennen, so wenig, als an den antiquarischen Notabene, womit sich die Lobeserhebung schließt. Es bleibt also diesmal nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckenssystem gegen alle Pfuschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden kann. — Die konfuse Kennerchaft der Liebhaber, die doch auf der Reise für ihr Geld, wie die Zuschauer in der Komödie, auch mit klatschen und zischen wollen, bitte ich ja in ihren Details zu merken. — Ich habe mit Schiller über die Art, wie unser Feldzug zu eroöffnen und zu führen sein möchte, eine umständliche Konferenz gehabt.“ Am 18. März hofft Schiller noch vor seiner Reise nach Weimar einige Xenien zu Stande zu bringen. Drei Jahre später schreibt er an Körner: „Der Musenalmanach wird dieses Jahr nicht erscheinen, aber unsere Epigramme werden wir, wenn das Tausend voll wird, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben.“

Vom 23. März bis zum 20. April lebte Schiller mit seiner Frau in Weimar bei Goethe; am 25. April kam er zur Aufführung des von ihm bearbeiteten Egmont wieder nach Weimar, worauf Goethe mit ihm nach Jena ging, wo er mit Ausnahme einer kurzen Reise nach Weimar bis gegen den 8. Juni blieb. \*\*) Während Goethe's Anwesenheit in Jena war auch Körner dort

\*) Der bekannte Archäolog Bettiger, seit 1791 Direktor und Oberkonsistorial-Rath in Weimar.

\*\*) Schiller schreibt an Körner am 21. März, Goethe werde von Weimar mit ihm nach Jena kommen und dort so lange bleiben, bis Körner komme, um seinen Meister zu vollenden. Ueber die Zeit von Goethe's Anwesenheit in Jena vgl. Schiller's Briefe an Körner vom 23. Mai und

auf ein paar Wochen, nach dessen Abreise Schiller Goethe wenig sah, da er viele Ausflüge auf das Land machte. Goethe hatte in Jena seinem Freunde, der die Zusammenstellung der Xenien übernommen, neue Xenien versprochen, die er am 10. Juni, dreißig an der Zahl, übersendet. „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark, als die Liebe“, schreibt er. „Sobald Sie mit der Zusammenstellung fertig sind, so schicken Sie mir das Ganze ja gleich; dadurch wird manches Xenion, das noch unvollendet da liegt, gewiß völlig fertig, und zu neuen gibt es Anlaß. Das eine, der Gefährliche, \*) habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf. Ueberhaupt wird mich beim Durchgehen der übrigen im Allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor kriminellen Inkulpationen hüten.“ Schiller erwidert: „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Kontingent der Liebe dazu ausgefallen. — Die Xenien hoffe ich Ihnen auf den nächsten Freitag (den 17. Juni) in Abschrift schicken zu können. Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Kriminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichterinnen! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“ Da Schiller an Goethe schrieb, Boß komme von Giebichenstein nach Jena und bringe hoffentlich auch Reichardt mit, so legte er für letztern ein „Gastgeschenk“ gleich ein, das aber in die Sammlung der Xenien mit aufgenommen wurde. Schiller fand indessen bei der Zusammenstellung und Anordnung der Xenien manche Schwierigkeiten. „Die Xenien erhalten Sie auf den Montag (den 20. Juni);“ schreibt er am 18. Juni; „zur Verknüpfung der verschiedenartigen Materien sind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung setze. Die homerischen Parodien (auf den Freermord) habe ich, weil sie sich auf das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die

6. Juni. Am 10. Juni war Goethe wieder in Weimar, von wo er an diesem Tage schreibt, er habe sich, nachdem er dort glücklich wieder angekommen, sogleich dem freusten Fleiß ergeben. Schiller wünscht ihm an demselben Tage, er möge jetzt wieder in Ruhe sein.

\*) Das Xenion, das vielleicht auf Schlichtegroll's Nekrolog ging, fiel später aus; denn Gefährliche Nachfolge (Nr. 329) kann nicht gemeint sein.

Zodtenercheinungen unterbringen soll. Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen.“ Goethe hat am 22. Juni wieder einige Dutzend Xenien, nur gerade nicht von der nothwendigsten Gattung. Schiller, der den Wunsch äußert, Meyer, der mit großer Lebhaftigkeit über die falschen Kunstbestrebungen sich ereifert hatte, möge sich auch an den Xenien betheiligen, meldet darauf am 24. Juni, die Zahl der Xenien belause sich nach Abzug der weggebliebenen auf sechshundert und dreißig bis vierzig, von denen wohl nicht mehr als fünfzehn oder zwanzig ausgemustert werden würden; da der Zusammenhang und die Vollständigkeit wohl noch achtzig neue nöthig machen, so würde die Zahl wohl auf sieben Hundert bleiben. Goethe will unterdessen, durch ein seltsames eben erschienenes Paßquill veranlaßt, nach den neuesten Reichstagssachen, besonders den in jenen angeführten Brochüren fragen, da es lustig wäre, wenn man auch in jene Weltgegend ein Dutzend Xenien werfen könnte. Endlich am 27. Juni schickte ihm Schiller die Xenien, insoweit sie fertig geworden, da er achtzig freundliche Xenien noch zurückgehalten, um sie mit einigen neuen, die eine glückliche Stimmung ihm dargeboten, zu vermehren. „Ueberhaupt hoffe ich“, äußert er, „daß der Schluß (der die freundlichen Xenien enthalten sollte) sehr gut ausfallen soll. Sie werden unter den hier folgenden gegen hundert neue Bekannte finden und einige ältere vermissen. Warum ich letztere wegläß, läßt sich mündlich sagen. Streichen Sie nun ohne Schonung Alles, was Ihnen aus irgend einer Rücksicht anstößig ist. Unser Vorrath leidet eine strenge Wahl. In das Manuscript lassen Sie Ihren Spiritus nichts schreiben. Ich schicke dasselbe gern an Humboldt, der durch die Verschiedenheit der Handschrift dem Verfasser nicht auf die Spur geführt werden soll. Fassen Ihnen Ueberschriften ein, so bitte ich, sie mit dem Bleistift zu bemerken. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünschte ich Sie zu veranlassen, daß Sie durch die wichtigsten Antiken und die schönen italienischen Malerwerke eine Wanderung anstellen. Diese Gestalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten; sie sind um so passendere Stoffe, da es lauter Individuen sind.“ Den Rest der Xenien sendet er

am 28. Juni mit der Bemerkung: „Was heute folgt, ist, wie Sie sehen, noch nicht in dem gehörigen Zusammenhange, und alle meine Versuche, die verschiedenen Gruppen zusammenzubringen, sind mir mißglückt. Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu schön, wenn wir diese letzte Partie recht reich aussattaten könnten.“ Goethe erwidert: „Die neuen Xenien von der würdigen und zarten Art sind Ihnen sehr glücklich gerathen: ich habe zu Komplettirung dieser Sammlung auch von meiner Seite allerlei Aussichten, wenn sich nur die Stimmung dazu findet.“ Indessen traten die Xenien durch die Vollendung von „Wilhelm Meister“, an der auch Schiller einen sehr bedeutenden Anteil nahm, auf einige Tage in den Hintergrund. Schiller bittet am 8. Juli, Goethe möge gerade ausschreiben, was er heraus wünsche, und unterstreichen, was er verändert wünsche, damit er eher seine Maßregeln nehme, was noch zu thun sei. „Die Xenien erhalten Sie mit meinem Gutachten zurück“, schreibt Goethe am 9. Juli; „die ernsthaften und wohlmeinenden sind gegenwärtig so mächtig, daß man denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird.“ Schiller ward darauf durch die am 11. Juli endlich erfolgende Niederkunft seiner Frau in große Unruhe versetzt.

Am 16. Juli kam Goethe nach Jena, wo er bis zum 19. blieb, um wegen des Romans, der Xenien und mancher anderen Dinge, die ihm auf dem Herzen lagen, sich mit Schiller zu besprechen. Das Exemplar der Xenien brachte er selbst mit.\*). Die Folge dieser Zusammenkunft war der Entschluß, den Schiller

\*) Daß der im Briefwechsel unter Nr. 164 mitgetheilte, vom 12. Juni datirte Brief Goethe's an Schiller am 12. Juli geschrieben sei und somit erst nach Nr. 188 gehöre, ist so unzweifelhaft und muß jedem, der den Briefwechsel liest, so deutlich in die Augen springen, daß es unbedeutlich scheint, wie dies übersehen werden könnte; denn, daß die Geburt von Schiller's zweitem Knaben, wozu Goethe diesem hier Glück wünscht, am 11. Juli erfolgte, ergibt sich aus Nr. 188 des Briefwechsels und aus Schillers Brief an Rerner von diesem Tage, um der übrigen Andeutungen nicht Erwähnung zu thun. Auch die Art, wie im Briefe „Wilhelm Meister's“ und der Xenien, sowie der Ueberkunst nach Jena Erwähnung geschieht, spricht für den Juli. Die Zeitangabe von Goethe's Anwesenheit in Jena entnehmen wir aus Nr. 164 und 190 des Briefwechsels, so wie aus dem von Niemer „Briefe von und an Goethe“ S. 137 f. mitgetheilten Briefe Goethe's an Schiller.

gleich am 23. Juli seinem Feunde Körner meldet: „Nachdem ich die Redaktion davon (von den Xenien) gemacht, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Xenien nothig sei, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen und auch die Vollendung des Meister Goethe und mir eine starke Diversion machte: so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuleiben. Außerdem, daß die obigen Gründe dieses nothwendig machen: so gewinnen wir wenigstens noch dieses dabei: daß die einzelnen Xenien einander weniger Schaden thun, weil sie durch verschiedenartige Producte von fremden Verfassern unterbrochen werden; daß manche, welche zusammengehörten, nun auch wirklich zusammengehängt werden, weil wir an die Monodistichalform nicht mehr gebunden sind; endlich auch noch dieses, daß sie jetzt, wo sie unter eigenen Titeln im Register laufen, dem Almanach einen weit größern Schein von Reichthum geben. Unter die polemischen kommen jetzt nur Chiffren, \*) unter die unschuldigen sezen wir unsere Namen.“ An demselben Tage bittet Schiller, Goethe möge ihm, was er noch von Xenien habe, senden, weil es jetzt mit dem Drucke sehr Ernst sei; zugleich übersendet er ihm ein aus zwei Distichen bestehendes Epigramm auf Unger's neuesten Verlag, das aber unterdrückt wurde. Goethe meint, er werde auf den Sonnabend (den 30. Juli) wohl noch ein paar Dutzend Xenien senden, und fragt an, ob Schiller ihm nicht, wie er beim Almanach vorwärts rücke, das Manuscript herüber schicken könne, da er in den Xenien manche Stellen verändert, auch hier und da Ueberschriften gefunden habe, wovon vielleicht etwas zu gebrauchen wäre. Schiller schickte ihm am 28. oder 29. Juli die Xenien mit der Bitte, sie bald möglichst zurückzusenden; das Ausgestrichene bleibe theils weg, theils sei es schon gedruckt oder für den Druck ausgeschrieben. „Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und Individualität ausgenommen) habe ich in ein Gedicht zusammengerückt und die einzelnen Ueberschriften weggelassen. \*\*)

\*) Hierdurch finden die in dem Goethe gesandten Manuscripte unter den einzelnen Xenien stehenden Namen (Brief Schiller's Nr. 197) ihre Erklärung.

\*\*) Die Eisbahn wurde später umgedruckt. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 208—209. Biehoffs Commentar zu Goethe's Gedichten S. 232 f.

Dasselbe läßt sich im Kleinen auch noch bei einigen anderen thun, und wird die Mannichfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Lust, die Newtoniana so zu ordnen." Goethe, der die Xenien mit nur wenigen Anmerkungen zurückgehen ließ, hat es einen Augenblick recht wehe, ihr schönes Karten- und Lustgebäude mit den Augen des Leibes so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig, als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch leicht stirrt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunziiren zu müssen. Doch mag es denn auch an dem Späße genug sein, den uns der Gedanke indessen gemacht hat; es mag genug sein, daß nun so viel Stoff da ist, der zu einem anderen Körper nun wieder verarbeitet werden kann. Die Zusammenstellung in Ihrem Almanach wird mich schon wieder trösten; nur bitte ich, meinen Namen so wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen. Die wenigen, welche ich die Zeit hervorgebracht habe, muß ich für den Augenblick liegen lassen; ich bringe sie mit, wenn ich komme; und bis dahin wird der neue Körper des Almanachs schon so lebendig und mächtig sein, um sie sich zu assimiliren. Noch eins. Ich wünschte, daß Alles wegbliebe, was in unserm Kreise und unseren Verhältnissen unangenehm wirken könnte. In der ersten Form forderte, trug, entschuldigte eins das andere; jetzt wird jedes Gedicht nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet und wirkt auch nur einzeln für sich.“ Schiller versichert Goethe, auch er scheide von den Xenien sehr ungern, und er habe die Idee keineswegs seiner eigenen Konvenienz geopfert. „Zu einem Ganzen, so wie es auch von dem liberalsten Leser gefordert werden konnte, fehlte noch unübersehlich viel; eine mühsame Redaktion hat mich mit diesem Mangel gar sehr bekannt gemacht. Selbst wenn wir die zwei Monate ausschließlich dazu hätten widmen können, würde weder der satyrische, noch der andere Theil die nothige Vollständigkeit erlangt haben. Das ganze Werk ein Jahr länger liegen zu lassen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs, noch wäre es (wegen) der vielen Anspielungen auf das Neueste in der Literatur, welches nach einem Jahre sein Interesse verliert, zu wagen gewesen; und was dieser Rücksichten mehr sind, die ich Ihnen mündlich anführen will. Uebrigens ist uns diese Idee und Form gar nicht verloren; denn es ist noch so erstaunlich viel Stoff zurück, daß Daßjenige, was wir aus dem alten noch etwa dazu nehmen, darin ver-

schwinden wird. Ihren Namen nenne ich sparsam. Selbst bei denjenigen politischen, welche ineinander greifen, und vor welchen man sich gefreut haben würde, ihn zu finden, \*) habe ich ihn weggelassen, weil man diese mit den andern, auf Reichardt gehenden, in Verbindung vermuthen könnte. Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selbst nicht, und Schlosser wird nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satyre erforderl. Außerdem kommen diese Hiebe auf die Stolberg'sche Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß Jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig. Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar (Nr. 76) wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann. Uebrigens erscheinen diese Odiosa erst in der zweiten Hälfte des Almanachs, so daß Sie bei Ihrem Hiersein noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht weh zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kozebusche Stücke bezeichnen." \*\*) Aber Schiller fand am 1. August ein Mittel Goethe's Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. „Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluss, und der Trieb zersprengte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien, also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theil des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr viel Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, sowie Sie neulich schon bemerkten, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor. Auch die Hiebe

\*) Besonders Nr. 210—217, 232—234.

\*\*) Vgl. Nr. 404, 406. Iffland blieb nicht ganz verschont (aber vgl. Nr. 120), wie Schiller Nr. 406 mit den Worten: „Sie machen Kabale“ auf „Kabale und Liebe“ hinzudenken scheint.

auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerstreuen und nicht, wie erst geschehen war, an die Spitze stellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Bekleidung zu groß, die wir ihm durch diese Auszeichnung anthaten. — Und da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche bloß Lehren enthalten und gar Niemand treffen, von den satyrischen ganz getrennt sind; so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört davor, weil sich diese Konfessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen.“ Goethe war hiermit wie mit Schiller's Anordnung der ernsten und allgemeinen Epigramme unter dem Titel *Tabulae votivae* ganz einverstanden. An Körner berichtet Schiller am 13. August, er habe jetzt aus den ernsthaften, philosophischen und poetischen Epigrammen mehrere kleinere Ganze gemacht und die übrigen siebzig bis achtzig in einer Folge vereinigt; die satyrischen, zweihundert und dreißig an Zahl, sollten unter dem Titel Xenien den Schluss des Almanachs bilden. \*) Während Goethe's Anwesenheit in Jena (vom 18. August bis Anfang Oktober)\*\*) erhielten die eigentlichen Xenien ihre jetzige Fassung. Schon am 29. September konnte Schiller den Almanach an Körner senden.

Gegen Eckermann äußerte Goethe in Bezug auf die Xenien,\*\*\*) er habe viele derselben mit Schiller gemeinschaftlich gemacht; „oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern.“ Hiernach kann von einer strengen Sonderung in Bezug auf alle einzelnen Xenien verständiger Weise nicht die Rede sein; dennoch hat Hoffmeister, der etwas vornehm sich brüstet, Goethe habe schwerlich einen Begriff von einer solchen Geistesanalyse gehabt, wie er sie in seinem Leben Schiller's ver-

\*) Die Xenien bestehen im Musenalmanache aus 414, die *Tabulae votivae* aus 103 Epigrammen. Sonst enthält der Almanach 53 Epigramme unter den Überschriften: „Die Eisbahn“ (16), „Vielen“ (18), „Einer“ (18).

\*\*) In einem Briefe vom 17. August äußert Goethe, er hoffe, es sollte ihn nichts mehr hindern, am Abende des folgenden Tages in Jena zu sein. Dass Goethe in Jena sich befindet, meldet Schiller an Körner am 29. September. „Möchten Sie glücklich angelangt sein und Alles bei sich wohl gefunden haben“, beginnt Schiller's Brief an Goethe vom 5. Okt.

\*\*\*) Gespräche mit Goethe II, 42 f. Goethe wurde zu dieser Neuherung veranlaßt durch einen Brief Zelter's (B. 4, 446).

sucht habe, sich nicht vom Versuche abschrecken lassen, möglichst bei jedem einzelnen Xenion den Verfasser nachzuweisen.\*.) Unterstützt wurde er hierbei durch ein Prachteremplar des Musenalmanachs, welches Schiller seiner Gattin geschenkt und worin diese den meisten einzelnen Epigrammen den durch den Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen des jedesmaligen Verfassers beige schrieben hatte. Bei den Tabulae votivae bezweifelt Hoffmeister das Zeugniß von Schiller's Gattin über manche Epigramme, da diese fünfzehn Epigramme, die Schiller im Jahre 1800 in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat, Goethe zuschreibt, wogegen er in Betreff der Xenien nicht das geringste Bedenken äußert, was wir nur für eine höchst seltsame Inkonsistenz halten können. Es sei wohl mit Sicherheit anzunehmen, meint Hoffmeister (a. a. D. S. 92), daß Schiller's Gattin fogleich im Jahre 1797 die Chiffren G. und Sch. unter die Verse gesetzt habe, wahrscheinlich aus dem Munde Schiller's selbst, der damals, was einem jeden angehört, noch besser gewußt habe, als drei Jahre nachher. Aber bei dieser Annahme, daß Schiller's Gattin aus dem eignen Munde des Dichters gewußt habe, wem von beiden jedes einzelne Epigramm angehöre, wäre es unbegreiflich, wie diese bei der Bestimmung der Tabulae votivae habe irre gehen können, was Hoffmeister selbst zugibt, wenn man hier nicht etwa Gedächtnisfehler annehmen will; glaubt man aber solche bei jenen Votivtafeln annehmen zu dürfen, so hindert nichts dieselbe Möglichkeit auch bei den Xenien zu behaupten, wonach denn auch hier jede positive Gewißheit schwinden würde. Und wie erklärt es sich denn, daß nicht bei allen Xenien die Namen der Verfasser angegeben sind? Hätte Schiller's Gattin wirklich gleich nach der Herausgabe des Musenalmanachs ihren Gatten befragt, so dürften kaum einzelne Epigramme ohne Bezeichnung geblieben sein; denn die Künft, auf die man sonst leicht fallen könnte, die nicht bezeichneten seien beiden Dichtern gemeinschaftlich, ergibt sich bei genauerer Betrachtung der nicht bezeichneten Xenien als völlig unhaltbar. Alle Schwierigkeiten haben sich nur bei der sehr nahe liegenden Annahme, Schiller's Gattin habe

\*) Vgl. Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken nebst Variantensammlung.“ III, 105 f. Gegen Hoffmeister's Unternehmen erklärt sich mit vollstem Rechte, wenn wir auch den Ton, in welchem er von dem jedenfalls sehr verdienten Erklärer Schiller's spricht, nicht billigen können, Boas, „Nachträge zu Goethe's sämtlichen Werken“ I. S. X ff.

nach dem Erscheinen des Almanachs den Versuch gemacht, überall den Verfasser zu errathen, \*) wobei sie aber manche unerwartete Schwierigkeit fand, so daß sie nicht allein die „Einer“ überschriebene Sammlung, sondern auch von den Xenien selbst Nr. 51. 66. 122—124. 154 f. 157—160. 197. 212—219. unbestimmt ließ und endlich kurz nach der Hälfte der Xenien mit Nr. 244. ganz abbrach. Hierbei bemerken wir, daß die in der ersten Hälfte der Xenien von ihr nicht bezeichneten Epigramme theils allgemein gehalten sind (Nr. 123. 124. 158—160. 197. 212—219), theils deshalb nicht bezeichnet zu sein scheinen, weil ihre Beziehung Schiller's Gattin nicht klar war (Nr. 51. 66. 122. 154 f. 157). Von manchen Xenien Goethe's, welche dieser an Schiller überschickte, besonders von den, in der ersten Zeit entstandenen, kannte Charlotte Schiller den Verfasser, wofür sogar positive Zeugnisse nicht fehlen; denn wenn Schiller schreibt: „Die angestrichenen (Xenien) haben uns am meisten erfreut“ (Nr. 142.), „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht“ (Nr. 163.), so spricht er offenbar von sich und seiner Gattin. Auch mochte Schiller ihr manche seiner eigenen Xenien gleich nach ihrer Entstehung mitgetheilt haben, dagegen ist durchaus nicht anzunehmen, daß sie über alle während der mehrmaligen Zusammenkunft beider Dichter, bei der Wanderung des Exemplars zwischen Weimar und Jena und endlich während der Redaktion selbst entstandene Epigramme unterrichtet gewesen, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Schiller seiner Gattin, wie seinen Freunden Humboldt und Körner, von den meisten Epigrammen den Verfasser nicht verrathen habe. Hiernach verliert das Zeugniß von Charlotte Schiller freilich nicht alle Bedeutung, aber als eine zuverlässige Quelle, wie sich Hoffmeister einbildete, dem Viehoff \*\*) unbedenklich folgt, kann es nicht gelten. Ueber einzelne Epigramme werden wir unten unsere Zweifel äußern.

\*) Als Schiller seinem Freunde Körner die erste Nachricht von den Xenien mitgetheilt hatte, schrieb dieser (am 7. Februar 1796), er möchte fast eine Wette eingehen, daß er doch bei den einzelnen Monodistichen den Urheber errathen werde.

\*\*) Kommentar zu Goethe's Gedichten II, 240 f. Wenn Viehoff aus der Auseinandersetzung Goethe's gegen Eckermann (I, 195), Schiller's Xenien scharf und schlagend, seine eigenen unschuldig und geringe, den Schluß zieht, die Verschränfung sei doch nicht so weit gegangen, daß Goethe nicht von den meisten Xenien noch später den Verfasser gewußt habe, so konnte man dies im Allgemeinen zugeben, nur sieht dies nicht in

Ebenso wenig beweisend, wie das Zeugniß von Schiller's Gattin, ist die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's und Goethe's Werke, obgleich Hoffmeister, der bei den Motivtafeln selbst bemerkt (a. a. D. S. 91.), daß drei derselben sich sowohl in Schiller's, wie in Goethe's Gedichten finden, dieses Zeugniß als ein ganz vollgültiges in Anspruch nimmt. Noch mißlicher aber steht es mit Hoffmeister's eigener Bestimmung, indem er glaubt, da durch eine solche Masse von Epigrammen Schiller's und Goethe's epigrammatischer Charakter feststehe, auch Schiller's Geistesrichtung, Haß und Liebe, wohl bekannt sei, bei etwa der Hälfte der 125 noch unbestimmten Epigrammen (?) den Verfasser mit großer Wahrscheinlichkeit angeben zu können. Hierbei läßt er sich theils durch den Inhalt, theils durch die Form bestimmen. Was zunächst den Inhalt betrifft, so ist wohl zu bemerken, daß Goethe ausdrücklich sagt, bei manchen Epigrammen habe der eine den Gedanken gegeben, der andre die Verse gemacht, so daß man aus dem Inhalte ohne weiteres auf den Dichter des Epigrams keinen sichern Schluß machen kann. Und weshalb sollte auch nicht derselbe Gedanke, wenn er auch bei dem einen Dichter häufig ist, von dem andern, besonders bei einem so engen und innigen Zusammenleben, ausgesprochen werden sein? Bemerkt ja Hoffmeister selbst bei Nr. 22. der Motivtafeln, welches Epigramm Charlotte Schiller und Goethe Schiller absprechen, daß der in jenem Epigramme ausgesprochene Gedanke wie aus Schiller's Seele gesprochen sei. Freilich wird niemand daran zweifeln, daß die auf Newton und seine Schule, sowie die auf Geologie gehenden Epigramme meist von Goethe sind, wie die auf Philosophen (Nr. 371—389.) meist von Schiller herrühren, aber man hütet ja zu viel auf eine solche Bestimmung zu geben. Daß Schiller bitterer und schärfer sei, als Goethe ist schwer zu erkennen, und so glauben wir die bitterbösen Xenien auf den armen Forster, Cramer und Eulogius Schneider ihrer persönlichen Bitterkeit wegen Schiller unbedenklich zuschreiben zu dürfen; aber man

---

Widerspruch mit der oben angeführten Neußerung Goethe's bei Eckermann, und vor Allem bleibt bestehen, daß bei manchen Xenien beide Dichter betheiligt waren. Wir erinnern hier nur daran, daß einzelne Epigramme später sowohl von Goethe, als von Schiller in Anspruch genommen wurden, und daß, obgleich Goethe bei Eckermann den „literarischen Hierkreis“, was wir im Ganzen nicht bezweifeln, Schiller zuschreibt, doch Charlotte Schiller die beiden freundlichen Xenien dieser Reihe (Nr. 75. 82) mit Goethe's Namen bezeichnet.

läuft Gefahr sehr irre zu gehen, wenn man nach einem rein subjektiven Gefühl des Matten und Treffenden unterscheiden will. Ein schlagendes Beispiel hiefür bietet uns Hoffmeister's Urtheil über Nr. 352. 353.

## Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders ist's, als wir dachten!  
Mein aufrichtiges Herz hat Vergebung erlangt.

## Haller.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicke Bände zusammen!  
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.

Hoffmeister bemerkt zu dem erstern: „Schon der Ausdruck hüben über den Urnen bezeichnet dieses Xenion als goetheisch (vgl. oben Nr. 94). Auch der milde und etwas schwache Charakter dieses und der drei unmittelbar vorhergehenden Epigramme spricht dafür. Wie scharf und bestimmt treten dagegen sogleich die nächsten bis 359 hervor!“ Er will demnach das Epigramm auf Sulzer Goethe, das auf Haller Schiller zuschreiben. Unglücklicher Weise aber ist Hoffmeister, wie allen bisherigen Erklärern der Xenien, entgangen, daß beide Epigramme Parodien auf den bekannten Traum Porcia's in Kloppstock's Messias (VII., 370—448) sind. Dort erzählt Socrates der Porcia im Traume von dem ewigen Richter der andern Welt:

Sieh, es zählet die Zahl, und die Waagschale wägt und das Maß mißt  
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste  
Sich in das Kleine! wie steigt ihr Wesen verstunkt in die Lust aus!  
Einige werden belohnt; die meisten werden vergeben!  
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. Drüben,  
Porcia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,  
Als wir dachten.

Es ist höchst unwahrscheinlich, ja ganz unglaublich, daß die beiden Epigramme, welche unmittelbar aufeinander folgende Verse derselben Rede parodiren, verschiedene Verfasser haben sollten. Erinnern wir uns nun, daß Porcia's Traum zu denjenigen Stellen gehört, die Goethe als Knabe mit seiner Schwester um die Wette zu rezitiren pflegte (B. 20, 93.), so ist es höchst wahrscheinlich, daß, als Schiller die homerische Todtenerscheinung parodirte, Goethe des Traumes der Porcia gedachte und auch diesen zur Parodie benutzte. Auch das folgende Xenion auf Mendelssohn:

Ja du siehst mich unsterblich! — „Das hast du uns ja in dem Phädon  
Längst bewiesen.“ — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst.

scheint durch den Traum der Porcia veranlaßt, in welchem Socrates diese auffordert, sie möge verlernen ihn zu bewundern, da die Gottheit nicht sei, wofür er dieselbe gehalten. Indessen kann dieses Epigramm wohl nach jenen beiden entstanden und von Schiller sein, der durch Goethe auf jenen Traum der Porcia aufmerksam gemacht worden war. Außer dem Inhalte hat Hoffmeister die Form, die Art des Ausdruckes benutzt, um einzelne Epigramme Schiller oder Goethe zuzuschreiben. Hierbei hat er aber völlig übersehen, daß nach Goethe's eigenen Worten oft der eine von beiden Dichtern den Inhalt angab, der andere die Verse machte, so daß aus dem Ausdrucke keinesweges gefolgert werden kann, daß der eine Dichter allein bei dem Epigramme betheiligt gewesen; dazu kommt, daß bei der Durchsicht und Redaktion der Xenien Goethe zuweilen an Schiller's und Schiller an Goethe's Xenien zuweilen Veränderungen gemacht oder den Ausdruck anders gewendet hat. Hiernach kann es keinesweges von streng beweisender Kraft für Schiller sein, wenn in einem Distichen die Wortverbindung zu was Ende (Nr. 282.) oder die Form wundernd (Nr. 124.) vorkommt; eben so wenig ist der „Goethesche Kraftausdruck Lump,” den Schiller nirgends gebrauchen soll (Nr. 363.), \*) ein Beweis für Goethe.

Was die Anordnung der Xenien, die größtentheils Schiller's Werk ist, betrifft, so lassen sich hier mehrere größere zusammenhängende Kreise von Xenien bequem ausscheiden, die Xenien auf Manso (Nr. 33—40.) auf Kant's Ausleger (Nr. 53—63.), der literarische Zodiakus (Nr. 68—90.), die deutschen Flüsse (Nr. 97—113.), die auf Geologie und Farbenlehre bezüglichen Xenien (Nr. 162—176.), die auf Nicolai (Nr. 184—206.), Reichardt (Nr. 208—229.) und Cramer (Nr. 230—235.), die Journalschau (Nr. 245—263.), die Jeremiaden (Nr. 309—318.), die Xenien auf Fr. Schlegel (Nr. 320—331.), die Todtenerscheinungen (Nr. 332—363.), der Philosophenstreit (Nr. 371—885.), endlich das Gespräch mit Shakspeare (Nr. 390—412.). Diese größeren Partien werden durch passende Übergänge und einzelne zwischengesetzte Ausfälle mit einander verbunden. Den Anfang bilden nach dem allgemeinen Eingange eine Reihe von einzelnen Angriffen (Nr. 9—28.), bei denen keine bestimmte Ordnung folgt ist. Ausfälle auf Nicolai, Manso und Stolberg gehen

\*) Doch schreibt Schiller an Kerner am 27. Juni 1796: „Gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump.“

durch die ganze Sammlung; die Pfeile auf Reichardt sind fast schon in der ersten Hälfte alle verschossen, die auf Lavater gleich im Anfange (Nr. 11. 12. 20—22.).

Für die Erklärung der Xenien ist das Meiste in der danziger Ausgabe von 1833 geleistet,\* wo Hoffmeister und Boas nur Weniges hinzugefügt haben. Wir gedenken im Folgenden nur eine Nachlese zu geben, so daß wir dasjenige, was bereits von Anderen vorweggenommen worden ist, mit Stillschweigen übergehen.

Das Motto ist aus Martial XI., 2. genommen, wie Nr. 269. aus dem Apophoretenbuche desselben (VIX., 269.). In letzterm ist Culicem groß zu schreiben, da es der Name eines virgilischen Gedichtes, eines Phantasiestückes ist. Jenisch wird mit Virgil verglichen, der nicht blos eine Aeneis, sondern auch den Gesang von der Mücke geschrieben, welche durch ihren Tod den schlafenden Hirten vom Schlangenbisse errettet.

#### Nr. 9. 10.      Der Widerwärtige.

Dichter und Liebende schenken sich selber; doch Speise voll Ekel  
Dringt die gemeine Natur sich zum Genusse dir auf.

#### Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,  
Wahrlich dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein!

Auf wen diese beiden Epigramme sich beziehen, wissen die Erklärer nicht. Wer aber könnte hier gleich am Anfange der auf einzelne Personen zielenden Xenien anders gemeint sein, als Nicolai, den Schiller überall „in Text und Noten mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln“ wollte. Vgl. Nr. 204. Man denke an Nicolai's „Sebaldus Nothunker, „Geschichte eines dicken Mannes“ und seine Reise.“

#### Nr. 15.      Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenhöpfer, der gnädig,  
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel ersand.

Charlotte Schiller schreibt das Xenion ihrem Gatten zu, wozu Hoffmeister bemerkt, Schiller sei das Streben die Gotteszwecke in der Natur aussündig zu machen von Grund aus lächerlich gewesen. Dies dürfte von Goethe in noch höherm Grade gelten, dem grade der Scherz mit dem Korkbaum und Stöpsel

\* ) Vorangegangen war Jenisch in der Schrift: „Literarische Spießruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien,“ worüber weiter unten. Boas hat das Buch von Jenisch, das Hoffmeister unbekannt geblieben zu sein scheint, vielfach benutzt.

geläufig war, so daß wir nicht geneigt sind ihm das Distichon zuzuschreiben. „Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt,” äußert er gegen Eckermann I., 353., „und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gemacht ist, damit wir unsere Flaschen propfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich ihm hierin zu begegnen.“ Vgl. daselbst II., 282. ff.

Nr. 27. Neueße Schule.

Chemals hatte man einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke,  
Aber sagt mir, wo fügt dieser Geschmäcke Geschmack.

Wie das folgende, so geht auch dies Xenion auf von Racknitz, was auch Jenisch erkannt zu haben scheint, wenn er sagt, dies Epigramm leite das folgende ein. Vgl. Goethe an Meyer 18. März 1796: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden gelingt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten über die Alpen gezogen sind.“ 1. August 1796: „Die Dresdner Geschmäcke sind nun auch herausgekommen und die illuminierten Kupfer mit außerordentlicher Delikatesse und Reinlichkeit vollendet.“ Vgl. weiter oben.

Nr. 42. Der Rezensent des Hesperus war nicht Boltmann, den schon Jenisch nennt, sondern Fr. Jacobs, der an Schüß (Briefe an Schüß I., 198.) am 28. Dezember 1795 schreibt: „Das günstige Urtheil, welches Wieland von der Rezension des Hesperus in der A. L. Z. fällt, ist viel zu schmeichelhaft für mich, als daß ich nicht wünschen sollte, ihm als Verfasser derselben bekannt zu werden.“

Nr. 43. Feindlicher Einfall.

Fert in's Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen  
Und verderbet der Herrn reise papierene Saat.

Charlotte Schiller bezeichnet ihren Gatten als Verfasser. Nach der Anerkennung Goethe's aber (30. Januar 1796), sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, sollte man eher an Goethe denken, wenn man nicht etwa annehmen will, was sehr unwahrscheinlich, Goethe beziehe sich dort auf unser, schon damals vollendetes Epigramm.

Nr. 44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der Liebste;  
Wer sich liebet in dir, liebt dich zum Glücke nicht mehr.

Nach Charlotte Schiller soll Schiller dieses Xenion und unten Nr. 77. geschrieben haben. Wir möchten eher an Goethe denken, der erbittert war über „den nekologischen Schnabel, der unserm

armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen ausstachte" (Brief an Schiller vom 26. Okt. 1796). Der Necrolog von Moritz war nicht von Schlichtegroll selbst, der sonst die meisten abfaßte, sondern von einem andern Verfasser, „der sich in philologischer Zerlegungskunst allzusehr gefiel“ (Fr. Jacobs Schriften VIII., 230.).

Nr. 51. An die Herren N. D. P.

Euch bedau' ich am meisten; ihr wähltet gern das Gute,

Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

Jenisch bemerkt hierzu: „N. D. P. Inopez! z. B. Urania, Archiv der Zeit, Flora ic. Wer hier die allgemeine Litteratur-Zeitung versteht, (in welcher sich die lobende Rezension der Horen befand), hegt einen grundstürzenden Irrthum.“ Boas hat hieraus die ganz unwahre Behauptung gemacht, in der „Urania“, dem „Archiv der Zeit“ und der „Flora“ hätten sich Kritiker dieser Chiffren bedient. Hoffmeister begnügt sich die Bemerkung der danziger Ausgabe beizubringen: „Nicolai oder Niethammer? Duvrier oder Oberleit? Platner oder Pörschke? Die Ausleger waren darüber nicht einig.“ Aber es bedarf keines Scharffinns, um zu erkennen, daß N. D. P. hier nur eine allgemeine Bezeichnung ist, fast ähnlich wie N. N. Wir erinnern uns an die Aeußerung Goethe's an Schiller vom 3. Mai 1795: „Für den Kalender habe ich einiges, besonders für die Herren X. Y. Z. gefunden das nächstens mit dem übrigen folgt.“ Doch wollen wir nicht leugnen, daß die beiden Dichter durch ihr N. D. P. den Scharf Finn der Leser irre zu führen gedachten, was ihnen bestens gelungen ist.

Nr. 63. An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;

Vornehm philosophirt heißtt, wie Nature gedacht.

Goethe schreibt am 23. 26. Juli an Schiller: „Kant's Aufsatze über die vornehme Art zu philosophiren hat mir viel Freude gemacht; auch durch diese Schrift wird die Scheidung dessen, was nicht zusammen gehört, immer lebhafter befördert.“ Ähnlich äußert er sich in einem Briefe an Meyer vom 30. Oktober 1796. Kant, bemerkt er dort, habe zwar niemand genannt, aber die philosophischen Herren Aristokraten recht deutlich bezeichnet. Hiernach könnte man geneigt sein von Charlotte Schiller abzuweichen, die das Xenion ihrem Gatten zuschreibt.

Nr. 69. Fr. Jacobs galt als Redakteur der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ des Buchhändlers Dyk, in welcher er unter andern die Gesamtausgabe von Goethe's Werken beurtheilt hatte.

Nr. 76. Seltsamer Weise deuteten einige die zierliche Jungfrau in Weimar auf die Herzogin. Vgl. Schiller's Brief an Goethe vom 18. Oktober 1796, wo auch bemerkt wird, daß einige das Xenion Nr. 40 für eine Ironie auf Wieland und seine neue große Prachtausgabe hielten.

Nr. 70. Zeichen der Wage.

Dezo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet;

Aber dies Zeichen wird längst schon am Himmel vermißt.

Es ist fast unbegreiflich, wie Hoffmeister in diesem unter den Xenien des literarischen Zodiakus stehenden Epigramm einen Stich auf die Vorstellung sehn und auf Schiller's Ansichten über das Mißverhältniß zwischen Glück und Verdienst hinderten könnte, da das Distichon ja offenbar nichts anders sagt, als daß die Gerechtigkeit in den kritischen Zeitschriften vermißt werde. Hoffmeister war es vorbehalten, das Epigramm so unglücklich mißzuverstehen. Jenisch bemerkt in seiner witzig sein sollenden Weise: „Wäre es (das Zeichen der Wage) aber noch da, sicher ihr risset es weg.“

Nr. 55. Eschenburg's Schrift führte den Titel „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften.“ Vgl. K. G. Jacob in Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik B. 22, 417. Jenisch bemerkt zu diesem Xenion: „Braunschweig oder Breslau? Eschenburg oder Manso? Die Herren und die Leser hätten die Wahl, wenn die Xenien Breslau und Manso nicht immer ausschrieben.“

Nr. 87. Die Döker bei Braunschweig wird humoristisch als der fabelhafte Eridanus bezeichnet. Gerade im Jahre 1796 hatte G. H. Hesse in der Schrift „der aufgefundene Eridanus“ die Radaune für jenen Fluß erklärt; der Xenendichter persifliert dies, indem er der Döker diese Ehre gibt. Aber zugleich liegt eine andere ironische Ausspielung zu Grunde. Die Sprache des Teut ist in die Döker gestürzt, wie Phaeton in den Eridanus. Ovid sagt in den Metamorphosen (II. 324 f.) von Phaethon:

Quem procul a patriā diverso maximus orbe  
Excipit Eridanus spumantiaque abluit ora.

Nr. 88. Fische.

Sieht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzer's Esterne  
Regen, so sangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

Irrig hat man von Jenisch bis auf Boas und Hoffmeister das Xenion auf Blankenburg's litterarische Zusätze zu Sulzer's Theorie bezogen, die in der Auflage von 1786 in S. jedem Ar-

tikel angehängt, später auch nach seinem Tode (am 4. Mai 1796) besonders abgedruckt worden sind, und meistens aus Büchertiteln bestehen. Fr. Jacobs (Schriften VII, 349) bemerkt, daß die von ihm selbst, Manso und Schatz, als Zusätze zu Sulzer's Theorie erscheinenden „Charaktere der vornehmsten Dichter“ gemeint sind, wobei er die falsche Deutung bei Boas abweist.

Nr. 116. Goethe gab Schiller die erste Nachricht von Stolberg's christlicher Vorrede zur Uebersetzung platonischer Gespräche. Schiller wünschte am 23. November Stolberg's Delikum in Augenschein zu nehmen, worauf Goethe erwidert: „Hier schicke ich Ihnen die Sudelei des gräßlichen Salbaders. Die angestrichene Stelle der Vorrede ist's eigentlich, worauf man einmal, wenn man nichts Besseres zu thun hat, loszschlagen muß. Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind, ist unglaublich; denn wem ist es unbekannt, daß die Christen alles, was von jeher vernünftig und gut war, sich dadurch aneigneten, daß sie es dem *λόγος* zuschrieben? Und meine liebe Christin (in Wilhelm Meister) thut pag. 304 eben das und man wird dem guten Wesen darüber nicht feind werden.“

Nr. 119. Charlotte Schiller schreibt das Xenion ihrem Gatten zu. Da aber Goethe schon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben scheint, des Xenientitels Charis Erwähnung thut (Riemer „Briefe von und an Goethe“ S. 135), so gehört auch die Xenie selbst wahrscheinlich diesem an. Goethe und Ramdor hatten sich in Dresden und Weimar gesehen. Vgl. Briefe an Schütz II. 335.

(Schluß folgt.)

Cöln.

H. Dünger.

---

## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

Eine Kinderbiographie oder die Tiefe und der Reichthum des Kinderlebens, mit Beziehung auf das „Buch der Kindheit von Bogumil Golz.“ Frankfurt a. M. bei Heinrich Zimmer. 1847.

Welchem Erwachsenen wäre es nicht schon vorgekommen, daß er sich durch eine Gegend, welche er seit den Tagen der Kindheit nicht gesehen, durch einen Menschen, den er seitdem nicht gesprochen, durch ein Lied, das er als Kind von der Mutter einsi gehört und nicht wieder, durch ein Buch, in welchem er als Kind zum letztenmal geblättert, durch eine Frucht, die er seit der Kindheit nicht gekostet, plötzlich, zurück über die dazwischen liegende Reihe von Jahren, die zur Stufe der Mündigkeit ihn heranführten, sich wunderbar hineinversetzt fand in's volle, lebendigste Gefühl der längst verschwundenen Kindheit? Und verband sich dann nicht mit der süßen Freude dieser lebendigen Erinnerung eine innige Wehmuth, durch das Bewußtsein, daß man so nicht mehr fühlen könne, und dies nicht blos deswegen etwa, weil es eben Pflicht und Recht des Mannes sei, „abzulegen, was kindlich war,“ sondern weil dem Kindergefühl eine Unmittelbarkeit, Ganzheit, eine unträchtige Intensität, eine Wichtigkeit und Nachhaltigkeit des Eindruckes inwohnt, an welche nichts von alle dem, was in späteren Jahren die Seele bewegt, mehr hinauzureichen vermag? Denn das Kind hat weder distinguierend die Außendinge, noch reflectirend sich in sich selbst unterschieden, es steht der ganzen Welt als Ganzes gegenüber, und in jedem Gegenstände, der darauf einwirkt, sammelt sich, wie in einem Brennpunkte, gleichsam die Gesammtmacht der Außenwelt, und mit der ganzen Ungetheiltheit seines Wesens nimmt es den Eindruck auf. Und wenn nun diese Eindrücke der Kindheit, wie es bei solcher Kräftigkeit der Einwirkung und der Aufnahme nicht anders sein kann, mit fast unerhörter Gewalt auf das ganze folgende Leben bestimmend einwirken, wenn in den Spielen des Kindes schon das Streben des Mannes vorgesetzt ist, müßte es da nicht sehr ersprüchlich sein zur Erfüllung des „nosce te ipsum,“ die eigene Kindheit zu studiren, welche die einmal an ihr haftende Erinnerung immer vollständiger sich entfaltet und ihr Wesen mit einer Offenheit und Unbesangenheit darlegt, wie sie bei dem von der Welt so oft vom Wesen in den Schein hinausgetriebenen, bei seiner Reflexion

so leicht sich selbst betrügenden Erwachsenen nicht mehr möglich ist; und weiter, müßten zur inneren Geschichte der Menschheit nicht sehr schäkenswerthe Beiträge Kinderbiographien sein? Kinderbiographien, von Großen verfaßt, welche in die Jahre der Mündigkeit den offnen, frischen Kinderstun mit hinzübernommen haben, und darstellend ihre eigene Kindheit? Ansätze zu solchen Darstellungen haben wir schon in dem, was der göttliche Plato über Kinder spiele sagt, ferner in den Bekentnissen Augustin's und Rousseau's, in den Selbstbiographien von Seume und namentlich in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“; auch an das kostliche Bild, welches Jean Paul im Titan von dem unter des mannhafsten Wehrfritz Zucht erblühenden Kinderleben seines Albano entwirft, muß hier erinnert werden, so wie an viele Stellen seiner Levana. Aber eine eigentliche Kinderbiographie, ein Buch, das nicht mehr will, als das Leben eines Kindes, gleichsam als eines Repräsentanten der ganzen Kindheit darstellen, das hat uns bis jetzt noch gefehlt. Bogumil Goly hat den Mangel erfüllt und dadurch in klassischer Weise die Literatur wahrhaft bereichert. „Kinderträume — —“, sagt der Verfasser einmal, will ich erzählen. Ihr Gegenstand sind aber ganz gewöhnliche Dinge.“ Er hat aber diese „ganz gewöhnlichen Dinge“ so dargestellt, daß sie ein ganz ungewöhnliches Interesse erwecken müssen. Von reinen Neuerlichkeiten erfahren wir wenig. Kaum, und nur gelegentlich, daß der Verfasser zu Warschau geboren ist, wo sein Vater, ein ehrenfester Jurist und eifriger, zuverlässiger Geschäftsmann, preußischer Justizdirecteur war, zugleich Besitzer eines drei Meilen von Warschau gelegenen Landgutes Milenowek, auf welchem der Verfasser die schönsten Tage der ersten Kinderjahre verlebte; daß er dann, 6 Jahre alt, im Jahre 1808 der Pflege einer seinen Eltern sehr befreundeten Familie zu Königsberg übergeben wurde; später, um 1810, finden wir ihn, während der Vater Justizdirecteur in Marienwerder ist, in dem Kirchdorf I...., einem altadligen Erb- und Familiengute, einem freiherrlichen Majorat, unter der Pflege des trefflichen Pfarrers I....; und dieser ist ja wohl am Ende kein anderer, als der Herr Pfarrer Jackstein, Superintendent, Ritter u. s. w. zu Bischofswerder in Westpreußen, welchem, „als seinem liebvollem Erzieher, dem guten Genius seiner Kindheit, dem stillbescheiden fortschreitenden Menschenfreunde, dem achten Mann Gottes“ der Verfasser sein Buch in herzinnigster Liebe gewidmet hat. Im Januar 1813 sieht Goly die sichenden Franzosen und verfolgenden Kosaken in Marienwerder. In späteren Jahren hat dieser in Paris und London die Herrlichkeiten der Welt und ihre Freuden kennen gelernt, und was in der Ferne, wie in der Heimath, der Verstand der Verständigen ausgedacht, ist ihm nicht fremd geblieben; aber die Herrlichkeit und Freude der Kinderjahre und die „unbewußte Weisheit“ des einfältigen kindlichen Gemüthes wollte nichts erscheuen. Und diese unbewußte Weisheit, die von der Kinderseele gehabt und vom Kindermunde verkündet wird, das eben ist es, was Goly darstellen will, und darum führt er nur solche Kindergeschichten und „gewöhnliche Dinge“ an, die um einen Lieblingsausdruck von ihm zu gebrauchen, symbolisch sind, d. h. in deren auspruchslosem äußerem Verlauf zugleich ein eigenhümliches Seelenleben eine Fülle geistigen Gehaltes sich entfaltet, kurz in welchem die den Kindern ganz eigenhümliche Fähigkeit sich offenbart, Niedrigstes und Höchstes, Natur und Geist, Endlichkeit und Unendlichkeit, Erde und Himmel zu verknüpfen. Wie schön sagt in dieser Beziehung der Verfasser in der Vorrede: „O Kindheit,

du süße Zeit, in dir ruht der Himmel auf Erden, denn die Kinder wohnen ja im Himmel und auf Erden zugleich, und mit den unsichtbaren Cherubsschügeln ihrer himmlischen Einfalt und Einbildungskraft unterhalten sie für ihre Eltern, ihre Lehrer und alle erwachsenen Menschen, denen die Engelsflügel ausgesunken sind, die Verbindung zwischen dem Oben und Unten, den Verkehr zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit.“ Um ein Beispiel zu geben von dieser Kindersymbolik so ist die Geschichte von den „ausgegrabenen Kartoffeln“ (S. 112 ff.) nicht in dem Sinn erzählt, als ob das Ereignis an sich etwas besonderes wäre, oder um daran zu erinnern, daß Kartoffeln, im Freien in der Asche gebraten, ein in der That nicht zu verachtendes Gericht sind; sondern um des wunderbaren Eindrucks willen, welchen diese „Grabhügel“ der vor dem Winterfeeste in der Erde verwahrten Kartoffeln auf das Kind machen, deren Ausgrabung dieses in seinem ganzen Wesen im höheren Grade poetisch aufregt, als „eine Ausgrabung in Herculaneum, Pompeji und Stabia“ den Erwachsenen, der ihr beiwohnt, um des wahrhaft edlen Selbstgeföhls willen, welchen das mitgrabende und mitsammelnde Kind in dem Bewußtsein erfüllt, an den Berichtungen der Erwachsenen „weltföhigen Anteil“ genommen zu haben, um des Reizes willen, den es hat, außerhalb der schützenden Wände, ein theilweise selbst bereitetes und verdientes Mahl zu genießen, das durch seine Einfachheit das Gefühl bedürfnissloser Selbständigkeit erweckt, und an das Heldenideal des Knaben, an Robinson erinnert! Und was wäre auch zu berichten über das äußere Leben der Kinder? Sie thun noch nichts für das Allgemeine, und so ware auch von ihrem Leiden und Tod nur der Kreis ihrer nächsten Angehörigen berührt; aber ihr inneres Leben, in welchem Himmel und Erde auf's innigste sich durchdringen, ist ein Vorbild für Jeden, und so lange, bei all unserm Wissen und Rennen, bei all unsern vortrefflichen Grundsätzen und Tendenzen, diese ungekümmerte Ganzheit unseres inneren Wesens, diese Sicherheit, Unbesangenhheit und Frische in Worten nach Außen uns fehlt, so lange wir, mit einem Worte, in dieser Beziehung nicht werden wie die Kinder, so lange bleibt, treß alle dem und alle dem, das Himmelreich, das ihnen auf Erden schon offen steht, uns verschlossen!

Der Verfasser hat die unter 61 besondere Überschriften geordneten reichen Lebensbilder unter folgende acht Hauptabschnitte verteilt: 1) Kinder-Dasein, ein Blick in seine himmlische Deconomie, 2) Kinderspiel und Kinderseligkeit, 3) Lebensarten mit der Natur, 4) Historien aus Warschau, 5) Inwendige Lebensarten zur Charakteristik des Kinderdaseins, 6) Königsberg oder mein kindlicher Verkehr mit der sittlichen Welt, 7) Alterlei Historien und Kindererlebniß, 8) Mein Vater oder das Guterlei von altem Schrot und Korn. Der 7. Abschnitt wird mit dem Motto eröffnet: „Die rechten Bücher sind diejenigen, in welchen der Lejer ein Segen für seines Herzens findet.“ Und in der That, nach diesem Maßstabe gemessen, ist unser „Buch der Kindheit“ ein ganz vortreffliches Buch. Wir sind gewiß, wer „ein richtiger Mensch“ ist, d. h. hier, wer eine Kindheit wirklich gehabt, und auch im Alter den Kinderzinn vor lauter Gelächter und grundsätzlicher Pedanterie nicht verloren hat, der wird fast bei jeder Seite in den Fall kommen, ausrufen zu können: wie mir aus der Seele geschrieben! Und nachdem ihm all der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schließen, durch so sinnvolle, lebendige Darstellung wieder geweckt worden ist,

gern einstimmen in die Wehmuthslante des lieblichen Schwalbenliedchens von Rückert, womit der Verfasser sein Buch eröffnet:

„O du Kindermund, o du Kindermund,  
Unbewußter Weisheit froh,  
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,  
Wie Salomo!

„O du Heimathstur, o du Heimathstur,  
Laß zu deinem sel'gen Raum  
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur  
Entschlhn im Traum!“ —

Das kommt aber daher, daß der Verfasser selbst in dem Buche ein Zeugniß seines Herzens gegeben hat, wie man es selten findet. Schreiber dieses wenigstens wüßte kaum ein Buch aus neuester Zeit, dem so, wie diesem „Buche der Kindheit“ das Lob gebührt, welches Goethe tüchtigen, unverkümmernten Persönlichkeiten zu spenden pflegte: „Es iß eine Natur!“ Da ist nichts von conventionellen Redensarten, nichts von der windigen „Portion Absolutes,“ die einem jetzt, auch ohne, daß man's will und merkt, aus dem Sprachgebiete dieses, oder jenes Systems so leicht anliegt: jedes Wort hat hier im Grunde des Herzens seine Wurzel, und man sieht ihm den langen Weg nicht an, den es von dort durch Arm und Feder zum Papier hat durchlaufen müssen; was Herder einmal von Hütten's Reden gesagt, fällt einem hier wieder ein: „wie Dädals Bildsäulen steht man Alles gehen, kommen, leben!“ Denn es ist kein — iauer und kein — ist, der hier seine sublimen Gedanken ausspricht, kein Mensch an sich, blos in abstracto. Es ist vielmehr eine bestimmte, eigenthümliche Persönlichkeit, keine vom Sündenkampf verrenkte, noch eine von Selbsterrettung ausgeblasene, sondern eben eine Natur, eine Natur aber in dem Sinne, in welchem auch der in jede menschliche Individualität gelegte göttliche Funke zur menschlichen Natur nicht blos gehört, sondern vorzugsweise diese ausmacht, eine Natur eben dadurch, daß sie jene Götterfunken durch Menschenwiz und Menschenkunst sich nicht hat auslöschen lassen, eine Natur aber auch, die noch nicht durch alle Schlacken sich durchgebrannt hat, die unter Umständen eines dummen Streiches nicht nur fähig ist, sondern für die Erhaltung dieser Fähigkeit, inmitten der überstlugen und überseinen Welt, als für eine Gottesgabe dem Schöpfer von Herzen dankt, auch darin mit dem jugendlichen Dichtergreise übereinstimmen, der manchem zu eiteln Grundsatz und äußerer Form erstarnten Pedanten nichts herzlicher wünschte, als daß er doch einmal nur einen dummen Streich möge machen können! Ein solches Buch, in welches der Verfasser seine ganze Seele gelegt, darf nun aber auch gar nicht wie ein todes Objekt behandelt und nun so von außen betrachtet werden, es muß angesehen werden, wie ein lebendiger Mensch, mit dem man sympathisiren muß, wenn man ihn verstehen und heurtheilen will. Darum vor Allem dem Verfasser, wie er in seinem Buche uns entgegentritt, freundlichen Gruß und Handschlag, dann wollen wir, das reiche Material unter einige Hauptgesichtspunkte zusammenfassend, versuchen, ob wir aus dem Geiste heraus von dessen Geiste Bengniß ablegen können.

Die Kraft, welche dem Kinde Alles als Symbol erscheinen und sein eigenes Thun und Treiben zum Symbol werden läßt, ist die Phantasie, deren Wesen es ist, im Endlichen das Unendliche zu schauen und für das Allgemeine und Überzähnliche das bestimmte sinnliche Gegenbild zu finden. Unser Verfasser selbst ist unter für Erweckung der kindlichen Phantasie sehr günstigen Verhältnissen aufgewachsen: geboren in dem damals von dem lautesten Menschentreiben bewegten Warschau, dann in das ehrenste Königsberg versetzt, dessen Nähe dem „elementarischen Humor“ des Kindes die reichste Nahrung gab, weiter in die ländliche Beschränktheit des Kirchdorfs T... entrückt, wo das Interesse für Waldeinsamkeit, Landvolk und Landleben erwacht und zugleich der sich bildenden Selbstthätigkeit, die, wo eine zu reiche Außenwelt auf sie einstürmt, leicht zerplatzt, Zeit und Gelegenheit zur Sammlung gegeben war. Er hat der „Kindlichen Phantasie“ einen eigenen Abschnitt gewidmet. „Die Phantasie“, sagt er dort, „erweist sich wohl im erwachsenen Menschen als eine schöpferische und göttliche Kraft; aber im Kinde ist sie ein himmlischer Genius, eine wirkliche Gottheit, die Alles aus Allem erschafft und im einigsten Bunde mit dem Herzen das Wunder der Welt schöpfung aus dem Nichts ohne Aufhören wiederholt. Das Alltäglichste und Gemeinstre wird von der schöpferischen Einbildungskraft des Kindes mit einem magischen Nimbus umwoben, mit dem Duft einer himmlischen Poesie, mit Liebe, mit Seele und Leben durchhaucht, zu einem idealen Dasein verklärt und in eine Wunderwelt übergesetzt. Wo sich nun der geringste materielle Anhalt bildet, da überwuchert die nie rastende Phantasie des Kindes ihren Gegenstand, ähnlich, wie die Liane und Weinranke ein Mauerwerk übertricht.“ Wunderschön ist dies Weben und Schaffen der Kinderphantasie unter der Ausschrift „Kinderersonntag“ dargestellt. Was diesen Tag dem Kinde so werth und bedeutend macht, das ist nicht blos der Gedanke, keine Schule zu haben, den ganzen Tag spielen zu können und die Sonntagskleider anzuhaben, sondern es verbindet sich mit dem Klange „Sonntag“ der Begriff einer überirdischen Klarheit, Reinheit und Heiligkeit: „Ach an diesem Sonntage war nichts so, wie am Schul- und Werktag, man sog ihn aus den Lüften, man trank ihn im bloßen Wasser, man erging ihn sich auf dem Gröboden, die Sonnenstrahlen blickten ihn in die Seele, die Sperlinge zwitscherten ihn unter den fernen Orgeltonen der Kirche, die im Laub flüsternden Bäume erzählten ihn sich, der Morgenvind trug ihn im Aufgang der Sonne auf seinem Fittig, und überließert schon im Morgengrauen dem ausgewählten Erdentage die herannahende heilige Zeit! O Herr, mein Gott, nun war es wirklich Sonntag! Sonntag den ganzen langen Tag, in allen Stunden und Minuten, Sonntag in jedem Augen- und Sonnenblick! Sonntag in allen Pulsen und Blutstropfen, Sonntag in Sinn und Gedanken, in allen Kästen und Kästen, gleichwie in Seele und Leib. Man konnte nichts hören und sehen, nichts fühlen und empfinden, nichts wollen und denken, als eben ihn, diesen Sonntag, diesen heiligen Tag . . . . . Man möchte ansehen und erleben, was man wollte, es war das anders wie am andern Tag. Es war das alte und doch nicht das nämliche Ding, es war vom Sonntag verklärt und gesieert, von seiner Magie umfloßnen, Alles wie in einem seligen Traum. Nicht nur die Menschen und Thiere, die Häuser, die Gassen, die Bäume, die Winde, die Wasser, die Wolken, die Lüste, die Wetter und Jahreszeiten, — vor Allem Himmel und Sonnenschein —; sondern auch die

Stuben, die Hausrath, die alten Tische, Stühle und Bettstellen in unsern Kinderstuben hatten eine unsagbare Bedeutung, eine Sonntagsphysiognomie! Es hatte sie der Erdboden unter den Füßen, und ich empfand es, der Gassenkoth hatte sie auch. Todtes wie Lebendiges wußte und bezeugte, daß es Sonntag sei! Am Sonntag gab es nichts Gemeines, nichts Todtes und Warstiges auf Erden und im Leben, Alles war sinn- und bedeutungsvoll, war heilig, wie im Himmel, wehte und schwante im heiligen Geist." An ähnlichen sinnigen Darstellungen sind, ohne daß wir andern zu nahe treten wollten, besonders reich die Abschnitte: „Eine Kinderreise“, „Ein Weihnachten und eine Muschelfarben-Illumination“, „Der Gemüsegarten, ein Herbstgesicht“, „Kunst- und Lebensökonomie im Kinde“ und „Milanowek.“ Ungemein treffend werden wir bei der Darstellung der kindlichen Phantasie an die Lust der Kinder am Geheimnisse erinnert, die unter jedes Strohbünd einen verborgenen Schatz, in jedem Wald Riesen und dahinter ein schönes Wunderland hinphantasiert und gleichwohl, um nicht gegen ihr eigenes Geschöpf zu wüthen, sich wohl hütet, das Strohbünd zu lüften und den Wald zu untersuchen; die auf dem Grunde des Kerbes einer freundlichen Bäuerin, aus welchem oft schon dürrer Zwetschen u. dgl. spendirt werden sind, noch ganz andere Dinge vermuthet, und fest überzeugt ist, daß im Dunkel des Sackes, aus welchem der Trödeljude schon die wunderbarsten Maritäten an's Licht gefördert, das wahre Wunder sich doch eigentlich noch birgt, die darum selbst auch auf diese Taschen in den Kleidern so expicht ist. Wie das Kind seine Stimmung in der Umgebung ausgedrückt findet, und diese oder jene Umgebung auf seine Stimmung zurückwirkt, das ist, auf dem Grunde einer tiefsinigen Auffassung des Verhältnisses zwischen der übernatürlichen und sinnlichen Welt, die in allen ihren Proceszen, Formen und Gestalten, Farben und Tönen eine ideale Welt, eine himmlische Ordnung zurückspiegelt, vortrefflich dargestellt unter der Aufschrift: „Symbolik in Vanlichkeiten, Scenerien und Lebensarten.“ Hier liegen für den mit Pinsel oder Wort Landschaften malenden Künstler sehr beherrschenswerthe Winke. Uns sind darüber Lessing's Landschaften eingefallen, aus welchen die ganze Stimmung und Seele des Malers wunderbar uns entgegenweht, namentlich die brennende Herberge, ein Bild, welches das Städelsche Museum in Frankfurt zu besitzen das Glück hat; der Gegenstand ist höchst einfach: in öder Gegend eine einsame Herberge, fast niedergebrannt; aber der dabei liegende erschlagene Mann sagt uns als stummer Zeuge, daß hier Entsetzliches geschehen, und wenn das wahrhaft geniale Werk nach Wilhelm von Humboldt's trefflicher Bemerkung sein Wesen namentlich dadurch verräth, daß es wiederum begeisternd wirkt und den Geist zu weiterem Schaffen auffordert, so dünkt uns diese ahnungstreiche kleine Landschaft ein gräßeres Kunstwerk, als die dabei hängenden großen Bilder, die den gesangenen Ezzelin vor den zur Buße mahnenden Menschen und Huß vor den Prälaten zu Göttinß darstellen. Wie wenig materiellen Stoff die kindliche Phantasie bedarf, das zeigt Goltz, wenn er darauf aufmerksam macht, wie der Ton eines Namens oder gar eines Wortes aus einer fremden Sprache, in deren neues Reich das Kind eben anfängt, eingeschult zu werden, genügt, um sie zu ihrem eigenthümlichen Wirken und Schaffen zu erwecken. „Wie eine Lobrede Panegyrikus und Lob schlechtweg lans heißen könne“, das führt in den Kindsköpfen zu den abenteuerlichsten Reaktionen. Der Name „Tiglath Pileesar“ klingt so

unendlich spaßig, daß er „mehr als eine Ohrfeige eingebracht hat.“ Vor Allem ist „das sum, sui, esse — — durch irgendwelche Klangverwandtschaft oder unwillkürliche Ideenverbindung eine curiose Konjugation. Dieses Sum, die Solidität selbst, die sich gleichsam, ruhig auf dem Stuhle sitzend, nichts Arges vermuthen läßt; sein wie ein Robold oder wie ein sogenannter Sturmkessel, von welchem das harmlose Sum durchaus unmotiviert und ex abrupto die Throntreppe herunterpruzeln muß; und endlich die zu sich selbst kommende Betrachtung und Erholung in dem resignirten esse, wie wenn das Sum in diesem seinem Infinitis sagen wollte: Da führen wir nun auf dem Allerhöchsten, ex est! Die Konjugation ist alle. So hat der Schuljungen-Humor überall sein Futter; denn die Fühlung läuft dem Verstände lange voran.“ Und wer könnte es nicht aus eigener Erfahrung bezeugen, wie der Klang — des Namens, die Form der Buchstaben, womit er geschrieben wird, auf die Vorstellung von der Person, welcher er angehört, den bedeutendsten Einfluß übt. Denkt man sich nicht, und wenn man nie etwas Anderes, als ihre Namen, von ihnen gehört hätte, schon um dieser willen einen Cäsar anders, als einen Pompejus, einen Hannibal anders als einen Scipio, einen Pitt anders als einen Marlborough? und muß nicht ein Fritz ganz anders aussehen als ein Karl, ein Wilhelm oder gar als ein Balthasar? Und wenn nun die Phantasie des Kindes von solchen Stoffen schon einen nachhaltigen Anstoß empfindet, wenn vor seiner glücklichen Wünschelruthe jeder Stein in Gold sich verwandelt, was muß es erst für eine Revolution geben, wenn einmal etwas Außergewöhnliches, ein erster Gang an die See, ein Bärenführer und Seitänzer, eine Feuerbrunst und der dazu gehörige Feuerlärm, ein Puppentheater in den Gesichtskreis des Kindes hereinbricht! Was für eine Stimmung die Erwartung, die ersten Kunstreiter und Taschenspieler mit leiblichen Augen zu sehen, in dem Kinderherzen hervorbringt, das hat der Verfasser mit folgenden Worten ebenso wahr, als ergötzlich, geschildert: „Es kam jetzt nur noch darauf an, so lange leben zu bleiben, bis die Zeit und Stunde herankam, in der die erste Production losgehen sollte, was mir um so bedenklicher schien, da mein Busenfreund, ein Junge von ebenfalls sehr lebhafter Phantasie, mir alles Größtes seine Besorgnisse dahin eröffnete, daß er sich nicht denken könne, wie wir das Alles wirklich sehen und erleben sollten, und wie gewiß bis zum Abende, wo noch lange hin sei, weiß Gott, was Alles dazwischen kommen und uns dieses Glück entführen könne, sei es, daß die Komédianten sich noch anders besännen, oder unsere Glaubniß zurückgenommen würde, oder aber, der schlimme Prophet vollendete nicht; aber ich ergänzte stillschweigend aus seiner Unheil weissagenden Miene: oder daß bis dahin die Welt untergeht, die Sonne vom Himmel fällt, der Himmel selbst einsfällt und uns Alle tott schlägt.“ Wir hatten, und gewiß ganz im Sinne des verehrten Verfassers, trotz der und jener Polizei und der sogenannten öffentlichen Sittlichkeit, nicht üble Lust, hier eine harmlose Schugrede für Murmelthierjungen, Bärenführer, Policien-Lenkästen, Bänkelsänger, ja Mordgeschichten einfließen zu lassen, mit Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Bildung der Jugend und des Volks, wenn nur eine bestimmtere Beziehung zwischen alle dem und dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur sich auftinden ließe! Ein andermal also und anderswo! Die bleibenden Bilder freundlicher oder ernster, trauriger oder heiterer Art, zu welchen sich der Totaleindruck gewisser Begegnisse und Umgang-

bungen in der kindlichen Seele, auch ohne klare Erinnerung an bestimmte Ereignisse, gestaltet, hat der Verfasser als „Seelen von Kindererlebnissen“ gar sinnig und schön nachgezeichnet.

Unter dem wunderbaren Weben der Phantasie aber beginnt nun auch der kindliche Verstand nach und nach sich zu regen: es entstehen kritische Zweifel und wunderliche Strümpel und Reaktionen, namentlich über wirklich unklare oder missverstandene, falsch aufgesetzte Stellen aus Gedichten. Der Junge hört, wie die Schiller's Ritter Toggenburg herleiernden Mitschüler den Ritter mit den Worten: „Rittertreue, Schwesterliebe“ seine Rede eröffnen lassen und muß „somit ganz tiefsinnig und unglücklich werden, wie ein Ritter in demselben Althem von seiner Rittertreue und Schwesterliebe reden darf.“ Er hört zu Anfangs des bekannten Jean Paul zugeschriebenen Liedes statt: „Namen nennen Dich nicht“ immer nur: „Name neune dich nicht!“ und zerbricht sich den Kopf, „wie ein Name sich selbst nennen könne, und wenn er das einmal kapabel wär“, warum er es denn wieder nicht solle!“ Referent hofft Entschuldigung zu finden, wenn er hier eigene ähnliche Strümpel aus seiner eigenen Kindheit beisteuert. Den ersten verursachte eine in Wagner's damals soviel gebrachter „Lehre der Weisheit und Tugend“ enthaltene Pfeffel'sche Erzählung, Kiesen überschrieben. Kiesen, der Sohn eines zum Tode verdamten Mandarinen, bietet sich statt seines Vaters der Gerechtigkeit zum Opfer dar. Der Kaiser geht zum Schein darauf ein und befiehlt: „Man führ' ihn auf die Todesbühne!“ Ich weiß heute noch genau die Stelle, wo mir das tiefsinnige Bedenken aufstieg über dies „Man“, mit dem der 6jährige Knabe durchaus nichts anzufangen wußte. Denn das Fürwort „man“ kennt man in Darmstadt, wo ich das Glück hatte, meine Schulstudien zu machen, nicht, es heißt dort „mer“ und um zu wissen, daß man einen Mann nicht mit einem unterschreiben könne, dazu waren meine orthographischen Kenntnisse schon groß genug. Quälender, als dieser grammatische Zweifel, war ein moralischer, erweckt durch Lichtwer's „Der Vater und seine drei Söhne.“ Von den drei Söhnen, die ausgezogen sind, um „mittels einer edlen That“ um den Preis eines kostbaren Ringes zu ringen, kommt der erste mit der Versicherung zurück, daß er ein ohne Schein ihm anvertrautes Gut treulich zurückgegeben habe und erhält die Weisung:

„—ehrlich sein heißt uns die Pflicht.

Die That ist gut, doch edel nicht.“

Der zweite hat mit Lebensgefahr ein Kind vor'm Wassertode gerettet:

„Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,  
Was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste hatte seinen an einem Abgrunde eingeschlaufenen Feind geweckt und zurückgezogen:

„O!“ rief der Greis mit holdem Blicke,  
„Der Ring ist dein! Welch edler Muth  
Wenn man dem Feinde Gutes thut!“

Von dem ersten also wird als etwas Apartes gepriesen, was jeder ehrliche Junge als sich ganz von selbst verstehend betrachtet, und dadurch wird erst der Gedanke erweckt, daß es wohl auch anders sein könne. Dem zweiten, dem

man den Preis noch am ersten gönnen möchte, wird eine Weisung gegeben, aus der man schließen muß, daß der Mensch mehr als seine Schuldigkeit thun kann, und daß er dann eben nicht bloß gute, sondern edle Thaten verrichtet. Und ist man nun auf das Uebrige, was der Dritte gethan hat, recht gespannt, so erfährt man, er habe mirabile dictu! — seinen Feind nicht in den Abgrund fallen lassen oder selbst hineingeworfen, sondern, gewiß eine sehr negative Tugend, ihn aufgeweckt, wobei er nicht einmal viel gewagt hat; denn er ist ja doch, wie figura zeigt, mit dem Leben davon gekommen, der Feind muß also feiner von den gefährlichsten gewesen sein. Und dafür macht ihm der Alte die größten Elogen und gibt ihm den Ring! Muß eine solche Moral, zumal gedruckt und dem Kinde so imponirend, nicht mit dem tiefsten Grunde seines sittlichen Gefühls in grellen, verwirrenden Widerspruch treten? Der ehrige grammatische Skrupel hat sich mit der Zeit gegeben, daß aber das Geschichtchen des guten Lichtwer ein moralischer Unfün ist, der Gedanke will mir heute noch nicht aus dem Sinn; des poetischen Unfuns gar nicht zu gedenken, womit, um ein Beispiel ad vocem „Feindesliebe“ zurecht zu machen, eine alberne Geschichte bei den Haaren herbeizogen und in Reime gebracht worden ist, die als versuchender Honig das Wurmpulver eines moralischen Gemeyntzages den Kindern genießbarer machen sollen. Aber Arznei bleibt Arznei, trotz Honig und Latwerge, und ist kein Ämter für gesunde Buben.

Merkwürdig ist es nun, daß im Falle solcher Zweifel, wie die oben charakterirten, die Kinder die einfachste Lösung, durch Nachfrage bei Erwachsenen nicht leicht suchen. „Das nimmer“, sagt Goly, „das Rätsel erlärt werden könne, daran dacht' ich nicht, und dann war mir's auch unheimlich, so ein kleines Geheimniß aufsaetlart und mich meines Tiefsinns und Nachdenkens verant zu sehen auf eine Weise, durch die eben nur eine Dummheit an den Tag kommen könnte. Materielle und profane Dinge fragte ich genug; was aber einmal meine Phantasie und Seele in Bewegung gebracht hatte, das mechte ich nicht in schulgerechter und profaner Weise zur Sprache und Erklärung gebracht sehen.“ Es ist aber gewiß nicht allein die Freude an dem Spiel der Phantasie, was die Kleinen von der Offenbarung ihres Geheimnisses abhält, sondern zugleich das Gefühl, daß es ihre Aufgabe ist, die Schwierigkeit selbstthätig zu überwinden, und das Streben nach der Lösung dieser Aufgabe. Und darin liegt ein bedeutsamer Wink für die Erzieher, nicht zu verschönn zu sein mit Erklärungen und Aufklärungen, am Ende gar über Dinge, die vom Kreise des kindlichen Interesse noch weit abliegen. Wird dieser Wink nicht befolgt, so wird das Kind durch verfrühte, einseitige Verständesbildung des geistigen Gehaltes verant, welchen die, seiner Entwicklungsstufe natürliche, Anschauung ihm zu führen, und womit die kindliche Phantasie dann wuchsen könnte, und die Kraft und Lust zu selbstständiger Geistesarbeit erschlafft. Mir sind namentlich von Gewerbeschulen, deren in der Regel vorzugsweise mathematisch gebildete Lehrer im Bestreben, „Alles klar zu machen“, leichter zu weist gehen, Zöglinge vorgekommen, welche trotz des aprioristischsten Metaphysikler die deutlich vor Augen liegende Erscheinung geradezu leugneten, weil sie mit einem angeblich hier in Anwendung kommenden Naturgesetze zu streiten schien; und jener einseitigen Verständeskultur haben wir gewiß zum großen Theil die reiche Zahl von Individuen zu verdanken, die in ihrem mit den dürren Palissaden einiger abstracten Begriffe abgesteckten beschrankten Kreise, und in diese

Beschränktheit im höchsten Grade selbstzufrieden, über Alles, was jenseits ihres Horizontes liegt, kahl absprechen, und kein „Ding im Himmel und auf Erden“ gelten lassen, worüber ihre „Schulweisheit“ nicht zu Rathe gesessen und ihr officielles Siegel darauf gedrückt hat.

Erschütternder, als durch die harmlosen Strümpel obiger Art, wird das Gemüth des Kindes bewegt, wenn in sein feierliches Dasein die schneidenden Mißtöne herüberklingen, welche das Leben der Erwachsenen stören und zerreißen. Das Kind ist gewohnt, nur sich für schwach und unzulänglich anzusehen; die Erwachsenen aber sind ihm alle in ihrer Art concentrirte Wesen, und in dem Wunsche, groß zu werden, concentriren sich alle seine Ideale. Und nun wird dieser gute, fromme Glauben durch die finstere Ahnung gestört, daß in dieser großen Welt am Ende viel größere Differenzen und viel tiefere Schmerzen herrschen, denn die, von welchen das kleine Kinderdasein getrübt wird. Muß da nicht die harmlosen Herzen ein wahrer Welt schmerz ergreifen, der diesen Namen weit eher verdient, als der für Welt schmerz eurfürstende leidige moralische Kagenjammer moderner Literaten und Nichtliteraten? Man fühlt es mit unserm trefflichen Verfasser, wie alle Grundfesten seines kindlichen Bewußtseins wanken müßten, als jener Jäger in einer so weltgeschichtlichen Angelegenheit, wie der Schuß auf einen Seehund wäre, gewagt hatte, die kindliche Unbefangenheit zu einer Mystification zu missbrauchen; wie er ganz verwirrt und desorientiert in seinem Gemüthe sein müste, als er wegen eines kräkenden Wortes seine alte Wärterin, die er an Macht und Einsicht gleich hinter Gott gestellt sich dachte, seiner Mutter, die der Thränen sich ebenfalls nicht erwehren konnte, rennähig und unter Thränen die Hand küssen sah, etwas Unerhörtes für das Kind, welches bis dahin „nie erwachsene Leute, und am wenigsten die Respektspersonen in Thränen und Neue gesehen!“ Eine noch jugendliche Bettlerin, die, ganz in Lumpen gehüllt, mit einem Kinde an der Brust, zu dem Krugwiche des Dorfes gekommen und dort ohne Besinnung am Ofen zusammengebrochen war, und nachher auf ein Strohlager in dem warmen Stalle gebettet und vom Pfarrhause und auf eine eigenthümlich geheimnißvolle Weise gepflegt, nach sechs Wochen sammt ihrem Schmerzenssohne starb, prägte dem Knaben zuerst die Idee menschlichen Elendes tief ins Gemüth, und was er von der Versährung der in besseren Verhältnissen groß gewordenen Person hörte, ließ „so eine dunkle Idee von einem verbrecherischen Dasein in der Welt“ in ihm sich entwickeln. Und wenn nun gar die dunkle, eisige Hand des Todes in den seinen hellen, warmen Kinderfrieden hineingreift! Was das für einen Eindruck machen muß, das hat Goëtz trefflich geschildert in einer Stelle, die auch das Beispiel für das, was er unter der symbolischen Beziehung der Umgebung des Menschen zu seiner Stimmung versteht, clausisch ist, und die wir deshalb noch hierhersezten wollen: „Es war um die Zeit des Tilsiter Friedens an einem Wintertage, und ich weiß nicht mehr, was für eine böse Zeitung in der allgemeinen Trübsal und moralischen Völkerverzweiflung die Gemüther noch ganz besonders an Gott und Weltgeschichte verzagt gemacht haben möchte, da bezog auch zum ersten Mal mein lichter Kinderhimmel. Meine fernen Eltern hatten auf ihrem fernen Landgute Milanowek bei Warschan durch wiederholte Zerstörungen einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und in Folge dessen das Gut selbst eingebüßt, und meiner Mutter Amme, die mich wie eine Mutter liebte und von ihrem erwarteten Lohn so oft mit Zuckerwerk gefüttert hatte, war mir

so eben in einem Briefe, als im Absterben begriffen, angemeldet worden. An diesem Unheilstage stand ich in einem leichten Anzuge, im bloßen Halse und ohne Kleidbedeckung, diesmal aber frierend und zum Tode betrübt, in dem Thorweg meiner zu allen Weltbeobachtungen ausserfernen Herberge (zum schwarzen Ross in Königsberg), an einen der hölzernen Eckpfeiler gelehnt. Es war ein trockner Frost bei bezogenem Himmel, die Sonne eben im Untergehen. Kurze Windstöße wirbelten die Strohhalme vor dem Thorwege in die Höhe, segten die Straßen und rissen den in ihre Mäntel verummachten jach verübereilenden Fußgängern Hüte und Mützen vom Kopf und rissen einem Paar kleiner, an die Männer gedrückten erfrorenen Bettelmädchen, die, mit Reißgölden beladen, nicht weit von mir die Vorübereilenden vergeblich um eine Gabe anwimmerten, das Bischchen dünne Lumpenkleidung um die Beine zu Hauf. Auf dem Haberbergischen Kirchthürme und auf einem Paar alten Hansgiebeln freisahen und trächten die Wetterfahnen, und in der Wirthsstube war es öde und dunkel, kein Gaß drinnen zu hören oder zu sehen. In einem Winkel saß der Wirth ohne Pfeife, in einem andern die Wirthin, beide ohne Lebenszeichen und ohne ein Wort. Auf dem Stubenherd brannte kein Feuer, auf dem Schentisch standen ein Paar halbgeleerte Biergläser, von ihren Eigenthümern im Stich gelassen, wie wenn's ihnen nicht mehr geschmeckt hätte. Auf dem Hause war Alles wie ausgestorben, der Haustecht müßig und überflüssig in einen Stallwinkel gedrückt, hier und da ein altes Rad und sonst ein Stück von einem auseinandergenommenen Geräth, in einem Winkel ein eingestorener alter Puffschlitten und was sonst noch für ein Fragment, die Pumpe im Eise vermanct und wie von einem Treppstein intrüst, ebenso vor der Haustüre ein mit einer Schmutzlaube übergossener und so im Guß zugeschorener Kinnstein. Das Alles zusammen gab ein Bild und eine Fühlung, wie wenn bereits die Seele vom Dasein und von der Welt und vom Menschen abgeschieden und eben nur noch Alles pro forma und von Ungefähr vorhanden sei, ohne ein Göttliches und Erwiges, oder nur ein Lebendiges zu bedeuten. Es schien Alles vorbei und nunmehr ganz gleich, ob sich die Lente anhingen oder noch unter dem Schnurr-Murr von Weltüberbleibseln und tedten Hälzen herumstiefelirten. Das Lebensfeuerwerk war so eben abgebrannt worden und alleweile nur noch die Kareassen zu seben."

So reich ist das Kind an innerem Leben, und mit diesem reichen Herzen wendet es nun der Außenwelt sich zu. Zunächst der Natur, mit welcher es eigentlich noch in unmittelbarer Einheit und Gemeinschaft lebt, von deren Mutter schoße es sich durch die das Individuum in sich selbst unterscheidende und für sein Handeln allgemeine Grundsätze aufstellende Nestierion noch nicht losgerungen hat. Der Darstellung dieses Lebens der Kinder in und mit der Natur in der Abschnitt: „Lebensarten mit der Natur“ eigens gewidmet; aber am schönsten liegt es eigentlich in den schon vorangegangenen Bemerkungen über „Lebenzinbrunst und Zielaenie“ vor. In der That dies Spielgenie, zumal in seinem Zusammenhange mit der Entwicklung der Natur im Verlaufe der Jahreszeiten, ist etwas Wunderbares, und hatte wohl gerade in der eben hervorgehobenen Beziehung von dem Verfasser noch etwas weiter verfolgt zu werden verdient. Schreiber dieses hatte die beste Gelegenheit, den Spielsum der Kinder kenn zu lernen. Die vielen großen Plätze Darmstadts boten dem Ballspiel, die breiten Platten der Trottoirs dem Spiele mit Kreisel

und Schießsternen das willkommenste Terrain, auf der einen Seite lud der weite Grecierplatz mit dem angrenzenden Tannenwald zu Lauf-, Fang- und Schippeien, auf der andern ein Weiher ein, groß genug, um im Sommer für allerlei Schwimm- und Wasserlünste, im Winter für Schlitten und Schlittschuhläufer den nöthigen Spielraum zu bieten; im Hintergrunde wirkten die mit Burgen gekrönten Höhen der Bergstraße und boten die Aussicht auf den lieben Vater Rhein, „dies Ordensband der deutschen Erde.“ Wirklich hab' ich auch nirgends wieder so viel Erfindungsgeist im Spiel, so viel Sinn dafür und so viel Lust daran gefunden, als bei der darmstädter Jugend. Da hat nur jede Jahreszeit ihr bestimmtes Recht. Wenn die Sterne kommen, so weiß man, und wenn noch tiefer Schnee die Gegend weit und breit bedeckte: der Frühling ist nicht mehr fern, und wenn die Schwalben zu ziehen anfangen, so wird die sommerliche Wärme schöner Herbstage nicht lange mehr anhalten. Aber ein ebenso gewisser Frühlingsbote ist das Kind, das mit dem Ball im Freien sich ergibt, und den Papierdrachen wird man nie anders, als im Herbst in der Luft siehen sehen. Sie haben sich nicht verabredet, was sie thun wollen, es wird ihnen von den Erwachsenen nichts auferathen oder vergethan, sondern mit der Frühlings- und Herbstluft hat sie angeweht, was für Frühling und Herbst taugt. Wahrlich an diesem Spielgenie der Kinder lässt sich erkennen, wie in der Einsamkeit des kindlichen Gemüthes ein göttliches Leben wirkt und sich offenbart; hier lässt sich ahnen, wie die homerischen Gefänge und die Nibelungen entstanden sein mögen! Und zu den Kindern muss man gehen, wenn man spielen lernen will; die verkehrte Welt aber ist es, wenn die Kinder bei Alten planmäßig sollen spielen lernen — eigentlich eine contradiction in adjecto! — und sollte es bei Hrn. Fröbel sein!

Aber nicht blos das Leben mit der Natur, auch das erwachende Bewusstsein der Herrschaft über die Natur und das Bestreben sie auszuüben macht das Kind zu einem so großen Naturfreunde. In der menschlichen Gesellschaft sind die Kinder die Beherrschten: sie müssen ihren Willen dem der Erwachsenen unterordnen. In der freien Natur aber sind sie ihr eigner Herr, und es bietet sich ihnen hier zugleich ein Stoff dar, mit dem sie frei schalten und walten, aus dem sie ein kleines Reich selbst sich gestalten können, mit einer Felsenhöhle, oder einem Neiserhütchen, in dem sie, auf dem Moosteppich aus eigener Fabrik, ihr Stück trockenes Brod sammt irgend eßbaren Waldbeeren mit der grössten Satisfaction und dem vollen Bewusstsein eines Robinson Crusoe verzehren. Darnum ist denn auch dieser „heilige Robinson“ das wahre Knaben-Ideal. Goly hat ihm in einem eignen Abschnitte eine begeisterte Lobrede gewidmet und zu seiner Zeit auch nicht versäumt, dem „Helden seines Herzens, aus heiliger, feliger Kinderzeit“ in unschuldigen Robinsonaden nach Kräften nachzuahmen.

Von den gesellschaftlichen Beziehungen des Kindes holt der Verfasser namentlich in den Abschritten „das schwarze Ross“ und „Meiner Mutter Amme und einer arme alte Bauersfrau,“ den Umgang mit gleichaltrigen Gespielern und mit Lenten aus dem Volke ganz besonders hervor. Und mit Recht. Denn den Eltern, Erziehern und den ihnen gleichstehenden Erwachsenen gegenüber verhält sich das Kind zu sehr abhängig, es nimmt sich zusammen und wagt nicht, die eigene Persönlichkeit nach Neigung geltend zu machen. Dagegen zeigt es bei Gespielen, Dienstboten, Handwerks- und Landleuten seine

wahre Natur, die dann, wo sie auf Untosten anderer egoistisch sich geltend machen will, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden muß; denn gar häufig offenbart das in Gegenwart der Eltern so sanfte, artige Söhnen den Dienstboten gegenüber alle Eigenschaften eines brutalen Tyrannen. In dieser Beziehung war es gewiß sehr läblich, daß die Eltern unsres Verfassers das Geünde „nach alter guter Sitte jedesmal gegen die Prätentionen der Kinder in Schuß“ nahmen, nach dem heiligen Grundsaye: „daß Kinder bei aller Gelegenheit empfinden müßten, wie sie keinem Erwachsenen gleich ständen und am wenigsten der Meinung sich hingeben dürfen, als waren die Dienstboten etwa im Dienste ihrer Kinderlaunen da.“ Gibt so der Umgang der Kinder mit Leuten der oben bezeichneten Art die beste Gelegenheit, den rohen Eigenswillen bei Zeiten zu billiger Rücksicht auf Andere zu erziehen, so macht er auch allein eine freiere, unbesangene Bewegung des Kindes möglich und eben darum, gewiß nicht aus bloßer Lust am rohen Wesen, wird der Umgang mit jenen Leuten von den Kindern so eifrig gesucht. Wir stimmen in die Apologie des Verfassers für die armen Straßenzungen, deren Name im Munde manches Padagogen ein alles Verabscheungswürdige zusammenfassendes Schimpfwort geworden ist, aus vollem Herzen mit ein, zumal wenn es sich um Bauerndinder handelt, die von den städtischen Gassenbüben noch sehr wesentlich sich unterscheiden; aber auch von den letztern gilt das Wort des Verfassers, daß der Armut, Sorge und Noth zwar allerlei böse Laster und Gemeinheiten mitzugeben sind, daß aber in dem sogenannten gemeinen Volke auch Witz, Herzlichkeit, Mut und Lebenstrafe trächtiger wirkt, als in den Sproßlingen vornehmer Familien. Ein Kind, in welchem durch die häusliche Erziehung ein guter Grund gelegt ist, wird in jenen Kreisen gewiß nicht eigentlich verdorben werden, und was es immerhin „in solcher Gegenseitigkeit mit Geünde und Volk an allerlei Unarten, an garnügigen Redensarten und Manieren zu seinem Nachtheil davon trage, das gewinnt es sicherlich auf der andern Seite zum Vortheile seines reinen Menschenthums, seiner Natürlichkeit, seines Mutterwigos, seiner Menschenfreundlichkeit und Lentseligkeit, seiner Menschenliebe, seines thätzigen Christenthums, seines natürlichen Wohlwollens, seiner praktischen Bildung, seines herzlichen Verständnisses des Menschenlebens, des Daseins und der ganzen Geschichte der Welt.“ Und wenn ein anderer Gedanke unseres Buches seine tiefe Wahrheit hat, daß eine höhere Freiheit und ein höheres Glück im Staate zum großen Theile auch davon abhängt, daß wir in unsere Privatverhältnisse eine gräßere Freiheit und liberale Behandlung nach unten zu, bei Dienstboten, Pflegebefohlenen und Untergebenen einführen: so muß ja für die Förderung dieses wahren Liberalismus der Umgang mit Gespielern aus den ärmeren Volksklassen von großem Werthe sein. Durch ihn erst lernt das Kind das Leben jener Classen kennen, und wer einmal nicht blos mit dem Auge, sondern mit dem Herzen betrachtet hat, wie ein armer Spielgenosse aus der umgewendeten Tasche die Brotsamen in die Hand sammelte und vergeblich damit seinen Hunger zu stillen versuchte, wird gewiß seine Untergaben anders behandeln, als das hochmütige Patriciersöhnchen, das in diesem ungebildeten Volk nur Pöbel, nicht Menschen erkennt. Seit Pestalozzi auch das pädagogische Evangelium den Armen gepredigt hat, ist zwar die Überzeugung etwas allgemeiner geworden: „daß eine ungemeine Menschennatur, auch in niederem Stande ohne Schulbildung und in dem beschränktesten Lebensverhältniß, ein

schönes Menschenthum entwickeln und es in Worten, wie in Werken ausgestalten kann!" Aber noch frucht in vielen Köpfen, und namentlich auch in solchen von Pädagogen ex professo dieser Aristokratismus einer dunkelhaften Philisterbildung, der seinem Zögling jede Berührung mit dem „gemeinen Volk“ mit Nasenrumpfen aus seiner moralischen Nähe fern halten lehrt, ihn aber auch, bei der ausschließlichen Rücksicht auf die anständige Schale, in seiner inneren Rohheit gewähren und allen Sinnen für den wahren Kern menschlichen Lebens verlustig gehen lässt. Möge auch „das Buch der Kindheit“ das Seinige dazu beitragen, daß, zum Heile eines heitern, frischen, reichen Kinderlebens, jener pretentiose Bildungsdunkel, der vorzugsweise von Basedow und seiner Schule unterhalten wurde, vom Gebiete der Erziehung baldigt verschwinde. Daz̄ die Kinder mit den Leuten aus dem Volke sich „gemein machen“ sollen, verlangen weder wir, noch fordert es unser Verfasser.

Das ist es, was wir sagen wollen über die Tiefe und den Reichthum des kindlichen Gemüthes, über seine bedeutsamen Neigungen. Und was erwächst nun daraus dem Erzieher für eine Aufgabe? Daz̄ er das Kind als einen weichen Thon betrachtet, den er, wie es diese oder jene alleinseligmachende Methodik vorschreibt, nach Belieben lenken und gestalten kann? Schwerlich! Vielmehr kommt ihm das Kind als eigenthümlich bestimmte, von göttlichem Leben erfüllte Individualität entgegen, die in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt und gepflegt sein will. Dazu aber ist liebevolle Hingebung von Seiten des Erziehers nötig, und diese wiederum ist nicht möglich, wo alles frische Leben der Seele unter allgemeinen Begriffen und Grundsätzen erstarrt ist, sondern nur bei einem Erzieher der selbst eine lernhaft, tüchtige Persönlichkeit darstellt. Eine solche Persönlichkeit wird dann auch dem Kinde, wenn dessen Eigewille auf ungebührliche Weise sich breit machen will, den gehörigen Widerstand leisten, ihre Liebe wird keine schwache Zärtlichkeit und Sentimentalität, sondern eine ernste, feste, kräftige Liebe sein, welcher heilige Ehrfurcht und „zugfester Gehorsam“ von Seiten des Kindes entgegen kommt. Begegnet dem einen mit einer solchen Persönlichkeit ausgerüsteten Erzieher in der Hitze des Eifers auch einmal etwas Menschliches, wodurch er einem Kinde zu nahe tritt, so gilt auch auf pädagogischem Gebiete das schöne Wort, daß Liebe der Sünden Menge deckt — das hat der Verfasser selbst zwar nicht expliziert, aber doch implizite in der kostbaren Lobrede auf die „Mutterprügel mit ihrem himmlischen Humor“ gesagt — und in jedem Falle wirkt ein Erzieher segensreicher, der eine solche Sünde gegen die pädagogische Regel mit hundertsacher Liebe wieder gut machen kann, oder eigentlich im Vorauß schon gut gemacht hat, als einer der ganz nach Vorschrift handelt, aber, alles frischen inneren Lebens selbst erman-gelnd, überhaupt keines erweckenden Einflusses auf die Kinder fähig ist. Golt führt uns nach und nach eine ansehnliche Reihe solcher ächter Erzichernaturen vor, darunter aber nur zwei Pädagogen vom Fach, den Professor Lehmann zu Königsberg und den Pfarrer I. . . . zu T. . . . Die Reihe der übrigen eröffnet die Mutter des Verfassers, welche die in dem Sprichworte: „Barmherzige Mütter ziehen laufige Kinder“ ausgesprochene und im Golt'schen Hause stillschweigend als pädagogische Maxime angenommene Warnung ihrerseits sich wohl gesagt sein ließ, aber darum nicht minder geliebt wurde. An sie schließt sich ihre Amme, die alte Neumann, ein ehrwürdiges Erb- und Familienstück, zugleich Wärterin und Beschützerin des Sohnes, dann der Bauer

Langsfeld und die Bauerswitwe Priebeu, eine prächtige alte Frau, immer sauber gekleidet, beredsam, erfahren, burlreich, austellig, eine geborene Krankenfügerin und Rathgeberin in verzweifelten und in allen möglichen Fällen, das Orakel und der gute Genius des Dorfes. Den Grund- und Schlüßstein aber bildet des Verfassers „Kreuzbraver Vater.“ Die kindliche Pietät hat im letzten Abschnitte der Schrift, in welchem jedes Wort vom Hauche der Liebe umwelt und mit dem Gepräge der Wahrheit geschmückt ist, diesem Manne „von altem Kern und Schrot“ ein schönes Denkmal gesetzt, aus dem man leicht herauß fühlt, wie der Verfasser die Worte von Claudius: „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr,“ einst auch ein Gegenstand seiner kindlichen Strüppel, in späteren Jahren in ihrer tiefsten Bedeutung recht von Herzen verstechen lernte.

Unter der Zucht so lebendig erweckender, so liebevoll pflegender, so kräftig zügelnder Persönlichkeiten ist denn der Verfasser selbst die Persönlichkeit geworden, welche aus seiner Schrift so fest und doch so frisch uns entgegentritt. Er gehört nicht zu den Weisen, die sich rühmen können, in ihrem Horfe alle Gegensätze der Welt und des Lebens zur höheren Einheit vermittelt zu haben, also, daß sie jetzt mit der Behaglichkeit der seligen Götter über dem Weltgetümmel sitzen; sondern er steht als lebendiger Mensch mitten im Leben drinnen, er fühlt sich von den mannigfaltigen Kräften, die hier ihr Wesen treiben, bald angezogen, bald abgestoßen, er kann von Herzen lieben, aber auch von Herzen zürnen, und namentlich trifft sein Zorn alle die Bestrebungen der „Neuzeit“, welche das Recht der Individualität zu beeinträchtigen trachten, unter Andern die Vereinswuth, die Sucht zu systematisiren, die es dahin zu bringen dreht, daß gar nicht mehr gefragt wird: „Was ist an dem Mann?“ nicht einmal mehr — nach Seume die charakteristische Vorfrage der Deutschen — „Wer ist sein Vater?“ sondern nur: „Welchem Vereine, welcher Richtung gehört er an?“ Aber dieser Zorn ist eben nicht die Gereiztheit, der herzlose und eben darum unerbittliche und unverschämte Fanatismus des abstratten Systems, sondern er ist mit der Liebe auf denselben Boden eines bewegten Herzens gewachsen, und darum kann und muß man auch um seines Zornes willen den Verfasser lieben. Wie seine Schrift sein Bild vor uns hinstellt, so muß er in folgender Charakteristik seines Vaters sich selbst charakterisiert haben: „Er sinderte kein philosophisches, kein Staats-, kein Weltverbesserungs- und kein Kindererziehungs-System. Er erräsonnirte, erhärtete, hantirte und ventilierte kein Princip und keine Parole, kein Vorwärts oder Rückwärts, kein Oben oder Unten, keinen Nationalismus oder Supernaturalismus par préférence, weder für den allgemeinen, noch zu seinem eignen Staate, aber ihm war in jeglichem Augenblick Zeit und Ewigkeit, Sein und Nichtsein, Gott und sein Herz gleich gegenwärtig; sein Gewissen und sein Wissen, sein Rennen und Erkennen, Seele und Vernunft, Seele und Leib bei ihm aus einem Wuchs und Scheß; Alles an ihm aus einem Guß und Stück, die Redensart und die That.“ So scheiden wir von dem Verfasser für diesmal, mit dem behaglichen, erfrischenden Eindrucke, den eine so ferngefunde, harmonische Persönlichkeit auf uns macht, und in der Hoffnung, durch das, was wir aus seiner Schrift und über sie bemerkt haben, „das Buch der Kindheit“ charakterisiert und empfohlen zu haben nicht bloß als eine in vollsten Zinnen des Wertes bedeutende literarische Erscheinung, sondern auch als ein Werk, welches sein ehrlich

Theil beträgt zum Verständniß und zur Vorbereitung der Mahnung des Heilandes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehet ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich!“

Gießen.

**Gustav Baur.**

Franz. Grammatik von G. Zandt. Karlsruhe bei Müller. 1847.

Der Verf. gibt in dem Vorworte zunächst als Aufgabe seines Lehrbuches an, durch möglichste Uebersichtlichkeit das Studium der franz. Grammatik zu erleichtern. Die von andern Grammatikern gewählte Methode, Theorie und praktischen Lehrgang in einander zu verpflechten, und so die Anordnung der grammatischen Lehrsätze ganz odertheilweise von dem Stufengange des Übungsbuches abhängig zu machen, habe den großen Nachtheil, daß sie uns in ein Labyrinth von Regeln und Übungen einführe, in welchem jeder Ueberblick unmöglich sei. Hiergegen ist zu erinnern daß, wenn der Verf. als nächstes Zweck sich Uebersichtlichkeit vorsezt und demgemäß sein Lehrbuch einrichtet, ihm dieses freistehen müsse; eine andere Frage ist freilich die, ob ein so eingerichtetes Lehrbuch für Anfänger, und selbst für solche, die über die ersten Anfänge schon hinans sind, zweckmäßig sei. Da die gegenwärtige Einrichtung unserer Schulen es unerlässlich macht, den Unterricht im Französischen mit Kindern in noch zartem Alter zu beginnen, so ergibt sich schon daraus, daß es zweckmäßig sei, vorerst nur so viel aus der Grammatik beizubringen als zum Verständniß leichter und einfacher Sätze unumgänglich erforderlich ist. Und da nun die grammatische Regel ohne Anwendung dem Anfänger bedeutungslos und leblos ist, und nur vermittelst der Anschauung in geeigneten Sätzen Leben und Bedeutung zu erhalten vermag, so ergibt sich ferner die Nothwendigkeit sowohl der Beobachtung eines begnügen Ueberganges von Leichterem zu Schwererem, wobei das zarte Alter der zu Unterrichtenden wie die Natur der französischen und der deutschen Sprache zu berücksichtigen ist, als die gegebenen Regeln durch geeignete Sätze zu befestigen. Das Gesagte wird hinreichen die von dem Verfasser getadelte Methode zu rechtfertigen, aber wie will derselbe seine eigene vertheidigen? Da er die Ansicht, daß das Studium der Grammatik sich fortwährend praktischen Übungen aulehnen müsse, selbst für richtig erklärt, praktische Übungen aber in diesem Buche principiell nicht vorhanden sind, so gibt er dadurch selbst zu erkennen, daß neben seiner Grammatik noch ein praktisches Übungsbuch zu gebrauchen sei. Daß nun der Unterricht in der französischen Sprache mit zwei dergleichen Büchern, von denen das eine dem freien Ermeessen überlassen bliebe, absolut nicht zu bewertstelligen sei, will ich nicht behaupten, methodisch könnte jedoch ein solcher Unterricht nur insofern sein, als der Lehrer selbst unter seiner alleinigen Verantwortlichkeit Methode in denselben brächte, da in dem Buche des Verfassers von einer für Anfänger geeigneten Methode auch nicht im entferntesten die Rede sein würde. Denn die methodische Anordnung einer Grammatik nach den Bestandtheilen und dem Satzgefüge der zu erlernenden Sprache, und die methodische Einrichtung des Lehrbuches zur Erlernung einer Sprache sind ganz verschiedene Dinge, und die Fortschritte in der Methodik für den Sprachunterricht werden ganz vorzüglich auf der Anerkennung dieses Unterschiedes beruhen. Uebersichtlichkeit, die der

Berf. zunächst erstrebt, kann doch erst dann Bedürfniß, und überhaupt dann erst möglich sein, wenn man sich mit dem ganzen Gebiete des zu erlernenden Gegenstandes einigermaßen vertraut gemacht hat. Hat mithin der Berf. sein Buch auch für Anfänger bestimmt (und daß er dieses nicht gethan, ist nirgends angedeutet), so hat er offenbar den Hauptzweck einem secundären Zwecke zu lieben in den Hintergrund gestellt.

Da es mir mehr darum zu thun ist die Grundsätze zu beleuchten, die den Berf. bei Auffassung seiner Grammatik geleitet haben, als diese selbst einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, so muß ich bei dem Vorworte noch länger verweilen. Es heißt dort: „Eine Grammatik, welche den Lernenden nicht bei jedem Schritte und oft gerade da, wo er der Hülfe am meisten bedarf, im Stiche lassen soll, muß eine Menge von Dingen enthalten, welche nicht Gegenstand eines besonderen grammatischen Unterrichtes zu werden brauchen, sondern nur gelegentlich, so wie es das wechselnde Bedürfniß mit sich bringt, nachgelesen werden sollen.“ Ein festes Prinzip läßt sich in diesen Worten nicht erkennen, denn welches System soll die Grammatik dem „wechselnden Bedürfniß“, das nach Beschaffenheit der Schüler sehr verschieden sein muß, unterliegen. Auch: Bon jour, Monsieur, comment vous portez-vous? mit einem unendlichen u. s. w. würde dazu gehören. Uebrigens ist der Berf. so gut gewesen als sein Wort: sein Buch enthält wirklich eine Menge von Dingen. Ob aber durch diese der Schüler zum Verständniss der Grammatik geführt werde, ist eine andere Frage. Nicht eine Menge von Dingen, wohl aber die aus der Menge von Dingen vermittelten logischen Grundsätze sind das, darauf es in einer Grammatik zunächst und vor allen Dingen ankommt. Von den gleichen Grundsätzen muß nun unser Berf. kein Freund sein, denn nicht nur ist in seinem Buche von solchen nichts vorhanden, sondern er scheint sie auch in andern Grammatiken mit ungünstigem Auge zu betrachten. „Ueber die Richtigkeit gar mancher Regeln, welche früher unangesuchten feststanden (o glückliche Zeit!), wird gegenwärtig vielfach gestritten. Neuere französische Grammatiker laufen Sturm gegen die halbe Grammatik.“ Diesen letztern Passus hält der Berf. ohne Zweifel für ungemein sarkastisch. Allein wenn derselbe durch die Ausdehnung seiner Behauptung auf die ganze Grammatik seinen Aussatz noch bestender mache, niemand würde veranlaßt werden sich brennerig zu fühlen. Das Prinzip, das sich so lange geltend gemacht hat, und auch in der vorliegenden Grammatik nicht aufgegeben ist, die Thatsachen der französischen Grammatik mehr nach ihrer äußern Erscheinung als nach ihrer inneren logischen Bedeutung aufzufassen, kann man in seiner ganzen Ausdehnung bekämpfen, i. e. Sturm laufen gegen die ganze Grammatik, ohne daß man befürchten darf sich lächerlich zu machen.

Und nun zur Grammatik selbst. Dieselbe zerfällt in drei Theile. I. Aussprache und Schriftzeichen S. 1—73. II. Formenlehre S. 74—192. III. Syntax 193—526. (Megist 527—541.)

Ueber den ersten Theil bemerke ich nichts als daß der Berf. ihn wohl zu denselben Dingen rechnen mag, „welche nicht Gegenstand eines besonderen Unterrichtes zu werden brauchen, sondern nur gelegentlich nachgelesen werden sollen.“ — Ueber die Formenlehre bemerke ich kurz, daß sie im Ganzen vollständig und fehlerfrei ist. Man sieht, daß der Berf. hierbei andere Werke benutzt, und die „Richtigkeit gar mancher Regeln, welche früher unangesuchten

feststanden" nicht anerkannt hat. Einiger Mangel an Präzision des Ausdrucks und eine unübliche Anschwellung der Formenlehre durch vollständige Konjugation von ai-je, n'ai-je pas u. s. w. erscheinen mir zu unerheblich um mich dabei aufzuhalten. — In der Syntax wird die Satzlehre als ein Theil der ersten angesehen und behandelt, was ohne Zweifel zweckmäßiger erscheint, als wenn man unter dem Vorzeichen der Identität von Syntax und Satzlehre Unvereinbares zu vereinigen strebt. Angemessener noch möchte es gewesen sein, wenn der Verf. die Satzlehre als eine besondere Disciplin behandelt hätte; denn es ist doch als unbequem zu betrachten, wenn die syntactischen Erörterungen durch die Satzlehre unterbrochen, und nach Absolvirung dieser wieder aufgenommen werden.

Einige Bemerkungen über Einzelnes mögen diese Kritik beschließen. — §. 44. heißt es vom Artikel a) daß er dazu diene, dem Hauptworte den Begriff der Persönlichkeit zu geben, und es dadurch von dem Beiworte zu unterscheiden, z. B. gelehrt, der Gelehrte, b) daß er dazu diene anzudeuten, ob man von einem bestimmten Gegenstände (das Buch) oder von einem unbestimmten (un livre, des livres) rede, ob von einer ganzen Classe von Gegenständen (der Mensch ist sterblich) oder von einzelnen (Gegenständen) (du drap). Die Begriffsverwirrung gibt sich hier gleich dadurch zu erkennen, daß b. gar keine Erläuterung des Artikels sondern nur den Unterschied zwischen dem bestimmten und unbestimmten, resp. Theilungsartikel gibt, dann daß zu: „der Mensch ist sterblich“ der Gegensatz nicht ist: „ein Mensch ist gestorben“ sondern vielmehr: „der Mensch dort ist frank.“ Auch ist noch hervorzuheben, daß nach den gegebenen Beispielen unbestimmte und einzelne Gegenstände sich durch gar nichts unterscheiden, bestimmte Gegenstände aber selbstredend auch Einzelgegenstände sein werden. „Der Mensch dort ist frank.“ Als Erläuterung des Artikels würde somit nichts anderes als a. übrig bleiben, das aber leider wiederum das Wesen des Artikels ganz unerklärt läßt, und sich statt dessen begnügt zu zeigen wie man es anfangen müsse, um ein Adjektiv zu einem selbstständigen (nach dem Verf. persönllichen) Wesen zu erheben. (Was der Artikel in allen Fällen, darin er das Hauptwort fertig vorfindet, zu bedeuten habe, wird mit keiner Silbe erwähnt.) Aber kann ich nicht Adjektive auch ohne den Artikel (grün ist ein Adjektiv, Gelehrte sind nicht immer brauchbare Menschen, ich habe Gelehrte gesehen) zu selbstständigen Begriffen machen? Und sind „Schiller, Württemberg“ auch ohne Artikel keine selbstständigen Begriffe? Daß der Verf. in einer Anmerkung sogar „ich“ (das Ich) zu den Begriffen zählt, die durch den Artikel selbstständig werden sollen, ist vollends nicht zu begreifen. In einer zweiten Anmerkung erklärt der Verf. „Hauptwörter verlieren im Französischen den Artikel (je suis Allemand), wenn sie wie Beiwörter gebraucht werden. Also was zu erfahren war, hält der Verf. für die Erklärung selbst? und heißt oder bedeutet: Napoléon était empereur etwa N. war kaiserlich? Man sieht an solchem Gerede, was in der weiteren Darstellung der vielen interessanten Fälle der Zeugung und Weglassung des Artikels für Erklärungen zu erwarten seien. An einer zahlreichen Ausstellung von Thatfächern (einer Menge von Dingen) fehlt es nicht, aber (wie oben) wird überall nur die äußere Erscheinung festgehalten, d. h. das zu Erklärende gilt für die Erklärung, und an die obige Definition des Artikels wird kaum noch gedacht. So versteht sich der Verf. zur Erläuterung der in den §§. 45--48.

aufgeführten Fälle des Gebrauchs der Artikel nur auf §. 44 b., wo, wie wir gesehen, eine Definition des Artikels gar nicht gegeben wird. Erst §. 4 g. „Vom Gebrauch des Hauptwortes ohne Artikel“ ist wieder von der „Persönlichkeit die Rede. Hier heißt es u. A. „Je suis Allemand ohne Hinweisung auf die Persönlichkeit.“) Nous sommes des négocians étrangers (weil dabei der Begriff der Persönlichkeit hervortritt.)“ Soll dieses heißen, daß im ersten Falle der Deutsche sich allen andern Deutschen gleichstellt, im zweiten Falle die Kaufleute von einheimischen sich unterscheiden, so finden wir gegen die Erklärung nichts einzuwenden. Freilich müssen wir bemerken, daß sie aus des Verfassers Definition des Artikels nicht gefolgert werden kann, denn nach §. 44 a. sollte der Artikel dem Hauptworte ganz eigentlich den Begriff der Persönlichkeit geben, hier aber der Artikel stehen und fehlen, um die Persönlichkeit nur mehr oder weniger hervortreten zu lassen. In §§. 51. 52. 53., die von dem Gebrauch des Artikels bei Eigennamen handeln, kommt eine Berufung auf §. 44 a. und b. nicht mehr vor, es heißt vielmehr, daß Eigennamen in Beziehung auf den Artikel anders behandelt werden als Gattungsnamen. Wo aber bleibt denn das allgemeine, alle besondere Fälle umfassende Prinzip für die Anwendung des Artikels? und aus welchem Grunde soll dieses ein anderes sein für Eigennamen als für Gattungsnamen? Wahrscheinlich fühlte der Verf. daß seine Behauptung „ohne Artikel keine Persönlichkeit,“ bei Eigennamen von der Evidenz doch gar zu empfindlich Lügen gestraft würde, weshalb er denn auch über den Artikel bei Eigennamen nur Einzelheiten anführt, bei welchen denn, nach beliebter Weise, das zu Erklärende für Erklärung gelten soll. So sagt er §. 53. „die Ländernamen verlieren, nach de, in gewissen Fällen, ihren Artikel, namentlich wenn der Ländernamen die Stelle eines Bezwortes vertritt.“ Was aber hat hier der deutsche Sprachgebrauch auch mit dem französischen zu schaffen? Zwar sagt der Franzose cheval arabe, aber mit ganz anderer Beziehung, und ohnehin heißt jenes eher Araber als arabisches Pferd. Cheval d'Allemagne ist in Bezug auf die Weglassung des Artikels eben so zu beurtheilen als etwa sac de farine oder porte de jardin. Wenn nun der Verf. hinzufügt: „les chevaux de l'Allemagne würde heißen: die im Besitz Deutschlands befindlichen Pferde“ so frage ich, wer hat je Deutschland für den eigentlichen Besitzer von Pferden erklärt? wo sind denn Deutschlands Pferdeställe? Wird der Verf. les princes de l'Europe im Gegensaye zu les princes d'Europe eben so erklären wollen? Nebrigens haben §. 213 les peuples d'Asie, les guerres d'Italie, l'armée d'Espagne, l'histoire de la France bessere Erklärungen gefunden, doch können sie nur aus der Theorie eines „Sturmlaufenden,“ keinesweges aus der des Verf. abgeleitet werden.

Dieses mag genügen um zu zeigen, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt. „Eine Menge von Dingen,“ die aber nirgend unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht sind, und nirgend ein grammatisches Prinzip erkennen lassen. Den Grundsatz der Grammaire nationale: Si vous voulez des règles, observez les faits zu dem seinigen machend, verweist er, wo er nicht ausführlich genug zu sein glaubt, den Leser auf das Wörterbuch. Als wenn die Ausschauung von Thatsachen die Erkenntnung der Regel selbst wäre, und als wenn diese nicht aus sorgfältiger Erwägung verschiedener und verschiedenartiger Thatsachen von dem Grammatiker ermittelt werden müßte! Welche Vorstellung der Verf. von Grammatik hat, mag man noch aus folgender

Stelle ersehen. „Die Frage, ob und in welchen Fällen ein solches participe (triant) als ein Adjektiv oder als ein Zeitwort zu betrachten sei, ist nur sinnesfern wichtig, als die Uebereinstimmung des participe mit seinem Hauptwort theilweise davon abhängt S. 354.“ Also ob obéissant gehorsam oder oder gehorchnend heiße, ist nur aus dem angegebenen Grunde der Mühe werth zu wissen? Wenn der Verf. auf derselben und der folgenden Seite behauptet, ayant und étant kämen nie mit vorgeztem en vor, und das Gérondif mit en müsse sich immer auf das Subject des Sages beziehen, so gehört das wohl zu den „manchen Regeln, die früher unangesuchten feststanden,“ die aber jetzt eine bessere Einsicht nicht nur in Frage gestellt, sondern auch vollständig zu Falle gebracht hat.

Dr. Schiffelin.

---

**Das Nibelungen Lied or Lay of the last Nibelungers,  
translated into English verse after Prof. Lachmann's collat-  
ed and corrected text by Jonathan Birch. Berlin, pub-  
lished by Alex. Dunker. 1848.**

Der Anblick einer englischen Uebersetzung des Nibelungen-Liedes hat uns überrascht und in Erstaunen gesetzt, obgleich uns nicht unbekannt gewesen, wie sehr in neuerer Zeit der Sinn und die Achtung für deutsche Sprache, Wissenschaft und Literatur in England gestiegen ist, und wir, nach dem eigenthümlichen Charakter der Engländer, nie geglaubt haben, daß das Deutsche dort nur ein vorübergehender Modeartikel sei. In England herrscht, Dank der alten Schuleinrichtung — deren bedeutende Schwächen wir übrigens recht wohl kennen — eine viel größere Lust und Kraft zum eigentlichen Studiren, während die deutsche Jugend durch die große Mannigfaltigkeit des Unterrichts zerstreut, und in Folge des allzufrüh gewendten und genährten Hanges zum Reflectiren und Räsonniren geistig verweichlicht wird. Unsre Jugend will oder soll die Frucht ernten, ohne selbst geactert zu haben, d. h. sie will Urtheil und Einsicht haben, ohne die Erfahrung des Lebens und die saure Arbeit des Studirens, woraus allein Urtheil und Einsicht entspringt. Es ist ein Glück für die deutsche Nation, daß die Gymnasien noch so ziemlich auf dem alten guten Grunde des eigentlichen Schulens sich halten, die höheren Bürger- und Töchterschulen thun es im Allgemeinen nicht, außer etwa in den mathematischen und damit zusammenhängenden Fächern, wo einmal ohne Ausdauer und eigne Anstrengung nicht weiter zu kommen ist. In den fremden Sprachen dagegen kennt unsre Jugend kein schöneres Ziel als möglichst bald zur Lectüre, d. h. zur Romanleserei, zu kommen, wozu eben nicht viel Arbeit gehört; und eine Menge Schulschriftsteller geht nur allzusehr darauf aus, durch Sprachrichter und Calculationen auch selbst die geringe Arbeit noch wegzuräumen. Welcher deutsche Schüler wäre im Stande, sich mit demselben Buche oder Gegenstände fünf bis sechs Stunden ernstlich studirend zu beschäftigen? Die englische Jugend kann und thut es; nicht sowohl aus einer angeborenen Zähigkeit und Ausdauer, sondern eben diese zähe Ausdauer ist das Produkt früher Zucht und Gewöhnung. Der Engländer — wir sprechen aus Erfahrung — wirft sich

mit Hülfe einer deutschen Grammatik führt auf die schwersten Bücher; sei es Schleiermacher, Schiller, Lessing, Kant, Niebuhr, was es ist, er arbeitet sich hinein und hindurch; es ist ihm nie um Sprachkenntniß im Allgemeinen zu thun, sondern um einen bestimmten Autor, dessen Studium er sich vorgesetzt hat. Mag darin eine gewisse Einseitigkeit und Beschränktheit liegen; auf jeden Fall ist es eine Tüchtigkeit, die wir beneiden können, und die unsre klasse Vielseitigkeit reichlich aufwiegelt. Neß, wenigstens hat sich eines wehmuthigen Gesühnisses nicht erwehren können, als er neulich las, daß an einer englischen Schule Lessings Laokoon getrieben werde, während an unsern Schulen die Unterhaltungsschriften und das fragmentarische Blumentheater ein so breites Feld behauptet.

Ein Beweis dieser englischen Ausdauer und Tüchtigkeit ist die eben genannte Ueberzeugung des Nibelungen-Liedes. Es will viel sagen, daß ein Ausländer sich durch dieses Werk, das in seiner ersten Hälfte neben manchem Großen und Schönen so viel Unbeholfenheit, unerquickliche Dürre und Breite verrath, hindurcharbeitet, während der größte Theil des gebildeten Deutschlands dasselbe nur aus der Literaturgeschichte kennt, sehr viele aber, die es wirklich zur Hand genommen, nicht über den Anfang hinans gelangen und dann die Begeisterung Anderer für gelehrt Grille erklären. Die Zwitterarbeit von Hagen so wenig, als die Simrock'sche Ueberzeugung haben dazu dienen können, dem Gedichte ein größeres Publikum zu verschaffen; auch läßt sich das Nibelungen-Lied nicht wie Homer in's Deutsche übersezzen, weil die Sprache uns noch zu nahe steht, als daß ein eigentliches Uebertragen möglich wäre. Daran würde selbst Uhland gescheitert sein, wenn er den Versuch gemacht hätte. Es wird in Deutschland sich nicht eher Bahn brechen, als bis es in die Schulen eindringt, wozu jetzt durch Lubben's Schulausgabe endlich die Gelegenheit gegeben ist.

Ist die vorliegende Ueberzeugung ein Beweis englischer Ausdauer, so hat sie auch noch in anderer Hinsicht ein echt englisches Gepräge. Der Engländer kann nie ohne Autoritäten fertig werden, und namentlich in Wissenschaft und Literatur ist er in einem Grade von Autoritäten abhängig, der uns Deutschen, die wir bald vor lauter geistiger Freiheit ganz verflüchtigt sein werden, lächerlich und unglaublich vorkommt. Die Engländer wissen das zum Theil selbst recht gut. Bulwer sagt in Schiller's Leben (Leipziger Ausgabe p. XIX.): „Während die praktische Freiheit bei den Deutschen gegen die unsre so beschränkt ist, ist bei ihnen die theoretische Freiheit, die Freiheit des Denkens, Meinens und Forschens unendlich viel größer. Der religiöseste Deutsche wirft Fragen auf, vor denen der argste englische Freidenker zurückblebt; und der Politiker, der nicht wagt, zu Gunsten einer constitutionellen Verfassung zu sprechen, ergeht sich mit Wollust in den Träumen republikanischer Brüderlichkeit.“ Es geht aus dieser englischen Furcht vor Autoritäten eine Sicherheit, Bestimmtheit, Geschlossenheit im Denken und Handeln hervor, welche dem Deutschen, als Volk genommen, immer impoziert wird, dagegen verlecken wir nicht, daß in einzelnen Helden, die aus dem Kampf zum Siege durchgedrungen sind und durch Einsichten des Lebens das Leben wiedergewonnen haben, der deutsche Geist Gestalten hervorbringt, welche die Höhen der englischen Nation eben so hoch überragen, als das englische Volk als solches dem deutschen vorans ist. Als ein Beispiel des besprochenen englischen Charakterzugs, den wir nicht besser

als mit Glaubenstrafe zu bezeichnen wissen, führen wir die unbegrenzte Verehrung an, die Niebuhr in England zu Theil geworden. Es darf uns so auch nicht wundern, wenn sich Herr Birch auf Treu und Glauben dem Professor Lachmann ergeben hat, und ohne allen Strudel und Zweifel bei seiner gläubigen Uebersetzung hinanswirft, umstellt, combinirt, als unrecht oder verdächtig bezeichnet, was jener Gelehrte angibt. Bei allem Respekt vor Lachmann's Kritik, können wir nicht umhin, dies für einen großen Mißgriff zu halten und als ein Unglück zu bedauern. Offenbar findet bei dieser Uebersetzung zu dem Publikum ein ähnliches Verhältniß statt, als wie bei einer Schulansgabe zu der Jugend, worüber wir an einem andern Orte ausführlicher gehandelt haben.\*). Die Uebersetzung des Herrn Birch kann als freie Nachbildung natürlich nicht den Zweck haben, wie manche Deutsche, nur der Gelehrsamkeit zu dienen, sondern sie ist dazu geschaffen, dem gebildeten Theile der Nation einen Blick in eine neue Welt zu eröffnen. Diese Bestimmung hat mit der Lachmann'schen rein historisch-philo logischen Kritik nichts zu thun; es durfte vielmehr lediglich der ästhetische Werth berücksichtigt werden, als das einzige wahre Kriterium der Poesie. Ob das englische Publikum durch diese Uebersetzung sich wird für die Nibelungen begeistern können, muß die Zeit lehren. Es ist wohl zu glauben, da seit fünfzig Jahren und länger durch Percy's Sammlung der alten Volksposse, W. Scott, Coleridge, Southey, kurz durch die ganze romantische Schule aufs Beste vorgearbeitet ist, und nicht undenkbar ist es, daß wir nächstens auf dem Continent die englischen Touristen männlichen und weiblichen Geschlechts eben so viel von Nibelungens werden reden hören und die classischen Dörter suchen sehen, als sie bisher nach Scenery gereist sind und German students angestanzt haben.

Damit sich nun der Leser eine Vorstellung von der Form und Behandlung des Gedichts machen könne, heben wir hier ein paar Strophen heraus; zuerst aus dem Zank der Königinnen vor der Kirchenthür:

788. Brunhilda and her female train made halt without the porch:

She thought: „now shall Chriemhild say more, ere she does quit  
the church,

„Of what I have been charged withal by that tongue-daring wife:  
„Has Siegfried boasted of such deed—it surely costs his life!“

789. On came the noble queen Chriemhild, with many a valiant knight:  
To her, enraged Brunhilda said: „I say you halt of right.

„You' ve taxed me with lasciviousness: — give vouchers instantly!  
„From your unsounded chargé I've received great injury.“

790. Then said Chriemhild: „unworthy dame! — you might have let me go.  
„Behold a voucher in the gold I on my finger show!

„That brought to me lord Siegfried from bed whereon you lay!“  
Never did Brunhild in her life endure so sad a day.

791. Said she: „that ring of virgin gold was filched from me by night!  
„And for these many years has been close hidden from my sight!

„Now get I on the certain track of who has been the thief.“  
The twain of highly beauteous dames did fume beyond belief.

\*) Pädagogische Vierteljahrsschrift. 3. Jahrg. 4. Heft. S. 599 ff.

792. Then said Chriemhild: „I will not bear the odium of a thief!  
 „You might have held your naughty tongue, had character been lie!
- „I further prove what I have said — by girdle I have on:  
 „And that I'm not with falsehood charged — Siegfried your fa-  
 vours won!“

Herner aus dem zweiten Theile, wie Dankwart nach dem Fall der Knechte sich durchschlägt:

1874. The cries and shouts of conflict dire no longer filled the hall, —  
 When Dankwart, the bold and strong, rolling his eyes o'er all,  
 Cried out: „Alas, my countrymen! — like heroes, ye have died:  
 „And I stand now amid the foe — beset on every side.“
1875. Rapid and heavy fell their blows upon the single knight;  
 Many a Hunnish wife did mourn her loss through Dankwart's might.  
 He raised his shield above his head — and slaughter dealt beneath;  
 The Hunnish hauberks spouted blood — the knights fell, gnashing teeth.
1876. „Alas! this bootless, bloody fray“, said Adrian's noble child: —  
 „Give room, ye Hunnish knights, that I may leave this slaughter wild.  
 „And my fight-weary body cool, without, in open air.“  
 Thereon he cut himself a path unto the outer stair.
1877. As down the steps he made his way-stout blows did overwhelm;  
 One heard them, as they rapid fell, by clashings on his helm:  
 Those from without, who had not seen the prowess of his hand,  
 Sprang to attack, with furious force, the knight of Burgund land.

Wer die eben mitgetheilten Strophen mit dem Original vergleicht, wird sich überzeugen, daß diese Uebersetzung durchaus eine freie Nachbildung ist; dagegen kann es einem auch nicht entgehen, daß dieselbe zwar den Inhalt und die Zahl der Strophen des Originals wiedergibt, was aber die Form betrifft, nicht darauf Anspruch machen kann, einen dem deutschen Gedichte einigermaßen nahe kommenden Eindruck hervorzurufen. Abgesehen davon, daß die englische Sprache wegen ihrer Formenarmuth und Einsilbigkeit darauf verzichten muß, die Fülle und den Klang des Altdutschen zu erreichen, welches außerdem noch die Wirkung einer in großer Ausdehnung angewandten Alliteration vereinigt; hat sie das größte Hinderniß an dem eigenthümlichen Vers und Rhythmus der Nibelungen, der auf das deutsche Ohr und Gefühl nicht weniger Zauber übt, als der Hexameter auf den Griechen des Alterthums, und auf den Italiener die achtzeilige Stauze. Jedes unverwöhnte deutsche Gemüth hat diese Empfindung eines unreinen Geistes schon bei den Uhlandschen Nachbildungen, wenn es heißt:

„In warmen Sommertagen, wann lan die Lüste wehn“ —  
 oder: „Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr“ —  
 und doch hat Uhland sich noch gar nicht oder in sehr geringem Maße der Freiheiten bedient, welche die Nibelungen-Strophe dem Dichter läßt. Indem nämlich diese Strophe ihre Verse weder nach Silben, wie die Franzosen, noch, wie die Alten, nach Füßen oder rhythmischen Reihen mißt, sondern nur in jedem der Versabschnitte nach einer bestimmten Zahl von Hebungen oder Akten, die Thesen aber ohne alle Beschränkung bald ganz weglassen, bald vor-, bald

nachsehen kann, so erhält sie, ohne jemals das einfache Grundgesetz zu verlängern, noch den durchgehenden Grundton lieben Ernstes zu verlieren, diejenige Beweglichkeit, Abwechselung und Mannigfaltigkeit, welche der epische Vers nothwendig verlangt, sobald er über den Bereich niederkärtiger Balladen- und Romanzendichtung hinaus zur Überwältigung eines heroischen Stoffes von grüßerem Umfange geschickt sein soll. Um uns der allgemein verständlichen Namen zu bedienen: es hält der Nibelungen-Vers im Allgemeinen den iambischen Takt inne, geht aber jeden Augenblick ohne Zwang in trochaïschen Rhythmus über; der leichte, flüchtige Tanz der Dactylen ist ihm so wenig fremd als fürmische Anapästen und schwer schreitende Spondeen; ja, getragen von dem Grundgesetze der zwei mal drei Hebungen, und durch den Reim geschlossen, überwindet er Baothien, Antispasten und alle denkbaren Formen antiker Metrik, ohne das Gleichmaß zu verlieren, hinwollend wie des Meeres Wogen, die im gleichmäßigen Auf- und Absteigen der buntesten Gestalten gleitender, schäumender, stürzender, überschlagender Wasser dunkeln.

Trügt uns nicht alles, so hat die Übersetzung in dieser Beziehung mit dem Original nichts gemein als die reine Neuerlichkeit einer vierzeiligen Strophe, ohne selbst den Wechsel männlicher und weiblicher oder alternirender Reime darzubieten, der wenigstens, wie beim französischen Alterandriner, zu einem Erhaben für die innere Monotonie des Rhythmus dienen könnte. Der Vers selbst besteht nämlich aus sieben Jamben oder vierzehn Silben; selbst der mittlere Abschnitt geht verloren. So bleibt denn nichts übrig als ein im ewigen Tiktak fortlaufendes Klapperwerk, das alles eher als heroische Würde auszudrücken fähig ist. Während die englische Poesie, sobald sie erhalten wird, zum dakylyschen oder anapädischen Rhythmus greift, oder bei gemessenerem Ernst den fünfsilbigen Reim anwendet, muß dieser Siebenfüßler auf die Länge eine komische Wirkung hervorrufen, wie sie bei der niederen Ballade stattfindet, und es kann keinem, der unsere Übersetzung auch nur flüchtig durchblättert, entgehen, daß sich derselbe Ton auch dem Übersetzer nach einer unvermeidlichen Nothwendigkeit aufgedrängt hat. So sagt z. B. (Vers 406) Günther zur Brunhilde:

*My head upon't, I win the game —*

eine Betheuerung, die man schwerlich anders als einen communen Fluch nennen kann. Eben so ist es Vers 1721, wo Chriemhild bei Hagen Siegfrieds Schwert entdeckt und über den Aublick desselben in Gram und Trauer versetzt. Während das Original einen ganz reinen Eindruck macht, fällt die Übersetzung in den Bänkelsängerton des Abts von St. Gallen:

*Chriemhilda saw it; and could vouch, 't was Siegfried's, by te mass!*

Es kann auch nicht anders als komisch herauskommen, wenn dem jungen Hunnenprinzen ein ABC-Schulmeister zum Wärter gegeben wird:

1899. Then Hagen slew the learned clerk who taught the prince to read.

The Tronyie chief of matchless strength with one blow did the deed.

He severed from the trunk his head, which rolled beneath the board.  
For his instructive lessons, oure, it was a sad reward.

Wir schließen mit diesen Andeutungen, da wir glauben, daß das ganze Werk für Deutschland kein anderes Interesse haben kann, als daß die Literatur Notiz davon nehme. Es muß den Engländern, als denen mehr daran liegt, überlassen bleiben, es einer genauen, umfassenden Kritik zu unterwerfen.

1. Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. Nicolaus Bach, vormaligem Director des Gymnasiums zu Fulda. Untere Lehrstufe. Erste Abtheilung. 3. Auflage, besorgt von Dr. A. Bilmär, Gymnasial-director zu Marburg. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter. 1848. X. und 233 S.
2. Deutsches Lesebuch für die untern Klassen höherer Unterichtsanstalten, (Bezirksschulen, Bürgerschulen &c.) von J. M. Straub, Rector der Bezirksschule zu Muri im Aargau. Alarau und Thun, Verlag von J. J. Christen. 1847. VI. und 246 S.
3. Deutsches Lesebuch für die untern Klassen höherer Lehranstalten. Von R. Auräus und G. Gneulich, ordentlichen Lehrern an der höhern Bürgerschule zu Breslau. Mit einem Vorwort von Dr. C. A. Kletke Director der höhern Bürgerschule zu Breslau. Breslau, Ferdinand Hirt's Verlag. 1847. IV. und 304 S.
4. Neues deutsches Lesebuch von Carl Oltrogge. Hamburg und Leipzig. Verlag von Georg Heubel. 1848. IV. und 432 S.

Die alljährlich steigende Vermehrung deutscher Lesebücher für höhere Schulanstalten ist in Beziehung auf die meisten dieser Bücher wenigstens insofern ein günstiges Zeichen, als daraus die größere Würdigung des deutschen Unterrichts sowie das Streben hervorgeht, denselben möglichst zu vervollkommen. Planlos zusammengestellte Musterstücke, wie derartige Bücher aus früherer Zeit sie darboten, sind keineswegs verdrängt; und Lesebücher, die es ausschließlich auf direkte religiöse und moralische Bildung des Schülers abgesehen haben, dürfen sich wohl nur noch eines sehr geringen Publikums erfreuen. In den besseren deutschen Lesebüchern neuerer Zeit findet man ein mehr oder minder wohl gewähltes und wohl geordnetes Material von Musterstücken zur Verfolgung allgemeiner und besonderer sprachlicher Zwecke. Aber auch hier werden Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes sehr verschieden sein müssen, je nachdem es die Gesichtspunkte sind, von denen aus das Bedürfniß der Schüler — wir reden hier vorzugsweise von denen der untern Klassen — in's Auge gesetzt wird. — Wir unterscheiden besonders zwei Richtungen, die sich überhaupt und namentlich auch in den oben verzeichneten Lesebüchern, mit Ausnahme von Nr. 4., aussprechen.

Die einen wollen, um mit Bilmär's Worten (Vorrede zu Bach I. S. V.) zu reden „zunächst nur dichterischen Genuss, durch diesen aber dichterisches Verständniß gewähren.“ „Nicht darum, den Verstand vorzugsweise zu beschäftigen, zu belehren, und „Mügliches“ mitzuteilen, galt es ihm (Bach) und soll es nach seiner Ansicht den Lehrern gelten, welche sein Buch gebrauchen, sondern darum, das Gemüth über die abweichende Orthographie weiter unten!) anzusprechen, das Gesamtgefühl des Menschen, auf welchem alle Dichter-

befähigung und alles Dichterverständniß ruhet, in der Jugend zu wecken, und es ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß alle Dichtung aus dem tiefsten Bedürfniß der menschlichen Seele, nicht aus Absicht und Willkür und Spielerei hervorgehe.“ — Diese wenden sich also fast ausschließlich an das Gemüth des Schülers; sie führen ihn eben nur in den Blüthenhain unserer Dichter, und lassen ihn in den Wohlgerüchen und Düften desselben schwelgen; ihr Zweck ist dichterisch-ästhetische Bildung; von jeder grammatischen oder praktischen Bestrebung sich fern haltend. Demgemäß abstrahiren sie bei der Wahl ihres Lesestoffes gänzlich davon, daß der deutsche Sprachschatz noch Anderes als Poesien in sich habe. Sie holen ihre Blüthen vorzugsweise aus dem Dichtergarten der romantischen Schule, und winden ihren Strauß bloß aus Fabeln, Märchen und poetischen Erzählungen.

Diese Richtung ist unter den oben verzeichneten Schriften durch das Lesebuch von Bach repräsentirt. Die andere Fraktion geht mehr darauf aus, den Sprachschatz des Schülers durch das Lesebuch zu vermehren. Zwar will auch sie an Musterstücken den Sinn für Edles und Schönes in dem Schüler wecken und beleben, und ihn in dichterischen Genüssen sich ergehen lassen. Aber sie stellt den Zweck der Sprachbereicherung des Schülers und seine Fähigung in Rede und Schrift wenigstens neben jenen ästhetischen, gemüthlichen. Sie führt den Schüler nicht allein in die blühenden Auen der Dichtkunst, indem sie ihm poetische Stücke mancherlei Art vorführt; sondern sie will auch seine Sprachfertigkeit und Sprachgewandtheit durch musterhafte Beschreibungen und Schilderungen des Nealen, auch in Briefform, durch Mittheilungen von historischem Inhalte u. s. w. vermehren und erhöhen. Sie wählt absichtlich Stücke, die sich vorzugsweise zu mündlicher und schriftlicher Wiederholung, zu Nachbildungen, zu stylistischen, logischen und grammatischen Übungen eignen. — Solcher Art sind wohl die meisten Lesebücher für die untern Klassen höherer Schulen, und unter andern gehörenden auch Nr. 2. und 3. zu dieser Kategorie.

Sicht man von geringen Modificationen, von localer und religiöser Färbung ab, so möchten in vorstehenden Umrissen die beiden Hauptrichtungen charakterisiert sein. — Die Frage aber, welche von beiden der Natur und dem Bedürfniß des Schülers auf der untern Stufe und nach Lage der Schulen am angemessensten sei, muß an einem andern Orte beantwortet werden.

Wir wenden uns zu unsern Lesebüchern selbst.

Das Bach'sche Buch hat schon vielseitig Anerkennung und Eingang gefunden, wie seine binnen kurzer Zeit erfolgten drei Auflagen beweisen. Es ist aber auch in der That, von seinem Standpunkte aus beurtheilt, ein gutes Buch. Die Auswahl der Stücke ist mit Geschmack und pädagogischem Takte getroffen, und wird den vorgestellten Zweck nicht verfehlen. Sollten wir in dieser Beziehung etwas ausspielen, so würden wir sagen, daß uns manche von den Märchen und Erzählungen aus dem prosaischen Abschnitte viel zu lang sind und daß die Bearbeitung der Nibelungen sage außerst trocken ausgefallen ist. Erzählungen von acht, elf oder gar siebzehn Octavseiten lang vermag ein Schüler von Sexta oder Quinta schwerlich aufzufassen und zu behalten, und was man nicht behält, hat und genießt man auch nicht. Wie weit übrigens die verbessерnde und vermehrende Hand des Herrn Dr. Vilmar bei dieser 3. Auflage thätig gewesen ist, können wir nicht beurtheilen, weil uns die ersten Auflagen nicht näher bekannt geworden sind. Von Hrn. Vilmar hören wir

in der Vorrede (S. VIII.) selbst, „daß er in dieser 3. Ausgabe dafür gesorgt habe, einen Zweck wieder zu erreichen, welcher dem Verfasser (Bach) bei der 1. Ausgabe nahe am Herzen lag, den jedoch die 2. Ausgabe, ich weiß nicht aus welchem Grunde? jedenfalls aber unbefugter Weise aus den Augen gelassen hatte. Es ist die Zurückführung einer, wenigstens annäherungsweise richtigen und die größten Willkürlichkeiten der Gottschd.-Abelungsschen Zeit beseitigenden Orthographie, wie dieselbe von dem Zustande der deutschen Sprachwissenschaft heut zu Tage gefordert wird, und wie sie der Verfasser als die für sein Buch allein zulässige nach reiflicher Besprechung mit mir erkannt hatte.“ Demnach will nun Herr Vilmar das § wieder in seine alten Rechte eingeführt wissen, und schreibt: Verfasser, müßen, Wissenschaft, bewußt (doch kommt auch Sprachbewußtsein vor!) ic. Ebenso: gieng, fieng, hieng und Not, wie er überhaupt das h hinter dem Auslante t anzumerzen bemüht ist. Wir haben nichts dawider, wenn die Förscher in der Muttersprache das Resultat ihres Fleißes mittheilen und in ihren sonstigen Schriften davon Gebrauch machen, müssen aber hinsichtlich eines Schulbuches besonders für die untern Klassen, wünschen, daß die einmal adoptierte Orthographie so lange darin beibehalten bleibe, bis das, besonders in diesem Stücke — „sonverane“ Volk der Erwachsenen eine Aenderung gut heißt. Welche Verwirrung, wenn plötzlich der Schreibgebrauch ignoriert werden sollte! Gegen gieng, fieng u. dgl. entscheidet überdies die Annsprache des größten Theiles von Deutschland neben dem allgemeinen Gebranche. Zudem will der Eine diese Früchte seiner Studien zu Markte bringen, der Andre jene; Herr Wackernagel, der ebenfalls in seinen sonst vertrefflichen Lesebüchern purifizirt und rectifizirt, hat mit Hrn. Vilmar die Verschwörung gegen das ß gemein, doch läßt er das h hinter dem Auslante t noch Gnade finden, und schreibt Not, Fluth ic., hat aber wieder andere Abweichungen vom herrschenden Gebrauche. Wir kennen aus vielseitiger Erfahrung versichern, daß viele Lehrer Anstand nehmen, solche Bücher in ihren Schülern einzuführen, was der sonstigen bedeutenen Vorteile dieser Schriften wegen zu bedauern ist.

In Nr. 2 haben wir die erste Abtheilung eines deutschen Lese- und Sprachbuches vor uns, der noch andere für die obern Klassen folgen sollen. Der Verfasser hat, in Rücksicht darauf, daß die Schüler auch schriftliche Arbeiten zu liefern haben, die deutschen Stylgattungen und Arten möglichst erschöpft in den mitgetheilten Musterstücken darzulegen gesucht. Seine Auswahl ist demnach eine sehr reichhaltige, und meistens auch gelungene aus Schriftstellern von Gehner, Gleim und Weisse an bis zu denen der neuesten Zeit. Hinsichtlich der Classicität mancher Stücke, besonders bei den Beschreibungen und Vergleichungen, möchte der Herr Verfasser bei einer neuen Auflage wol noch bedeutend zu rüchten haben. Was nicht wahrhaft schön ist, sollte aus einem Schulbuche für jüngere Schüler durchaus wegleiben. Ueberdies kommen uns manche unter den prosaischen Stücken für das betreffende Alter zu schwer vor. — Bei einigen Stücken ist die Angabe der Autoren eine irrtümliche. So ist S. 52, „Das Habermus“, nicht von Echtermeyer, sondern nach Hebel, und S. 210, 211 sind wohl aus Dieterweg's Lesebuche, aber nicht von Dieterweg. — Noch einige Bemerkungen zu einzelnen Stücken. Märchen sollten nur in ein Lesebuch aufgenommen werden, wenn sie简nig und ächt poetisch sind; das „Moosweibchen“ scheint uns nicht dabin zu gehören; „Schu-

sterkritik", S. 20, paßt nicht für diese Stufe, ebenso wenig „Die Baumranke und der Klee“, S. 21 und Nr. 37 S. 22. — Lessing's „Der Rabe und der Huchs“ würden wir neben der ursprünglichen Fabel von Aesop aufgestellt haben. Statt 112 S. 79 wäre uns lieber die bekannte Bearbeitung von Wehnert. — Nr. 114 S. 80 ist nicht glücklich verändert. — Sprichwörter würden wir lieber durcheinander geben, und sie von den Schülern ordnen lassen. — Obgleich das Ganze eine bedeutend schweizerisch nationale Färbung hat, so dürfen wir doch dem Buche eine Verbreitung auch in andern Ländern, „soweit die deutsche Zunge klingt“, wünschen.

Das Buch von R. Auras und G. Gneislich unterscheidet sich wesentlich nicht von dem vorigen; doch ist die Auswahl der Stücke noch sorgfältiger, und das Ganze macht einen guten Eindruck, weshalb man das Buch mit gutem Gewissen allen solchen Lehrern empfehlen kann, welche die zweite der oben bezeichneten Richtungen einschlagen. Nr. 260 erinnern wir uns, schon vor 36 Jahren gelesen zu haben, als A. Dieserweg noch nicht schrieb, und kennen daher auch nicht glauben, daß die Erzählung von ihm sei. — Nr. 80 S. 289 ist von Krummacher und nicht von Goethe.

Von Nr. 4 braucht man nur Titel und Vorrede zu lesen, um alsbald zu wissen, mit was für einem Opus man es zu thun habe. Der Titel: „Neues deutsches Lesebuch“ erinnert an den Beifaz auf Jahrmarktsliedern: „Gedruckt in diesem Jahr.“ Und in dem neunzeiligen Vorwort erzählt Herr Karl Oltrogge Folgendes: „Die Aufforderung des Herren Buchhändlers G. Heubel in Hamburg, der ein bei ihm erschienenes kleines Lese- und Bilderbuch (!) in zwei Theilen durch einen dritten Cursus zu vervollständigen (!!) wünschte, hat mich veranlaßt, dies neue Lesebuch anzuarbeiten. Es enthält bis auf einige Gedichte, deren Wahl sich nicht gut vermeiden ließ (!!), nur Stücke, die nicht in meinem größern Lesebuche enthalten sind.“ Und wagt den Wunsch auszusprechen: „Möge auch dies neue Lesebuch, das freilich eine schon sehr große Anzahl vermehrt, freundlich aufgenommen werden.“ — Wir können diesen Wunsch des Herrn Oltrogge unsferseits leider nicht erfüllen. Sein Buch ist ein Meisterwerk ohne allen pädagogischen Werth, allenfalls ein Buch zum Lesen, aber kein Lesebuch für Schulen, wie man es von einem denkenden Lehrer unserer Tage erwartet. Es ist doch in der That nicht damit gut, daß man Märchen, Erzählungen u. s. w. ohne Plan zusammenstöppelt, und nun „Neues deutsches Lesebuch“ davorsetzt. — Das Stück „Sibirische Wanderung“ S. 88, kennen wir in weit besserer Lesart, und die Wahl von Nr. 21: „Der Diensteifer“ zeigt von wenig pädagogischem Takte. Weiter kennen wir uns auf die Beurtheilung des Buches nicht einzulassen.

Papier und Druck sind bei allen vier Büchern lobenswerth. — Schade, daß bei derartigen Büchern die Preise nicht zugleich mit angegeben worden sind.

Elberfeld.

Cornelius.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 7. Band.: Mai und Beaslor. A. u. d. Z.: Mai und Beaslor. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrh. Erster Druck. Leipzig. Göschén. 1848. 24 Sgr.

Der Verfasser dieses Gedichtes, welches nur in zwei schlechten Handschriften in München und Fulda erhalten ist, hat sich nicht genannt. Er war vielleicht Ritter, sicherlich arm und wenig gebildet, seine Quelle ist eine mündliche Erzählung nach einem französischen Gedichte. Seine Heimath war wahrscheinlich Franken, Bayern oder Österreich. Das Gedicht verräth große Unbehülflichkeit, nur innere Zustände sind öfters ergreisend geschildert. Der Dichter lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Er kannte Wolfram und Gottfried und wahrscheinlich Reinbot von Turne. Das Thema des Gedichts ist der Sieg der geprüften ehelichen Treue, die Geschichte der geduldigen Helena in einfachster Gestalt. — Beaslor, ein Auskund von Schönheit und Tugend, flieht vor ihrem Vater, König Telen von Rom, durch Hülfe ihres Pflegers Roboal und dessen Weibes auf einem Schiffe. Dies landet am Ueckste des Landes des schönen Fürsten Mai, von dem das Land Mailand heißt. Sie weigert sich ihren Namen zu nennen, der junge Fürst ehlicht sie aber, worüber seine Mutter voll Verdruß sich entfernt. In der Abwesenheit des Fürsten gebiert Beaslor einen schönen Knaben. Der zum Fürsten gesandte Vate wird von der Königin Mutter mit einem falschen Briefe versehen, daß Beaslor die Ehe gebrochen und ein Ungethüm geboren habe. Der Fürst vor Schrecken befiehlt, Mutter und Kind wohl zu hüten. Die alte Königin schiebt aber einen andern Brief unter, worin Beaslor's Tötung befohlen wird. Die Räthe bewegen sie zur Flucht auf dem Schiffe; in der Stadt wird ihr Tod ausgesprengt. Das Volk zieht wütend dem Könige entgegen, die Unschuld wird ermittelt, der Fürst tödet selbst seine böse Mutter. Das Schiff landete aber in Rom und ward von Roboal empfangen. Beaslor und ihr Kind blieben bei ihm, das Kind gibt Roboal für sein eigenes aus. Mai indeß führt ein Büßerleben. Auf Anrathen seiner Räthe wallfahrtet er nach Rom. Dort wird er von Roboal empfangen und bei Tische die Erkenntnung herbeigeführt.

Hersfeld.

Hölscher.

Mozin's vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. Durchgesehen und vermehrt von Dr. A. Peschier, -Prof. an der Universität zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1843—46.

Es ist ein wahres Wort, was der alte Schrevelius in einigen dem Titel seines griechischen Lexikons beigefügten lateinischen Distichen sagt, daß man den infernalen Dualen eines Tantalus, Eisyphus und Iren mit Ang und Recht noch die Ausfertigung von Wörterbücher zuzählen könne. Ist es doch wenigstens klar, daß solche Arbeiten, zumal wenn sie über die einer ewigen Weiterentwicklung und einer gränzenlosen Bereicherung fähigen lebenden Sprachen verbreiten, nie Ziel oder Gipfel erreichen, nie zu Ende kommen können.

Um so größerer Dank gebührt den Gelehrten, die in Sammelfleiß und Forschungsgeifer nicht ermüden, und Geist und Kraft mit Lust und Liebe an die Vollführung solcher Riesenbauten setzen, die freilich ihres großen Umfangs wegen, wie auch vorliegendes Werk, nicht Eines Mannes sein können, immer doch aber dem Architekten, der den Riß macht, und das Ganze ordnet und zusammenfügt, die höchste Ehre bringen. Doch auch der Leser und Benutzer von literarischen Productionen dieser Art kann in Hinblick der Mühe, Anstrengung und Pein, die ihr Studium und Gebrauch mit sich bringt, von Hellenmartern sprechen, wenn Planlosigkeit und Unordnung, Unbestimmtheit und confusus Wirrwarr darin herrschen, und klare Über-sichtlichkeit und transparentes Licht vermisst werden. Ein je besserer Sisyphus aber der Lexigraph desto leichteres Spiel hat der Leser, und man könnte eine brennende Kerze mit dem Motto „aliis inserviendo consumor“ auf das Titelblatt jedes tüchtig und zweckdienlich ausgearbeiteten Wörterbuches setzen. Daß das Werk des sel. Abbé Mozin ein höchst verdienstliches, von Seiten seines umfassenden Reichthums sowohl, als seines trefflich angelegten Planes und der rationalen Vertheilung des Stoffes wahrhaft mustergültiges, durch einen wohl berechneten Aufwand der passendsten Kunstrisse compendiöser Mittheilung äußerst brauchbar und mannigfaltig belehrend war, darüber wird unter Allen, die sich derselben zum Behufe eines tiefen Eindringens in den französischen Sprachschlag bedient haben, und noch bedienen, nur Eine Stimme sein. Nachdem das Werk vergriffen, konnte eine neue Bearbeitung in keine geschicktere Hände gelegt werden, als die des andern Herausgebers, der, man klicke wohin man will, als ein recht würdiger Sospitator und Regenerator derselben erscheint. In der sehr gut geschriebenen Vorrede sagt Herr Professor Peschier: Il ne s'agissait de rien moins que de grossir le régiment sans agrandir les cadres, et de serrer les rangs de cette phalange si compacte, sans dégarnir ni le centre ni les ailes, afin d'y incorporer cette foule de mots nouveaux dus au progrès de l'industrie, des sciences et des arts, et qui demandent chaque jour à s'envoler. Das sinnreiche Bild, das er damit gewählt hat, Tendenz und Schwierigkeit seiner Aufgabe, welche keineswegs einem totalen Neubau gleichsam zerfallener Ruinen, sondern nur einer sorgfältige Revision des Ganzen in sich enthielt, zu bezeichnen, trifft zwar nicht voll Treue zu, weil dabei eine Verwechslung von arithmetischen und geometrischen Verhältnissen zu Grunde liegt, und der Stein oder Stock eines Regiments und der Bestand der mit dem Einerereignen der successiv anlangenden und zum Corps abzufenden Recruten beauftragten Ober- und Unteroffiziere des Depots mit den dichter oder looser geschlossenen Gliedern, der ins Feld rückenden Massen Nichts zu thun hat; indessen liegt darin eine passende Andeutung des Verfahrens, das Herr P. befolgt hat. Er hat die Schlachterordnung, möchte man sagen, aus lauter Kerntruppen gebildet, und alle Lückenbürger, alles irgend entbehrliche Beiwerk ausgeschieden, und auf solche Weise hat er es mittels mancher Strategeme der Raumersparnisse, Weglassung von Absägen im Drucke, wo sie nicht unumgänglich nothwendig waren, u. dgl. möglich gemacht, viel Neues und dabei Wesentliches aufzunehmen. Nicht blos eine Menge solcher Ausdrücke, welche der raslose Fortschritt in Wissenschaften und Künsten für so viele neue Erfindungen herbeigeführt hat, ist nachgetragen, sondern auch Vieles, was in neuester Zeit in Wörtern und Redensarten alltäglicher Composition auf-

geskommen ist, hat seinen Platz gefunden. Daß er nicht alle Wendungen und Benennungen der Dinge, welche sich die letzten Romantiker erlaubt haben, seinen Spalten einverlebt hat, deswegen vertheidigt er sich im Vorworte mit der Erklärung, daß solchen neuen Aufkommlingen ihrer Abnermität wegen kein Bürgerrecht zu gestatten sei, wobei er freilich nicht erwogen hat, daß dem Leser, wenn auch noch so fantastisch stilisirter Werke, wenn sie einmal ihret Genialität wegen zu kennenswerthen Bestandtheilen der Nationalliteratur gehören, nur daran gelegen sein müßt, sämtliche Neologismen zu verstehen, damit ihm der Genuß des Ganzen nicht verschlossen bleibe. Der Lektorograph soll kein ästhetischer oder rhetorischer Kritiker sein, sondern dem Naturforscher und Ethnographen gleichen, der auch alle Monstrositäten und Bastardgebilde in seine Nomencalatur hineinzustellen, und von allem Verlehrten und Widerwärtigen im moralischen und physischen Zustande der Völker Bericht zu erstatten hat. Wie würde man sich nicht z. B. mit einem griechischen Wörterbuch getäuscht finden, worin man die Phrasologie eines Lykophron, der fast Nichts bei seinem rechten Namen nennt, gänzlich unerwähnt sähe. Auf Etymologie erklärt sich der Herausgeber nur insofern einzulassen zu wollen, als er den Ursprung französirter, aber eigentlich aus den übrigen lebenden Sprachen Europas entlehnten Wörter in ihren Quellen nachweisen werde, weil chaque lecteur instruit die griechischen und römischen Wurzeln von selbst entdecken könne. Letzteres ist im Allgemeinen ganz richtig und es hätte auch eigentlich ein doppeltes Lexikon geschrieben werden müssen, wenn die antiken Sprachen überall hätten herbeizogen werden sollen. Indessen möchte Ref. fragen, ob nicht mancher lecteur instruit, der nicht nothwendig ein l. savant zu sein braucht, in großer Verlegenheit gerathen würde, wenn man ihn auf das Gewissen fragte, woher wohl der Ausdruck *remorque* stammte, und, brächte er auch das lateinische *remulius* richtig herans, so würde er es doch schwerlich auf *γραυίζω*, und dieses auf *γραῦο*, temo, und ξω, traho, zurückzuführen wissen. Bei dergleichen Punkten muß man allerdings, soll die Gründlichkeit so weit getrieben werden, noch andere Sprachen ins Schlepptau nehmen. Uebrigens ist auf die modernen Sprachen nicht gar viel zu solchen Erörterungen Rücksicht genommen, was bei der nothwendigen Gedrängtheit und dem rein practischen Zwecke des Werkes auch nicht zu tadeln, nur wo eine natürlich entstehende Wissbegierde im Vorbeigehen Besriedigung verlangt, hätte es allerdings nicht schaden können, eine auslärende Bemerkung hinzuzufügen. So zu charlatan, was eine absurde Tradition unter den Aerzten von einem Pariser Practiens, der Latan geheißen habe, und von seinem Wagen abzuleiten pflegt, wo aber das italienische *ciarlare*, in den Tag hineinschwazzen schon das nöthige Licht gibt. Desgleichen möchte bei dem allerdings dunkeln, in dieser dritten Ausgabe hinzugekommenen Seide vielleicht die Vermuthung geäußert werden dürfen, daß es dasselbe Wort sei, womit die muhammedanische Chalifengeschichte die Familienhämpter der ganzen Nachkommenschaft Ali's, des Vatters und Schwiegersohnes des großen Propheten bezeichnet. Diese Seids (Herren) erscheinen als Führer der Schiiten in Persien, den sie bitter anfeindenden Sunnitzen gehässige Creaturen und Helfershelfer des Machthabers und Oberhauptes der Heterodoxie. Si quid novisti rectius istis, candidus imperli, si non etc. Daß sehr viel Nenes dem, der sich diese neue Bearbeitung anschafft, große Freude machen wird, will Ref. nur aufs Gerathewohl hie und da hineingreisend, mit einigen Beispielen belegen. Capucine,

Ladestötring — canard, einzelner, besonders ausgeteilter Zeitungsartikel, und donner des canards à qcl., Einem Etwas aufbinden, — tenir la dragée haute, mit leeren Versprechungen hinhalten, — brioche, Schnizer, Budel, Bock, — brin blanc, Art Colibri, Weißschwänzchen, brin bleu, mexikanischer Blauspecht, brin d'amour, eine Pflanze, mourelier piquant de St. Dom, dont les fruits consits excitent à l'amour. Sehr viel Zusätze unter fil; f. de laiton à carcasse, Kartaffen-, Haubendrath, — f. à cardé ou passe perle. Kratzdrath, f. de Bonlogne, Kränz-Paternosterdrath, f. en garettes, hohlrunder Drath, f. d'instrument, Seitendrath, f. en cul, Tabakspfeife (sollte besser Pfeifenkopf gegeben sein; denn da es unter die Terminologie der Botanik eingereiht ist, muß es eine Pflanze sein, ohne Zweifel die bekannte, von unseren Gärtnern so benannte Zierpflanze Aristolochia Siphon) poser, v. n. einem Mater führen. Remorqueur, Locomotive, — videpoche, Papier- oder Kehrichtkorb, als Luruismöbel, c'est le tu autem, da liegt der Hase im Pfesser. u. s. w. u. s. w. Ex ungue leonem, der eigne Gebrauch wird eine reiche Grundstiefern.

Dagegen liegt es in der Natur der Sache, daß lebendiger Verkehr mit Nationalfranzosen und Tageslecture noch neue Buthaten wird liefern können, hier, wie es Ref. gerade einfällt, Eins und das Andere. Billig sollten sich in Zeitschriften, wie diese, recht viele Sachkundige vereinigen, zur vervollständigung des vortrefflichen Wörterbuches, jeder sein Scherlein beizutragen. So z. B. gleich sommité, welches Wort Herr P. in seinem Berichte sehr richtig für das deutsche Illustration oder Notabilität in literarischer Hinsicht gebracht, und doch im Lexikon in dieser Bedeutung nicht aufgenommen hat. Unter fauteuil fehlt f. ganache, ein Wiegelehnsstuhl. (Es hängt vermutlich mit der angegebenen Bedeutung „Hampelmann“ zusammen.) Unter biaiser ist die active Geltung des schräg Schneidens übergegangen, z. B. cartes biaisées. Bei monstache fehlt die Redensart porter des monstaches universitaires, ein Veteran im Lehrersache sei. So auch taravisse=barre de fer, instrument de charretiers. Zu brin wäre hinzuzufügen b. de marche, Räzensprung. Zu fil noch fil de bois, Holzspahn zum Anzünden, woraus wahrscheinlich das auch im Französischen vorhandene fidibus entstanden ist. Zu obigem capucine die Wendung jusqu'à la quatrième capucine, z. B. nous voilà assis dans la merde jusqu'... vom Verfinken in grëßter Noth.

Hin und wieder hat Herr P. auch die Anordnung der Bedeutungen verbessert, und durch Ausbessern des Unnöthigen Raum gewonnen; so z. B. stand vorher fil de pitte (ohne Erklärung — nämlich Faser, Rippe der Agave) fälschlich unter Metalldrath. Jetzt fehlt es ganz, mit Recht, da sich der Ausdruck von selbst erklärt. Fil à monle, Schafdrath ist hier richtig rangirt, früher falsch unter „Faden.“ Im deutsch-französischen Wörterbuche war früher hase pleine unter „Hase“ gestellt, jetzt ist es weggelassen, da es unter „Häsin“ doch folgen müste. Druck und Papier ist ausgezeichnet gut, und insofern darf das Werk zum eifrigeren, hier auf alle nützliche Weise erleichtertem Studium angelegentlich empfohlen werden, und wird gewiß zur Förderung einer Sprachkenntniß dienen, die jedem Gebildeten so ganz unentbehrlich ist.

---

## Programmenschau.

---

Formen und gebrauch des satzartikels oder der conjunction  
daz bei Hartmann von Aue. Eine grammatische studie  
von Dr. Hornig. Programm der Ritteracademie in  
Brandenburg 1847.

Der Verfasser liefert in dem vorliegenden Programm eine vollständige Monographie des Satzartikels daz (daz), wie derselbe bei Hartmann von Aue gebraucht wird, und gibt dadurch zugleich eine Probe seines unter der Feder befindlichen Glossars zu dem Erec, herausg. von M. Haupt, Leipzig 1839, zu dem Gregorius, herausg. von K. Lachmann, Berlin 1838, zu den liedern und büchlein und dem armen Heinrich, herausg. von M. Haupt, Leipzig 1842 — in Betreff des Jwein verweist er auf Benecke's Wörterbuch — und wünscht, daß diese Probe eine captatio benevolentiae werden möge.

Zuerst zieht der Verf. die Form, in welcher der Satzartikel auftritt, in Betracht; seine einfache Erscheinung daz, seine Zusammenziehung mit den Personalpronomen du (dazt), es und si vor Vokalantlaut (dazs uns, dazs einen), und die Apokopeirungen und Verschleifungen mit dem folgenden Worte z. B. deich — daß ich — deir — daß er, daß ihr — deiz — daß es.

Ausführlich und logisch-grammaticisch, überaus gründlich angeordnet ist die Abhandlung über den Gebrauch und die Bedeutung des Satzartikels. Da derselbe immer den Nebensatz einleitet, so müßten die Arten der Nebensätze, in welchen er auftritt, unterschieden werden. Diese sind nach des Herrn Verf. Anschauungsweise: 1) Erklärende und ergänzende; 2) bedingende Nebensätze; 3) Ausnahmesätze; 4) wunschende und verwünschende Nebensätze; 5) Modals- und Kausativsätze; 6) Temporalsätze; 7) kausale Nebensätze; 8) Finalesätze; jede dieser 8 Gruppen von Sätzen ist wieder nach Form und Bedeutung grammatisch gegliedert, wobei in Betracht gezogen ist: zuerst das Modusverhältniß des Nebensatzes (Indikativ und Konjunktiv), dann die Stellung des Nebensatzes zu dem Hauptsatz, ferner die Art der Ergänzung, die der Nebensatz ausdrückt, und endlich der Umstand, ob im Hauptsatz ein Pronom, und wenn das der Fall ist, welches auf den Nebensatz hindeutet. Auf diese Weise entsteht eine große Menge von Unterabtheilungen und Gliederungen, und es gibt sich in denselben eine außerordentliche Mannigfaltigkeit unterschiedener Schattirungen des Gedankenausdrucks und.

Bei jeder besondern Erscheinung des Satzartikels sind die betreffenden Stellen aus den genannten Dichtungen Hartmann's von Aue wörtlich mitgetheilt mit Angabe des Buches und des Verses, wo sie in den zu Grunde gelegten Ausgaben vorkommen.

Die grammatische Anordnung würde sich einfacher darstellen, wenn die unter 1) als „erklärende und ergänzende“ ausgeführten Nebensätze von den andern unter 2) bis 8) als eine unterschiedene Art abgesondert wären. Die Nebensätze unter 1) sind Kasussätze, die entweder einen angeführten Gedanken oder einen abstrakten Begriff ausdrücken; die unter 2) bis 8) enthaltenen sind Adverbialsätze. Auch würden die Nebensätze unter 2) (bedingende Nebensätze), 3) (Ausnahmesätze) und 8) (Finalsätze) füglich eine besondere Gruppe bilden können, indem sie alle eine kausale Bedeutung haben; und unter den Nebensätzen der Weise, 5) (Modal- und Konsekutivsätze), finden sich viele, die nicht sowohl ein Verhältniß der Weise, als vielmehr der Intensität ausdrücken, z. B. Er. 122. des scham ich mich so sere daz ich iuch nimmer mère fürbaz getar schouwen. Auch kommen hier und da Ungenanigkeiten vor; so steht der Nebensatz unter I, 1, a, dd, 5 „den gräwen nam groz wunder daz si so besunder an dem tische säzen und niht mit ein ander äzen“, nicht mit dem Objekt des Hauptsatzes in dem Verhältniß eines attributiven Genitivs, sondern der Nebensatz ist als Subjekt des Hauptsatzes anzusehen: ihr sondersbares Benehmen (Subjekt) bestimmt den Grafen. — Uebrigens verdient diese sehr anschauliche und übersichtliche Darstellung des Satzartikels die Beachtung der Philologen, und die fleißige Arbeit alle Anerkennung.

— c —

---

### Abriß eines Neubaues der Sprachwissenschaft auf deutschem Grunde von L. H. H. Langensiepen. Programm der Realschule in Barmen 1848.

Der Verf. geht von dem Grundsätze aus, daß eine allseitig klare Darstellung in der Muttersprache nicht durch die einseitige Hülfte dieser Sprache, sondern nur durch ihre ebenfalls allseitige, vollständige Anwendung erreicht werden kann. Er beleuchtet deshalb in der Einleitung zuerst das Mißliche der Fremdwörteranwendung, indem er vor der jetzt so allgemein geworbenen Freiheitnigthnerei in diesem Stücke auf das Erschöpfendste mit ernsten Gründen warnt, und hebt darauf in einer Berührung der Geschichte der Sprachwissenschaft den grellen Gegensatz hervor, in welchem die hergebrachten, meist von Neuerlichkeiten entlehnten Kunstausdrücke der Sprachlehre zu den tief eindringenden Forschungen der Neuzeit stehen blieben. Der Name ist kein bloßes Zeichen, das man etwa nur zu verstehen glaubt, wie Manche meinen; dieses bloße Zeichen stellt sich, wenn unbezeichnend, ebenso tott dar, als das Fremdwort gegenüber dem lebensreichen Mutterlante. Sprache überhaupt nennt der Verfasser die entweder sinnliche oder geistige Neuerung des selbstbewußten Innern.

I. Lautlehre. Laute wie Mutterlaute sind als Stufenpaare hingestellt: Urlaute 6, Umlaute 4 (Zwielalente 3); Gaumentaßlaute (ng und r), Gaumendruck- und Stoßlaute, ebenso je zwei Zungen- und Lippentaß-, Druck- und

Stotzlante, zusammen 30 Laute ohne den Hauch h. — In Bezug auf die Schreibung sind die Laute: einnamige und mehrnamige (ug, ch, sch, Dehn- und Schärfsaare, wie ee und tt), die Buchstaben: einfache und Doppelbuchstaben (r, z). Eine „natürliche“ Rechtschreibung fehlt in allen Sprachen, da Laute und Lautzeichen nirgends vollkommen übereinstimmen; aber — bemerkt der Verf. zum Schluß —: „die Rechtschreibung ist ein verzogenes Kind, das sich nichts sagen läßt.“

II. Wortlehre. „Aus der Natur der Verhandenheiten, die sich in Wesenheiten und Beschaffenheiten sondern,“ wird entwickelt, daß nur 4 Wortarten möglich sind: Dingwörter, Thatwörter (verba), Dingbeiwörter, Thatbeiwörter (praepositiones) und Thatbeinbeiwörter (conjunctiones) sind nur 2 Unterarten der Thatbeiwörter. In den Wortarten als 3 Wörtergruppen vereinigt finden sich: Formwörter (fremde Wörter, auxiliaria), Ersagwörter (pronomina) und Zahlwörter. Die Saglante (interjectiones) sind Vertreter eines ganzen Satzes. Alle Wörter sind Begriffswörter. — Die Wortlehre scheidet sich in Wortgestalt- und Wortgehaltlehre, und diese beiden wieder als Kunde und Kunst, in folgenden 4 Theilen.

A. Wortstammlehre (Kunde der Wortgestaltung). Sie ist entweder schaffend, Wortbildung, oder zergliedernd, Wortableitung. Die Wortbildung des einfachen Wortes ist Wortgründung, die des zusammengesetzten, des Wortwerkes, Wortzusammensetzung. Das Wortwerk besteht aus Sonder- und Gesammtwort. In der Wortableitung begründet der Verf. an Beispielen die Überzeugung, daß „die Vergleichung lautverwandter Wörter in einer Ursprache, wie der deutschen, sich in den Gränzen dieser Sprache möglichst zu halten hat.“

B. Wortformlehre (Kunst der Wortgestaltung). Nach der Reihe werden behandelt 1) die Dingwörter, und hier a) der Dingbegriff, b) die Dingformung (alexio s.), als Dingständ- (casuum), Zahl- und Geschlechtsformung, c) die Dingformweisen (declinationes) als gleichendige und ungleichendige, beide stammlantfest oder umlautend, d) die Dingformwörter als sonderhaftliches und gesammtshaftliches (articulus def. und indef.), und e) die Ersagdingwörter 2) die Thatwörter, fast in der nämlichen Weise. Die Seiten sind:

Vor- und Mitvergangenheit: rogaveram, rogabam;

Vor- und Mitgegenwart: rogavi, rogo;

Vor- und Mitzukunft: rogavero, rogabo.

Das Thatwort hat eine Freiheits- und eine Nothwendigkeitsformung, beide mit Wirklichkeits- und Möglichkeitsformart (zu letzterer gehören auch Ausforderung und Bedingtheit) in Selbstwirkungs- und Zulassungsform (act. und pass.) Die Thatformweisen (conjugationes) sind die stammlantfeste, ablativende und gemischte. 3) Die Dingbeiwörter. Sie erhielten die Dingformung nur als etwas Unwesentliches der Deutlichkeit halber, dagegen als ein ganz Eigenthümliches, sowie 4) die Thatbeiwörter, besitzen sie die Beschaffenheitsformung, wie man die Steigerung (und Minderung) nennen muß, in welcher sich fünf Beschaffenheitsgrade fundgeben: Vor-, Unter-, Maß- (pos.), Ober- und Gipfelforme. — Die Zahlwörter sind eigentlich Ersagwörter, eingeteilt in Anzahlwörter (card.) und Zahlgliedwörter (ord.). — Das sogenannte adjectivum praedicativum wird richtiger als Thatbeiwort im Deutschen ange-

sehen; jedoch lässt der Verfasser auch die Möglichkeit durchblicken, es als „Vollendbarung“ zu nehmen, wie er das subst. praedicativum in der Satzlehre zu nennen vorschlägt. 5) Die Dingbeiwörter, eingetheilt nach dem Begriffe (örtlich u. s. w.) oder nach dem Gebrauche. 6) Die Thatenbeiwörter, nach dem Satzgebrauche eingetheilt in anz- und einfügende. Zuletzt werden die Bewandtnisse: Dertlichkeit, Zeitlichkeit und Maßgeblichkeit (modalitas), als vor-, mit- und nachwaltende, in ein klares Verhältniß zueinander gebracht und dieses durchgreifend begründet.

C. **Wortsinnlehre** (Kunde des Wortgehaltes). Sie enthält eine Einsicht in das Wesen der Wörterbuchschriftstellung mit Vorschlägen zur Verbesserung — andeutungsweise.

D. **Worttonlehre** (Kunst des Wortgehaltes). Dieser Theil hängt für die neueren Sprachen, welche tonbegriffliche (accentuatae) sind, mit dem vorigen innig zusammen. Unsere fünf Silbenarten (lang- und kurztonstarke, lang- und kurzton schwache, tonlose) werden mit den passenden Beichen versehen, unter Verwerfung der den Alten entlehnten, die nicht das Ton-, sondern das Zeitbegriffliche andeuteten.

III. **Satzlehre**. Sie zerfällt, gleichmäßig mit der Wortlehre, in:

A. **Satzgliedlehre**, welche die Glieder des einfachen Sätzes, dessen Erweiterungen und die Arten der Satzwerke oder zusammengesetzten Sätze (periodi) nennt sie der Verf.) kennen lehrt. Die Lehre von einer copula wird abgewiesen.

B. **Satzbaulehre**. Diese entwickelt das äußere (Neben-, Vorder-, Nachsatz), so wie die

C. **Satzsinnlehre**. Das innere Satzverhältniß. So z. B. sind die einfachen Sätze: Wirklichkeitssätze und Möglichkeitssätze (diese z. B. Wunschs- und Fragesätze); die Satzwerke sind als Thatbeisätze: Orts-, Zeit- und Maßgabesätze, die letzten: Begründungs-, Bedingungssätze u. s. w.

D. **Satztonlehre**. Nachdruck.

Als Anhang dient die **Satzzeichenlehre**.

IV. **Verslehre**. Die Versrede, gegenüber der Satzrede (prosa), stützt sich im Deutschen auf den Grundsatz des Betonten und Unbetonten; die Zeitzersmaße der Alten können nur als entsprechende Tonversmaße herübergenommen werden. Zwei Hauptregeln: Bedürfniß gestattet im deutschen Verse die Verwechslung des Betonten und Unbetonten, und: auf Betontheit folgt Unbetontheit! Wir haben nur zwei (höchstens vier) Versfüße. Nachahmung der alten Versmaße ist, in Betracht des Gesagten, nur in vernünftiger Beschränkung möglich und statthaft. Zugleich wird die Bezeichnung unserer Versmaße durch Tonstriche ausgeführt, statt der für uns nicht wesentlichen Längen und Kürzen der Alten.

Der Verf. sagt in der Einleitung: „Wir haben also nicht, wie bisher geschah, nur immer wieder niederzureihen und dann wieder aufzubauen; es sind Benennungen erforderlich, die in das Wesen selbst hineindringen, denn nur solche können bestehen. Mögen einzelne mißlingen, sie sind wieder gut zu machen; das Ganze muß erst zu Stande kommen, ausbessern läßt sich noch immer, und mag dann immer statthaben!“

Ueber die französische Conjugation. Von Dr. Iken. Progr. der höheren Bürgerschule in Oldenburg. 1848.

Bei der Zämmertlichkeit, an welcher noch das Wesen der Conjugation in den meisten franz. Grammatiken laborirt, muß man jeden Versuch, mit Verstand die bisherige Unordnung zu entwirren, freudig begrüßen. Ein solcher ist denn auch die Arbeit des Herrn I., welche wir im Auszuge unsern Lesern gern mittheilen. Der Verf. scheidet die franz. Verben nach ihren Stämmen in solche, „deren Stamm in sich selbst, ohne weitere Zusage und Hulfsbuchstaben, die Modificationen und Veränderungen erleidet, die zur Bildung der verschiedenen Tempora, Modi und Personen mit Hülfe der dazu vorhandenen Endungen nöthig sind, und solche, deren Stamm sich erst durch einen ihn selbst und die Endungen vermittelnden Vocal, an und mit welchem Veränderungen und Modificationen vorzehen, zur Aeuwandelung qualifizirt.“ Wir haben somit die starken und schwachen Verben, wo nur bei letztern der Mittels- oder Hulfsvokal eintritt. In der Mitte stehen dann noch die halbschwachen Zeitwörter, bei denen nur in 3 Formen (Ind., Conj. und Part. pas.) der Hulfsvokal eingesetzt wird. Hulfsvokal ist e und i; es finden sich demnach 4 regelmäßige Conjugationen, eine starke, eine halbschwache und zwei schwache mit den Endungen auf oir, re, ir und er. Die Conjugations-Endungen müssen geradezu auswendig gelernt werden; in Bezug auf die drei absoluten Tempora (Présent, Délini und Futur) wird sodann als charakteristisch bemerkt, daß 1) das Présent den Stamm am meisten berücksichtigt, indem es ihn in allen seinen verschiedenen Gestalten und Erweiterungen verführt. 2) „Im Délini läßt die starke Conjugation die Einsilbe ihre Stämme immer in u ab- und anslauten, und zwar nicht bloß im Indicatif, sondern auch im Conjonctif und Participe dieses Temps. Die halbschwachen Verba zeigen ihre Uebergangsstellung sehr deutlich durch das der schwachen Conjugation angehörende i im Indicatif und Conjonctif und das der starken eigene us des Participiuns an. Die schwachen Conjugationen stellen ihre Hulfsvokale so rein und vollständig als möglich dar. 3) Das Futur ist aus dem Infinitil und dem Hulfszeitwerte avoir compenirt, analog dem englischen to be mit dem Infinitil und assimiliren nicht selten auch die Endconsonanten des Stammes dem r.“

Die Endungen werden nun nach dem Anlante in vokalische und consonantische eingetheilt; bei jenen sind die summen von den vollständigen Vokal-Endungen zu unterscheiden und bei diesen ist nur das halbvokale r in den Infinitis und Futurs der halbschwachen Conjugation zu beachten. Als Grundsätze der Verbindung der Stämme mit den so eingetheilten Endungen werden schließlich von dem Verfasser folgende aufgestellt: „1) Der zwischen Vokal (auch Nasallaut) und Vokal entstehende Hiatus wird stets vermieden. 2) Die summen Vokal-Endungen dulden in der Anschlußsyllabe des Stammes kein summes e, sondern verlängern dasselbe oder ersetzen es durch andere Vokale. Ueberhaupt lieben sie eine weiche, aber volle Anschlußsyllabe. 3) Das halbvokale r macht im Anlante mit einem Nasalvokale immer, mit einem Diphthonge, meistens Hiatus, zu dessen Vermeidung ein Jungenbuchstabe eingeschoben wird. 4) Die consonantischen Endungen fügen sich ohne Weiteres an den Stamm, doch wird auch hier eine allzu harte Häufung gern vermieden.“

Der Verfasser geht hierauf zu einer genaueren Darstellung der vier Conjugationen und sucht die von ihm aufgestellten Gesetze in sehr gediegener Weise

weiter auszuführen und anschaulich zu machen; Neß. kann nur bedauern, daß sich ein Auszug dieser Darstellung nicht gut geben läßt, und empfiehlt schließlich diesen Beitrag zur franz. Grammatik, dem der Verf. hoffentlich recht bald einen zweiten wird folgen lassen.

H.

**Einige Bemerkungen über Homonyme. Von Dr. F. Schulz.  
Progr. des Gymnasiums zu Braunsberg. 1847.**

Wie es schon der Titel besagt liefert diese Schrift einen kleinen aber lebenswerten Beitrag zur richtigen Würdigung von Homonymen im Lateinischen, Griechischen, Deutschen, Französischen und Englischen. Nachdem der Verf. in der Einleitung die genaue Begriffsbestimmung von Homonymen im Gegensätze zu Synonymen gegeben, und sie für Abnormitäten erklärt hat, indem es die Vernunft einer Sprache verlange, daß wirklich verschiedene Begriffe auch durch verschiedene Bemerkungen bezeichnet würden, geht er zur Beantwortung der Frage über, durch welche Einfüsse diese Abnormitäten eigentlich entstanden seien. Die Homonyme werden nun, um ihre Entstehungsart nachzuweisen, in vier Klassen eingetheilt; nämlich: 1) H. Wurzelwörter (solche, denen verschiedene Wurzeln zu Grunde lagen, und bei denen deshalb in den ersten Ursprüngen der betreffenden Sprache eine Verschiedenheit in der Aussprache statt fand.) 2) H. entstanden durch Ableitung oder Zusammensetzung der verschiedenen Stämme derselben Sprache. 3) H. entstanden durch Entlassung aus fremden Sprachen, wobei eine theilweise Umformung des entlehnten Wortes gewöhnlich ist. 4) H. entstanden durch Gleichmachung einer ungewöhnlicheren und unbekannteren Wortform mit einer geläufigeren.

Es ist gewiß dankenswerth, daß der Verf. diesem bisher wenig berücksichtigten Theile sprachlicher Eigenthümlichkeit seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, und bei der großen Sorgfalt, welche auf die Zusammenstellung verwendet ist, verdient die Schrift um so mehr die Beachtung der Philologen.

H.

**Observations sur Athalie. Von Dr. U. Petri. Progr. der höh. Lehranstalt in Rheydt. 1848.**

Der Verfasser dieser anziehenden Abhandlung, welcher bereits durch seine Dissertation *De Petri Cornelii Tragoedia Cid* den Freunden der modernen Philologie rühmlichst bekannt geworden ist, und mit schlagenden Gründen die Vorzüge des altklassischen Drama's gegenüber den Leistungen von Victor Hugo und G. Delavigne nachgewiesen, liefert in vorliegender Abhandlung ein neues Bruchstück seiner Studien, auf welches wir ganz besonders die Lehrer des Französischen an höheren Unterrichtsanstalten aufmerksam machen. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Verf. sich über Racine im Allgemeinen und die Geschichte unserer Tragödie verbreitet, unterwirft er das Stück einer höchst unparteiischen und gründlichen Prüfung. Er faßt zuerst den Stoff näher in's Auge und vertheidigt die Wahl und die Behandlung desselben gegen die bekannten Ausstellungen Voltaire's. Hierauf in's Einzelne gehend, bemerkt der Verf., daß die Tragödie stets einen Kampf zwischen zwei Interessen darstelle, möge dieser nun zwischen zwei Personen oder in dem Herzen einer einzigen stattfinden; die Ausgabe der Athalie sei gewesen „la lutte entre la cause

du vrai Dieu et celle des Idoles, entre la légitimité et l'usurération.“ Die Abhandlung folgt nun dem Dichter von einer Scene des ersten Aktes zur andern, welcher die eigentliche Erzählung des Stückes enthält, und gibt nicht nur eine höchst sorgfältig ausgearbeitete Darstellung des Inhalts der einzelnen Reden, sondern auch eine gründliche Würdigung derselben, welche Res. mit großem Interesse gelesen hat. Mit derselben Umsicht sind auch die beiden folgenden Akte besprochen, und wir können es nur bedauern, daß sich der Verf. in Beziehung auf Akt 4 und 5 wegen des Raumes einer größeren Kürze befehligen mußte.

H.

### Leitfaden der Poetik für obere Klassen höherer Bildungsanstalten.

Von A. F. Gaebel. Programm der Realschule in Meseritz. 1847. (S. 80.)

Der Verf. dieser werthvollen Schrift, welche auch im Buchhandel (Züllichan b. Spohler) erschienen ist, hat für seine Schüler geschrieben, und wollte ihnen für die Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse die wichtigsten ästhetischen Anhaltpunkte geben. Unzweifelhaft ist der deutsche Unterricht für die Realschule ein Hauptmittel, den Sinn für das Schöne zu wecken und auszubilden, und es ist deshalb nothwendig, daß die Schüler die schönen Formen auffassen lernen, um in das eigentliche Heiligtum unserer Literatur einzudringen. Zur Erreichung dieses Zweckes hat Hr. G. durch die Zusammenstellung seines Leitfadens einen schägenschwerthen Beitrag geliefert, und seine Bemühungen verdienst um so mehr Anerkennung, da er in einem Theile der Monarchie, der nicht mehr zum eigentlichen Deutschland gehört, für deutsches Wort und deutschen Geist so eifrig thätig ist. Bei der Zusammenstellung stützte sich der Verf. auf die Schriften von Vock, Lachmann, Hegel, Bösch, Götzinger, Bilmayr, Hiecke und Anderer, bewahrte sich indessen zu gleicher Zeit ziemliche Selbstständigkeit bei seinem Eklektizismus. Beispiele enthält das Büchlein nicht, um dem Lehrer zur eignen Erklärung und Erläuterung hinreichenden Spielraum zu gewähren. Das Ganze zerfällt in 5 Abschnitte mit 78 Paragraphen.

Der erste Abschnitt, von welchem wir der Ausführlichkeit wegen den Inhalt kurz angeben wollen, liefert eine allgemeine Einleitung. Folgendes wird in demselben ausführlich betrachtet: Die rein geistigen Vorstellungen; die absolute Idee; bestimmte Ideen; das Schöne; das Schöne hinsichtlich der Idee, der künstlichen Erscheinung und Einheit beider; Wirkung des Schönen auf die Sinne und den Geist; das Naturschauen in der Reinheit des Stoffs, der Regelmäßigkeit der äußern Form und der Gesundheit des Lebens; das Kunstschöne. — Was ist Kunst? Ideen des Kunsts Wertes, Darstellungsmittel und Form; Originalität, Genialität, Styl, Manier, Talent; Einfluß äußerer Verhältnisse auf die künstlerische Darstellung (die orientalische und occidentalische, antike, romantische und moderne Weltanschauung); Entwicklung der symbolischen, klassischen und allegorischen Künsten; Eintheilung der Künste.

Im zweiten Abschnitte handelt der Verf. von der Dichtkunst und dem Dichten (§. 14—18), gibt sodann im dritten Abschnitte (§. 19—21) die Lehre von den Troyen. Der vierte Abschnitt (§. 22—42) verbreitet sich über den Versbau, und der fünfte endlich (§. 43 bis zu Ende) über die verschiedenen Dichtungsarten.

# Bibliographischer Anzeiger.

## Allgemeine Schriften.

A. Schleicher. Sprachvergleichende Untersuchungen. (Bonn, König.)  $1\frac{1}{3}$  Thlr.  
The origin of the English, germanic and scandinavian languages and na-  
tions by J. Bosworth. (Lond., Longmann & Co.) 20 s.

On the rise, progress, and present structure of the english language by  
M. Harrison. (Lond., Longmann & Co.)

R. F. Becker. Der deutsche Stil. (Frankfurt, Kettembeil). 3 Thlr.

J. Grimm. Geschichte der deutschen Sprache. 2 Vde. (Leipzig, Weid-  
mann.)  $6\frac{2}{3}$  Thlr.

E. Edler. Die deutsche Sprachbildung. 2 Thle. (Leipzig, Wigand.) 4 Thlr.

## Lexicographie.

Th. Dielis, F. Herrmann und F. Voigt. Schul- und Handwörterbuch  
der latein., franz., engl. und deutschen Sprache. (Berlin, Duncker und  
Humblot.)  $2\frac{1}{3}$  Thlr.

Sporschill and Böttger a complete pocket-dictionary of the English  
& German languages. 2 vols. (Leipzig, Liebeskind.)  $1\frac{1}{2}$  Thlr.

G. F. Benecke. Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Herausgegeben von W. Müll-  
ler. I. Bd. 2. Lfg.  $1\frac{1}{3}$  Thlr.

## Grammatik.

John Forbes. The principles of Gaelic Grammar with the definitions,  
rules and examples clearly expressed in English and Gaelic. (Edin-  
burgh.) 3 s. 6 d.

H. A. Müller. Grammatik der Romantiker. (Jena, Hochhausen.) 1 Thlr.

## Literatur.

J. Schmidt. Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und  
der Revolution. 2 Vde. (Leipzig, Herbig.)  $4\frac{1}{2}$  Thlr.

F. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe, von  
F. Deycks. (Frankfurt, Hermann.) 1 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 7 Vde. Mai und Beßler. Erster  
Druck. (Leipzig, Goeschen.) 24 Sgr.

C. Fauriel. Histoire de la poésie provençale. 3 vols. (Leipzig, En-  
gelm.) 5 Thlr.

The life and correspondence of the late Robert Southey ed. by his son.  
(Longmann, Brown & Co.)

## Hülfsschriften.

A. Kapp. Anleitung zur deutschen Nebenkunst. (Berlin, Reimarus.)  $\frac{1}{2}$  Thlr.  
Elite des classiques franç. avec les notes des meilleurs commentateurs;  
publ. p. R. Schwalb. T. I. Athalie. traj. p. Racine. (Essen, Bä-  
deker.)  $\frac{1}{4}$  Thlr.

Ch. G. Voigtmann. Vorschule der franz. Sprache. (Jena, Hochhausen.)  $\frac{1}{6}$  Thlr.

Franz. Elementarbuch von Dr. G. Plöß. I. Curs. (Berlin, Herbig.)  $\frac{1}{4}$  Thlr.

G. v. d. Berg. Prakt. Lehrgang zur Erlernung der engl. Sprache. I. Curs.

2. Aufl. 9 Sgr.

Italienisch-deutscher Sprachschatz, enthaltend Nebensachen und Gespräche, von  
A. Albrecht. (Leipzig, Friesche.) 10 Sgr.

---

## Abhandlungen.

---

### Schiller als Ausleger eines seiner Gedichte.

---

Obgleich wir in den bereits früher erschienenen verschiedenen Briefsammlungen Goethe's sowohl als Schiller's mannigfaltige Aufschlüsse über ihren Entwicklungsgang und ihre geistige Thätigkeit finden, so sind doch die erst im vorigen und diesem Jahre erschienenen Briefe beider Männer fast noch bedeutender. Sie geben uns in manches bisher durchaus Unbekannte eine überraschende Einsicht, lassen uns tiefe Blicke in die geheimste Werkstatt ihres geistigen Treibens thun, namentlich aber geben sie früher kaum gehoffte Aufschlüsse über das Entstehen und Verstehen vieler einzelner Dichtungen. So erschließen die eben erschienenen Briefe Goethe's an Frau von Stein (erster Band) eine Periode in Goethe's Leben, die bisher noch bedeutend im Schatten lag; denn grade bei seinem Eintritt in Weimar, wo diese Briefe beginnen, hört der vierte Band von Wahrheit und Dichtung auf. Eben so wichtig, in mancher Hinsicht noch reicher, ist der im vorigen Jahre in vier Bänden erschienene Briefwechsel Schiller's mit Körner, der uns einen Reichtum von Notizen zur tiefen Kenntniß der Entwicklung Schiller's von 1784 an bis zu seinem Tode aufschließt und uns das seltene Schauspiel gewährt, wie dieser mächtige und rastlos vorwärts strebende Geist im beständigen Kampfe mit der Sorge um seine Existenz und mit immer erneuerten Krankheitsanfällen dennoch sich mutig durchschlägt und immer Vollkommenes und Größeres leistet.

Wenn nun schon vorausgesetzt werden darf, daß sich alle, die an der Entwicklung der deutschen Literatur Theil nehmen, mit diesen Schriften bekannt machen werden, so wird es immerhin doch nicht unpassend sein, in diesen viel gelesenen Blättern die Auf-

merksamkeit auf die genannten Briefe hinzu lenken und an einem Beispiele zu zeigen, wie bedeutend der Inhalt derselben in gewissen Beziehungen sei. Sind doch solche Schriften nicht so schnell gleichmäßig überall hin verbreitet, noch in allen Theilen des Vaterlandes leicht zugänglich.

Bekanntlich hat sich Goethe in einigen Fällen herbeigelassen, Aufschlüsse und Erklärungen über einzelne seiner Gedichte mitzutheilen, so z. B. die Harzreise im Winter, über die Ballade (vom Grafen) u. a. Daß dasselbe auch Schiller gethan, davon ist mir, wenigstens in Bezug auf lyrische Gedichte, bisher noch kein Beispiel aufgestoßen. Jetzt aber liegt uns in seinem Briefwechsel mit Körner eine größteuthils ausführliche Erklärung eines seiner am schwersten zu erklärenden Gedichte vor. Schiller hatte nämlich die Gewohnheit, seinem Freunde Körner fast ohne Ausnahme seine eben fertig gewordenen Arbeiten in der Handschrift mitzutheilen und sein Urtheil darüber einzuhören, um es, insofern er ihm beitreten könnte, bei wiederholter Ueberarbeitung zu benützen.

Das erste und fast einzige Gedicht, welches zwischen beiden Freunden eine umständliche Besprechung veranlaßt, sind „die Künstler.“ Es fällt dies Gedicht bekanntlich in Schillers Entwicklungsperiode; in diejenige Zeit, wo er sich eben in Jena niederlassen wollte, und, neben seinen geschichtlichen Studien, auch viel über das Schöne spezialirte. Es war daher nichts natürlicher, als daß die Ideen über Schönheit und Kunst, die ihn lange Zeit hindurch ausschließlich beschäftigten, sich nach und nach zu einem poetischen Bilde abklärten und ihm zur schriftlichen Gestaltung desselben Anlaß würden.

Die erste Erwähnung der Künstler finden wir in dem Briefe vom 12. Jan. 1789, Bd. II. S. 7. Schiller schreibt von Weimar aus:

„Ich schicke dir mein Gedicht. Die dritte Strophe fehlt nur, weil ich zwischen der zweiten und vierten zwei ganze Blätter ausgestrichen habe, da mir das Gedicht zu schnell anschwoll. Der Inhalt der fehlenden Strophe ist: daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contrepoderire; daß sie die Sinnenvelt durch geistige Täuschung veredle und den Geist rückwärts zu der Außenwelt einlade, und dergl.“

Er wünscht nun Körners Ansichten darüber zu erfahren und verlangt es binnen acht Tagen zurück.

Körner antwortet den 16. Jan., er bitte ihn „fußfällig“ nichts zu übereilen; der Inhalt sei ganz nach seinem Sinne, es könne aber auch als Gedicht sein Meisterstück werden. Wenn es ihm als

Dichtung zu lang scheine, so könne er durch Ausstreichen nicht gewinnen. So tadelt er ferner manches in der Anordnung, und ist mit dem Eingange unzufrieden. Im Einzelnen sei er bei folgenden Stellen angestoßen:

(Str. 4. J. 9) kann man sagen „ewiger Raum“ statt unendlicher?

(Str. 5. 4) „die verzebrend über Sternen geht“ ist dieser Gedanke richtig?

(Ib. J. 10) sindisch — ist dies Wort edel genug?

(Str. 7. J. 1) in den Armen dieseronne — macht einen Uebelklang.

(Str. 16. J. 4) Stellest es in Glorie — warum nicht „eine Glorie?“

(Str. 25. J. 8) Joniens — liest man gewöhnlich vierfüßig.

Einige andere Stellen, an denen R. anstoßt, die aber in der jetzigen Recension getilgt und uns also nicht mehr bekannt sind, habe ich absichtlich weggelassen. Hierauf schließt R. mit der Bemerkung:

„Der Schluß hat mich entzückt. Denke dir diesen als Ziel, Pointe, Entwicklung, wie du willst — alles Vorhergehende muß darauf stufenweise vorbereiten. So, dachte ich, müßte ein vortreffliches Ganze entstehen.“

Hierauf antwortet Schiller (22. Jan.), wie folgt:

„Dein Urtheil über die Künstler freut mich, überraschte mich aber gar nicht, weil wir uns ja kennen. Etwas ausführlicher hätte ich es gewünscht, aus dem verzaglichen Grunde, weil ich mich mit dir gern einmal recht ausgesprochen hätte. Ich finde deine Bemerkungen meistens sehr wahr; in einigen Kleinigkeiten hast du mich mißverstanden. — — Daß es schwer hält etwas auszustreichen, find ich auch; denn was nur immer möglich war, habe ich bereits gethan, ehe ich dir's schicke. Ueber ein Drittheil ist auf diese Art verschwunden. Ich fürchte, daß eher Mittglieder noch möglich sein dürsten, und da würde das Gedicht also noch länger — und die Länge ih's, was ich am meisten fürchte. Die Anfangstrope gefiel mir — auch als Anfangstrope — sie führt rasch in die Materie, und verrath doch auch nicht gleich das ganze Geheimniß. Ich komme so gleichsam durch eine Seitenhüre in die Peterskirche. Aber das Schwere bei diesem Ausange ist immer die Brücke zu dem Uebrigen. Indessen behalt ich das Gedicht noch zwei bis drei Wochen. Die Wahrheit geht verzebrend (Str. 5.) über Sternen, kann man dichterisch sagen, weil man sie mit dem Sonnenlichte zu vergleichen gewohnt ist; vorzüglich aber im ganz prosaisch wahren Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unsere Vernunft nicht darauf calculirt ist. \*) Ewiger Raum (Str. 4.) kann der Dichter infofern sagen, weil man die Ewigkeit braucht,

\*) Diese Worte Sch. werfen zugleich ein helles Licht auf den Sinn des verschleierten Bildes zu Sais.

um die Unendlichkeit zu durchlaufen; gerade so wie man sagen kann: ein viertelstündiger Weg, weil man so viel Zeit braucht, um ihn zu durchgehen. Um dem Worte kindisch (Str. 5.) auszuweichen: „sicht man sie kindisch ic. will ich sehen: wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehen, und alsdann: „wird dort als Wahrheit uns entgegengehen“ (weil stehen nicht auf verstehen reimen darf). Sonst gewinne ich bei dieser Veränderung auch noch, daß vor uns stehen in dieser Strophe nicht zweimal wiederholt wird. (Uebrigens ein Beweis, Herr Patron, daß er nicht recht wachsam gelesen hat, sonst hätte er diesen Uebelstand auch rügen müssen.)“

Noch einige andere Bemerkungen betreffen Stellen, die jetzt beseitigt sind.

Hierauf antwortet Körner den 30. Januar:

„Es freut mich, daß du mit meinen Neuherungen über die Künstler zu Frieden bist.“

Sodann bespricht er einige nicht mehr vorhandene Stellen und erklärt sich befriedigt über die verzehrende Wahrheit und den ewigen Raum. Dann fährt er fort:

„Uebrigens danke ich dir, daß du noch über deinem Gedicht brüten willst. Fürchte die Länge nicht zu sehr. Es kann eben dadurch zu lang werden, daß du es zu kurz machen willst und wesentliche Glieder der Kette herauswirfst. Ein Ausweg fällt mir noch ein. Wie wenn du das Historische und Philosophische trennest?“

Einige andere Bemerkungen gehören nicht hieher.

Schon am 2. Februar, ohne Körners Brief abzuwarten, schreibt Schiller:

„Die Künstler habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor; und was sie hente nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit, als Gedichte in Ordnung zu bringen; ein unerhörter Zeitaufwand, und noch dazu ein verlorener; denn wenigstens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe den Anfang ganz weggestrichen; für die Verse ißt allerdings Schade; vielleicht passen sie einmal für ein anderes Ganze; das Gedicht hat jetzt eine größere Simplicität und an Kürze hat es auch gewonnen. Wie ich die Verse von der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften anders ordnen soll, weiß ich nicht, denn ich darf doch den zweiten Lenz nicht vor den ersten bringen, und von dem ersten handelt doch alles Vorhergehende. Ganz verlieren möchte ich diese Verse auch nicht, und um so weniger, da sie offenbar zum Ganzen gehören.“

In Bezug auf diese Neuherungen bemerkt Körner unterm 9. Februar:

„Dß das Teilen und Ordnen eines solchen Gedichts keine angenehme Arbeit ist, kann ich wohl denken. Aber laß dich immer die Mühe nicht verdrücken. Das lyrische Fach ist es grade, meines Erachtens, worin du einzig bist u. s. w.“

Auf selben 9. Februar schreibt aber auch schon Schiller wieder an den Freund:

„Ich bin doch gar sehr begierig, was du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn du sie wieder zu Gesicht bekommenst. Der ganz veränderte Anfang gibt dem Gedichte, gegen seine vorige Gestalt, ein ganz unkenntliches Aussehen; doch sehr zu seinem Vorteil. Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen: die Enthüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verhältnisse zur Einsicht gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Zeilen langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit: dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von einer bessern Seite. — Von da mache ich den Übergang zu der Kunst, die seine Wiege war, und der Hauptgedanke des Gedichts wird stützlich antizipirt und hingeworfen. In den Künstlern behauptet die Einführung der zweiten hölterischen Epoche, die Wiederbelebung der Künste nämlich, ihren vorigen Platz, und gewiß mit Recht. Ich habe aber diese ganze Stelle weit besser angefangen, mehr erweitert und durchaus verbessert. Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höhern Cultur sei; daß also der Herrn immer weiter gerückt sei als der Lenz — und er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles was wissenschaftliche Cultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganze der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstmwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedicht unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Die ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Dichter und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen: dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse:

Der Schäze, die des Denters Fleiß gehäuft,  
Wird er im Arm der Schönheit erst sich freuen,  
Wenn seine Wissenschaft der Dichtung zugereist,  
Zum Kunstmwerk wird geadelt sein. (Str. 27.)

Diese Vorstellung führe ich nun auch wieder auf meine Allegorie zurück und lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen geben. Das Ende von: der Menschheit Würde u. s. w. (Str. 29.) an ist ganz geblieben wie es war. Aber ich will dich diese Entdeckungen in dem Gedichte selbst machen lassen. Auch einige deiner Anmerkungen habe ich benutzt, wie du zu deiner Bestreidigung finden wirst. Das Gedicht ist weit

großer geworden, aber ich glaube mit dir, daß es dadurch doch an Kürze gewonnen hat. Es sind auch sonst noch — und an Orten, wo du es gar nicht vermuthen magst — ganze oder halbe Strophen hinzugekommen, die meine Hauptidee sehr glücklich ausbilden, und unter die vorzüglichsten in der Ausführung gehören.“

Auf diese Exposition erwidert Körner (18. Febr.):

„Deine Künstler kann ich kaum erwarten.“

Hierauf erklärt er seine Zustimmung zu mehreren Bemerkungen Schillers und schließt damit, daß durch Alles seine Erwartung immer höher gespannt werde.

„Es kann, sagt er hinzu, dein erstes klassisches Produkt werden. Du kannst fühln alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern.“

Unterm 25. Febr. erfolgt hierauf Schillers Antwort, die wegen mehrerer Aufschlüsse, die sie gibt, wieder von großer Bedeutung ist. Er erwähnt des Gesprächs mit Wieland nochmals und daß letzterer ihm die Künstler da gelassen habe, um einige Veränderungen, worüber sie übereingekommen, anzubringen.

„Dieses und das vorhergegangene Gespräch hieß mich das Gedicht noch einmal ansehen — und hier wurde ich glücklicherweise einiger Schiefeheiten und Halbhkeiten gewahr, die dem bessern Gesichtspunkte, woraus das Ganze betrachtet sein will, erstaunlichen Abbruch thaten. Ich warf es fast ganz durcheinander, und du wirst dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten werden ist. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet. Ich habe über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen hasardirt, und habe alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselsprüchen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zusammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Laufe des Gedichtes erwiesen, und am Schlusse darauf, als auf das Resultat, zurückgewiesen wird, ist das Gedicht nun ein geschlossener Kreis. Es ist freilich voluminöser geworden, denn es beträgt dreimal so viel als du gelesen hast, und Verschiedenes, was du gelesen hast, ist weg, so daß du über zweihundert neue Verse finden wirst. Ich bin äußerst begierig, wie du es nunmehr findest. Der Anfang ist ganz vertrefflich ausgefallen. Ich muß mich selbst loben. Gleich über die Schwelle stranckte Wieland. Er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, sondern für philosophische Poesie, in der Art wie Youngs Nächte u. dergl. Eine Allegorie, die nicht gehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetisch-wahrer und wörtlich-wahrer Stellen incommodire ihn. Er vermiede die Einheit der Form, die das Ganze macht. Die malerische Sprache und das luxuriöse Uebergehen von Vilde zu Vilde blende ihn, so daß er vor Licht nicht sche u. dergl. Er nennt dieses Poesie in englischem Geschmack, und gesteht, daß er sie nicht liebt, ohne sie grade kritisch verwerfen zu können. Ich glaube, daß diese Manier sich selbst schaden muß,

wenn sie fehlerhaft ist, wenn man nicht weiß und faßt, was der Dichter will, wenn man von der Idee des Ganzen durch das Überladen in die Details zurückgezogen wird, so ist die Poetie natürlicherweise falsch; ist es aber immer dieselbe Gedanke, den man in diesen neuen Formen wiederfindet, und schließen sie durch eine natürliche Fortschreitung aneinander, so muß, denke ich, diese Neppigkeit in der Ausführung ein Vorzug mehr sein. Die Hauptfache kommt nun bei einem Künstler darauf hinans, ob der Hauptgedanke, um den ich mich bewege, den höchsten Grad der Anschaulichkeit erhalten hat. — Wieland wirst mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit genug habe; er spricht mir auch ab, sie mir in dem Grade, wie er sie hat, zu erwerben. Goethe hat sie auch gesucht, aber er habe sie sich erwerben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt; und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen stremen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und des Herzens von seinem Gegenstande, eine leichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinstellt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nethwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse zusammenbringe, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

In Bezug auf diese Herzengeschiebung erwidert Körner (4. März):

"Was du mir von Beweisen sagst, womit du deine Darstellung der Kunst unterstutzt hast, läßt mich fast vermuthen, daß Wieland nicht so ganz unrecht habe, wenn er das Ganze mehr für eine versäumte philosophische Abhandlung ansieht. Darin bin ich wenigstens ganz mit ihm einverstanden, daß poetische Diction nicht das Wesen des Gedichts ist. Aber ich glaube doch immer, daß es mancherlei Zwischengattungen zwischen dem lyrischen und dem Lehrgedichte gibt. Wahrheiten können eben so gut begeistern als Empfindungen und wenn der Dichter nicht bloß lehrt, sondern seine Begeisterung mithilft, so bleibt er in seiner Sphäre. Was der Philosoph beweisen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Drakelversch hinauswerfen. Die Schönheit der Idee macht, daß man es ihm aufs Wort glaubt. Ob dein Gedicht von dieser Seite durch größere Gründlichkeit an poetischem Werth verloren habe, muß der Erfolg ausweisen."

Hierauf schreibt Schiller (9. März) die Streitfrage wegen der Künstler sei der Entscheidung sehr nahe, denn das Gedicht werde in diesen Tagen an ihn abgeben.

"Ich fürchte nicht, meinen Prozeß zu verlieren. Es ist ein Gedicht und keine Philosophie in Versen; und es ist dadurch kein schlechteres Gedicht, wodurch es mehr als ein Gedicht ist. — Das Gedicht ist ubrigens zu ausgezeichnet, als daß nicht öffentliche Urtheile darüber gefaßt werden sollten. Wir wollen sie erwarten."

Endlich am 19. März hatte Körner das im Merkur zuerst abgedruckte Gedicht erhalten. Er äußert über dasselbe nach Berührung vieler anderer Angelegenheiten nur Folgendes:

„Ich glaube nicht, daß ein Produkt von dir existirt, was dir mehr Ehre macht; der Anfang ist unverbeßrlich, und viele unter den neuen Stellen von ausgezeichneter Schönheit. — — Was ich hier und da an deinem Gedichte noch vermißte, ist eine gewisse Deutlichkeit, die, glaube ich, ein Erforderniß des Gedichts ist. Beim ersten Lesen, däucht mich, sollte jeder gebildete Mensch den Dichter verstehen, wenn er auch gleich nicht seinen Sinn erschöpft. Und selbst ein weniger denkendes Publikum muß einen Begriff mit den Worten verbinden können, wenn auch gleich dieser Begriff immer vollendet ist, je mehr sich die Seele des Lesers der Seele des Künstlers nähert. Die schönsten Stellen in deinem Gedichte, wo sich die dichterische Einkleidung mit physischem Gehalte verbindet, sind gerade die lichtvollsten. Dunkelheit habe ich besonders in folgenden Stellen gefunden: S. 289 das Kind der Schönheit — empfangen; S. 290 die seine Gier — reiht; S. 292 der Leidenschaften — in den Weltlauf; eben das, doch in dem großen — getragen; S. 293 den Schatten — erfüllt; S. 299 das stolze Zeivistbild — sich neigen. — Ich ärgere mich, daß ich nicht zuerst von den Künstlern geschrieben habe. Heute bin ich zu zerstreut und zu übereilt. Du hast mir eine der glücklichsten Stunden gemacht. Du kennst das seelenerhebende Gefühl, das dir bei mir zu Gebote steht, sobald du deine Kräfte aufbietetst. Ich bin stolz darauf, dich zu verstehen.“

Im nächsten Briefe Schillers vom 30. März heißt es:

„Deinen Brief habe ich in dem Augenblicke erhalten, wo der meinige abging. Du hast mich sehr damit erfreut. Was du von den Künstlern urtheilst, stimmt mit meiner Erwartung überein; wir müssen einander ja kennen. Ich fürchte, daß deine Bemerkung wegen gewisser Dunkelheit im Ausdrucke wahr ist, und bei einigen Lesern fand ich sie auch schon bestätigt. Wieland hat manches nicht verstanden. Diese Dunkelheit thut mir darum besonders leid, weil sie einige vorzügliche Gedanken trifft, die ich in das mögliche Licht gesetzt wünschte. Wir wollen doch diejenigen durchgehen, die du ausgehoben hast.“

1) Das Kind der Schönheit — empfangen (12. Str.) Ich will sagen: Jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes und so lange es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigener Zweck; so z. B. eine einzelne Säule, Statue, poetische Beschreibung. Es ist sich allein genug. Es kann für sich bestehen, es ist vollendet in sich selbst. — Nun sage ich aber, wenn die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie dieses einzelne Ganze in Theile eines neuern und gräßern Ganzen; denn ihr letzter Zweck ist nicht mehr in ihnen; sondern außer ihnen: darum sage ich, sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, gibt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie zierte; der Charakter eines Hector, an sich allein schon vollkommen, dient in der Ilias als ein subordinirtes Glied ic. Je reicher die Kunst wird, desto mehrere einzelne Gänze gibt sie uns in einem gräßern Ganzen als Theile zu genießen, aber desto verwickelter und üppiger ist die Mannigfaltigkeit, in der sie uns Einheit finden läßt.\*.) Wenn ich

\*) B. Schlegel in seiner Entwicklung dieses Gedichts (Werke. 7. Bd. S. 14. Erschienen 1790 in Bürger's Akademie der schönen Redekünste Bd. 1. St. 2. S. 127—179.) hat diesen Gedanken der Hauptsache nach

weiter sage der Zeus des Phidias neige sich in seinem Tempel zu Olympia (Str. 19.) so sage ich nichts anderes, als: Diese Statue zu Olympia, die schon allein für sich vollkommen ist, hört auf ihre Wirkung allein hervorzubringen, sobald sie in dem Tempel steht und gibt nun das Ihrige zum Gesamteindrucke von Majestät usw., der durch das Ensemble des ganzen Tempels hervergebracht wird. Die eigentliche Schönheit liegt aber darin, daß Jupiter stehend vorgestellt war, und wenn er aufstand, das Dach abgehoben haben würde. Wer dies weiß, dem wird neigen eine angenehme Nebenidee erweitern. Mir hat überhaupt diese gebückte Stellung des olympischen Jupiters immer sehr gefallen, weil sie so viel sagen kann, als: der Gott habe sich herabgelassen und nach der menschlichen Einrichtung bequemt; alles wurde zusammenfallen, wenn er sich aufgerichtet, d. h. als Gott zeigte.

(Schlegel faßt diese Stelle falsch, indem er bei einigen an das Homerische *επ' ὄγούσιν νένος* denkt.)

2) Die seine Gier nicht in sein Wesen reicht. (Str. 13.) Jeder sinnlichen Begierde liegt ein gewisser Drang zum Grunde, den Gegenstand derselben sich einzuerleben, in sich hineinzureißen, von der Lust des Gaumens an bis zur sinnlichen Liebe. Die sinnliche Liebe zerstört ihren Gegenstand, um ihn zu einem Theil des begehrnden Wesens zu machen.

3) Der Leidenschaften wilden Drang — in den Weltensanf. (Str. 17.)

Die moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und überschauen kann, ordnet der Dichter nach sinnlichen, d. h. er gibt ihnen sinnlich Zusammenhang und Auflösung. Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder Charakteren u. s. w. Der Mensch lernt nach und nach diese sinnlichen Verhältnisse in den Lauf der Natur übertragen, und wenn er also eine einzelne Leidenschaft oder Handlung in sich oder um sich herum bemerk't, so lehrt er ihr — nach einer gewissen Reminiszenz aus seinen Dichtern, dieses oder jenes Ende — d. h. er denkt sie sich als den Theil oder das Glied eines Ganzen; denn sein durch Kunstwerke geübtes Gefühl für Ebenmaß leidet keine Fragmente mehr. Überall sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst kennen gelehrt hat. Aber

4) Dieses Geiz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch im Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaß zu befriedigen, muß er der Natur eine sinnliche Nachhülfe geben, er muß ihr gleichsam bergen. So z. B. fehlte es ihm an dem nötigen Lichte, das Leben des Menschen zu überschauen, und die schönen Verhältnisse von Moralität und Glückseligkeit darin zu erkennen. Er fand in seiner kindischen Einbildung Mißverhältnisse; da sich aber sein

---

richtig aufgesetzt. Er sagt: „Mit dem Fortgange der Künste erweitert sich auch der Umfang ihrer Schöpfungen: was vorhin ein Ganzes anmachte, schmiegt sich jetzt als Theil unter die Mannigfaltigkeit eines größern Ganzen.“ Viehoff's Commentar ist mir augenblicklich nicht zur Hand. Die Stelle wird jedoch leicht missverstanden.

Geist einmal mit dem Ebenmaaß vertraut gemacht, so schenkt er aus dichten-  
der Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhält-  
nisse des jetzigen aufzulösen. So entstand die Poësie von einer Unsterblichkeit.  
Die Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls für Ebenmaaß, nachdem der  
Mensch die moralische Welt heurtheilen wollte, ehe er diese ganz überschaute.

5) Das Gleichniß: Der Schatten in des Mondes Angesicht ic.  
hat in meinen Augen einen ungemeinen Werth. Das menschliche Leben, sage  
ich in den vorhergehenden Versen, erscheint dem Menschen als ein Bogen, als  
ein unvollkommener Theil eines Kreises, den er durch die Nacht des Grabes  
fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen (von Schönheit oder Kunstgefühl sich  
regieren lassen ist ja nichts anders als den Hang haben, alles zur Vollendung  
zu bringen). Nun ist aber der wachsende Mond ein solcher Bogen, und der  
übrige Theil, der noch fehlt, um den Zirkel völlig zu machen, ist unbekleidet.  
Ich stelle also zwei Jünglinge neben einander, davon der eine beleuchtet ist, der  
andere nicht, (mit umgestürztem Lichte); jenen vergleiche ich mit der beleuchteten  
Mondeshälfte, diesen mit der schwarzen, oder, was eben so viel sagt: die Alten,  
die den Tod bildeten, stellten ihn vor als einen Jüngling, der eben so schön  
ist, als sein Bruder, das Leben, aber sie gaben ihm eine umgestürzte Fackel,  
um anzudeuten, daß man ihn nicht sehe — eben so wie wir an den ganzen  
Ring des Mondes glaubten, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein  
Horn erscheint. — Ich habe in dieser Stelle ein Gleichniß Ossian's in Gedanken  
gehabt und zu veredeln gesucht. Ossian sagt nämlich von einem, der dem  
Tode nahe war: „Der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des  
Mondes hinter seinem silbernen Horne.“ Diese ganze Str. muß man überhaupt  
mit einer lebhaften Gegenwart des Hauptgedankens lesen: Daß der Mensch,  
in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmaaß rege  
und herrschend geworden ist, nicht ruhen kann, bis er alles um sich in Einheit  
anstellt, alle Bruchstücke ganz macht, alles Mangelhafte vollendet, oder, was  
eben so viel sagt, bis er alle Formen um sich her, den vollkommensten nähert.

So weit Schiller.

Diese lichtvolle Erörterung, wie sie freilich nur der Dichter  
selbst geben konnte, ist, wie jeder Leser zugeben wird, von äußerster  
Wichtigkeit; denn allerdings gehört diese Stelle nebst der oben in  
der zwölften Str. erwähnten, zu der dunkelsten des ganzen Ge-  
dichts. Sie erscheint jetzt in ihrem rechten Lichte, ist aber deshalb  
immer nicht anders zu entschuldigen, als durch die damalige Bil-  
dungsstufe des Dichters; seine Darstellung war noch zu philosophisch  
und abstract und hatte sich noch nicht zu der Objectivität ausge-  
bildet, die wir später in seinen Balladen, zum Theil durch Goethe's  
Einfluß, bemerkten.

Es ist interessant zu vergleichen, was Schlegel (S. 18.) zu  
dieser Stelle bemerkte:

„Nur gegen die vier letzten Verse möchte ich Einwendungen machen. Ich  
begreife wohl, daß die Diosturen als Sinnbild der Unsterblichkeit gebraucht  
werden können, wegen ihres abwechselnden Lebens im Olymp und in der Unter-

welt. Allein was soll der Zusatz „mit umgesürztem Lichte“? Ich entzünde mich nicht, daß die Diaskuren mit diesem Attribut vorlämen. Soll es vielleicht auf die berühmte Gruppe von Statuen gehen, die einige für Staßler und Pollur, andere für ein paar Genien halten? Die Beziehung wäre doch zu speziell. Die zwei letzten Zeilen scheinen als Apposition oder Erklärung zu den ersten hinzugefügt zu sein, und vielleicht daraus zu denten, daß man sich nur ein dämmerndes Schattenleben nach dem Tode dachte. Allein in dieser Verbindung sind sie mir gleichfalls dunkel.“

Die Schlußworte Schillers nach der letzten Erörterung lauten merkwürdig genug so:

„Ich finde, daß es schwer ist, den Commentator über sich selbst zu machen, schriftlich wenigstens; im Gespräche würdest du mir bald meine ganze Vorstellungswelt entlockt haben.“

Im weiteren Verlaufe der Correspondenz kommen die beiden Freunde noch zweimal auf „die Künstler“ zurück. Bd. III. S. 101. spricht Sch. über die Revision mehrerer Gedichte und bemerkt: „Noch weit mehr Arbeit (als die Götter Griechenlands) werden mir die Künstler machen.“

Im nächsten Briefe vom 11. Mai 1793 macht ihn deshalb Körner aufmerksam, mit seinen Correcturen nicht zu weit zu geben. In Bezug auf unser Gedicht sagt er:

„Manche Gedichte haben einen Radicalefehler in der Anlage des Ganzen, entschädigen aber durch die Vorzüge der einzelnen Theile. Dieß scheint mir jetzt der Fall bei den Künstlern zu sein: Dieß Werk ist nicht poetisch, sondern philosophisch gedacht. Derfelbe Stoff sollte vielleicht erst, noch ehe er dargestellt werden könnte, in einen dichterischen Nahrungsfaß verwandelt werden. Nur der subjective Eindruck aller dieser Ideen war, dächte mich, der eigentliche Stoff für die Kunst. Eine solche Abänderung aber würde dich mehr Zeit kosten als ein neues Gedicht, bei dem du und das Publikum doch allemal mehr gewinnst.“

In der Antwort auf diese gewiß sehr feinen und richtigen Bemerkungen Körners billigt Schiller (27. Mai dess. J.) im Ganzen diese Ansichten, setzt aber doch wieder hinzu:

„Vor der Durchsicht der Künstler ist mir am meisten bange. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merklich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sind ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehen, daß ich noch viel philosophisch Richtiges in den Künstlern finde und darüber ordentlich verwundert bin. Über den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich mich mein Urtheil zu sagen; er befriedigt mich gar zu wenig.“

Diese letzten offenberzigen Worte legen das schönste Zeugniß ab für Schillers unablässiges Vorwärtsstreben, für seine erweiterten Einsichten, und dafür, daß er seine eignen Sachen später immer mit kritischem Blicke betrachtete und nie streng, wie fremde Produkte, beurtheilte. Gewiß hat Sch. sehr Recht, wenn er den Gang des

ganzen Gedichts unbeschiedigend nennt. Man sieht das recht deutlich, wenn man sich den Grundgedanken jeder der einzelnen Strophen kurz notirt und dann das Ganze überblickt, wie ich neulich veranlaßt wurde zu thun, als ich den Primanern aufgegeben hatte, den Gedankengang unsers Gedichts zu entwickeln. Hält man sich sehr allgemein, wie es Schlegel gethan hat, so kann man wohl sagen: „Der Ursprung und das Wachsthum der schönen Künste; die feinen Vergnügen, durch die sie den Menschen seiner ersten Wildheit entrissen; der Unterricht, den sie der kindlichen Urwelt in bildlichen Darstellungen geben; ihr mildernder und verschönernder Einfluß auf das ganze Leben; endlich ihre Wiederauflebung in neuen Zeiten und die Aussicht auf eine höhere Vollendung des Menschengeschlechts durch die letzte Verwollkommenung derselben: Dieß ist der Stoff, den der Dichter — nicht etwa in einer Erythe des Lobes mir im Fluge berührt — nicht etwa mit didactischer Umständlichkeit erschöpft — sondern in eine lehrende, aber mit Begeisterung lehrende Rhapsodie zusammengefaßt hat.“

Geht man jedoch ins Einzelne ein, dann wird man oft in Verlegenheit gerathen, einen stetigen Gedankenfortschritt, den doch ein im Ganzen didactisches Gedicht immer haben muß, heranzufinden. Daß ein solcher im strengeren Sinne auch nicht wohl möglich war, lehrt schon die eben geschilderte fragmentarische Entstehung des Gedichts. Gleichwohl, wie ganz anders nimmt sich die oben von Sch. selbst gegebene Entwicklung neben der Schlegelschen aus. Die Idee des Ganzen spricht Schlegel nicht einmal bestimmt aus und Vieles einzelne ist so unbestimmt gehalten, daß man sagen kann, der eigentliche, tiefere und innere Gehalt des Gedichts sei gar nicht aufgefaßt.

Wir kehren zur Correspondenz zurück. Körner schreibt 31. Mai:

„Bei den Künstlern ist mir eingefallen, ob sich der philosophische Theil nicht von dem historischen absondern ließe. Du erhieltest zwei kleinere Gänze, die sich besser zu der Einheit bequemen würden, die du vielleicht hauptsächlich vermissst, und von einzelnen Theilen würdest du sehr wenig aufzusuchen brauchen.“

Schiller antwortet auf diesen Vorschlag nichts und erst im 4. Bande, beim Jahre 1800, wird nochmals der Künstler gedacht. In diesem Jahre gab Schiller zum erstenmale seine gesammelten Gedichte heraus; bei Uebersendung derselben an Körner schreibt er (3. Sept. 1800):

„Hier erhalten du meine Gedichte. Du wirst manche vergleichlich darin suchen theils weil sie ganz wegbleiben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuholen. Diese bleiben also entweder auf einen möglichen zweiten Theil, oder doch auf eine neue und erweiterte Ausgabe des gegenwärtigen ver-

spart. Auch in denen, welche eingerückt sind, wirst du manches Einzelne, und vielleicht ungern vermüssen; aber ich habe nach meinem tritischen Gefühl gehandelt, und der Wundung des Ganzen das Einzelne, wo dies steht, ausgepfostet. Besonders habe ich die Gedichte von gewissen abstracten Ideen möglichst zu befreien gesucht; es war eine Zeit, wo ich mich allzweckr auf jene Seite neigte."

Körner ist höchst verwundert, daß in dieser Ausgabe die Künstler gänzlich fehlen. Er antwortet (10. Sept.):

„Ich war sehr auf die Erscheinung deiner Gedichte begierig, aber fürchtete immer, deine Strenge gegen dich selbst möchte dir die Revision so weitläufig und mühsam machen, daß du die Lust darüber verlieren würdest. Freilich hast du solche Fortschritte gemacht, daß sich die meisten deiner früheren Arbeiten nicht mehr befriedigen können. — — Daß du aber auch die Künstler und die Freunde nicht aufgenommen hast, werden dir viele nicht verzeihen. Deine Ursachen begreife ich wohl. Indessen sollt' ich nicht glauben, daß du nicht bei den Gedichten eine Gestalt geben könnest, die deinen jetzigen Bedürfnungen entspräche. Aus den Künstlern, die mir besonders lieb sind, ließen sich — dächte mich — zwei Gedichte machen. Manches ist freilich nachher im Reich der Formen \*) poetischer gedacht worden; aber der historische Theil der Künstler gäbe noch immer ein treffliches Gedicht.“

Schiller antwortet (21. Oct.) Folgendes:

„Wegen meiner Gedichte habe ich dir noch nicht geantwortet. Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum von mir verworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hatte mehr Zeit erfordert, als ich dießmal daran wenden konnte. Verschiedene, wie die Künstler, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidirte. Deinen Gedanken wegen dieses Gedichts hatte ich anfangs auch, aber er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen, und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid thut.“

Vielleicht liest man nicht ungern hier zugleich Schillers Urtheil über die Freunde, die sich unmittelbar an die letzten Worte anschließen.

„Die Freunde hingegen ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft; und ob sie sich gleich durch ein gewisses Neuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegentam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese giebt ihm auch den einzigen Werth, den es hat, und auch nur für uns und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst.“

Eine neue Auslage von Schillers Gedichten erschien bereits 1803, welche Schiller durch Zelter seinem Freunde übersandte. In Bezug auf dieselbe schreibt Körner (19. Juni 1803):

\*) Auch IV. S. 194 so genannt; vorher in den Horen: Das Reich der Schatten; jetzt: Das Ideal und das Leben.

„Belter hat mir deine Gedichte gebracht, auch die drei ungedruckten mitgetheilt. — — Daß du deine ältern Sachen unverändert gelassen hast, war dir gar nicht zu verdenken. Zu deiner vollen Befriedigung wirst du sie auch mit dem größten Zeitaufwande schwerlich umschaffen. Und niemand verdankt dir die Mühe, die du daraufwendest. Jede Kritik muß schwiegen, wenn die Jahreszahl dabei steht, und du ein anderes reiseres Werk daneben stellst.“

Es ist das die letzte Stelle, wo der Gedichte mit einer gewissen Beziehung auf die Künstler gedacht wird. Bekanntlich ist auch dieses Prinzip bei der späteren Herausgabe der Gedichte Schillers festgehalten worden.

Ich enthalte mich aller weiteren Zusätze und Bemerkungen zu den letzten Neuüberungen Schillers, die wohl füglich dem Leser überlassen bleiben.

Noch stößt man in dieser Briefsammlung auf eine Menge kritischer Urtheile über die Producte der Zeitgenossen Schillers, namentlich der romantischen Schule und Goethe's. Könnte man auch diese Urtheile jetzt nicht mehr sämmtlich unbedingt unterschreiben, so haben sie doch immer wegen der Frische des ersten Eindrucks, unter dem sie niedergeschrieben wurden, einen großen Werth theils für den Freund der Litteratur überhaupt, theils für alle Lehrer, welche deutsche Litteratur vortragen. Ferner kommen noch eine Menge Aufschlüsse über die Entstehung anderer Gedichte Schillers und seine Ansichten über dieselben vor; bisweilen sind auch Körners Urtheile interessant. Besonders wichtig wäre auch eine Zusammenstellung von Schillers Mittheilungen über seine dramatischen Stücke von Wallenstein an bis Wilhelm Tell, die zum Theil aus dem Briefwechsel mit Goethe, wenigstens durch Hinweisungen, erweitert und lehrreicher gemacht werden könnten.

Zwickau.

Dr. Hertel.



## Beiträge zur Kritik des Shakspeare.

(Othello. King Lear.)

---

In meinem Buche: „Die Tieck'sche Shakspearekritik beleuchtet von N. Delius. Bonn, H. B. König. 1846.“ lag als nächster Zweck vor, die von Tieck auf Shakspeare angewandten kritischen Grundsätze in ihrer Eigentümlichkeit nach allen Seiten hin zu charakterisiren und an ihren Ergebnissen ihre Verfehltheiten nachzuweisen. Die Mißgriffe, welche Tieck sich in seiner Uebersetzung Shakspeare's hatte zu Schulden kommen lassen, wurden daher nur in so weit in den genannten Werke im Einzelnen berührt, als der Uebersetzer selbst in seinen Anmerkungen auf diese falschen Auslegungen eingegangen war und darau weitere nicht minder verfehlte Schlüßfolgerungen geknüpft hatte; so kam es, daß gerade zu denjenigen Dramen, die der Nachfolger Schlegel's am reichsten mit Noten und Erklärungen versehen hatte, auch die meisten Berichtigungen nöthig erschienen, und daß letztere vorzugsweise die schwierigsten Stellen des Dichters betreffen, wie denn auch in dieser Zeitschrift selbst nenerdings noch von den Herren Henssi und Ziel zu Tieck'schen Uebersetzungfehlern Verbesserungen veröffentlicht wurden, die sich zum großen Theil bereits in meinem oben angeführten Buche finden. Indes konute dasselbe seinem Zwecke gemäß nur einen verhältnismäßig geringeren Theil solcher Irrthümer hervorheben und mußte namentlich alle in den Anmerkungen von Tieck nicht besprochenen Lesarten ebenfalls unbesprochen lassen, so viel sich auch darüber sagen läßt. Möge es denn gestattet sein, das Versäumte hier zu ergänzen und zu der Tieck'schen Uebersetzung einiger Dramen Shakspeare's Correcturen zu liefern, die in dem oben genannten Buch übergangen werden müßten; was an Einzelheiten darin schon berührt ist, bedarf hier nur einer bloßen

Aufführung. So ist z. B. um mit dem Othello anzufangen, eine viel besprochene von Tieck mißverstandene Stelle (Act. I. Sc. 1.)

A fellow, almost damn'd in a fair wife.

bereits erörtert (Tieck'sche Shakspearekritik S. 119—120.) Eben so eine andere nicht weniger schwierige Stelle (Act. 1. Sc. 13.)

Nor to comply with heat the young affects  
In my defunct and proper satisfaction.

(Vgl. T. Th. S. 121—122.)

— Preferment goes by letter and affection  
Not by the *old gradation* where each second  
Stood heir to the first. (Act. 1. Sc. 1.)

Beförderung geht Euch nach Empfehl und Gunst,

Nicht nach ehemal'gem Rang, wo jeder zweite  
Den Platz des Vormanns erbt.

Old gradation ist vielmehr „die althergebrachte Stufenfolge“ die jetzt außer Acht gelassen wird.

— For when my outward *action* doth demonstrate  
The native act and figure of my heart  
In complement extern. (Ebdendas.)

Denn wenn mein äußres Tun ist offenbart

Des Herzens angeborne Art und Neigung

In Haltung und Geberd'.

Action kann es so häufig hier nur „Geberd“ bedeuten. Erst in act liegt der Begriff, den Tieck schon für action anticipirt

— Zounds, sir, you are orbli'd, *for shame* put on your gown  
Ihr seid beraubt, zum Teufel, nehmt den Mantel. (Ebdendas.)

Das Fluchwort „zum Teufel“ entspricht wenig dem Original, wo Iago den unbekleidet erscheinenden Brabantio gleichsam zum Spott auffordert, sich seiner Nacktheit zu schämen und sich anzufleiden: „Schämt Euch, und zieht Euch an!“

— This accident is not unlike *my dream*.

Der Verfall sieht nicht ungleich einem Traume. (Ebdendas.)

Brabantio redet aber nicht so unbestimmt, wie ihn der Uebersetzer sprechen lässt, sondern bezieht sich ganz bestimmt darauf, daß ihm so eben etwas von der Aufführung seiner Tochter geträumt hat.

O, unhappy girl!

O, unglücklich Kind! (Ebdendas.)

„O, ungerathenes, bößartiges Kind!“ muß es heißen. Diese Bedeutung, und nicht die von Tieck gebrauchte, hat unhappy bekanntlich sehr oft bei Shakspeare.

Call up my brother. — O that you had had her! —

Some one way, some another.

Ruft meinen Bruder. — Wär' Er Euer doch

Auf welche Art auch immer.

(Ebdendas.)

Brabantio fährt fort, in leidenschaftlich abgerissener Art die verschiedenen Gedanken, die sich in ihm drängen, zu äußern. Erst befahl er, seinen Bruder zu wecken, gleich darauf wendet er sich an Roderigo, den verschmähten Freier seiner Tochter und wünscht, daß er ihm doch die Desdemona gegeben haben möchte; dann wieder zu seinen Dienern gewandt, heißt er die Einen in der einen Richtung, die Andern in einer andern die Entflohenen verfolgen. (*Some one way, some another.*) Es ist unbegreiflich wie Tieck diese Worte mit den vorhergehenden in Verbindung bringen und den in der Uebersetzung angedeuteten Sinn hineinlegen kann.

— Pray you lead on. At every house I'll call,  
I may command *at most*.

Wohl, führt den Zug. Wer jedem Hause ruf' ich;

Wenn's gilt, kann ich befehlen. (Ebenbaj.)

Zu *at most* ist offenbar houses zu ergänzen. Bei jedem Hause will ich rufen, bei den meisten Häusern kann ich sogar befehlen, daß man mir Beistand leiste. *At most* als Adverbium könnte nicht, wie Tieck meint, „wenn's gilt“ bedeuten, sondern nur „höchstens.“ „Ich kann höchstens befehlen“ wäre aber das gerade Gegenteil von dem, was Brabantio sagen will.

— These are the raised father and his friends

Der zorn'ge Vater ist es mit den Freunden. (Act. I. Sc. 2.)

To raise ist hier dasselbe, was es in der vorhergehenden Scene war: aufrücken, in Bewegung setzen. Vgl. and raise some special officers of might.

— That thou hast practis'd on her with foul charms

Daß du mit Hölle Kunst auf sie gewirkt. (Ebenbaj.)

Daß du ihr nachgestellt, sagt das Original, denn *to practise* bedeutet bei Th. nicht bloß wirken, sondern im bösen Sinne immer nachstellen.

— But altogether lacks the abilities

That Rhodes is dress'd in

Und aller Wehr und Möglichkeit entbehrt,

Mit der sich Rhodus schirmt. (Act. I Sc. 3)

Es ist schwer zu sagen, was sich der Uebers. bei „Möglichkeit“ in diesem Zusammenhang, auf den Tag von Cyprus angewandt, gedacht haben mag. Able bedeutet bei Th. sehr häufig „gerüstet“, abilities also die Rüstungen, die Befestigungen, welche Rhodes vor Cyprus vorans hat.

— They have us'd (scil. these arms of mine)

Their dearest action in the tented field.

Webt er stets (mein Arm)

Nur Kriegsthat im Feld, wie im Lager.

Im Lager wird schwerlich Othello Veranlassung gefunden haben, die Kraft seines Armes zu gebrauchen, sondern nur im Felde, in dem mit Zelten bedeckten Felde, wie das Original ausmalt.

— And bring them after in the best advantage.

Und bringe sie mir nach, sobald du kannst.

Nicht den Auftrag ertheilt Othello seinem Iahndrich, sondern mit der besten (Schiffs)-Gelegenheit, die sich findet, soll er die Desdemona nachbringen. Es ist also eine Rücksicht auf Desdemona, die sich im Original ausspricht, während in der Uebers. Iago's Bequemlichkeit oder Muße berücksichtigt wird.

— Come, Desdemona; I have but an hour

Of love, of worldly matters and direction,

To spend with thee,

Komm, Desdemona; nur ein Stündchen bleibt

Der Lieb' und unserm häuslichen Geschäft

Mit dir zu wehn.

(Ebend.)

Tief läßt also of worldly matters etc. wie of love von hour abhängen und erklärt dies Wort durch „häusliches Geschäft“, was schwerlich in dem Original liegt. Gewiß beabsichtigt der Dichter einen Gegensatz zwischen love und worldly matters, und demgemäß steht das zweite of unabhängig, wie z. B. in den Redensarten of love of charity aus Liebe: Vor weltlichen Geschäften und Anordnungen, sagt Othello auf sein Feldherrnamt hindertend, habe ich nur eine Stunde der Liebe mit dir zu verbringen. Die Construction erscheint zwar Shakspearisch-fühn, aber darum nicht weniger sicher.

— Why, the power and corrigible authority of this lies in our wills.

Nun, das Vermögen dazu und die bessende Macht liegt durchaus in unserm freien Willen.

(Ebend.)

Corrigible authority ist eine Macht, ein Einfluß, den man in seiner Hand hat, eine lenksame, fügsame Gewalt, wie der Dichter in „Antonius und Cleopatra“ von corrigible necks „fügsamen Nacken“ spricht.

— I confess me knit to thy deserving with cables of perdurable toughness. Ich erkläre mich an dein Verdienst getnüpft mit dem Ankettan der ausdauerndsten Festigkeit.

(Ebend.)

To deserve one heißt häufig und auch hier: sich um Jemanden verdient machen oder kürzer: Jemandem dienen. Der Sinn der Stelle ist also: Ich bekenne mich zu deinem Dienst oder dir zu dienen verbunden, verpflichtet. Iago röhnt keineswegs den Redrige und dessen Verdienst, sondern seine eigene dienstfertige Treue und Freundschaft.

— If *sancti mony* and a frail vow — be not too hard for my wits  
and all the tribe of hell, thou shalt enjoy her.

Wenn des Pastors Segen und ein hohles Gelübde — für meinen  
Witz und die ganze Zippeschäft der Hölle nicht zu hart sind, u. s. w.  
(Ebend.)

*Sancti mony* ist die Frömmigkeit und Heiligkeit, welche nebst  
ihrem Gelübde die Desdemona abhalten konnte, den Verführungen  
Rodrigo's nachzugeben. Der Segen des Priesters kommt gar nicht  
in Rede dabei.

Ueber die Lesarten: *twixt the hearen and the main* (Act. II  
Sc. 1) und *A Veronese Michael Cassio* (Ebend.) welche Tieck  
beide adoptirt, ist bereits in der „Shakspear-Kritik“ das Nöthige  
bemerkt.

— Therefore my hopes, not surfeited to death  
Stand in bold cure.

Drum harrt mein Hessen, noch nicht tödtlich krank  
Rühu auf Genesung. (Act. II. Sc. 1)

Die Uebersetzung verwischt die spitzfindige Wendung des Ori-  
ginals ganz und gar. Hoffnungen, die nicht Maß halten, sondern  
im Uebermaß gehegt oder wie ein schwelgerischer Genuss genossen  
werden, tragen in diesem Uebermaß den Keim des Todes in sich;  
während Hoffnungen, die sich von solchem Excess fernhalten, eher  
auf Erfüllung, oder in dem Bilde einer Krankheit zu bleiben, auf  
Genesung zählen dürfen.

— The gutter'd rocks and congregated sands  
Traitors ensteep'd to elog the guiltless keel.  
Gezachte Klippen, aufgehänchter Sand  
Unschuld'gen Kiel zu fährden leicht verbüllt.

(Ebend.)

„Unschuldig“ ist ein entweder nichts sagendes oder abgeschmack-  
tes Beiwort zu dem „Kiel eines Schiffes“, der arglos über die  
Untiefen und Felsen hinfährt und dadurch in Gefahr gerath. Diese  
Bedeutung *arglos*, unbefangen hat *guiltless* häufig.

I could well wish courtesy would invent some other custom of enter-  
tainment.

Mir wär's lieb, wenn die Höflichkeit eine andere Sitte der Unterhal-  
tung erfande. (Ebend.)

Cassio, der den Wein nicht vertragen kann, wünscht eine andere  
Art von Bewirthung eingeführt zu seben, als die im starken Zechen  
besteht. Entertainment ist durchgängig bei Sh. Bewirthung, freund-  
schaftliche Aufnahme, nicht das franz. entretien. In den folgenden  
Worten Cassio's ist *craftily* qualifiziert übersetzt: stark mit Wasser  
gemischt, während doch das englische craft und deutsche Kraft  
keineswegs identisch ist. Cassio sagt nur, er habe im Bewußtsein

seiner Schwäche, seinen Becher flüglich mit Wasser gemischt  
slily mixed with water, wie Johnson richtig umschreibt.

— Do but see his vice  
'Tis to his virtue a just *equinox*  
The one as long as the other.  
Doch ihr seht sein Laster;  
Es ist die Schattenseite seiner Tugend,  
Wenn Tag und Nacht sich gleich sind. (Ebend.)

Aus der Uebersetzung muß jeder Lejer schließen, daß Cassio besonders zur Zeit der Tag- und Nacht-gleiche dem Trunke ergeben sei. Shakspeare sagt nichts der Art; es wird nur bemerkt, daß Cassio's Tüchtigkeit und seine Fehler sich so vollständig das Gleichgewicht halten, wie Tag und Nacht zur Aequinoctialzeit.

— Have you forgot all sense of place and duty?  
Vergeßt Ihr allen Sinn für Rang und Pflicht? (Ebend.)

Nicht mit der Mahnung an ihren Rang sucht Iago die Kämpfenden zu trennen, wie denn auch darin schwerlich etwas Be schwichtigendes läge, sondern an den Ort, wo sie sich befinden, erinnert er sie: in a town of war — and on the court of guard of safety sagt gleich nachher Othello mit derselben Bezugnahme.

— What! Michael Cassio  
That came a-wooing with you.  
Gi, Michael Cassio, der für dich warb. (Act. III. Sc. 3)

Aus der Erzählung Othello's wissen wir, daß er selbst um die Desdemona warb; eine Vermittelung Cassio's bei der Gelegenheit wäre mithin ein Widerspruch, deren sich das Original nicht schuldig macht. Dieses sagt vielmehr nur, daß Cassio den Othello auf seinen Freiersbesuchen bei der Desdemona begleitet habe.

— They are close delations, working from the heart,  
*That passion cannot rule.*

Heimlicher Wint, der aus dem Herzen dringt  
Im Zorn des Edelmuths. (Ebend.)

Es ist die Rede von Iago's Stocken und Stottern. Dergleichen, sagt Othello, bedeutet bei Buben nichts, aber bei dir, einem Biedermann, um so mehr, weil es aus einem Herzen hervorgeht, daß der Leidenschaft unzügänglich ist, worüber die Leidenschaft keine Gewalt hat. Der „Zorn des Edelmuths“ ist durch ein seltsames Missverständniß in den Satz eingeschoben.

Über die Stelle green-ey'd monster vergl. „die Tieck'sche Shakspear-Kritik“ S. 124—5.

I am to pray you not to strain my speech  
*To grosser issues nor to larger reach*  
 Than to suspicion.

Ich bitt' Euch, Herr, dehnt meine Worte nicht  
 Zu größerem Raum und weiterer Richtung aus  
 Als auf Vermuthung.

(Ebend.)

Was es heißen soll „Worte zu größerem Raum auszudehnen“, läßt sich schwer errathen. Das Original hat einen ganz bestimmten, vom Uebers. nicht verstandenen Ausdruck: grosser issues d. i. handgreiflichere Folgerungen, als ein bloßer Verdacht, der noch nicht handgreiflich ist.

— Her will recoiling to her better judgment  
 May fall to match you with her country forms  
 And happily repent.

Ihr Wille, rückgekehrt zu besserem Urtheil  
 Vergleicht Euch einst mit ihren Landsgenossen  
 Und dann vielleicht berent sie.

(Ebend.)

Es ist eine dem Iago gar nicht geläufige Offenherzigkeit, dem Othello gegenüber die etwaige Reue der Desdemona über ihre Vermählung als eine „Rückkehr zu besserem Urtheil“ zu bezeichnen. Im Gegentheil sagt Iago, daß in dem angenommenen Falle Desdemona's Neigung oder Trieb (will) sich von ihrem bessern Urtheile abwenden wird. (recoil to: vor etwas zurückfahren, sich von etwas abwenden.)

— Farewell the plumed troops and the big wars.

Jahre wohl du wallender Helmhusch, stolzer Krieg. (Ebend.)

Othello zählt alle Einzelheiten seiner bisherigen Laufbahn auf, von denen er jetzt scheiden muß. Mitten in diese hinein paßt aber nicht das abstrakte, allgemeine: „stolzer Krieg“, abgesehen davon, daß es ganz tautologisch stände mit dem darauf folgenden glorious war. Wars im Plural bedeutet bei Sh. das Heer, die Schlachtreiben, big wars die stattlichen, in Reihe und Glied aufgestellten Schlachtreiben, was sehr wohl neben plumed troops stehen kann, während „stolzer Krieg“ sich den behelmbuschten Truppen schwerlich coördiniren ließe.

— This argues fruitfulness and liberal heart

Dies deutet Fruchtbarkeit, freigebigen Sinn. (Act. III. Sc. 4)

Die Uebersetzung bringt einen durchaus unpassenden Sinn in die Stelle, wenn sie fruitfulness in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes auffaßt. Fruiful heißt bei Sh. sehr häufig freigebig, und demnach spielt Othello hier auf Desdemona's Freigebigkeit mit ihrer Gunst gegen Cassio an. Liberal heart ist denn keines-

wegs pleonastisch gebraucht, wie aus Tieck's Uebersetzung: „Frei-geb'gen Sinn“ sich schließen ließe, sondern bedeutet, wie so oft bei unserm Dichter, ein ausgelassenes, zügelloses Herz. Daß liberal auch hier diesen Sinn hat, geht aus Othello's nächstfolgenden Worten hervor: This hand of yours requires a sequester from liberty etc.

— Take me from this world with treachery and devise engines for my life.

Schaffe mich hinterlistig aus der Welt und stelle meinem Leben Fallstricke. (Act IV. Sc. 2.)

Eine solche Tautologie, wo der zweite Satz grade dasselbe sagt, was der erste, hätte sich Sh. schwerlich zu Schulden kommen lassen. Engines sind Marterwerkzeuge, die Rodrigo gegen Iago's Leben erfinden soll. Iago sagt also: Wenn ich dich diesmal besiege, so tödte mich entweder hinterlistig oder durch die ärgsten Qualen, die du ersinnen kannst.

Die dritte Scene des vierten Acts wird von den englischen Herausgebern in Another room in the Castle verlegt, jedenfalls passender, als von Tieck in einen „Vorsaal im Schloß“. Desdemona wird wohl kaum in einem solchen Vorsaal ihre Nachtoilette machen, wie sie es in dieser Scene thut.

— Or, say, they strike us

Or seant our former having in despite.

Wenn sie gar uns schlagen,

Wenn sie in Leichtsinn unser Gut verthun.

(Act. IV. Sc. 3.)

Emilie spricht von den Ehemännern nicht als leichtsinnigen Verschwendern, sondern als Geizhälsern, die zum Trost ihren Weibern deren früheres Einkommen schmälern. Tieck muß das Original entweder sehr flüchtig gelesen oder einen ganz andern Text, als der gangbare, vor Augen gehabt haben.

— What may you be? are you of good or evil? —

Lod. As you shall prove us, praise us.

Wer seid denn Ihr? Schlimm' oder Gut? —

Lod. Rühmt uns, wo Ihr uns findest. (Act. V. Sc. 1.)

Lodovico ertheilt im Deutschen auf Iago's verständliche Frage eine ziemlich unverständliche Antwort. To praise ist bei Sh. nicht nur rühmen, sondern auch abschätzen, taxiren. Nach näherer Prüfung, erwidert also Lodovico, mögt Ihr selbst uns abschätzen, d. h. nach Befinden für gut oder böse erklären.

— Methinks, it should be now a huge eclipse  
Of sun and moon, and that the allrighted globe  
Should yawn at alteration.

Nun, sagt' ich, müßt' ein groß' Verküstern sein  
An Sonn' und Mond und die erstickte Erde  
Sich aufzum vor Entsegen. (Ebendas.)

*At alteration* kann nun und nimmer vor Entsegen bedeuten, sondern nur zur Veränderung, im Wechsel, abwechselnd. Die Erde soll sich aufzum, abwechselnd mit der eingetretenen Sonn- und Mondküsterniß. — —

Vom Othello geben wir zum King Lear über. Auch über dieses Drama ist eine Reihe falscher Wörterklärungen, so weit Tiecks Anmerkungen dazu den Anlaß beten, in der „Tieck'schen Shakespearekritik S. 126—136“ berichtigt worden. Ein bedeutender Nachtrag ähnlicher Correcturen läßt sich aus einer Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung liefern.

— Thus Kent, o princes, bids you all adieu,  
He'll shape his old course in a country new.  
Fahrt wohl, ihr Fürsten all: Kent muß von hinnen  
Im neuen Land ein Schicksal zu gewinnen. (Act. I. Sc. 1.)

Das eigentliche Characteristische dieser Abschiedsworte Kent's, seine Erklärung, bei dem einmal für recht erkannten Grundsätzen bebarren zu wollen, ist in der Uebersetzung ganz ausgelassen. *His old course* ist seine alte Handlungs- und Denkungsweise, die er auch in einem neuen Lande fortführen will. So erklärt schon Johnson diese Stelle.

— Election makes not up on such conditions.  
Solche Bedingung endigt jede Wahl. (Ebendas.)

Der Herzog von Burgund spricht sich im Englischen durchaus nicht so entschieden aus, wie im Deutschen. Er sagt nur eine Brautwahl schließt auf solche Bedingungen hin wohl ab, entscheidet sich wohl auf solche Bedingungen hin. Burgund hofft also noch, daß Lear anderes Tunen werden möchte. Nach dem Sinne der deutschen Uebersetzung, wo Burgund Cordelia's Hand ausdrücklich ausschlägt, erscheint es seltsam, daß ihm dieselbe nachher noch einmal angeboten wird.

— There is further compliment of leave-taking between France and him.

Dergleichen Abschiedscomplimente wird's noch mehr geben, wie zwischen Frankreich und ihm. (Ebendas.)

Unmöglich läßt sich das aus den Wörtern des Dichters heraussdenken, die lediglich sagen: Es gibt noch weitere Abschieds-

complimente zwischen dem König von Frankreich und Lear, sei es daß Goneril ironisch oder nur hinweisend so spricht.

— I can keep honest counsel

Ich kann ein erlaubtes Geheimniß verschweigen.

(Act. I. Sc. 4.)

Kent behält sich also erst die Prüfung vor, ob die ihm anvertrauten Geheimnisse erlaubt sind oder nicht! Eine zweideutige Empfehlung seines Dienstleisters. Das Original sagt nur: Ich kann redlich stillschweigen, d. h. wenn ich verspreche zu schweigen, so halte ich es auch.

— But let his disposition have that scope

That dotage gives it.

Läßt seiner wilden Laune nur das Ziel,

Das Thierheit ihr gesteckt.

(Ebenda.)

Eine halbwahnsinnige, aus Altersschwäche fassende Gemüthsart, wie Goneril sie dem Lear beimitzt, hat kein bestimmtes Ziel; wohl aber einen freien Spielraum, in welchem sie sich heruntreibt. Das ist auch die shakespeare'sche Bedeutung von scope.

*Yield: come before my father.*

— Ergieb dich! Komm zuvor ihm. (Act. II. Sc. 1.)

Die beiden ersten Worte läßt Teck den Edmund laut sprechen, als seien sie allein für Glosters Ohr berechnet, die drei letzten dagegen leise, als enthalten sie für Edgar die heimliche Warnung, seinem Vater zuvor zu kommen. Aus dem Text läßt sich dieser Sinn nicht herausdenken; es heißt vielmehr im Zusammenhang mit yield: Ergieb dich, komm (mit mir) vor meinen Vater! und muß mithin Alles als laut gesprochen gedacht werden.

— Our father he hath writ, so hath our sister

Of differences, which I best thought it fit

To answer from our home.

Mein Vater schreibt uns und die Schwester auch

Von Zwistigkeiten, die ich besser hielt

Zu schlachten außerm Hause.

(Ebenda.)

Nach den Regeln der strengeren Grammatik müßte allerdings which auf differences bezogen werden. Daß aber Sh. auch hier, wie an vielen Stellen, sich eine freiere Construction verstattet und das relative Pronomen auf den ganzen Satz oder auf das Verbum bezieht, ergibt der Zusammenhang. Dem Herzog von Cornwall liegt nicht so sehr daran, die Zwistigkeiten zwischen Lear und Goneril zu schlachten — eine Bedeutung, die to answer ohnehin nicht hat — als vielmehr dem zu erwartenden Besuche aus dem Wege zu gehen. Deshalb hat er es für das Gerathenste gehalten, die empfangenen Briefe fern vom Hause zu beantworten.

— This courtesy, *forbid thee* shall the duke  
Instantly know.

Den Eifer, mit Vergunst, meld' ich fogleich  
Dem Herzog. (Act. III. Sc. 3.)

Offenbar hält Dieck das *forbid thee* für einen elliptischen Zwischenfall, denn er willtürlich den Sinn: mit Vergunst beilegt. Es ist jedoch das zu *courtesy* gehörige Particivium *Pass.* von *forbid*: Diese Höflichkeit, die dir verboten ist, soll der Herzog fogleich erfahren.

Adverse the duke where you are going to a most festinate preparation; we are *bound* to the like.

Gernahut den Herzog, wenu Ihr zu ihm kommt zur schteinigsten Rüstung, wir sind zum Gleichen verpflichtet.

*Bound* ist hier nicht das Particip. *Pass.* von *to bind*, sondern eine aus dem Altenglischen übrig gebliebene Form des nicht mehr gebräuchlichen Verbums *to bound*: zum Geben bereit sein, gerüstet sein. In dieser Bedeutung kommt *bound* häufig bei Sh. und seinen Zeitgenossen, auch in der älteren Balladenpoesie (vergl. *Percy's Reliques of Ancient Poetry*) vor. I am bound to France z. B. King John Act. I. Sc. 1. heißt: Ich bin in Begriff (nicht etwa ich bin verpflichtet, nach Frankreich zu geben).

— The untuned and jarring senses, o, wind up  
Of this *child-changed* father.

Der Sinn ranher Mißlang nimmt ihn rein  
Dem kindgewordnen Vater. (Act. IV. Sc. 7.)

Lear ist aber nicht zum Kinde, sondern wahnsinnig geworden. *Child-changed* ist daher mit Steevens und Malone zu erklären: changed by his children, durch seine Kinder (durch den Un dank seiner Töchter) verwandelt. Bei der kühnen Art, wie Shakespeare dergleichen Composita bildet, läßt sich *child-changed* father sonst auch denten als ein Vater, der seine Kinder gewechselt, der Goneril und Regan mit Cordelia vertauscht hat.

— Fall and cease.

Brich, Welt und vergeh!. (Act. V. Sc. 3.)

Welt ist vom Übersetzer zur Erklärung hinzugefügt, aber das Fehlen eines Wortes im Original, das doch unentbehrlich wäre, zeigt, daß dies der Sinn nicht sein kann. Ebenso gezwungen freilich ist die Erklärung der englischen Commentatoren, welche fall and cease als eine Aufforderung Albany's, an den über Cordeliens Leidnam hingebengten Lear gerichtet, auffassen. Das Einfachste ist wohl fall and cease als Substantiva zu nehmen und mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen. Kent ruft aus: „Ist dies das versprochene Weltende?“ „Oder ein Abbild jenes Grauens“

versezt Edgar. „Ein Zusammenfuz und Aufhören“ schließt Albany dann diese Betrachtung.

— *This is a dull sight: Are you not Kent?*

Ich seh' was Sonderbares: Bist du nicht Kent? (Ebenda.).

Lear beklagt sich in den unterstrichenen Worten, wie eben vorher, über die Schwäche seiner Augen, die ihn seinen Freund Kent nicht fogleich erkennen läßt. *Dull sight* ist *stumpe Sehkraft*, und kann füglich nicht sonderbarer Anblick heißen.

— *The wonder is, he hath indur'd so long;*

*He but usurp'd his life.*

Das Wunder ist, daß er's ertrug so lang;

Sein Leben war nur angemäßt.

Nicht, daß es von Lear's Seite eine Annahmung gewesen, zu leben, will Kent sagen, sondern daß sein Leben kein wirkliches, nur ein entlichenes, zum Schein angenommenes war. *To usurp* hat oft bei Shakspeare die Bedeutung: etwas zum Schein annehmen, ohne daß dabei an das, was wir anmaßen nennen, zu denken ist. So kommt in Othello *usurped beard* „ein falscher Bart“ vor, und in der Einleitung zur Taming of a Shrew heißt es: *The boy will well usurp the grace voice, gait and action of a gentlewoman.*

Bonn.

M. Delius.



## Läßt sich die französische Sprache neben der lateinischen wirklich mit so außerordentlicher Leichtigkeit erlernen, wie man allgemein glaubt?

---

Das im Jahre 1847 von dem königlich sächsischen Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts für die Gelehrten-Schulen des Königreichs Sachsen bekannt gemachte Regulativ hat neben sehr erheblichen Vorteilen auch den, daß es darauf ausgeht, gewisse hergebrachte Vorurtheile, deren Einwirkung die gedeihliche Fortbildung des Gymnasialwesens außerordentlich beeinträchtigt hat, zu beseitigen. Zu diesen Vorurtheilen gehören namentlich folgende, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen das einzige wirkliche Bildungsmittel unserer Gelehrten-Schulen, alles Andere aber, die sogenannten Realien, unter welche auch jede neuere Sprache gehört, nicht als Bildungsmittel sondern als Sache zukünftigen Bedürfnisses anzusehen sei; daß man ferner die alten Sprachen vorzugsweise grammatisch und kritisch zu behandeln habe; daß es eine formale Bildung gebe, um die es sich allein in den Gymnasien handle, ein Vorurtheil von solcher Dunkelheit zugleich, daß man weder angeben weiß, ob an eine Bildung des Geistes durch grammatische oder rhetorische Formen, oder an eine Bildung gewisser Formen des Geistes selbst zu denken sei; daß auch die schwierigsten Erzeugnisse hellenischer Dichtung bei der Gymnasialbildung zu benutzen seien, weil nur im Kampfe mit großen Schwierigkeiten der jugendliche Geist erstärke.

Einem jener hergebrachten Vorurtheile tritt aber das sächsische Regulativ mit zu wenig Entschiedenheit entgegen, dem Vorurtheile, daß die neuern Sprachen, namentlich die französische, für den Gymnasiasten, welcher lateinisch treibe, ganz außerordentlich leicht zu erlernen seien. Es erklärt in dieser Beziehung bloß, daß die Gelehrten-Schule mehr als Verständniß bei lebenden Sprachen nicht zu gewähren vermöge, indem es ganz anderer für solche unerreich-

bare Bildungsmittel bedürfe um richtiges und fertiges Sprechen und Schreiben zu lernen. Hierin liegt offenbar die Ansicht, daß, wenn auch das Verständniß der neuern Sprachen leicht sei, doch das richtige und fertige Sprechen und Schreiben große Schwierigkeiten habe. Im Uebrigen läßt aber das Regulativ die Meinung von der großen Leichtigkeit des Erlernens neuerer Sprachen, namentlich der französischen, für den Gymnasiasten unberührt. Ja es scheint dieselbe sogar zu begünstigen, indem es nicht nur die freilich sehr bestrittenen Behauptungen aufstellt, daß die französische und die englische Sprache weder die Kraft, Präzision und Vollendung der klassischen Sprachen habe, noch gleichen Nutzen für allgemeine Geistes- und Gemüthsbildung gewähren, noch gleich für Schöpfung des Denkvermögens so wichtige Schwierigkeit darbiete, und daß das Bildungsmittel einer andern Sprache als das der griechischen und römischen nie Gedächtniß und Denkkraft in gleichem Grade zu üben und zu stärken vermöge, sondern auch gelegentlich die Bemerkung mit einfließen läßt, daß, so wie der Deutsche nicht nur die plattdeutschen Mundarten, das Holländische einschließlich, sondern auch die nordischen Sprachen nicht zu erlernen brauche, weil er, wenn das Bedürfniß dazu eintrete, dieß mit eigner Kraft leicht nachholen könne, eben so das Verständniß italienischer, spanischer, portugiesischer Prosa wenigstens bei einiger Anlage und Beharrlichkeit. Jedem, der des Latein kundig, binnen wenig Wochen vollkommen erreichbar sei.

Freilich kommt das Regulativ mit sich selbst in Widerspruch, wenn es sehr richtig als Zweck der Gelehrten schule aufstellt, daß sie nicht allein zu geistreichem Wissen, sondern auch zu tüchtigem Können ausbilden solle, wenn es neben der Behauptung, daß die Gelehrten schule bei lebenden Sprachen mehr als Verständniß überhaupt nicht zu gewähren vermöge, in Betreff der französischen Sprache die Forderung macht, ein aus dem Gymnasio zu entlassender Schüler müsse Prosaiker und Dichter verstehen, auch einige Uebung im Schreiben und Sprechen erlangt haben, wenn es neben der Annahme, daß, wenn auch nicht das Schreiben und Sprechen, doch das Verständniß der französischen Sprache so außerordentlich leicht sei, zu der Neuherung Veranlassung findet, es sei merkwürdig, daß sicherem Vernehmen nach, selbst in den Gelehrten schulen des bayerischen Rheinkreises, dieser an Frankreichs Grenze gelegenen, vormals ihm gehörigen, Provinz, die Schulen eben so wenig ein erträgliches Französisch sprechen und schreiben lernen als bei uns.

Mit dieser Aeußerung, die das Ministerium unstreitig gethan hat, um die Gelehrtenſchulen und die an denselben arbeitenden Lehrer der neuern Sprachen in Schutz zu nehmen, wird ein Vorwurf berührt, welche man unsren Gymnasiasten in Bezug auf die Betreibung des franzöſiſchen machen zu müssen glaubt. Unsere Gymnasiasten, das ist nämlich Thatſache, treiben das franzöſiſche mit sehr wenig Erfolg. Es sei doch höchst anfällig, so urtheilt man, daß das Studium der franzöſiſchen Sprache, die für einen, der lateinisch verſtehe, so äußerst geringe Schwierigkeiten darbiete, ein wahrhaft flägliches Ergebniß verbeißt. Die Schuld könne an den Schülern, von denen eine Anzahl schon recht hübsche Kenntniſſe dieser Sprache und auch Lust zu ihr in das Gymnasium mitbringe, nicht liegen, man müsse es wohl nicht verstehen, den franzöſiſchen Unterricht so zu ertheilen, daß er gedeihen könne. Darf man sich wundern, wenn ein Lehrer, der seine Schüler in einem außerordentlich geringe Schwierigkeiten darbietenden Fach nicht vorwärts bringt, für ungeschickt, für untuglich angesehen wird, wenn er, der anfangs zu den besten Hoffnungen berechtigte und für einen fähigen Mann galt, in kurzer Zeit seinen guten Ruf bei den Pflegern der Gelehrtenſchulen und alles Ansehen und Vertrauen bei seinen Zöglingen verliert? In der That ist dieses auch den meisten Lehrern des franzöſiſchen an unsren Gymnasien widerfahren. Die Wenigen, denen es gelang sich davor zu schützen, verdanken dies dem Umstände, daß sie neben dem franzöſiſchen noch einen andern Gegenstand zu lehren hatten.

Sollten denn aber wirklich die Lehrer der franzöſiſchen Sprache an unsren Gelehrtenſchulen so allgemein grade in diesem Lehrfache unfähig oder pflichtvergessen sein, daß daraus sich jene betrübende Erscheinung eines so gar fläglichem Erfolges erklären ließe? Gewiß nicht! Das Uebel muß andere Ursachen haben. Welche aber?

Die Hauptursache davon, daß der franzöſiſche Unterricht in den Gymnasien wahrhaft fläglich Ergebniß verbeißt, daß die Zöglinge in kurzer Zeit die Lust zum Studium dieser Sprache verlieren, daß der Unterricht darin, weit entfernt selbst bildend zu sein, der Bildung des Geistes durch die große Unsicherheit und Unvollkommenheit der erworbenen Kenntniſſe vielmehr hinderlich wird, daß die auf dieses Studium verwendete Zeit zum größten Theile als eine verlorene angesehen werden muß, daß die Gymnasien mit diesem Studium sich in den Augen der höhern Stände, welche der franzöſiſchen Sprache mächtig sind, lächerlich machen, daß das Vertrauen dieser Stände zu unsren Gymnasien wegen

dieses großen Uebelstandes immer mehr schwindet, daß die Lehrer dieser Sprache, trotzdem, daß sie eine wahrhaft aufopfernde Thätigkeit zeigen, mit Aufbietung aller Kräfte arbeiten, nicht nur keine Freude an ihrem Werke finden, sondern was wahrhaft zu beklagen ist, auch noch in Gefahr stehen, ihren guten Ruf zu verlieren und in die mit Geringschätzung betrachtete Classe der sogenannten maîtres de langue gerechnet zu werden: die Ursache aller dieser zahlreichen und wahrlich nicht unbedeutenden Uebel ist die leidige Ansicht von der übergroßen Leichtigkeit, mit welcher der Gymnaſiaſt die franzöſiſche Sprache erlerne.

Schon die Quellen, aus welchen diese Ansicht geflossen ist, sind so beschaffen, daß sie uns mißtrauisch gegen dieselbe machen müssen. Was kann eine Sprache für Schwierigkeiten bieten, so urtheilen viele unter den mit der lateinischen Sprache vertrauten Vorständen unserer Gymnaſien, die man zum großen Theile versteht ohne sich auch nur eine Stunde mit ihr beschäftigt zu haben? Wer verstände nicht schon mit Hülfe der lateinischen Sprache und eines franzöſiſchen Wörterbuchs Stellen wie:

Le plus célèbre de ces différents tribunaux est celui des Héliastes, où se portent toutes les grandes causes qui intéressent l'état ou les particuliers. Il est composé pour l'ordinaire de cinq cents juges; et en certaines occasions, les magistrats ordonnent à d'autres tribunaux de se réunir à celui des Héliastes de manière que le nombre des juges va quelquefois à six mille. Le sénat de l'Aréopage est le plus ancien, et néanmoins le plus intègre des tribunaux d'Athènes. Les places des Sénateurs sont à vie; le nombre en est illimité. Barthélémy Voyage du j. A.

Wer so urtheilt, ist in einem doppelten Irrthume befangen. Einmal werden solche Stellen von einem, der nur lateinisch gelernt hat, nicht verstanden, sondern es wird der Sinn derselben von ihm bloß errathen, ein Verfahren, das weder an sich einen Werth hat, noch auch irgend eine weitere Benutzung zuläßt; zweitens verwechselt man, wenn man daraus auf die geringen Schwierigkeiten für den Gymnaſiaſten schließt, den Gelehrten, der lateinisch gelernt hat, mit dem Zöglinge, der erst lateinisch lernt; die Menge der lateinischen Wokabeln, welche ein Quartaner mit zu dem Studium der franzöſiſchen Sprache bringt, ist so unbedeutend, daß daraus eine so große Unterſtützung für die Erlernung des Franzöſiſchen nicht hervorgeht; ja in vielen Fällen wird ihm das Lateinische hinderlich, weil es ihn auf falsche Formen, wie: expecter, comparation, und dergleichen, auf falsches Geschlecht, wie: la salut, une art, und auf falsche Bedeutungen wie: la copie die Menge, le verbe das Wort, la mine die Drohung führt. Dieses

Hinderniß wiegt jenen aus der Kenntniß einer Anzahl lateinischer Vokabeln hervorgehenden Vortheil völlig auf, und man muß, will man unbefangen und nicht nach einem trüglichen Scheine urtheilen, zugeben, daß die Kenntniß des Lateinischen einem Gymnasten das Studium der französischen Sprache auch nur sehr wenig erleichtern könne. \*)

Muß denn aber eine Sprache, so mag ferner der und jener glauben, nicht außerordentlich leicht zu erlernen sein, für die so oft Lehrbücher bekannt gemacht werden, durch deren Hülfe, wie gesagt wird, man in 25 bis 30 Stunden französisch verstehen, schreiben und sprechen lernt? Hierauf etwas zu erwiedern, werden mir hoffentlich meine Leser erlassen, denn eine Marktschreierei der Art verdient nichts weiter, als daß man sie als solche bezeichne, und es müßte wahrlich sehr schlimm mit der Urtheilskraft dessen stehen, der solcher Unverschämtheit Glauben schenken könnte. So viel ist freilich gewiß, daß die Rechtigkeit, mit welcher man immer wieder jene Wunderschriften anpreist, viel mit zur Verbreitung der Ansicht beigetragen hat, daß die französische Sprache außerordentlich leicht zu erlernen sei; zugleich läßt sich aber daraus auch abnehmen, daß sie wohl eben so wenig begründet sein möge, als die Behauptung: keine Hürnerungen mehr!

Endlich mag die Erscheinung, daß Gymnasten aus den vornehmsten Familien gewöhnlich so viel Noth mit dem Lateinischen haben, dagegen aber das Französische recht leidlich verstehen und sprechen, ja daß sogar Kinder und das weibliche Geschlecht sich dieser Sprache in kurzer Zeit bemächtigen, das Ihrige zur Verbreitung des fraglichen Vorurtheils beigetragen haben. Allein aus dem Umstände, daß diese Personen die franz. Sprache bald erlernen, kann auf ihre größere Leichtigkeit vernünftiger Weise nicht geschlossen werden, weil auf die Art und Weise, auf welche sie von ihnen erlernt wird, die Sprache jedes Volkes in derselben Zeit und mit gleicher Anstrengung erlernt wird.

Schon also die Quellen, aus denen die Meinung von der geringen Schwierigkeit der franz. Sprache geflossen ist, erscheinen sehr stark von Irrthum und Unbedachtsamkeit getrübt. Vielleicht aber sind die Beweise, welche man für die fragliche Behauptung aufgestellt hat, von besserer Beschaffenheit. Wir wollen sehen.

---

\*) Die Erleichterung, welche aus der Erlernung der ersten fremden Sprache für jede zweite durch die erworbene Bekanntschaft mit der allgemeinen Grammatik hervorgeht, ist natürlich anzunehmen.

Als ersten Beweis dafür, daß die franz. Sprache sehr leicht und namentlich viel leichter als die lateinische zu erlernen sei, führt man den Umstand an, daß man bei dem Mangel einer eigentlichen Declination mit nur wenigen Wortformen sich bekannt zu machen habe. Hierin würde man Recht haben, wenn in der franz. Sprache beim Gebrauche des Nomens nichts weiter vorfände als die Anwendung der Präpositionen *de* und *à*. Allein während der Lateiner mit den Endungen seiner Declination ausreicht, um die 42 Gedankenverhältnisse zu bezeichnen, in welche das Nomen vermöge des Umstandes tritt, daß es bald die Bezeichnung eines unbestimmten, bald eines bestimmten Gegenstandes, bald einer Eigenschaft, bald einer Menge ist, muß im Französischen der sogenannte Artikel und die Theilbezeichnung (der Theilungsartikel) zu Hülfe genommen werden, und dadurch mehrt sich die Gestaltung des Nomens so, daß z. B. das franz. Wort *vin* 17 von einander verschiedene Bezeichnungen erfordert, (*vin*, *de vin*, *à vin*, *vins*, *de vius*, *à vius*, *le vin*, *du vin*, *au vin*, *les vins*, *des vins*, *aux vins*, *à du vin*, *à des vins*, *un vin*, *d'un vin*, *à un vin*) beim lateinischen *vinum* aber nur acht zu erlernen sind. Wahr ist, daß man im Französischen nicht die Endungen von fünf Declinationen zu merken hat, dafür aber muß ich dem Hauptworte jedes Mal eine andere Bezeichnung geben, wenn es einen unbestimmten, wenn es einen bestimmten und wenn es einen mir theilweise gedachten Gegenstand andeuten soll. Dadurch nun wird der so sehr ausgebreitete und manigfache Gebrauch des Artikels und die mancherlei Schwierigkeiten darbietende Verwendung der Theilbezeichnung unnwendig, und wenn in Bezug auf Leichtigkeit die Wahl gelassen würde, entweder die lateinischen Declinationen oder den Gebrauch der französischen Artikel und Partitivformen zu erlernen, so könnte Niemand, der die Anstrengungen kennt, welche beides erfordert, auch nur einen Augenblick anstreben, sich für das erstere zu erklären. Von einer vorzugsweisen Leichtigkeit der französischen Sprache kann hier nicht die Rede sein, zumal da auch das Deutsche in Bezug auf die theilweise Auffassung des Nominalbegriffes äußerst wenige Unterstützung gewährt.

Eine zweite Ursache der geringen Schwierigkeiten, welche das Studium der franz. Sprache unsern Gymnasiasten biete, soll in der Beschaffenheit der franz. Conjugation liegen. Diese besitzt, so behauptet man, nicht den Formenreichthum der lateinischen Sprache, denn sie muß die vergangenen Zeiten mit dem Hülfsworte *avoir* und das ganze Passivum durch Umschreibung mit être bilden

Hierbei vergibt man gewöhnlich zwei sehr wichtige Dinge, zuerst, daß das französische Zeitwort nicht nur zwei Zeiten mehr bildet als das lateinische, eine einfache und eine zusammengesetzte, die (falschlich) sogenannten *définis*, sondern auch noch einen Modus, den Conditionalis, für welchen die lateinische Sprache keine besondere Form hat, und dann, daß das reflexive Verbum eine eigne Art der Conjugation bildet, das neutrale Verbum aber mit seiner doppelten Zusammensetzung in den vergangenen Zeiten zahlreiche Schwierigkeiten bildet, zu geschweigen, daß die Participien in Rücksicht auf ihre Behandlung in der Conjugation dem Lernenden nicht geringe Noth machen. Bringt man dieses Alles, wie billig, in Rechnung, so wird sich ergeben, daß die von einander verschiedenen Formen des französischen Zeitwertes eine große Mannigfaltigkeit darbieten und wenigstens eben so zahlreich sind als die lateinischen; freilich muß man so verständig sein, die Verschiedenheit der Form nicht bloß hinten sondern auch vorn und in der Mitte des sprachlichen Ausdrucks wahrzunehmen.

Auch die Uebereinstimmung der französischen Conjugation mit der Deutschen, auf welche sich die berufen, welche das Studium der franz. Sprache für sehr mübelos erklären, spricht sehr wenig zu Gunsten dieser Behauptung. Wahr ist freilich, daß beide Sprachen mit den gleichen Hülfszeitwörtern die vergangenen Zeiten umschreiben; eben so wahr ist aber auch, daß gerade deshalb, weil sehr oft dieselben Verben z. B. venir und kommen, nicht dieselben, eine große Anzahl Verben im Französischen aber für verschiedene Bedeutung beide Hülfszeitwörter und die reflexiven Verben ein anderes im Deutschen, ein anderes im Französischen haben, eine Menge Schwierigkeiten für den Grammatisten entstehen, vor welchen jede Unterstützung aus den gleichen Hülfszeitwörtern völlig verschwindet, so daß daraus eher auf eine Erschwerung als auf eine Erleichterung des franz. Studiums geschlossen werden kann. Jener Uebereinstimmung wegen kann mitin dieses Studium auch nicht für leichter erklärt werden als die Erlernung des Lateinischen; denn in der lateinischen Sprache kommen dergleichen Schwierigkeiten gar nicht vor, und die Erlernung der einfachen Zeiten, welche das lateinische Activum mehr hat und welche im Passivum vorkommen, wiegt die erwähnten Schwierigkeiten nicht einmal auf.

Drittens will man seine Meinung von der großen Leichtigkeit des franz. Sprachstudiums durch die Bemerkung stützen, daß die Verbindung der Worte eine äußerst einfache und natürliche sei, die sich so zu sagen von selbst ergebe. Hierin scheint man in der That

das Recht auf seiner Seite zu haben; denn, wie bekannt, herrscht in den Worten der französischen Prosaiker und Dichter fast durchgehends in Bezug auf die Wort- und Satzordnung große Einfachheit und Natürlichkeit. Trotzdem aber muß ich mich hier gegen die Beweiskraft dieses Grundes erklären. Ich würde schweigen müssen, wäre hier von einer Eigenschaft der Sprache an sich die Rede. Allein das ist nicht der Fall; man verwechselt Schreibart und Grammatik mit einander; man denkt an die künstlich verschlungenen Satzbildungen gewisser klassischer Dichter und vergleicht damit die einfache und klare Ausdrucksweise der Franzosen. In jenen künstlichen Verschränkungen läßt sich freilich oft nur mit großer Mühe der Gedanke finden; das ist aber nicht eine in der Beschaffenheit der Sprache selbst begründete Sache; vielmehr kann die Ordnung, welche von der Grammatik in der lateinischen und griechischen Sprache verlangt wird, eine eben so natürliche sein, wie die der französischen Sprache ist; und in Wahrheit haben auch die Griechen und Römer Schriften, in welchen die Anordnung der Sätze in sich und zu einander eben so natürlich und einfach ist, als in der Rede der Franzosen. Auch die franz. Sprache hat in dem Gebrauche der Pronomen, der Adverbien, der Beiwörter eben so zahlreiche ihr eigenthümliche Abweichungen von der rein logischen Folge der Bestandtheile des Satzes und der Satzverbindungen, wie die deutsche und lateinische Sprache, weshalb hieraus auf eine besondere Leichtigkeit ihres Studiums nicht geschlossen werden darf. Nur so viel ist wahr, die Franzosen schreiben einfacher und natürlicher, als viele, aber nicht alle, Lateiner und Griechen geschrieben haben.

Mit vieler Zuversicht macht man viertens auf die große Ueber-einstimmung der Begriffskreise in der Deutschen und französischen Sprache aufmerksam. Dadurch, so erklärt man sich, werde das Verständniß der Sprache außerordentlich erleichtert, daß meist das französische Wort mit dem entsprechenden deutschen einen gleichen Umfang der Bedeutung habe, daß mit ihm also beinahe dieselben Redeweisen, wie mit dem Deutschen, gebildet werden, und daß daher sehr vieles sich Wort für Wort ohne große Veränderung in das Deutsche übersezgen lasse. Dies sei bei den alten Sprachen nicht so der Fall, darum seien diese schwierig, die französische aber sehr leicht zu erlernen. Läuft nicht auch hier eine Täuschung mit unter? Die Begriffskreise der alten und neuen Völker zeigen einen gewaltigen Unterschied, denn den Alten waren eine Menge Erfindungen in Künsten und Wissenschaften, eine Menge Einrich-

tungen im öffentlichen und häuslichen Leben und viele Gegenstände über welche sich die neuern Sprachen verbreiten, völlig unbekannt. Ihre Sprachen haben nun dafür auch keine Ausdrücke und stehen also hinter den neuern zurück. Dieser Unterschied des Mehr und Minder findet freilich zwischen der Deutschen und französischen Denk- und Redeweise nicht statt, und es folgt daraus nothwendig, daß die modernen Sprachen gebildeter Völker in weit mehr Fällen mit einander in dieser Beziehung übereinstimmen. Daneben kann aber auch eine eben so große Verschiedenheit noch bestehen, als die z. B. zwischen dem Deutschen und dem Lateinischen stattfindende. Und in der That ist dieses auch zwischen dem Deutschen und dem Französischen der Fall: man vergleiche z. B. im Diet. de l'Académie die Ausdrücke tête, bras, donner, courir in ihrer Abweichung von den deutschen Kopf, Arm, geben, laufen, und man wird bei aller Uebereinstimmung eine noch weit größere Verschiedenheit finden, als zwischen den lateinischen caput, brachium, dare, currere und den entsprechenden deutschen Wörtern. Also auch hier ist im Französischen eben so viel zu lernen, als bei anderen Sprachen, und es erscheint mithin die Meinung von der geringen Schwierigkeit des Französischen für unsere Gymnasiasten als ein unbegründetes Vorurtheil.

Was endlich den Wörtervorrath anbelangt, den man durch das Studium des Lateinischen für die franz. Sprache gewinne, so ist schon oben auf die Täuschung aufmerksam gemacht worden, der man sich dabei hingibt, und es erscheint also überflüssig, sich noch weiter darüber zu verbreiten. Nur eins möge noch bemerkt werden. Unsere Gymnasiasten erlernen anfänglich die römische Büchersprache, das Französische aber ist aus der lateinischen VolksSprache hervorgegangen; das ist die Ursache, warum ihnen die lateinischen Wörter zum Theil eher hinderlich als förderlich werden, und warum es für sie schwieriger ist aus dem Lateinischen ins Französische zu übersetzen als aus dem Deutschen.

Welches wird nun das Ergebniß dieser Erörterungen sein? Unstreitig folgendes. Wie die französische Sprache weder an sich eine leichte Sprache ist, weil sie, wie jede andere ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, so ist sie es auch nicht für unsere Gymnasiasten: das Studium derselben bietet ihnen trotzdem, daß sie angefangen haben sich mit dem Lateinischen zu beschäftigen, eben so viele Schwierigkeiten, als die alte römische Sprache. Ja es läßt sich nachweisen, daß es in mancher Beziehung noch mehr Anstrengung und Aufmerksamkeit erfordere, als das Studium einer todtten Sprache.

Zuvörderst ist es allgemein anerkannte Thatsache, daß die Aussprache des Französischen einen bedeutenden Aufwand von Kraft und Zeit unbedingt nothwendig macht. Beim Studium der lateinischen Sprache ist dieser Aufwand nicht nötig, blos die Quantität der Silben wird zur Versertigung lateinischer Verse, nicht einmal aber zur gehörigen Berücksichtigung bei der Aussprache der Prosa erlernt. Wir kennen die Aussprache der alten Römer nicht mehr, und tragen daher die Laute unserer Muttersprache auf das Lateinische über. Das Französische läßt das nicht zu; und ohne Aussprache kann wohl ein Gelehrter das Französische für sich lernen, aber in der Schule läßt sich dasselbe ohne Aussprache weder lehren noch lernen. Wegen dieses Aufwandes an Zeit und Kraft hat man das Französische oft für untauglich für die Gymnasialstudien erklärt, indem man merkwürdiger Weise die für uns Deutsche un-  
entlich so nöthige ästhetische Bildungskraft desselben verkannte. Man thut daran Unrecht, zugleich aber bestätigt man, was man so gern ableugnen möchte, daß das Studium der französischen Sprache in dieser Beziehung eine Menge Schwierigkeiten verursacht, die bei der lateinischen gänzlich in Wegfall kommen.

Die franz. Sprache ist ferner schwieriger, als die alten Sprachen, in Bezug auf die weiter ausgebildeten Begriffskreise, welche den einzelnen Ausdrücken angewiesen sind. Alle geistigen, sittlichen, künstlerischen, gewerblichen und sozialen Errungenhaften des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte haben in den neuen Sprachen, und so auch in der französischen ihre Bezeichnung erhalten und dadurch die Vieldeutigkeit der sprachlichen Ausdrücke annehmen müssen. Neue Ausdrücke werden nämlich, wie man zum Beispiel aus den das Eisenbahnen betreffenden Ausdrücken sehen kann, verhältnismäßig wenige gebildet; gewöblich begnügt man sich, die Bedeutungen schon vorhandener zu erweitern. Da nun jene Errungenhaften von den Sprachbestandtheilen der alten Römer nicht mit umfaßt werden, ihr Bedeutungsinhalt folglich geringer und einfacher ist, als der der französischen, so kann wohl auch der Befangene nicht in Abrede stellen, daß sich dieser einfache und geringere Inhalt schneller erfassen und leichter übersehen lasse, als der erweiterte, und daß folglich auch in dieser Beziehung die lateinische Sprache die leichtere, die französische aber die schwerere sein müsse.

Zu demselben Ergebnisse führt uns die Betrachtung gewisser Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache, als da sind der Gebrauch doppelter Pronomen, deren richtige Auffassung bedentende

Schwierigkeiten macht: der doppelte und einfache Gebrauch der Verneinungswörter, und deren von der adverbialen wohl zu unterscheidende substantivische Bedeutung, ein Unterschied, der gar nicht leicht zu klarer Erkenntniß zu bringen ist; der vierfache Gebrauch des Hauptwortes, der sich nur nach Anwendung vieler Aufmerksamkeit sicher unterscheiden läßt, so wie die Erscheinung, daß oft Präpositionen vor Präpositionen gebraucht werden und dergl. mehr.

Sehr viele und große, ja weit zahlreichere und größere Schwierigkeiten als die lateinische Sprache, verursacht die französische, das wird allgemein anerkannt, denen, welche sie sprechen und schreiben lernen. Halt! wird man mir zurufen; wir lengnen das nicht ab, aber eben weil wir das wissen, so fordern wir auch von dem Gymnasiasten nicht, daß er französisch richtig schreiben und sprechen lasse. Bloß das Verständniß der franz. Sprache soll in den Gymnasien erzielt werden, und auch das sächsische Regulativ erklärt ja, mehr als das Verständniß der lebenden Sprachen könne das Gymnasium nicht gewähren. Allein das ist eine eitle Rede. Wenn es zur Prüfung der Gymnasiasten in der franz. Sprache kommt, und nun eben nichts weiter als das Verständniß der Sprache hervortritt, daneben aber eine wahrhaft ungebildete mitunter auch falsche Aussprache, die Unmöglichkeit einen Satz aus dem Stegreife ohne Fehler gegen die Sprachgesetze zu bilden, und die Unfähigkeit dazu nur etliche Zeilen ohne orthographische Fehler zu schreiben wahrgenommen werden, so erkennt man darin ein klägliches Ergebniß des französischen Unterrichts und schämt sich dessen. Das gebildete Publikum verlangt von einer so wichtigen Anstalt, wie das Gymnasium ist, mehr, und es thut recht daran, auch aus dem pädagogischen Grunde, weil ein so unsicherer Erwerb, wie der ist, welcher sich jetzt in den wenigen französischen Unterrichtsstunden ermöglichen läßt, zur erwünschten Bildung des Geistes nichts beitragen kann.

Es ist also zum Heil unserer Gymnasien zweierlei zu thun, entweder den Unterricht in den neuern Sprachen aus denselben ganz zu entfernen, oder denselben so einzurichten, daß er zu der höhern Geistesbildung, welche darin beabständigt wird, das Einige beitragen kann. Es muß ihm mithin so viel Zeit und Mühe gewidmet werden, als zur tüchtigen Erlernung einer Sprache überhaupt nötig ist. Und wenn derselbe zu einem Ergebniß führen solle, das neben den Erfolgen des lateinischen und griechischen Unterrichtes mit Ehren auftreten kann, so wird ihm nicht der zehnte oder sechste Theil der Zeit und Mühe, welche man auf

die alten Sprachen anwendet, sondern wenigstens der dritte \*) zu widmen sein. Das Vorurtheil aber, es sei die französische Sprache eine außerordentlich leichte Sprache, deren Kenntniß dem mit dem Latein sich beschäftigenden Schüler gleichsam im Schlaf gegeben werde und deren Studium daher nur wenig Aufwand an Zeit und Kraft erfordere, dieses Vorurtheil, sage ich, helfe jeder, dem die Ehre unserer Gelehrten Schulen am Herzen liegt, aus allen Kräften bekämpfen. Vielleicht gelingt es dann bald, den Unterricht, wie es der Natur der Sache gemäß ist, gleich nach dem Lateinischen in den neuern Sprachen so nachdrücklich zu beginnen, daß der schimpfliche Vorwurf, unsere Philologen seien nicht befähigt neuere Sprachen zweckmäßig zu lehren, keine Veranlassung mehr finde, sich vernehmen zu lassen.

Bauzen.

Dr. Dresler.

---

\*) Für den lateinischen Unterricht bestimmt das Regulativ 56—58 und für den griechischen 28—30 wöchentliche Stunden. Wenn nun der französische Unterricht, wie nach §. 52. derselben Regulativs geschehen kann, erst in Tertia beginnt, den alten Sprachen also noch die Stunden der drei untern Klassen als ein Mehr bezüglich des französischen Unterrichts zufallen, so machen die für den letztern bestimmten 8 wöchentlichen Unterrichtsstunden noch nicht den zwölften Theil der lateinischen und etwa den siebenten der griechischen aus; wobei nicht zu vergeßen ist, daß in den Schreibübungen das nämliche Verhältniß stattfindet.



## Über slawische Wörter in den westeuropäischen Sprachen.

---

Seit mehreren Jahren schon mit dem Studium der slawischen Idiome vorzugsweise beschäftigt, bin ich an verschiedenen Stellen immer aufs neue überrascht worden, wie unerwartet oft der Zusammenhang einzelner slawischer Wurzeln zu den westeuropäischen trifft. Bei diesem Zusammentreffen sind freilich die verschiedenen Bedingungen nicht zu übersehen, unter welchen sie stattfinden. Die Slawensprache gehört wie unsere germanische zur Nachkommenschaft jener unbekannten Mutter, aus der auch Griechen, Römer und Indier ihre Wurzel gezogen haben, und alles was in diesem Sinne einstimmig und einstimmigen muß, ist schon durch sich selbst als ein unverwandtes klar. Etwas ganz anderes aber sind entlebte Formen, die dem eigentümlichen Organismus des einzelnen Idioms widersprechen und oft auf das benachbarte oft auch auf das entfernteste als ihre Heimath hindenken. Keine Mundart der Welt hat ihren Organismus rein und abgeschlossen entwickelt; in allen finden sich zahlreiche Störungen, welche auf generischer Verwischung und also Verunreinigung beruhen, das heißt auf Entlebung ihrer fremdartigen Formen. Hier sind nur die historischen und geographischen Bedingungen zu suchen, unter denen eine solche Verwischung stattfinden konnte, und besonders zu berücksichtigen, daß dies gebildete Volk zuweilen Wörter einer noch rohen Mundart abborgt, zumal wenn sie Naturprodukte bezeichnen, die aus dem fremden Lande eingeführt werden; viel häufiger ist aber der Fall, daß das noch ungebildete Volk, das seine Kultur von höher stehenden annimmt, seine abstracten Begriffe mit der Bezeichnung aus dem fremden Munde entlebt. Das beste Beispiel gibt die auf die germanische Kultur gepropste römische im englischen Idiom. Die Slawen haben griechisch-römische Kultur theils unmittelbar

von Byzanz, aber auch durch Vermittlung von Deutschland erhalten und beide Fälle sind wohl zu unterscheiden. Sedann hat die deutsche Bildung grammatische Wörter zu den Slawen gebracht, hat aber auch slawische Wörter in sich aufgenommen, und der letztere Fall ist derjenige, der uns unmittelbar für die Etymologie unserer eigenen Sprache interessirt. Es ist mir leider nicht gegeben, mir während der Arbeit solche Einzelheiten immer genau anzumerken; ich muß mich auf dasjenige beschränken, was mir gerade als besonders vorstechende Fälle in Erinnerung geblieben ist.

Bekanntlich hat schon Ulphilas nicht wenig slawische Wörter. Die Gothen saßen damals in der Nähe des schwarzen Meeres und die Slawen waren ihre Nachbarn; an Cultur standen beide Völker wohl ziemlich auf derselben Stufe; es ist also nichts natürlicher, als daß sie einzelne Wörter von einander entlehnen konnten. Die Handelsverbindung erklärt die folgenden Wörter. So glaubt Theiner, der Slawe habe die Form *stiklo*<sup>\*)</sup> oder *staklo* Glas von dem gothischen *stikls*, der Becher, Kelch bezeichnet, entlehnt. Dagegen ist das gothische *smakka*, Heiße, wahrscheinlich vom slawischen *smokva*, dulgs, die Schuld, ist das altslawische *dl'g* oder *dlug* oder vielmehr das russische *dolg*, möta, der Zoll, (nach Grimm nicht unser Mauth) ist slawisch *muito*, *moito*. Daß der Gothe das Wort *zunto* aus dem Slawischen *knunt*, *knunte*, entlehnt hat, kommt uns begreiflich vor; haben wir doch viel später auch unser Peitsche von dem böhmischen *bitsk*, Wurzel bi, schlagen, entlehnt. Aber auch den fröhlichen Tanz hat der ernstere Gothe von dem lebensfrohen Slawen gelernt, denn er nennt das Verbum *plinsjan*, altslawisch *plansati* oder *plensati*; der Russe sagt noch *plásatj*, wenn von seinem nationalen Tanz die Rede ist, den modernen französischen Tanz dagegen nennt er mit deutschem Wort *tanzovalj*. Das gothische Wort *staurran*, das ich *storran* lese, hat man mit einem litauischen *storavoti* verglichen, was aber der Urverwandtschaft angehören mag. Das gothische *hröt*, *zröt*, Dach, kommt von der slawischen Wurzel *kruiti*, *kroiti*, bedecken. Das gothische *raps*, leicht, ist slawisch *rado*, fröhlich. Unser Kürschner von einem slawischen *krsono*, Pelz. Die gothische Composition *aurti-gards* oder *orti-gards*, Garten, Krautgarten, entspricht völlig dem altslawischen *vr'tograd*. Das slawische *aljel*, Theil, scheint dem gothischen *dails* oder *däls* entlehnt. Gothisch *drus*, Fall, slawisch

\*) Ich schreibe die slawischen Wörter so genau wie möglich nach der Aussprache.

trus, ruina scheint unverwandt. Das gothische hlaiv, lies xläv Grab, sieht dem slawischen zljev, Stall, sehr ähnlich. Auch hlaifs oder zläfs, zläbs, unser Wort Laib ruht auf keiner deutschen Wurzel und ist das slawische zleb Bret. Gothisch tkairko oder therkò, (englisches th) Leb, sieht ganz dem slawischen djerka gleich. Das gothische siponis, Schülter, leitet Grimm vom gothischen shupan, Herr. Das slawische kēlikn, Thurn, kann wohl noch nicht an Glocke erinnern, gewiß aber ist, daß das europäische Wort Glocke oder vielmehr Klocke (la cloche, the clock, klokke, klokka) nichts anderes ist, als das russische kolokol, Glocke, ursprünglich eine Reduplication von kol, herum, kolkol, ringsum, im Kreise. Die ersten Glocken waren Metall-Ringe, und hießen Ringe. Daher heißt im isländischen hringas läuten, schwedisch ringa, englisch to ring. Kamen die Glocken von Byzanz über Russland nach Europa? Wenigstens sind sie der erste Luxus der getauften Cesaren gewesen. Das gothische likis, Arzt, isländisch lækni, schwedisch läka, heilen, heißt russisch lekarj, Arzt, letshitj. heilen; hier scheint der Slawe der empfangende Theil. Das gothische liuts, betrügerisch, scheint mir vom slawischen ljut saevus entlehnt. Eben so die Form meki, Schwert, das der Slawe metsch schreibt, und zwar ist meks sicher die älteste slawische Form des Worts, wenn man bedenkt, daß Ulfila so im vierten Jahrhundert hörte, die ältesten slawischen Denkmäler aber aus dem neunten sind. Auch das gothische naus, der Todte, isländisch nár, stimmt zu einem slawischen nav. Die Partikel du, wofür später to, zu, eintrat, stimmt auffallend zum slawischen do. Ulfila's Wort ulbandus, Elefant oder Kameel, ist offenbar das altslawische velbondu, Kameel. Dagegen leiten selbst Slawen das Wort gorasl (mit weichem s) von einem gothischen garasls disertus ab, das sich aus Ulfila's rasla, Stimme, Sprache folgern läßt. Das gothische Wort sközsl, Dämon, stimmt zum slawischen kuslo, Blendwerk, Gaukerei. Das gothische slavan, schweigen, scheint dieselbe Bezeichnung für den Slawen, wenn dieser den Deutschen später ujemets den Stummen genannt hat (der nicht unsere Sprache zu sprechen weiß). Aus dem gothischen stägo, Steig, Pfad, möchte das eprußische sl'gna, platea stammen. Das gothische tringys, treu, wird durch das slawische drug, der andre, zweite, nächste, Freund erläutert, und das gothische vigan, bewegen, erklärt sich durch das slawische dvigali von dva, zwei, weil zur Bewegung immer zwei Dexter gehören. — Das altslawische shljem, gothisch helm ist unverwandt, wogegen das böhmische helm entlehnt ist. Das ge-

thische stôls, Stuhl, Thron, hat der Slawe als stôl entlehnt für die Begriffe Thron und Tisch; außerdem sagt der Russen wieder stul für das deutsche Stuhl.

Da ich mich aber bei den Gothen etwas zu lange verweilt habe, so will ich von andern Mundarten nur einzelne Beispiele anführen. Daß die Scandinavier slawische Wörter aufnahmen, versteht sich aus der Nachbarschaft. Ich erinnere nur aus scandinavische lorg, torv für Markt ist das slawische lorg, Handel, Markt. Vielleicht ist auch unser Wort Waare auf dem Wege des Handels aus dem slawischen tovarj abgekürzt worden. Das scandinavische Wort älska, lieben, das die andern Germanen nicht kennen, ist das slawische laskati, schmeicheln. Das dänische humle, Hopfen, ist slawisch zmel. Aus derselben schwedischen Form hat wohl Linnæus den botanischen Namen humulus geschaffen. Das russische seld, Härting, mag vom scandinavischen sild entlehnt sein. Das dänische kaarde, sprich korde, hängt durch polnisches kord mit dem ungarnischen kard, sprich kord zusammen, während das polnische shpada, russisch in shpaga entstellt, mit dem deutschen Spaten und romanischen espada zusammenhängt. Das nordische Wort mörk, dunkel, das auch im angessächsischen und englischen mirk vorkommt ist eine den Slawen geläufige Wurzel mrak. Das schwedische und dänische Wort rad, die Reihe, ist das slawische rjad. Der in der isländischen Poesie nicht seltne Eigenname Hrappr, den Rafn in seinen dänischen Uebersetzungen durch Rapp wiedergibt, ist das slawische zrabr, fortis.

Ist aber der historische Zusammenhang des Gothischen mit dem Slawischen klar, so ist das nicht so der Fall zwischen diesem und dem Angelsächsischen und Englischen. Als die Angelsachsen im fünften Jahrhundert anfingen nach Britannien überzusiedeln, waren in ihrer alten Heimath an der Elbe noch lange keine Slawen; sie kamen mehr als ein Jahrhundert später dorthin. Nun mögen später noch deutsche Hanßen hinübergangen sein, welche benachbarte slawische Elemente in ihrem Gefolge hatten. Wahrscheinlicher scheint mir aber, was Schäfferik vermutet, daß einmal eine bedeutende slawische Kolonie sich ins südliche England übersiedelte und sich in der Grafschaft Wilshire niederließ. Denn Will, hochdeutsch Wilze, ist einer der Namen, unter denen die Slawen im Mittelalter bei den Germanen erschien. Ein solches Ereigniß muß aber durchaus vorangesezt werden, um die gar nicht unbeträchtlichen slawischen Spuren sowohl im Angelsächsischen als heutigen Englischen zu motiviren. Ich will nur einige solcher Beispiele anführen.

Schen beim Gothischen hätt ich sollen die Form arbaids ausführen, die hier nach der Lautumbildung earlohd, isländisch erlundi, heißt. Diese Formen beweisen wenigstens deutlich, daß das Wort keine Composition ist, und nicht mit Wackernagel aus den Elementen des Landbanes aran (arare) und heiton (warten) abgeleitet werden kann, wenn auch nicht Grimm's Grundsatz hinzukäme, daß keine deutsche Composition aus zwei Verbis besteht. Es ist sicher, daß das Wort Arbeit in der deutschen Sprache keine Wurzel hat, und da sich deutsche und slawische Lautbildung überhaupt so stellen, daß der Germane die Vowale, der Slawe die Konsonanten veranschickt, so kann unser Arbeit nichts anderes sein als das bekannte slawische robot. Hier hat es auch seine volle organische Entwicklung. Die Wurzel ist rab, Knecht, das mit rob wechselt; rabiti, robiti, Präsens robja heißt dienen, machen, thun; rabot ist das Thun, die Arbeit. Da die Germanen den Slawen zuerst zum Elaven erniedrigten, so ist nichts natürlicher, als daß sie sich seinen Robot zu Nutze machten. Außer diesen fallen mir ein das angelsächsische hrōl, Dach, englisch roof, ist vollkommen das slawische kroß, Dach, von der Wurzel krniti, bedecken. Unter den Wörtern mit p-Anlaut sind mehrere slawische, die hier im Deutschen unorganisch sind. Zum Beispiel stimmt das angelsächsische plegan, englisch to play, spielen, wenn man sich erinnert, daß unser Gutteral im Slawischen s zu sein pflegt, zum Verbum pljasati, spielen und springen, welches von andern plansati und plensati gelesen wird und woraus Ulfilas, wie erwähnt, sein Wort für tanzen entlehnte; der Angelsachse hätte es also aus einer früheren Gemeinschaft. Das angelsächsische pāhd, englisch path, unser Pfad ist altslawisch, pontj, später putj, stimmt aber zum griechischen πατος und indischen panthas. Das angelsächsische prät, List, woher prettig, listig und das englische pretty zu stammen scheint, ruht auf einer slawischen Wurzel prant, prent oder priat, weg- oder einzichen. Das angelsächsische prūtjan, stolz thun, wovon englisch proud und pride stammen, - ist die slawische Wurzel prand, sich erheben, proundinu, schnell, böhmisch prudky, schnell, bestig, groß. Das angelsächsische svitol, sveotol, offenbar, deutlich, ist das slawische svejetilo, Licht. Die Gemeinschaft kann hier nicht aus der Urverwandtschaft der Sprachen stammen, da dieses Wort im Deutschen hvite, weiß, lautet, im Sanskrit aber shvēt, weiß. Das angelsächsische seir, rein, das im Deutschen sciori, schier lautet und sowohl rein als schnell bedeutet ist das slawische skor, schnell. Das angelsächsische stenati, unser stöhnen, ist slawisch stonati oder

stenati. Vom slawischen plod, Knecht, möchte am unmittelbarsten zum angelsächsischen blad, bläd, Frucht, Extrag, und französischen bled. Getreide zu gelangen sein, während unser deutsches blat, Blatt, mit blate, Platte, platt zusammenhängt, wozu das englische blade, spanisch plata gehört. Ulfila's biuds (Tisch, discus) ist altslawisch bljudo, Schüssel. Das englische hardy, kek, das die Franzosen in der Form hardiesse, enhardir aufgenommen, und das endlich auch in die südromanischen Sprachen gedrungen, spanisch ardido und ardit, italienisch wie es scheint auf ardere bezogen und ardire, ardito gebildet, ist ein rein slawisches Wort, das möglicherweise auf gorjeti, ardere fügen könnte. Die russische Form ist gordo, stolz, gorditj und gordjetj, stolz sein und werden; die polnische hardy wie im Englischen und die böhmische ohne Vocal hrdy, stolz. Aus dem Neuenglischen fällt mir noch ein auffallendes Beispiel ein, cozen, betrügen, das aber mit englischem halbverschlucktem u wie kuzn ausgesprochen wird. Beide Formen sind interessant, weil sie aufs genaueste mit den beiden altslawischen Formen stimmen. Das Wort bedeutet nach Dobrowsky ebenfalls Betrug, wird aber der geschriebenen folglich älteren englischen Form nach bald kosn, bald der neuern Aussprache gemäß mit halbstummem u k'su geschrieben. Deutlicher kann sich wohl ein entlehntes Wort nicht legitimiren. Ein anderes weitverbreitetes Wort scorn, Spott, spanisch escarnio, isländisch, schwedisch, dänisch skarn für Roth und als Schimpfwort gebraucht, ist die slawische Wurzel skvrjna, Unrat.

Aus dem Französischen will ich wenige Formen anführen. Das alte honnir, das wir vom gothischen hauns, niedrig, haunjan, althochdeutsch hönjan, angelsächsisch heane, hynan, Hohn und böhnien, ableiten, hat gleichwohl keine gotische Wurzel. Ich möchte das russische gonatj, treiben, jagen, verfolgen, plagen, dafür vorschlagen, das im Polnischen hanjba, Schande, Böhmischem hana, Zadel, bildet. Dass dabin auch la honte, italienisch onta gehört, versteht sich. Ferner das europäische Wort brave, das man weder von probus noch weniger von pravus richtig ableiten kann, scheint mir im altslawischen pravu oder prass, rectus und pravo, amen! seine natürliche Quelle zu finden. So würde sich unser bravo = Rufen aus der Kirche herschreiben.

Zum Spanischen will ich nur das noch unerklärte Pronomen cada, jeder, anführen, das zwar im Slawischen auch nicht seine Erfärtung findet, aber eine interessante darbietet. Diese seltsame Form geht durch halb Europa. Daß die indische Pronominal-

wurzel ka, ku, ki den Aulaut geliefert hat, ist nicht zu bezweifeln; das rätselhafte ist der bartnäcige Vocal a, der ibu begleitet. Dies erklärt das altfranzösische chaseun, woher chaque, chacun ans quisque unus; ganz gut, aber woher denn das a? Die erste Silbe chas geht doch aufs spanische cada zurück. Dagegen scheint mir das italienische ciascuno der französischen Form angebildet. Daß das Wort aus Osten komme, möchte man aus dem neugriechischen indeclinablen záðe, jeder, schließen, das die Neugriechen höchst naiv aus záðe er erklären, eben wie ihr zuréuz, Keiner, aus zau ár eis. Mit den slawischen Formen, statt die Schwierigkeit zu heben, steigt vielmehr diese. Die Wurzel wird ku angegeben, ein ableitendes shdo, wozu zu bemerken, daß die Verbindung shd nach slawischer Euphonie aus einfachem d hervorgeht, so daß wir das Grundwert kud hätten. Nun heißtt aber zuerst kushdo, denn koshdo, endlich auch kajashdo, und aus letzterer folgen die modernen Formen russisch kashdoï, böhmisch und polnisch kashdy. Wie ist es möglich, daß im Osten und Westen aus ku und qui ein ka hätte entstehen können, wenn nicht die Formen cada und záðe ein Wurzelgeheimniß in die Wagschale legten?

Wenden wir uns aber jetzt zu Italien, so sind wir auf viel festerem Boden; denn es ist lange her, daß slawische Illirier die romanischen Italer unmittelbar berührten. Liegen doch in Triest und Ragusa beide Sprachen in unmittelbarem Streit miteinander. Wäre die alte Römersprache nicht mit so ungemeinem Stolz gegen die moderne Barbarei dieser Nachbarn ausgerüstet, so hätte sie freilich mehr entlehnen müssen; aber allem konnte sie doch nicht entgehen, zumal da der Lautcharakter so viele Sympathien zeigt und zuweilen die Wurzelgemeinschaft hervortritt. Ein auffallendes Beispiel bietet die italienische Form la voglia, der Wille, das von volere auf gesetzmäßigem Wege nicht abgeleitet werden kann, und das weder Römer noch Spanier und Franzosen anerkennen. Will man es nicht, was lächerlich wäre, vom anomalen Präsens ableiten, so bleibt nichts übrig, als das altslawische, illirische und russische volja darin zu erkennen; die Sprache hat sich hier durch die gemeinsame Wurzel von der Form täuschen lassen. Weiter griff eine Umbildung, die sich dem lateinischen mittlere mittheilte; der römische Begriff war von sich gehen lassen, dann schicken; er ist neuromanisch ganz aufgegeben und das abstrakte etwas wohin thun ist dafür eingetreten; dieser Begriff ist aber suggerirt, auch die ähnlich klingende slawische Form mjetatj, jacere, etwas wohin thun.

Diese Bedeutung theilte sich dem Spanischen und Französischen mit. Auch das bekannte Wort loggia, loges, logis, loger, lodge scheint mit dem slawischen loshti, legen, näher als dem lateinischen loeare, das louer, loyer; lieu bildet. Ein anderes romanisches Wort hat den Philologen schon viel Kopfweh gemacht; sie mühen sich ab aus dem griechischen *ταξιρός*, Rauchfang, den Begriff cammino, chemin heranzubringen, was ihnen nie gelungen ist und nie gelingen konnte. Slawisch kamenj und kamui heißt der Stein, und es kommt daher nicht nur unser Camen, französisch camaïeu, sondern außer Zweifel auch cammino, der Steinweg, wie via strata unsere Straße geliefert hat. Ein bekanntes slawisches Wort ist indarno, vergebens, dessen Entstehung um so sonderbarer ist, als die Wurzel da, geben, eine gemeinschaftliche war. Die slawische Form war darom oder darmo. Von dar (*donum, δωρον*) ist darom der Casus instrumentalis, es heißt also durch Geschenk, gratis, unentgeltlich, das aber wie unser umsonst dann in vergeblich überschlägt. Aus diesem darom besteht böhmisch und polnisch die Partikel darmo; der Italiener setzt ein selthanes in davor und erleichtert sich das in in n so wurde indarno.

Aber in weit höherem Grade als irgend eine europäische Nation ist unser deutsches Vaterland von den ältesten Zeiten her mit den Slawen verwickelt. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß halb Deutschland einst von Slawen bewohnt war, besonders drangen sie im Norden bis zur Elbe in der Nähe von Hamburg; hat doch die Stadt Lauenburg noch ihren slawischen Namen (Lubenburg, Lube, slawisch für Elbe); um Lauenburg ist das Slawische kaum einige Jahrhunderte ausgestorben und man hat noch Lieder in diesem Dialect (z. B. das von Goethe übersetzte allerliebste Volkslied: Wer soll Brant sein? Eule soll Brant sein). Aber auch im Süden drangen die Slawen bis ins Baierland. Der heutige bairische Dialect hat noch unverkennbare slawische Spuren an sich; z. B. das breite schwellende L und die Vocallosigkeit der Silbe vor L, zuweilen auch vor R; ferner die Abhängung der Personalendungen an Partikeln nach polnischer Weise, wie im Nürnberger Dialect: Du wennst kommst für wenn du kommst, wösst bist für wo du bist; so hat sich auch der Untergang des einfachen Präteritum im süddeutschen Dialect ganz analog mit slawischer Verderbnis ausgebildet. Aber auch außer Gemeinschaft mit der von Osten geschlossenen vordrängenden Masse haben sich allenthalben in Deutschland und weiter nach Westen isolirte Slawen-Colonien niedergelassen. Der gewöhnliche Name der

Slawen im Mittelalter war Wenden oder Winden. Daß schon die alten Veneti oder *Eretor*, welche Venetia gründeten eine vergeschobne slawische Colonie gewesen seien, wagen zwar auch die Slawisten noch nicht zu behaupten; doch halten sie die alten Veneti in der Bretagne bereits für Slawen. Unzählige deutsche Ortsnamen, wie Windheim, Weinheim, Wimmenden, Wendlingen und viele ähnliche hängen mit Slawen-Colonien zusammen. So mag auch der Name Vandalen ursprünglich einem slawischen Volke zugehört haben. Weiter fixirte sich der Name Wenden für die noch isolirt stehenden Slawen der Lanzūz, und die Form Winden wurde für die Slawen in Österreich, namentlich Kärnten, Krain, Steiermark festgehalten. Schafferik und Palazky nehmen für die Niederlande und die Schweiz slawische Colonien an. Bei so vielfachen Berührungen konnte es nicht fehlen, daß unsere Sprache slawische Wörter in sich aufzunehmen mußte. Wir haben bereits mit mehr oder weniger Sicherheit die folgenden deutschen Wörter als slawische nachgewiesen: Peitsche, Laib, Glocke, Waare, Arbeit, Pfad, schier, stöhnen, Hohn, brav. Einige andere hat Jacob Grimm bezeichnet, unser Obst vom böhmischen ovotse, das sächsische Schöps (wofür wir Hammel sagen) vom böhmischen skopets. Wir führen jetzt noch einige andere an, Stieglitz vom böhmischen stezlitshek. Trompete ist das altslawische tromba, nicht tuba. Scherz vom böhmischen shert oder polnischen shart, das von uns ins Italienische drang. Unser Kümmel oder Kunt ist russisch zomüt. Das Wort tapfer, das in Schwaben für schnell gebraucht wird, ist das slawische dobro, gut, das ins niederdutsche dobber, dapper, endlich in tapfer überging und durchaus keine deutsche Wurzel hat. Das Wort Petschaft ist entstellt aus dem slawischen petshat, Druck, Schrift, Siegel, das wir noch einmal in Petschier, petschieren entstellt haben; Wurzel scheint das slawische peku, ich backe. — Unser List hat keine sichere Wurzel und ist vielleicht das altslawische lystj, russisch letj, Betrug, Schmeichelei. — Das alte biederbe, woraus unser bieder geworden, hat den Philologen schon viele Sorge gemacht; es ist vielleicht slawisches bedr, vigil, strenuus. — Das schwedische krets, woraus wir Kreiß oder Kreis gemacht haben, könnte auf die slawische Partikel krest, circa zurückgehen. — Das Wort krukka, Krücke, angelsächsisch erue, englisch der Haken, scheint das slawische kljuka zu sein. Das gothische naquath unser nackt ist eine Ableitung, wozu der Slawe die einfache Form nagu, nudus leitet. Ob das Wort roba, Ranb, angelsächsisch reaf, auf slawisches romb, rub zurückgehe, bleibt

zweifelhaft. Unser schlapp oder schlaff scheint slawisches slab. Stopfen von stap oder ich stoppe hängt mit slawischem stupati zusammen. Das slawische postili, fasten, wird aber vom gothischen fastan gebildet sein als umgekehrt. Unser Bliz, früher blikze, sieht dem slawischen blesk sehr ähnlich. Unser lahm ist vom slawischen lomiti, brechen, abgeleitet. Zweifelhaft ist es bei Filz, das slawisch plst oder polst geschrieben wird. Das Adjectiv grob hat einmal Jacob Grimm versucht aus ge-röb zu erklären, von der Wurzel Ramb, was schon darum nicht geht, weil das Wort im größten Theil von Deutschland und zwar anomaler Weise mit kurzem o gesprochen wird; gerade daran erkennt man das fremde slawische Wort; es heißt russisch gruboï, hart, rauh, polnisch gruby, dick, grob, böhmisch hruby, roh, derb, groß. Ein merkwürdiges Wort endlich ist, daß vom slawischen mru, ich sterbe, morior, das Substantiv mrt, mit morte identisch, und mit der Partikel s (lateinisch cum) gebildet wird, daher denn smrt oder smert, der Tod, heißtt. Dieses Wort ging im Mittelalter ins schwedische smerta, englische smart, und so auch ins mittelhochdeutsche smerze über, und bedeutet ursprünglich Todesangst, Todesschmerz; erst im Neudeutschen haben wir das Wort Schmerz in den Begriff fixirt, den es jetzt hat; es läßt sich dem französischen mortifier vergleichen. Dieser Fall gibt auch einen Fingerzeig, daß in den Wörtern, welche nach Grimms Ausdruck ein noch unerklärtes s der deutschen Wurzel vorgeschieben haben, vielleicht ein slawisches s (cum) im Spiele ist; so z. B. wenn das englische swing bei uns Schwinge heißtt, melt, schmelzen, wo unsere VolksSprache noch molzig vom Schnee sagt, lecken und schlecken, tappen und stopfen, vielleicht breit und spreiten, englisch leg, deutsch Schlegel, und so noch andere Fälle. Auch unsere so dunkeln Wörter für den Begriff malus hängen auf irgend eine Weise mit slawischen Wörtern zusammen. Das noch unerklärte bosi, böse, scheint das slawische bjes, Dämon, Teufel und das eben so wurzellose schlinn möglicherweise mit slawischem sulu, sol, sloi zusammenhängen. Beide Wörter hat schon Grimm so verglichen.

An vielfacher Dienstbarkeit westlicher Slawen unter den Germanen erinnern nicht nur die Formen Selav aus Slawe, das in alle Sprachen überging, und das erwähnte Nobet, Arbeit, sondern auch das böhmische musili, das aus müssen gebildet ist, polnisch mushitsch, mushetsch, zwingen und müssen, und das Wort gwalt aus dem Deutschen.

Andererseits aber ist es aller Beachtung werth, daß so viele europäische Begriffe, welche sich auf ritterliche Tapferkeit, Ehre,

Tüchtigkeit beziehen, durch slawische Wörter bezeichnet worden sind, nicht nur Tadel und Hohn und Beschimpfung, Betrug, List und Grobheit, sondern die lobenden Begriffe, die in den Formen tapser, brav, schier, prond, hardy, biderb zusammengestellt werden können. Es möchte darauf hindeuten, daß im östlichen Deutschland des Mittelalters das Waffengewerbe der Ritterschaft im näheren Zusammenhang von Slawen und Deutschen getrieben wurde, als daß die sich sonst zu fern stehenden Volks sprachen sich vermischen könnten.

Obiges aufs Gerathewohl zusammengestellte slawische Wörterverzeichniß denke ich in Zukunft und bei guter Gelegenheit beträchtlich erweitern zu können.

Tübingen.

**Moritz Napp.**



## Byron und Southey.

(Eine literarische Fehde.)

---

Der Streit zwischen zwei bedeutenden Dichtern, dessen Ursprung, Verlauf und Ausgang ich im Folgenden darzustellen gedenke, verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit nicht allein der Literaturhistoriker, sondern auch des gebildeten Publikums überhaupt, das sich für den Character von Personen, Zeiten und Völkern interessirt. Wir Deutschen stehen seit Luthers Zeit einigermaßen in dem Rufe der Grobheit, und daß der Bauernsohn, der unsere hochdeutsche Sprache schuf, ihr allerdings einen unausstilgbaren Stempel aufgedrückt habe, soll nicht gelungenet werden, wie denn ja der b und deutsch gleichbedeutende Ausdrücke sind; allein wenn man die Zeit berücksichtigt, in der Luther lebte, und die Größe der Sache, für welche er stritt, so wird unser grober Bauernsohn wahrhaftig nicht zu erröthen haben vor dem edlen Lord und dem gekrönten Hofdichter, die in dem Zeitalter höchster Feinheit und Bildung, unter einer Nation, die auf Form und Anstand das größte Gewicht legt, durch Abfassung schmähender Journalartikel ihren Character wie ihren Autorrenrum ausspielen ließen, mit Hunderteitschen, Brandmark und den beleidigendsten Persönlichkeiten um sich warfen, kurz, der Welt ein Schauspiel des Vergernisses gaben, mit dem selbst die Händel von Leo und Nuge in den halleschen Jahrbüchern nicht zu vergleichen sind. Luther ist erhaben, auch wenn er töbt, sein Zorn ist schrecklich und zermalzend, sein Grimm furchtbar; die Wuth der hochgebildeten englischen Poeten wird immer nur ein widerwärtiges Gefühl hervorrufen.

Es wäre übrigens nicht der Mühe werth, den erwähnten Fehderkrieg aus dem Dunkel längst vergessener Zeitschriften und aus Vorreden ungelesener Bücher hervorzu ziehen, wenn er nicht von einer Seite Nebnlichkeit mit dem Streite hätte, welchen unser großer

Lessing mit dem Pastor Goeze in Hamburg geführt hat. Wie nämlich aus Lessings langem denkwürdigen Kampfe der Nathan hervorging, so hat Byron auf Veranlassung seines Streites mit Southey eines der vortrefflichsten, originellsten Gedichte hervorgebracht, welche aus der Feder dieses genialen Menschen geflossen sind, und welches an Witz, Lanne, Satire, Uebermuth, so wie an Meisterschaft der Sprache zu dem Besten gehört, was die moderne Literatur anzweisen hat. Dieses Gedicht muß uns denn auch aussöhnen mit den widerwärtigen Händeln, welche den ersten Anstoß dazu gaben.

Lord Byrons Leben und Werke sind weltberühmt. Was seinen Gegner Robert Southey betrifft, so wissen in Deutschland wenig Leute mehr von ihm, als daß er ein fruchtbarer Balladendichter gewesen. Zu der That aber war er seiner Zeit ein Mann von der vielseitigsten literarischen Thätigkeit, der sich keinesweges auf Balladendichtung beschränkte, sondern sich sowohl auf dem Gebiete der höheren epischen Poesie, der Lyrik und der dramatischen Muse versuchte, außerdem aber auch eine Reihe biographischer und historischer Werke hinterlassen hat. In seiner Jugend (er war 1774 geboren, also vierzehn Jahre älter als Byron) schwärzte er mit vielen seiner Zeitgenossen für die französische Revolution, für Freiheit und Gleichheit aller Menschen. Aus dieser Periode stammt sein Epos „Johanna d'Arc“, und ein Drama, in welchem er Wat Tyler, den Helden des Baueraufstandes verherrlicht, der zu Anfang von Richards II. Regierung in England ausbrach und einen ähnlichen Charakter und Verlauf hatte, wie die Bauernunruhen in Schwaben zur Zeit der Reformation. Der Dichter suchte später dieses Werk, das er als eine Jugendsünde ansah, zu unterdrücken, gab aber gerade dadurch Veranlassung davon reden zu machen, und es wurden noch im Jahre 1817 Stellen desselben im Parlamente citirt, zum Beweise, daß es ein gottloses Werk sei, die Moral vergesse und das Volk verführe. Eine solcher Stellen ist, nach freier Uebersetzung, die folgende:

„Dies, meine Brüder, ist gewiß und wahr:  
Gleich seid ihr alte, gleich seid ihr geschaffen,  
Und Gleichheit euer angebornes Recht.  
Wenn ich den stolzen Königspalast schaue,  
Wenn ich es schau'n muß, wie ein einz'ger Manu  
In seines Königmantels blut'gem Purpur  
Gemächlich prangt als Herr von Millionen;  
Und schaue nieder, wie der arme Landmann

Sich plagen muß im Schweiß des Angesichts  
Und seine Armuttheilten mit den Kindern:  
Ha! dann ergrimmt das Herz mir in der Brust  
Und Scham erfaßt mich, daß es Menschen dulden." —

Zu der Zeit, wo diese und ähnliche Stellen im Parlamente zum Entsezen aller guten Altengländer vorgetragen wurden, war der Urheber längst von seinen Jugendschwärmereien zurückgekommen und ein eben so eisriger Verfechter von Kirche, König und Aristokratie geworden, als er früher allgemeine Gleichheit gepredigt hatte. Schon 1813 war er zum Hofdichter gekrönt worden. In dieser Eigenschaft schrieb er 1821 nach dem Tode Georgs III. ein Gedicht in Hexametern, in welchem er unter dem Titel: „Eine Vision aus dem Weltgerichte," jenes Monarchen Erscheinung vor dem Thron des Weltrichters und seinen Eingang in die ewige Glorie darstellte. Dies Gedicht, in der Form ganz ungenießbar, weil die englische Sprache bei ihrem gänzlichen Mangel prosodischer Gesetze zur Bildung von Hexametern völlig unsfähig ist, und dem Inhalte nach so wenig über die Sphäre eines bloßen Hofsgedichtes hervorragend, daß die englischen Literarhistoriker es ganz ignoriren,\* ) gab nichts desto weniger Veranlassung zu einem heftigen Federkriege, indem der Dichter in der Vorrede sich über den Charakter der gegenwärtigen Literatur in einer Weise aussprach, daß ein so heißblütiger und leidenschaftlicher Mann wie Lord Byron um so weniger dazu stillschweigen konnte, als die meisten Angriffe und Beschuldigungen unverkennbar nur auf ihn gerichtet waren. Nachdem nämlich Southey in der erwähnten Vorrede zuerst über die Form seines Gedichtes, den Hexameter gesprochen hat, fährt er hieran anknüpfend also fort:

„Ich weiß, daß das Publikum im höchsten Grade gegen solche Neuerungen eingegenommen ist, gleich wie der gemeine Mann jede fremde Mode haßt, mag sie zum bloßen Prunk oder zu wirklicher Bequemlichkeit dienen. Wäre nur diese literarische Unzulässigkeit mit einem gesunderen Urtheil verbunden! gäbe sie nur mehr Acht auf die Grundsätze als auf die Manier, auf den Geist als auf die Form poetischer Produkte! und richtete sie sich doch nur gegen jene mißgeschaffenen Werke voll unerhörter Grenz, voll Spott, Frechheit und Gottlosigkeit, welche in unsren Tagen zuerst die englische Poesie befudelt haben! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist die englische Literatur ausgezeichnet gewesen durch eine stützliche Einheit, welche eben so sehr ihren Grund in der

---

\* ) Cunningham, der in seiner biographischen und kritischen Geschichte der englischen Literatur von Southey mit vieler Wärme und Anerkennung redet, erwähnt unter dessen Schriften weder Wat Tyler noch das oben bezeichnete Lobgedicht.

meralischen Erhebung des Volksgeistes hatte, als sie selbst ihrerseits zur Veredlung der Sitten mitgewirkt hat. Ein Vater konnte seinen Kindern jedes Buch, das aus der Presse kam, unbeforgt in die Hand geben, sobald es nicht schon auf dem ersten Blatt oder dem Titelkupfer die offenkundigen Zeichen trug, daß es zur Bordellliteratur gehöre. Kein Werk war gefährlich, welches den Namen eines ehrenwerthen Verlegers führte oder in einer respectablen Buchhandlung zu haben war. Vor allem war dies der Fall mit unserer Poësie. Es ist jetzt anders geworden; und wehe denen, durch welche das Abergerniß kommt. Je größer das Talent des Missethäters, desto größer ist seine Schuld und desto dauernder wird seine Schande sein. Mögen die Gesetze an sich nicht Kraft haben, einem so großen Uebel zu wehren, mag ihr Arm lahm geworden oder ihre Handhabung so ungerecht sein, daß der Name eines Missethäters als ein Privilegium dienen kann ihn vor der Strafe zu schützen — wohl! so ist der einzelne Mensch verpflichtet zu bedenken, daß solche verderbliche Bücher nicht würden gedruckt noch geschrieben werden, wenn sie, wie es geschehen könnte und sollte, von der öffentlichen Meinung geächtet würden. Jedermann also, der solche Bücher kauft oder in sein Haus läßt, befürdet das Uebel, und macht sich, so viel an ihm liegt, als Helfer des Verbrechens mit schuldig.

Die Verbreitung schlüpfriger Bücher ist eine der schwersten Sünden gegen die allgemeine Wehlsfahrt. Es ist eine Sünde, deren Folgen ohne Grenzen sind und durch keine spätere Reue des Missethäters können aufgehoben werden. Wie auch sein Gewissen ihn reinigen möge, wenn seine Stunde schlägt — und schlagen wird sie! — es kann nichts mehr helfen. Die Bitterkeit einer Sterbeszene kann keinen einzigen Abdruck der tausend in Umlauf gesetzten Exemplare vernichten, und so lange man ihn liest, ist er der Verführer der Nachwelt und hängt Schuld an seine Seele in immer steigendem Maße.

Diese Bemerkungen sind nicht strenger, als die That verdient, selbst wenn man sie nur auf jene unmoralischen Schriftsteller anwendet, die bei ihren Werken sich keiner beson Abücht bewußt gewesen sind, die sich allensfalls ein wenig Leichtfertigkeit, etwas Wärme des Gefühls und Ausdrucks erlauben, und was der Gedensarten mehr sind, womit die Menschen ihre Lieblingsünden bemanteln und sich selbst betrügen. Was soll man aber von denen sagen, die sich nicht mehr mit der Gedankenlosigkeit und dem Tamme flüchtiger Jugend entschuldigen können, sondern in der Nüchternheit männlicher Jahre und mit überlegter Absicht schreiben? Was soll man sagen von diesen Männern mit frankem Herzen und verderbender Phantasie, die sich ein System von Meinungen ersinnen, das nur für ihren eigenen unglückseligen Lebenswandel paßt, die sich gegen die heiligsten Ordnungen der menschlichen Gesellschaft empören, die einen Haß auf die geoffenbarte Religion werfen, welche sie ungeachtet aller Anstrengungen und trostiger Prahlereien, doch nicht ganz verteuften können, die andre eben so elend zu machen suchen als sie selbst sind, indem sie ihnen das Gist einföhren, das ihr eigenes Herz zerstört. Die Schule, welche sie gegründet haben, kann im wahren Sinne die satanische Schule heißen; denn obgleich ihre Werke in den üppigen Partieen den Geist Belials atmen, und den Molochsgeist in den granenvollen Bildern von Schausal und Schrecken, an deren Darstellung sie sich erfreuen; so sind sie doch besonders ausgezeichnet durch einen gewissen satanischen Hochmuth und eine gottlose Frechheit, die gleichwohl das Gefühl hoffnungslosen Glends durchscheinen läßt, das damit verbunden ist.

Dieses Uebel hat eben so gut eine politische als eine moralische Seite, wie denn politische und moralische Uebel immer unzertrennlich verbunden sind. Es ist ein wahres Wort eines unserer tüchtigsten und klarsten Denker, daß der Umsturz der Regierungen seinen direkten und natürlichen Ursprung in einer allgemeinen Verderbenheit der Sitten des Volkes hat, und eben so sicher als ein mathematischer Satz daraus kann hergeleitet werden. Keinen Satz hat Machiavelli öfter eingeschärft als den, daß keine Regierung sich lange halten kann, wo die Sitten eines Volkes allgemein verdorben sind. Die Geschichte bezeugt diese Wahrheit in unzähligen Beispielen; es gibt aber nichts was sicherer und reißender solche Verderbniß herbeiführt und verbreitet, als wenn die Ströme der Literatur vergiftet sind.

Mögen die Lenker des Staats ein Einschenken thun, und das bei Zeiten! Wenn aber — um uns der Worte eines beliebten Predigers zu bedienen — unsere Aerzte denken, die beste Art ein Uebel zu heilen, sei, es zu verlegen — dann möge der Herr in Gnaden das Reich bereiten, zu tragen, was Er allein durch ein Wunder abwenden kann!

Diese Bemerkungen bedürfen keiner Entschuldigung. Die Sache selbst führte sie herbei, und wir haben die Gelegenheit dazu gesinnlich nicht vorübergehen lassen. Denn es ist die Pflicht eines jeden, dessen Urtheil einigen Einsinn haben könnte, das Treiben und Trachten jener Schriftsteller zu zeichnen, welche dafür arbeiten, die Grundfesten menschlicher Jugend und Glückseligkeit zu untergraben.“

Man wird bei der so eben angeführten Strafrede unwillkürlich an Nicolai und seinen Kampf gegen Goethe erinnert. Dieselbe moralische Härte und Einseitigkeit in Beurtheilung poetischer Produkte, mir noch härter und einseitiger gemacht durch die Beimischung der den Engländern eigenthümlichen alttestamentlichen Gottesfurcht, und noch beschränkter, indem sie den Arm der Obrigkeit zu Hülfe ruft gegen Verirrungen der Phantasie und das Gefühl, die ihren Grund in einer allgemeinen Geistesverfassung der gebildeten Gesellschaft hatten. Denn der Dichter macht nicht den Zeitgeist; er offenbart ihn, er gibt ihm nur Gestalt und Sprache; er hilft ihm zur Entwicklung, und, da im Zeitgeist ja auch immer der höchste vollkommene Geist waltet, auch zur Befreiung, Belebung und Erlösung. Bei alle dem muß man Southey darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich an Sachen hält, nicht eine Person, sondern eine bestimmte Gattung der Literatur angreift. Auf diesen Punkt hätte die Erwiderung eingehen müssen, um im Streite die Wahrheit zu retten; allein dazu war Byron nicht der Mann. Lord Byron, der sich damals in Ravenna aufhielt, sah in Southey's Worten nur einen hämischen, neidischen, rein persönlichen Angriff. Wen anders als ihn (Byron) selbst konnte er mit seiner satanischen Schule im Sinne haben? auf seinen Manfred, seinen Don Juan und andere seiner vom

Publikum reizend verschlungenen Werke zielten jene Vorwürfe der Gottlosigkeit, Frechheit und Verhöhnung des Heiligen; auch fehlte es nicht an Ausflügeln auf seinen Lebenslauf, und die Erwähnung seiner ersten poetischen Versuche als Ausgebürtigen der Gedankenlosigkeit und des Tannels flüchtiger Jugend war ja fast nichts als eine Wiederholung derselben Ausdrücke, mit welchen Byron einst diese ersten Gaben seiner Muse selbst bezeichnet und bei dem Publikum eingeführt hatte. So entstand denn eine Erwiderung, welche aus einer literarischen Feinde einen rein persönlichen Hader mache. Byrons Antwort lautet, wie folgt:

„In der fremmen Verrede zu einem Gedichte, dessen Gotteslästerung eben so harmlos ist als Wat Tylers Rebellion — denn es ist eben so unehrlich als dieses ehrenwerthe Produkt — ruft Herr Southey das Gesetz an „ein Einsehen zu haben,“ da die Tuldung solcher Schriften an der französischen Revolution Schuld gewesen sei; nicht solcher Schriften wie Wat Tyler, sondern wie die der „satanischen Schule.“ Dies ist nicht wahr, und Herr Southey weiß, daß es nicht wahr ist. Jeder französische Schriftsteller von einiger Freimüthigkeit ist verfolgt worden; Voltaire und Rousseau lebten in der Verbannung, Marivaux und Diderot wurden in die Bastille gesteckt, und so lange der Despotismus auf dem Thron saß, hat er einen beständigen Krieg mit der ganzen schreibenden Classe geführt. Ferner ist die französische Revolution gar nicht durch Schriften irgend einer Art herbeigeführt worden; sie wäre gekommen, wenn auch kein einziger solcher Schriftsteller gelebt hätte. Es ist jetzt Mede, alles auf die französische Revolution zu schicken, und die französische Revolution auf alles, nur nicht auf ihren wahren Grund. Dieser Grund liegt auf der Hand: — die Regierung verlangte zu viel, und das Volk konnte nicht mehr geben noch tragen. Ohne dies hätten die Eueheopädisten sich die Finger abschreiben können, und es wäre nicht die geringste Veränderung eingetreten. Und die englische Revolution — ich meine die erste — wodurch wurde sie herbeigeführt? Die Puritaner waren gewiß so ehrbar und gottesfürchtig als Wesley und sein Biograph. — Thaten! Thaten von Seiten der Regierung, nicht gegen sie, haben die vergangenen Krisen verursacht und sind auf dem Wege noch neue herbeizuführen.

Ich betrachte das als unvermeidlich, obgleich ich kein Revolutionär bin. Ich wünsche die englische Constitution zu recht gebracht, nicht umgestoßen zu sehen. Ich bin als Aristokrat geboren, und bleibe es aus natürlicher Neigung; der grösste Theil meines gegenwärtigen Vermögens liegt im Grund und Boden; was hätte ich bei einer Revolution zu gewinnen? Vielleicht habe ich in jeder Beziehung mehr zu verlieren als Herr Southey sammt all seinen Ehrenstellen und Ehrengeschenken für Lob- und Schmähreden in den Händen. Aber ich wiederhole es: eine Revolution ist unvermeidlich. Die Regierung mag fröhlocken über die Unterdrückung erbärmlicher Zunüte; das sind nur die zurückgleitenden Wellen, die für einen Augenblick an der Küste abprallen und sich brechen; aber die große Füth rollt doch manchhaltsam vorwärts und gewinnt mit jeder Brandung mehr Raum. Herr Southey fragt mich an, daß ich die Religion des Landes angreife. Beschützt er sie vielleicht, wenn er Lebensbeschreibungen

von Westen macht? Eine Art der Gottesverehrung wird nur umgestoßen durch eine andere. Niemals ist ein Land ohne Religion gewesen und wird es niemals sein. Man wird uns wieder Frankreich vorhalten; allein es war nur Paris und eine rasende Partei, die für einen Augenblick ihren dogmatischen Unsin von Theophilanthropie durchsetzte. Die englische Kirche, wenn sie fällt, wird von Secten über' u Haufen geworfen werden, und nicht von den Skeptikern. Das Volk ist zu vernünftig, zu wohl unterrichtet, seines eigenen Einflusses im Raum der Welt zu sicher, als daß es sich jemals dem Atheismus oder Zweifel hingeben sollte. Es mögen ein Paar so glaubensarme Grübler da sein, wie Wasser in dem bleichen Sonnenstrahl menschlicher Vernunft; \*) aber es sind sehr wenige, und ihre Meinungen, ohne Begeisterung, ohne Zunder für die Leidenschaften, können nie Anhänger gewinnen, es sei denn, daß sie verfolgt werden — das, freilich, macht alle Dinge größer.

Herr Southey fröhlockt mit freier Grausamkeit im Vorans über die Opfer seines Hasses, indem er an die Bitterkeit ihrer Todesstunde denkt, und weidet sich in Prosa wie in Versen an seinen Visionen aus dem jüngsten Gericht, voll ruchloser Unverschämtheit. Was Herrn Southey's oder unsere eigenen Gefühle in dem ernsten Augenblicke sein mögen, wo wir diesen Zustand des Daseins verlassen, kann er so wenig als wir zu entscheiden wagen. Im Allgemeinen — das darf ich sagen — habe ich, wie die meisten vernünftigen Leute, nicht auf meine Todesstunde gewartet, um manche meiner Handlungen zu bereuen, trotz alles teuflischen Hochmuths, dessen dieser jämmerliche Renegat in seinem giftigen Aberglauben diejenigen beschuldigen möchte, welche ihn verachten. Ob im Ganzen bei meinen Handlungen das Gute oder Böse die Oberhand hat, gebührt mir nicht zu entscheiden; aber da meine Mittel und Gelegenheiten größer gewesen sind, so werde ich meine gegenwärtige Vertheidigung auf einen einzigen Satz beschränken, der, wenn es sein müßte, leicht bewiesen wäre, nämlich, daß ich, seit ich zwanzig Jahr alt geworden, nach meinem Maße in einem einzigen Jahre mehr wirklich Gutes gethan habe, als Herr Southey in dem ganzen Laufe seines wetterwendischen Achselträgerlebens. Auf viele meiner Handlungen kann ich mit einem edlen Stolze zurückblicken, den mir keines Miethlings Verläumding ranben soll; anderer gedenke ich mit Sorge und Reue; aber die einzige Handlung meines Lebens, von der Herr Southey wirklich Kunde haben kann, da sie mich in Verührung mit einem seiner nahen Freunde brachte, hat weder mir noch diesem seinem Freunde Unehre gemacht.

Aus einer andern Zeit aber kenne ich wohl Herrn Southey's Verläumdungen — denn das sind sie — die er bei seiner Rückkehr aus der Schweiz über mich und Andere ausgestreut hat. Sie haben ihm nichts Gutes auf dieser Welt eingebracht, und wenn sein Glaube der rechte ist, werden sie es auch nicht in jener Welt. Wie seine Sterbestunde sein wird, ist nicht meine Sache zu bestimmen; mag er es mit seinem Schöpfer ausmachen, wie ich mit dem meinigen. Es ist etwas Lächerliches und zugleich Empörendes in diesem Allerweltsschmierer, der sich hinfegt Verderben und Verdammniß über seine Nebenmenschen auszugießen, während er selbst Wat Tyler, die Bergötterung Georgs III.

\*) Like water in the pale sunbeam of human reason. Ich habe es wörtlich übersetzt, gestehe aber, daß ich keinen Sinn darin finden kann.

und die Elegie auf Martin den Königsmörder, alles auf einem Haufen in seinem Schreibtisch liegen hat. Ein Trost ist für ihn eine lateinische Note aus einem Werke des Herrn Landor, des Verfassers von Gebir, dessen Freundschaft wie es scheint, für Herrn Southey eine Ehre sein wird, wenn die ephemeren Zänkereien und Berühmtheiten des Tages vergessen sind.\*). Ich meinesfalls beneide ihn weder um die Freundschaft, noch die Anwartschaft auf den Ruhm, der ihm in der dritten und vierten Generation daran zufallen soll. Diese Freundschaft wird wahrscheinlich eben so berühmt werden als seine ewischen Gedichte, von denen (wie ich ihm vor zehn bis zwölf Jahren in den englischen Barden anführte) Person sagt, man würde daran denten, wenn Homer und Virgil vergessen sind, eher nicht. Für diesmal nehme ich von ihm Abschied.“ —

Lord Byron hatte durch diese Antwort voll Gift und Galle der Sache eine Richtung gegeben, die nur auf Scandal auslaufen konnte. Ein so gewandter, zugleich so schreiblustiger Autor wie Southey, der, wie schon die mitgetheilten Proben beweisen, in der Prosa seinem Gegner an Besonnenheit und polemischen Talent weit überlegen war, konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal herausgefördert, die empfindlichste Seite seines Feindes zu treffen, und an Stoff fehlte es ihm dazu in Byrons Privatleben und literarischer Laufbahn nicht. Seine Antwort, die am 5. Januar 1822 im Londener Courier erschien, war in der That der Art, daß sich mit Worten unmöglich etwas darauf erwidern ließ. Sie lautet nach ihrem Hauptinhalt folgendermaßen:

„Ich gehe sogleich auf Lord Byrons Anklage gegen mich über. Wenn ich die Schimfreuden wegblaße, die wie ein Schamm darauf schwimmen, und die scharfe Säure verdunsten lasse, worin sie eingemacht ist, so erscheint als der übrige Rest Folgendes: „daß Herr Southey, auf seiner Rückkehr aus der Schweiz 1817, wissenschaftlich Verlämmdungen gegen Lord Byron und Andere aussprengt hat.“ — Hierauf antworte ich entschieden und ausdrücklich: Nein!

Hätte ich in jenem Lande gehört, daß Lord Byron ein Türke geworden oder in den Trappistenorden gegangen wäre, daß er einen Harem errichtet oder

\*). Dies geht auf eine von Southey angeführte Stelle aus Landers Schrift: *de cultu atque non latini sermonis*, worin es heißt: *Summi poetae in omni poetarum seculo fuerunt probi: in nostris id vidimus et videmus: neque aliis est error a veritate longius quam magna ingenia magnis corrumpi vitiis n. s. w.* „Diese Schrift fügt Southey hinzu ist voll kritischer Bemerkungen und schlagender Gedanken. Von ihrem Verfasser, dem Dichter von Gebir und Graf Julian, will ich hier weiter nichts sagen als, daß ich mich aufs höchste geehrt fühle, von ihm als Dichter gelobt zu sein und seine Freundschaft als Mensch zu besitzen, eine Ehre, die mein Leben zieren wird, wenn die flüchtigen Zänkereien dieses Geschlechts vergessen, und die Berühmtheiten des Tages vergessen sind.“

ein Hospital gegründet habe, so hätte ich dergleichen Dinge für möglich halten und als solche wieder erzählen können, d. h. so wie man in leichter Unterhaltung Dinge weiter erzählt, wie man sie selbst bekommen, als Gerede und nichts weiter. Auf solche Weise hätte ich von ihm so gut reden können als wie vom Baron Geramb, dem grünen Manne, den indischen Gaulern oder andern Tagesgeschichten. Ich hatte nicht den geringsten Grund, von Sr. Herrlichkeit mit besonderer Rücksicht zu sprechen; ich würde geglaubt haben, Alles, was man von ihm aussprengte, hätte seinen Charakter so wenig anfechten können, als die Geschichte, die Lord Uxbridge so sehr verdroß, daß er auf einem Rhinoceros geritten. Er kann immerhin auf einem Rhinoceros reiten, und wenn auch alle Leute darnach gästten, würde es doch Niemand Wunder nehmen. Weil ich indessen keine Mengierde hatte, habe ich mich im Auslande gar nicht nach ihm erkundigt; ich habe deshalb auch nichts gehört, und nichts wieder zu erzählen gehabt. Wenn ich bei meiner Rückkehr mit Freunden von Wunderdingen sprach, so war es der liegende Baum von Alpnach oder die 11000 Jungfrauen in Génü, nicht aber Lord Byron. So abgedroschene Gegenstände suchte ich nicht; das Geringste war St. Ursula.

Einnal, nur ein einziges Mal habe ich bei Gelegenheit der Schweiz Sr. Herrlichkeit erwähnt. Da die Stelle beim Abdruck verstimmt worden ist, so nehme ich diese Gelegenheit wahr, sie wieder herzustellen. Ich sagte nämlich in der Quartal-Revue bei zufälliger Erwähnung der Jungfrau: „Hier war der Ort, wo Lord Byron's Mansfred den Teufel traf und in's Bockshorn jagte — obgleich der Teufel vor jedem Gericht in dieser oder jener Welt würde gewonnen haben, wenn er nicht seine eigene Sache schlechter geführt hätte, als jemals bei einer Heiligssprechung sein Advokat für ihn gethan.“

Was die Andern betrifft, welche ich nach Sr. Herrlichkeit Anklage verländet haben soll, so spielt er wahrscheinlich auf eine Gesellschaft seiner Freunde an, deren Namen ich auf Mont-Alvert im Fremdenbuch fand, nebst einem offenen Geständniß des Atheismus in griechischer Sprache, und einem Commentar darunter in derselben Sprache. Diese Namen schrieb ich sammt jenem Geständniß und dem Commentar in mein Taschenbuch, und sprach darüber bei meiner Rückkehr. Hätte ich es drucken lassen, so würde selbst der Mann, den es angeht,\*) sich nicht haben für verländet halten können, indem nichts ausgesprochen wäre, als was er selbst so oft von sich gesagt hat.

Die vielen Schimpfnamen, die Lord Byron auf mich gehäuft hat, lasse ich dahingestellt, sammt den Lobpreisungen, die er sich selbst ertheilt. Ben Jonson sagt:

„Leicht unterscheidet man den edlen Geist  
Von fauler Pestmaterie, die herans  
In Bosheit sprudelt, mit Geschrei und Staub.“

Aber ich bin solche Dinge gewohnt, und weit entfernt, mich von Feinden, die sich solcher Waffen bedienen, aufspringen zu lassen, finde ich vielmehr, wenn ich von ihren Angriffen höre, eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken, daß ihre Bosheit sich auf diesem Wege und nicht auf einem andern Lust gemacht

---

\*) Schellen, der sich in dem erwähnten Fremdenbuche *ἄθεος* unterschrieben hatte.

hat; denn sie könnte Niemand treffen, den sie weniger beunruhigte oder beleidigte. Der Zahn der Ritter ist immer giftig, aber er hat keine Wirkung, wenn sie auf hartes Eisen beißt. Seltener nur verschwende ich ein Wort oder einen Gedanken gegen die, welche mich ohne Aufsehen angreifen. Aber so sehr ich in der That die Persönlichkeiten verabscheue, welche unsere Tagesliteratur schänden, und so genau ich literarische Feinden aus Grundsatz und Neigung vermeide, so mache ich doch kein Gewerbe aus passiver Duldung. Wenn Beleidigung und Beleidiger der Art sind, daß sie Stampfen und Brandmark verdienen, so kann ich beides gebrauchen, und habe es gebraucht.

Lord Byron's gegenwärtige Wuth ist offenbar durch eine Züchtigung der Art hervorgerufen, und nicht durch Neußerungen und Gerüchte, die ihm aus meinen vertraulichen Unterhaltungen von England zugekommen sind. Den wahren Grund findet man wohl in gewissen Bemerkungen über die satanische Dichter-Schule, die ich in der Vorrede zu meiner Vision aus dem jüngsten Gericht ausgesprochen. Lord Byron könnte sich freuen, wenn er auf irgend eins seiner Werke mit so viel Freude zurückblicken dürfte, als ich immer empfinden werde bei dem, was dort über jene verderbliche Schule gesagt ist. Viele Leute, und besonders viele Väter haben mir ihren Dank ausgedrückt, daß ich das Brennen angesetzt habe, wo es so reichlich verdient war. Die Edinburgher Revue freilich hat, mit dem bekannten Chrgesühl, daß ihre Kritiken immer auszeichnet, die Bemerkungen, ohne von ihrem Inhalte zu reden, nur meinem Reide zugeschrieben. Ich will der Revue in diesem Falle glauben, daß sie es ehrlich gemeint hat; ich glaube, sie ist eben so wenig im Stande, einen edleren Beweggrund zu begreifen, als einen schlimmeren zu erdenken; und da ich mich nie herabgelassen habe, ihre erbärmliche Bosheit anzudecken, so danke ich ihr, daß sie es selbst gethan und sich in ihrer ganzen Fähren, nackten und unverhüllten Mißgestalt der Welt bloßgestellt hat.

Lord Byron selbst hat, so wenig wie sein Lobredner, gewagt, den wahren Inhalt jener Bemerkungen zu berühren. Er verschweigt die Thatsache, daß sie gegen die Verfasser gottloser und schlüpfriger Bücher gerichtet sind, gegen Männer, die sich nicht begnügen, ihren eigenen Lastern zu fröhnen, sondern Andre zu eben solchen Slaven der Sinnlichkeit machen wollen, wie sie selbst, und gegen Verführer, die Gottlosigkeit mit Frechheit paaren, die heiligen Bände der Gesellschaft zerreißen, Unheil, Sünde und Verderben in die Familien und die Herzen der Einzelnen tragen.

Er Herrlichkeit hat sich nicht geschämt, mich einen Allerweltschmierer zu nennen. Ich lasse den Schmierer dahingestellt; der Name wird nicht hasten, wie der der satanischen Schule. Was aber die Allerweltschmiererei betrifft, so will ich Lord Byron sagen, was ich nicht geschmiert, was für Werke ich nicht gemacht habe. Ich habe niemals Schmähchriften auf Freunde und Bekannte herausgegeben, nachher meinen Kummer darüber ausgedrückt und sie in einem Anflug besseren Gefühls widerrufen, dann aber sie von Neuem ausgesandt, wenn der böse Geist, der eine Zeitlang ausgetrieben war, wieder kam und sammt sieben anderen noch schlimmeren seinen Einzug hielt. Ich habe niemals die Macht, welche jeder Schriftsteller in einem Maße hat, missbraucht, den Charakter eines Mannes oder das Herz eines Weibes zu verwunden. Ich habe niemals ein Buch in die Welt geschickt, unter das ich nicht gewagt hätte, meinen Namen zu setzen, oder das ich nicht hätte vor Gericht als mein Eigen-

thum in Anspruch nehmen dürfen, wenn es von einem diebischen Buchhändler gestohlen wurde. Ich habe niemals an der Verdelliteratur mitgearbeitet. Von solchen Dingen habe ich nichts geschmiert; nichts von all den schmählichen Werken, durch welche die Literatur zu einer Pest der Menschheit gemacht wird. Meine Hände sind rein; es ist kein Fleck der Hölle auf ihnen, den aller Weihrauch Arabiens nicht abwaschen kann.

Von den Werken, die ich geschrieben, ziemt es mir hier nicht zu reden, außer in sofern es die satanische Schule betrifft und ihren Meister, den Verfasser von Don Juan. Ich habe diese Schule der öffentlichen Verachtung Preis gegeben, als Feinde der Religion, der Ordnung, der häuslichen Zucht des Landes. Ich habe ihnen einen Namen gegeben, den ihr Gründer und Meister rechtfertigt. Ich habe einen Stein aus meiner Schlender geworfen und ihren Goliath an die Stirn getroffen. Ich habe seinen Namen an den Galgen geschlagen zur Schande und Schmach, so lange er dauert. Wer es kann, der nehme ihn herunter.

Noch einen guten Rath für Lord Byron, ehe ich schließe. Wenn er mich wieder angreift, so sei es in Versen. Wer sich so wenig in seiner Gewalt hat, für den ist es gut, daß seine Wuth gezwungen werde, Takt zu halten, und wenn auch die Gifigkeit und Bosheit der Beleidigung sich gleich bleiben, so wird doch der Vers einigermaßen die Gemeinheit zu lindern scheinen."

Es liegt auf der Hand, daß auf die eben mitgetheilte Schrift mit Worten nicht geantwortet werden konnte. Lord Byron gerieth auch wirklich, als er sie gelesen, in solche Wuth, daß er augenblicklich (6. Februar 1822) eine Herausforderung auf Tod und Leben an seinen Widersacher ergeben ließ. Allein sein Freund Kinnaird, dem er als Seundanten die Sache übertrug, war so vernünftig, den Absagebrief liegen zu lassen, und so hatte dieser Handel ein Ende. Der gute Rath übrigens, den Southey am Schlusse seines letzten Artikels dem Dichter gegeben hatte, ihn künstig nur in Versen anzugreifen, zeugt von dem richtigen Takte des Mannes, wenn der Rath auch in so fern zu spät kam, als Lord Byron, lange ehe Southey's Antwort erschien, nämlich im October 1821, bereits über die Hälfte seines Gedichts fertig hatte, in welchem er, wie er an Moore schrieb, die Vergötterung Georgs III. vom Whig'schen Standpunkt betrachten und zugleich den gekrönten Hofdichter für seine bekannte Vorrede und seine übrigen Sünden züchtigen wollte. Dies Gedicht, gleich wie das von Southey betitelt: „eine Vision aus dem Weltgericht“, erschien zuerst 1822 in dem Liberalen, einem Journal, welches Byron damals in Verbindung mit Hunt unternommen hatte. Das Werk, welches der Dichter immer und mit Recht als eines seiner gelungensten ansah, erregte in England ein wahres Entsezen. Einmal fand man die humoristische Behandlung der himmlischen Mythologie höchst unheilig und gottlos, anderseits nahm die englische Erb-

weisheit ein eben so großes Aergerniß an den politischen Rezereien des Dichters, der den katholischen Irlandern das Wort redete, die anwärthige Politik unbarmherzig geißelte und seine Landsleute zur Hälfte toll und zur Hälfte blind nannte. Wie groß damals noch die Macht der Strengen, deren Ansicht wir allerdings in Souther's Anklagen erkennen müssen, in England war, geht daraus hervor, daß Bryn lange keinen Verleger finden konnte, als er sein neues Gedicht als besonderes Werk heransgeben wollte. Sein bisheriger Verleger Murrary, der ihm einst für die Belagerung von Corinth und Parissia aus freien Stücken tausend Pfund Sterling angeboten und die paar Blätter des Gefangenens von Chillon mit 525 Pfund bezahlt hatte, wagte nicht, den Verlag der Vision zu übernehmen. Die fünf ersten Gesänge von Don Juan waren noch in seinem Verlage erschienen; nun aber mußte er sich getroffen fühlen durch Souther's Worte, daß man bisher jedes Werk unbesorgt habe zur Hand nehmen und empfehlen können, welches den Namen eines ehrenwerthen Verlegers führte. Heut zu Tage hat sich auch in England die öffentliche Meinung in diesem Punkte schon bedeutend geändert; wir Deutsche sind von Alters her in solchen Dingen freier gewesen. Was durfte sich nicht Hans Sachs in einer sehr frommen Zeit erlauben? und es ist Niemand eingefallen, Goethe zu verdammen, daß er Gott Vater menschlich mit dem Teufel reden läßt.

Oldenburg.

Fr. Breier.

## Die plattdeutsche Sprache. Ihr voriges und ihr jetziges Gebiet. Ihr veränderter Charakter.

---

Das plattdeutsche Sprachgebiet grenzte in der Urzeit gegen Westen und Norden an die Friesen und gegen Osten an die Slaven und breitete sich im Lauf der Zeiten von Holstein oder Holsetealand, dem Urlande der Saxonen, denen diese Sprache ausschließlich eigen war, gegen Norden bis nach Jütland, gegen Osten bis nach Russland, gegen Westen bis an die Nordsee und gegen Süden bis ungefähr zum 51sten Breitengrade aus, nämlich ostwärts über den Harz und westwärts über Aachen hinaus. Die plattdeutsche Sprache war durch die Eroberungen der Saxonen in der Nordhälfte des jetzigen Deutschlands die herrschende Sprache fast der ganzen höheren norddeutschen Ebne oder der norddeutschen Geestländer geworden, auf der ganzen slawischen Ebne und in der Nähe der Ostsee bis nach Russland; nachdem aber seit der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts das Scepter Deutschlands in die Hände süddeutscher Fürsten gekommen war, wo es bis zur Auflösung des deutschen Reichs verblieb, wich ihre südlische Grenze in einem großen Theil vom eigentlichen Deutschland nach und nach bis über den 52sten Breitengrad zurück, verdrängt von der bergdeutschen oder süddeutschen Mundart, welche, lange nicht so alt als die ursäryische oder plattdeutsche, erst seit den germanischen Völkerwanderungen entstanden war, und von der buchdeutschen Sprache, als diese die moderne Sprache der Deutschen ward. Am ärgsten entstellt ward nicht allein die plattdeutsche, sondern auch besonderlich die hochdeutsche Mundart, als diese über den Thüringer Wald und über die Elbe nach Osten gedrungen war, in den slawischen Strecken des preußischen Landes, und ehe dies geschah, hatte das Plattdeutsche sein Gebiet weit westwärts bis an die Nordsee ausgedehnt, sowohl im Dithmarschen, welches schon im 11ten Jahrhundert, wie Adam von Bremen sagt,

plattdeutsch sprach, als auch in dem vormals frisich gewesenen Holland und Zeeland und in dem angrenzenden Flandern. Die flämische Sprache steht der holländischen ganz nahe und hat sich unzweifelhaft von Holland aus über Flandern ausgebreitet. Beide sind ein mit frisichem stark vermischt Plattdtisch, welches auch manche hochdeutsche Elemente in sich aufgenommen hat. Sie haben keinen fränkischen Ursprung, wie von Leuten, welche keine Sprachkenner sind, oft genug behauptet wird. Es ist nicht zu bezweifeln, daß einst in allen von Saxonstämmen vor dem Anfang des 6ten Jahrhunderts eroberten Landstrecken südlich von der Lippe und vom Harz Plattdtisch herrschende Landessprache gewesen, selbst in ganz Westfalen, und noch zeigt die Sprache eines Landstrichs in der Nähe der Mosel, nämlich auf dem Hundsrück, unweit der Stadt Trier, die unverkennbarsten Überbleibsel einer plattdeutschen Zunge. Was die plattdeutsche Sprache an ihren Südgrenzen in Mittel-Deutschland verlor, gewann sie an ihren Nordgrenzen wieder und zwar seit der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts in den bisher noch frisich gebliebenen Strecken an der Nordsee, als Groningerland holländisch und Ostfrisland und das jetzige Oldenburgische gräflich geworden war. Nachdem in diesen drei Marschdistricten an die Stelle der früheren frisich-demokratischen Verfaßung die Gewaltberrichast der Geestherren getreten war, mußte die frisiche Volks- sprache hier nach und nach der holländisch-plattdeutschen und der sächisch-plattdeutschen weichen, jener nämlich in Groningen und Groningerland, und dieser in Ostfrisland und im Oldenburgischen. Der Sieg beider über die Ursprache, die Sprache der eingeboruen Frisen, ward durch ihre Einführung in Kirchen, Schulen und Gerichten vollendet, nachdem das gewöhnliche nie aufhörrende frisiche Elend, die Sturmflutben der See, denselben erleichtert hatte. Nur Westfrisland, in Folge seiner halbinsularischen Lage und seiner Abgelegenheit von den Einflüssen der plattdeutschen Menschheit, hat sich ungeachtet der Oberberrichast des Holländischen seine Volksprache bis auf diesen Tag erhalten. Das frisiche Volk hat von jeher Städte gebaut, seit der Unterjochung der Frisen aber hat die Anlegung der Städte und Flecken an ihren Grenzen und innerhalb ihres Gebiets und deren Bevölkerung mit plattdeutschen Bewohnern viel zur Ausrottung der frisichen Sprache beigetragen. Dies war auch in Eiderstedt der Fall, wo noch vor kaum zweihundert Jahren Frisich die einzige Landessprache gewesen ist. Jetzt wird in Eiderstedt nur Plattdtisch, kein Frisich mehr gesprochen. Auf den beiden nordfrisischen Inseln Nordstrand und Pellworm

ward die plattdeutsche Sprache nach der schweren Sturmfluth des Jahres 1634 herrschend, nachdem ein großer Theil der Eingeborenen im Wasser umgekommen, ein anderer ausgewandert war, und eine neue plattdeutsche Bevölkerung hier angesiedelt worden. Erst in unserm Jahrhundert ist es gewesen, daß großentheils die ganze Nordhälfte von Angeln oder der Landstrecke zwischen der schleswiglensburger Landstraße und der Ostsee einerseits und der Schlei und der Flensburger Föhrde andererseits, plattdeutsch geworden ist. Dieses Plattdeutsch ist von dänischem Sprachstoff und dänischer Aussprache und Betonung stark tingirt. Das nordfrisische Plattdeutsch ist von dem Holsteinischen sehr verschieden im Accent, in vielen Wendungen und Sprechweisen, vielen Ausdrücken und besonders auch in der Aussprache; denn das frisische Element, welches, wie gewöhnlich, seiner Natur nach unverfügbar ist, wird in jedem Laut desselben vernommen. Auch das Plattdeutsch im Dithmarschen hat Manches von frisischer Aussprache und frisischem Sprachstoff, noch weit mehr die plattdeutsche Sprache im Bremischen, Oldenburgischen und Ostfrischen, hauptsächlich in der Marsch. In der größeren Nordhälfte Ostfrislands und des Großherzogthums Oldenburg war Frisisch einst die ausschließliche Volks- und Schriftsprache. Die reinsten frischen Überbleibsel dieses Landgebiets zwischen der Weser und Ems sind Saterland, Wangeroog und Stedingerland. In Saterland und auf dem Eiland Wangeroog, welches wir Frisen Wrangerngh nennen, wird noch Frisisch gesprochen. Bis zum Dollart, wo die Groninger Marsch aufhört, erstreckt sich das holländische Reich. Das holländische dieser Marsch ist mit frischen Sprachbestandtheilen sehr vermischt. Auch das holländische in Nordholland hat weit mehr frische Überreste als in Südholland. Ganz Westfrisland, mit Ausnahme der beiden Städte Leeuwarden und Harlingen, spricht frisisch, desgleichen die benachbarte Insel Schiermonnikoog. Das Frisische auf der nordfrischen Insel Helgoland oder Heiligland hat sehr viel Plattdeutsches und Buchdeutsches in sich aufgenommen. Denn die holländischen und plattdeutschen Kanzeln und Schulen können ganz geringen Einfluß auf die frische VolksSprache bei einer Dauer von Jahrhunderten geübt haben. Die vor mehreren Jahrhunderten in Holstein und in den Elbgenden geschehenen frischen und holländischen Ansiedelungen (die meisten geschahen im 12ten Jahrhundert) haben vielleicht ungefähr eben so stark auf die Veränderung des ursprünglichen oder plattdeutschen Sprachkörpers nördlich und östlich von der Elbe gewirkt als die Oberherrschaft der buchdeutschen Sprache in den Ländern der

plattdeutschen Menschheit und die moderne Hochdeutschsprachungswelt unter Volksmassen, deren angeborenes Sprachorgan gar nicht für solcherlei Verfeinerungen und Arten der Civilisation paßt. Die Bewohner des fruchtbaren Landstrichs östlich von dem Kieler Meerbusen, der sogenannten Propstei, welchen unzweifelhaft Frisen anbauten, und der sich noch stets durch den hübscheren Menschen- schlag und eine frissische Frauentracht von den benachbarten Districten merklich unterscheidet, sprechen ein durch eigenthümliche Redensarten, fremdartige Aussprache und unterschiedene Betonung stark markirtes und vom Frischen durch und durch gefärbtes Plattdeutsch. Das ehestreite und ursprünglichste Plattdeutsch wird weder auf der Westseite noch auf der Ostseite des jetzigen Holsteins gesprochen, sondern in dem mittleren Landstrich, in Utholstein. Dithmarschen oder die Westseite Holsteins gehörte vormals eben so wenig zu Holstein als die Osthälfte, welche slawisch war. Die Elbufer, vorzugsweise das rechte Elbufer, von Dithmarschen an bis hoch in Deutschland hinauf, haben vor Zeiten zahlreiche frissische Colonien in sich aufgenommen, und eben so die Osthälfte Holsteins, Mecklenburg und Pommern. In dem pommerschen Plattdeutsch wird für *e* sehr oft *u* gebraucht, ob nicht selten für *f*, und ich gemeiniglich für *sf* gesprochen, z. B. Lucht für Lust. Doch die alten Ausdrücke kommen auch hier nach und nach in Vergessenheit. Solche sind z. B. Dörrez oder Dörse, d. i. Stube, das frissiche Dörnft, ferner en lütf Lüt, ein kleines Kind, das frissiche Letj, kleines Kind, ferner dawalzf, d. i. thöricht, närrisch, das frissiche dwalzf (a lang). Das dortige plattdeutsche Hön (mit ausgesunkenem *r*) heißt Ecke, Winkel und ist das frissiche Hörn. Man erinnert sich auch noch, daß die Alten Ath (frissich Atj) für Water sagten. Die Lante an und ei im pommerschen Plattdeutsch sind häufig wie in Blankenes an der Niederebbe. Von dem Plattdeutsch auf der Insel Rügen gebe ich hier ein Beispiel, so wie ich es vor neun Jahren aus dem Munde meines drolligen Kutschers G. W., der mich im December um und durch Rügen fuhr, vernommen habe. Als wir gegen Abend am Strand zwischen Jagdschloß und Jasmund hinfuhren auf dem Wege nach Arkona, sprach er voller Unruhe und aus Schen vor den ungewohnten Elementen: „Gott bewahre, wat geht dat oht Water, wat kahm dah ümmer för Wellen an!“ [Gott bewahre, wie das alte Wasser geht (er meinte die See), was für Wellen da immer herankommen!] Das sagte er bei ganz ruhigem Wetter. Der Strand gefiel ihm nicht, und er wollte auch nicht nahe am Wasser fahren, obgleich der Grund da viel fester ist. „De Gegent is so

snurrich hier! So'n snurrighe Gegent hebbens doch wol nümmer nich sehn? Wat snurrighe Uhtsichten! Dats ümmer so snurrich öwerall!" [Die Gegend ist hier so sonderbar — wunderlich — (eigentlich possierlich)! Eine solche sonderbare Gegend haben Sie doch wol nie gesehen? Welche sonderbare Aussichten! Das ist immer so sonderbar überall!] Alles war dem Kutschter schnurrig. Die Sanddünen am südlichen Ende des Strandes nannte er das Gebirg. „Wi sunt un hal ut'n Gebirch heruht,“ sagte ich zu ihm. „Wi sunt'n Unglück dahr heruter,“ versetzte er. Wie weit ist es nach Jasminud? fragte ich einen Mann, der uns begegnete. En halwe Mihl, antwortete er. Wie ist das möglich? versetzte ich. He lücht, sagte mein Kutschter, dat's mit'n Hunt meten, en de Swans tuigewen (Er fügt, das ist mit dem Hund gemessen, und der Schwanz zugegeben). — Dieser Swans (Schwanz) ist nicht plattdeutsch, sondern Steert ist das plattdeutsche Wort. — Wir werden noch bei Dämmerabend über den Strand kommen, sagte ich zum Kutschter, dem ganz seelenangst war, als wir von Stubbenkammer nach Arkona fuhren. „Neh, wi werden nich,“ antwortete er, dat's un al düster bi hellerlichten Dach!“ (Nein, wir werden nicht, es ist nun schon dunkel bei hellerlichem Tage). Das Hamburger Plattdeutsch ist noch verdorbener als das Englisch des gemeinen Mannes in London, denn es gibt keine gemischtere Bevölkerung in der ganzen Welt, als die hamburgische. Aussprache und Bedeutung dieser Sorte Plattdeutsch sind höchst affectirt und widerlich. Das Insel-Plattdeutsch muß schon in Folge der abgetrennten Lage Eigenthümlichkeiten haben. Beides auf Fehmern und auf Rügen ist die VolksSprache die plattdeutsche. Die auf Fehmern ist reiner, aber mit frisischem Stoff gemischt. Die Ursache kann ich nur aus Einwanderungen in dieser vormals slawischen Insel erklären. Auf Rügen finden sich in der Landessprache und in den Ortsnamen außer slawischen auch manche Spuren dänischer Art, aber auch frische. Ich will einige aufführen.

Der Baum Ahorn heißt auf Rügen Löhn, in Dänemark Løn.

Seebund Sahl, das dänische Säl. Auf Nordfräisch heißt der Seehund Selg, auf Englisch seal, auf Krenglisch sele und seole, auf Breitschottisch selch und selechie (das letztere ist ein Diminutiv).

Schlange Schnake oder Snake, das dänische Snog, das englische snake. Das deutsche Schnake oder Mücke hat auch wie aus derselben Ursache des Stechens oder Beißen diesen Namen

Bucht oder Seebucht Wiek, dänisch Būg (B wie B gesprochen). Dasselbe Wort ist die Endung wick und wieh an großbritannischen Ortsnamen. Der Rügener Ortsname Nalswiek, das ist Radulfs oder Nelfs Bucht, ist ein völlig dänischer. Ein Ort an einer Seebucht auf Rügen unweit Arkona heißt Wiek. Dieses Stranddorf Wiek in Wittow liegt an einer Bucht, welche man den Wicker Bedden nennt. Ein Fischerdorf an einer Seeschlucht unweit Peter-head in Buchau in Mittel-Schottland heißt auch Poddam. Dieses Stranddorf Wiek auf Rügen hieß früher Medow. Es ist von schönem Wiesengrund umgeben. Solcher Wiesengrund heißt auf Englisch mead und meadow und auf Nordfränkisch Miad, auf Westfränkisch aber mad und miede, womit wel das deutsche Matte zusammenhängt. Dieses rügische Medow ist gewiß nicht das englische meadow, sondern Med scheint das westgermanische Wort für Wiesengrund zu sein, und ew ist die slawische Endung.

Auch der Ortsname Glöe auf Rügen hat einen dänischen Klang.

Das an einer hohen Uferschlucht liegende Stranddorf Witte mit über einander hangenden Fischerwohnungen auf Wittow in Rügen hat unzweifelhaft einen dänischen Namen. Das dänische Bette heißt Warte, Wartthurn. Selbst Wittow hat vielleicht von diesem dänischen Bette seinen Namen.

Seegras heißt auf Rügen Daug oder Seedang, auf Dänisch Tang, auf Nordfränkisch Thong, auf Deutsch Dung (Dünger), welches Wort ursprünglich ein Seeküsten-Ausdruck war, während man vorzugsweise mit Seegras düngte. Auf Westfränkisch heißt dong Mist, Dünger.

Das rügische Tiv (plur. Tippen) heißt Spize, Landspize. Das ist das dänische Tiv, Spize, welches aber schwerlich so alt sein mag, als das fränkische Tip (Spize) und das englische tip (Spize).

Hiddensö ist ein Eilandchen bei Rügen, dessen Namensendung auf Dänisch Insel heißt. Die zum Theil aus Erdsoden errichteten Hütten oder Wohnungen auf Hiddensö sehen ungefähr so aus, wie die Landkathen oder Bauerhäuser in Orkney und Shetland, Nordschottland und den Hebriden. Das Skandinavische lässt sich auch hier nicht verleugnen. Der Südertheil von Hiddensö heißt Zölle, welches früher Yelland geschrieben ward. Der Ausdruck bezeichnet wel das Land der Zölle, d. h. der offnen Böte.

Der Ortsname Woerke auf Rügen klingt weder slawisch, noch deutsch, aber der Name des Todtenbügels Lichnam bei Ratswiek scheint ein frisischer zu sein und die Tertlichkeit der Leichen, den Leichenort zu bezeichnen.

Eben so der Name des Todtenbügels Dubberworth bei Sagard auf Rügen. Die Endung Worth ist frisisch und heißt Erdbügel (nämlich ein mit Händen gemachter), worauf die Häuser in der Marsch stehen. Die englische Ortsnamensendung worth ist dasselbe Wort und mit den Gründern Englands über See gegangen. Auch das Dithmarschener Würth und Wörden ist ganz dasselbe frisische Wort. Das englische worth (werth) ist ein davon völlig verschiedenes, welches nur durch Verstümmelung die Gleichheit in der Schreibart erhalten hat. Das westfrisische dobben heißt graben und dobbe Grube, das nordfrisische hidobbin und das westfrisische bedobben bedecken und begraben.

Der Landstrich Mönchguth, eine umstreitig skandinavische Kolonie, erstreckt sich von Babe (Baabe) bis nach Thiessow, auf der südöstlichen Landzunge Rügens. Die Bewohner, meistens Fischer und Rothseer, haben einen starken Wuchs, stark markirte Züge, gemeinlich braunes Haar bei braunen Augen, ein sehr regelmäßiges, längliches, ernstes und männliches Angesicht, stark gehobene Backenknochen, eine schön gestreckte Nase mit einer ganz kleinen Erhöhung, einen rauhen Charakter, eigenthümliche und von den andern Rügern verschiedene Sitten, Kleider von eigengemachtem Steng und eine Frauenzimmertracht, die der der Blankeneser Frauen und Mädchen sehr ähnlich und auch von der Wittower nicht viel verschieden ist. Der Name des erwähnten Dörfchens Babe ist anscheinlich aus Baby entstanden. Wer die dänische Geschichte kennt, kann sich die dänischen Ueberbleibsel auf Rügen erklären. Selbst die Insel Die bei Greifswalde trägt einen dänischen Namen, denn dieses Wort heißt ursprünglich De, d. i. Insel. Die Landleute von Mönchguth benennen König und Königin mit den skandinavischen Namen König und Dronning. Aber die Wohnstube ihres Hauses nennen sie nicht nach dänischer Weise, sondern nach frisischer, nämlich Düns, welches aus dem frisischen Dörnuk verunstaltet worden. Die Ortsnamen auf hagen auf Mönchguth und Rügen, z. B. Middelhagen, Buddenhagen, Hagen bei Stubbe-kaamer u. s. w. darf ich nicht für deutsch, höchstens für ein wenig deutschsärt halten, wie in den Ortsnamen Kopenhagen, Dähnschen-hagen u. s. w. Es scheint nicht das deutsche Hagen (Hain) zu sein, sondern das dänische Haven (Havn), das ist Hafen.

Das Wort Höru auf Rügen, welches Ecke, Winkel bedeutet und z. B. in dem Ortsnamen Stubbenhörn bei Stubbenkaniner vorkommt, ist ein ursprünglich fränkisches.

Der Ort Stedar auf Rügen hat ebenfalls weder einen deutsch noch slavisch klingenden Namen. Auf Mönchgut kommt der Ortsname Höwt vor, welcher eben so gut fränkischen (Haad englisch head, altenglisch heafod, Höft in Eiderstedt), als dänischen (Höved) Ursprunges sein kann. Im Plattdeutsch vor 300 Jahren hieß Haart Hövet.

Das Rügener Wort Huk (u lang), welches Ecke bezeichnet, ist ein fränkisches. Das fränkische Huk hat ein kurzes u.

Seenebel nennt man auf Rügen Seedaak, das ist auch blanknässich Plattdeutsch. Der Däne nennt Nebel Taage, Than aber Tug, der Frise aber nennt Nebel Mist und der Engländer ebenfalls mist. Das Wort stammt in England von der Gründungszeit her. Das urdeutsche Wort ist von römischer Abkunft.

Ein Todtenbügel heißtt in Nordfrisland auf den Inseln Hugh (u lang) und in Trkuer how (sprich hu). Das Hoch in dem Namen des großen Hügels Hochhilgard unweit Neuenkirchen im nördlichen Rügen scheint nicht dieses Hugh oder Hu zu sein, da es vornan steht, und Hilgard heißtt entweder der heilige Ort oder der heilige Gard (das ist eingeschlossener Platz), oder auch ist Hildegard ein Personennamen.

Diese und noch viele andere fremde Zuthaten finden sich in dem Plattdeutsch Rügens.

So wie die deutsche Schrift- und Modesprache in den beiden letzten Jahrhunderten einen zerstörenden Einfluss auf das alte Plattdeutsch gehabt hat, den sie noch immer behauptet, so hat auch im Lauf der Zeiten die Ursprache der germanischen Seeansiedler zwischen Flandern und Jütland, die fränkische, die einst auf dieser ganzen Strecke die einzige Landessprache war, in Folge der großen Macht, welche Seeländer mit ihrer aufgeklärten Bevölkerung immer auf die angrenzenden Binnenwohner übte, auf die Umgestaltung der Sprache des binnenländischen Nachbarstamms der Ursaren, nämlich der plattdeutschen Mundart, in den ältesten und älteren Zeiten mächtig eingewirkt. Wie viel fränkisches im Plattdeutsch der Harzgegenden z. B., welches dort vor drei Jahrhunderten noch überall die Schrift- und VolksSprache war, sich findet, und wie verschieden dieses damalige Plattdeutsch von dem jetzigen in unsrer Zeit, und wo es auch gesprochen wird, gewesen ist, werden die nachstehenden aus Johannes Spangenbergs, vor reichlich drei hundert Jahren

zu Northusen (Nordhausen) geschriebenen Postille entnommenen Beispiele zur Gnüge zeigen.

**Hövede**, Häupter, vom singul. Hövet, altenlisch heafud, breitschottisch hewid, englisch head, nordfriesisch Haad, holländisch hoofd, dänisch Hoved, westfriesisch haed und hand. Das deutsche Haupt wird richtiger Haubd geschrieben.

**sede**, sagte, nordfriesisch sad (a lang), englisch said, holländisch zeid. **sende**, andte, nordfriesisch seand, englisch sent, westfriesisch seynd, sant und sendde. Das hochdeutsche sandte ist ein Verderbiß aus sand, wegen des unnützen und gar nicht zum Wort gehörigen Schleppbuchstabs e, eben so wie wandte, von wenden, zum Unterschied von wand (Imparf. von winden).

**Werlt**, Welt, holländisch und nordfriesisch Wereld, englisch world, westfriesisch Wräld (Wrâd), aus Wareld entstanden, breitschottisch warld. Der Grundbegriff ist der des Kreisens. Nur die hochdeutsche Mundart hat den Wurzelbuchstab r verloren.

**gy**, ihr, holländisch gjij, westfriesisch jimme und jemme, nordfriesisch jam, englisch you, breitschottisch ye, im jetzigen Platt ju und ji.

**juw**, euer, nordfriesisch jan. Auch heißt dieses plattdeutsche juw euch, englisch you.

**Lucht**, Luft, nordfriesisch Locht, holländisch locht und lucht (lugt), westfriesisch lost (lust).

**Lyham**, Leiche, Leichnam, nordfriesisch Lichnam, westfriesisch lichem, holländisch lighaam, breitschottisch likame. Das hochdeutsche Leichnam mit dem unnützen und falschen Buchstaben n ist eine verstümmelte Form.

**Wedewe**, Wittwe, Wittib, nordfriesisch Wedwüs, englisch widow, holländisch weduwe. Die corrumpte süddeutsche Form Wittib scheint aus Witwib, das ist das frische Wedwüs oder Witfrau, entstanden zu sein.

**wenner**, wenn, wann, nordfriesisch waniar, holländisch wanneer, westfriesisch wenneer, wanneer, die englische Form whenever, wenn immer, allezeit wenn.

**Jöget**, Jugend, nordfriesisch Jöght, englisch youth, holländisch und westfriesisch jeugd.

**wachten**, warten, nordfriesisch wachtin, westfriesisch wachtjen, holländisch wachten.

**lede**, legte, nordfriesisch leid, englisch laid.

vorwachten, erwarten, nordfrisisch ferwachtin, westfrisisch forwachtjen, holländisch verwachten.

**D**eert, **D**bier, nordfrisisch Diart, holländisch dier, englisch deer  
(Dbier vom Hirschgeschlecht), westfrisisch djier, djierte.

**L**edtmath, Gliedmaß, Glied, holländisch lidmaat, lid, breitschier-  
tisch und urenglisch lith, nordfrisisch Lath (a furz und th  
mit dem Umlaut — plur. Leth — e furz), westfrisisch lid,  
lidmaete.

**v**aten, vft, holländisch vaak (ein frisches Wort), westfrisisch faeck.  
**quam**, fam (plur. quemen), entstanden aus kwam, denn qu ist  
kein germanischer, sondern ein römischer Buchstab, nordfrisisch  
fam (von kommen), westfrisisch kaem, kam und koam (von  
kommen), englisch came, holländisch kwam (von komen),  
jetziges Platt keem und koom.

**K**önink, König, englisch king, dänisch Kong, nordfrisisch Kén-  
nang, holländisch koning, westfrisisch kening.

**w**as, war, nordfrisisch wiar, westfrisisch wier, englisch was, hel-  
ländisch was.

**w**er, wo, nordfrisisch huar, westfrisisch wier und wer, holländisch  
waar, englisch where.

**d**ar, da, nordfrisisch thiär, englisch there, dänisch der, holländisch  
daar, westfrisisch dear. Das moderne Deutsche da ist eine  
Verstümmelung. Das r ist ein nothwendiger Buchstab und  
findet sich noch in darum, darunter, darüber u. s. w.

**w**e, wie, nordfrisisch hü, englisch how, holländisch hoe, west-  
frisisch ho.

**T**it oder **Titte**, Mutterbrust, nordfrisisch Tetj, süddentisch Titte  
(das buchdeutsche Zize, denn das z ist aus dem älteren t  
entstanden), englisch teat, französisch tette und tétine, west-  
frisisch taate, welches auch wie das nordfrische Tetj Mutter-  
milch bedeutet oder zōt, wie die Holländer sagen, oder  
Süg, wie sonst und gemeiniglich die Nordfrißen (wo von  
sangen, nordfrisisch füg-an, stammt), sich ausdrücken.

**S**chellen, Schalen, d. i. Hülsen, nordfrisisch Skeilen. Der Nord-  
friese unterscheidet zwischen Skel (Schale, z. B. Erbsenschale,  
Kartoffelschale, Apfelschale), Skal (d. i. Muschelschale) und  
Skel (e lang, z. B. irdene Schale). Wenn für alle drei  
Ausdrücke, wie im Hochdeutschen, nur eine einzige Form  
verbanden ist, so zeugt das von Spracharmuth und Wert-  
verstümmelung. Der Holländer sagt z. B. noote-schelp  
(Musschale), eyer-schaal (Eierschale), oranie-schel (Oran-

genschale), schil der vrugten (Obstschale), schelp-werk (Muschelwerk, Schalbhüre), drink-schaal (Trinkschale).

**Maen**, Mond (das d ist ganz überflüssig und nicht zum Stamm gehörig, ist eben so eine Corruption, wie das d in niemand), nordfriesisch Mun (u lang), englisch moon, holländisch maan, westfriesisch moanne.

**Frēwude**, Freunde, nordfriesisch Frögte, Fröght, holländisch vreugd, westfriesisch freugde. Das hochdeutsche Wort ist eine Verstümmelung.

**Nöke**, Nuck, d. i. Geruch, holländisch reuk, nordfriesisch Stirm. **schlepen tho**, schließen ein, der Nordfriese sagt auch tu sliapan (einschlafen).

**Blixem**, Blitz (eine Corruption), holländisch blixem, nordfriesisch Laid, englisch lightning.

**hülen**, heulen, nordfriesisch hulin, englisch to howl, holländisch huijlen, westfriesisch hoaljen.

**hercket**, horcht, nordfriesisch barkat von harfin, d. i. zubören, horchen (und gehorchen), westfriesisch harekjen, das ist herchen, gehorchen, englisch to hearken, harken.

**Loth**, Lovß, nordfriesisch Lat (a lang und dumpf), englisch lot, holländisch lot, westfriesisch lot. Die Schreibart Loos ist gründfalsch, weil aus dem ursprünglichen t niemals ein s, höchstens ein ß werden kann.

**buwen**, bauen, nordfriesisch bag-en, holländisch bouwen, westfriesisch bouwen, breitschottisch to big, dänisch brøge.

**vorlesen**, verlieren, nordfriesisch ferlesan, westfriesisch forliezen, holländisch verliezen, englisch to lose (mit abgesunkenem fer oder for, welches sich noch in forlorn findet).

**Rowe**, Ruhe, in welchem letzteren Wort beides h und e überflüssige Schleppbuchstaben sind, nordfriesisch Rau, dänisch Ro.

**Süke**, Seuche, nordfriesisch Sük und Sjocht, englisch sickness, holländisch ziekte und zucht, westfriesisch sjearchtme und sjochte.

**tipp'en**, tauchen, tunken, englisch to steep, das holländische slippen, punctiren, ist das englische to stipple, und das nordfriesische tippin, Kopf und Rumpf nach vorne beugen, ist das englische to stoop.

**yder**, jeder, holländisch ider, westfriesisch yder, alt-ostfriesisch aider, der Form nach das ostfriesische ether (auch das erste e kurz) und das englische either.

vylch, jeglich, holländisch igelijck. Im 14ten Jahrhundert heißt es in den Urkunden vylk und verwelt.

Vernuft, Vernunft, nordfrisisch ðernost, holländisch vernust, dänisch ðernost.

verlöchenen, verleugnen, leugnen, nordfrisisch ferlöchnen, holländisch verloochenen.

verwösten, verwüsten, nordfrisisch ferwöstin, holländisch verwoesten, westfrisisch forwoastjen.

vichteswat, irgend was, holländisch iet und iets, westfrisisch aet und aets. Auf Nordfrisisch heißt irgend sichtens.

salig, selig, holländisch zalig, nordfrisisch salag. Dieses Wort hat mit Seele, nordfrisisch Sial, westfrisisch siel, holländisch ziel, nichts gemein, und das e in dem hochdeutschen selig ist eine Verstümmelung.

halven, halben, nordfrisisch halwen, holländisch halve, das englische half in behalf.

schöllen, sollen, nordfrisisch skellan, englisch shall, westfrisisch schillen, holländisch zullen. Beides das holländische und das Deutsche Wort sind verstimmt.

vulsentamen, vollkommen, holländisch volkommen, nordfrisisch fallenkommen, westfrisisch folkommen.

vullenbringen, vollbringen, nordfrisisch fallenbringan, holländisch volbrengen, westfrisisch folbringen.

süffen, seuzen, nordfrisisch süffin, holländisch zugten und zuchten, westfrisisch sieken.

drouwen, drehen, nordfrisisch thrüwin und drauen, das deutsche dräuen, holländisch dreigen, westfrisisch drijggen, englisch to threaten.

dull, thöricht, englisch dull, d. i. albern, einfältig, stumpfsinnig. Das frisische und holländische dol hat den Begriff des deutschen toll.

Bürgen und Waterbürgen, Wogen und Wasserwogen, englisch billows, dänisch Bølger. Gelicke alse ein Schip up den Bürgen des Waters henwech löppet (Buch der Weib. 5, 10.). Wie ein Schiff auf den Wasserwogen dahin läuft.

wandages, etwa. Ich glaube nicht, daß dieses wundersliche Wort von vantage stammt, sondern eher von wann und Tages.

Keden, Ketten, nordfrisisch Keden, westfrisisch kettenen.

endigen, eilig, rasch (ein gewiß Allen unverständliches Wort).

Das nordfrißische en-an (das heißt wohl von Statten gehen, rasche Fortschritte machen, z. B. bei der Arbeit, 3te pers. praes. sing. hat eant, Imperf. hat eand) und das westfrißische einden (z. B. dat eindt niet een heet, das geht gar nicht vorwärts) sind unzweifelhaft desselben Stammes oder derselben Wurzel.

**Bueck**, Bauch, nordfrißisch Bük, holländisch buijk, buik, westfrißisch buwek.

**wens**, wes, wessen, nordfrißisch huans, westfrißisch waens, waems, holländisch wiens. Daß wes (en ist wieder der gewöhnliche Schleppschwanz), der Genitiv von wer, eine verstümmelte Form ist, sieht jeder Sprachkennner.

**wolde**, wollte, englisch would, nordfrißisch wil, westfrißisch woe, woel, wolde, woude, holländisch wilde.

**Döget**, Tugend, nordfrißisch Döght, holländisch deugd, westfrißisch deugd.

alle ere Dondt, all ihr Thun, eigentlich all ihr Thuend. Das nordfrißische jo jan dunde heißt, sie sind beschäftigt, sie thun, eigentlich sie sind thuend, und das nordfrißische Dund ha'du sich abgeben (mit etwas), zu thun haben (womit, mit einem).

**Eggesteene**, Eckstein, englisch corner-stone, nordfrißisch Hörnstian, holländisch hoek-steen. Das deutsche Eg und Egge ist das nordfrißische Egg und das westfrißische Ig und Eg, welches Wort in beiden Sprachen das Aenßerste eines Dinges bezeichnet, also Rand, Küste, Seite, im Nordfrißischen auch das Aenßerste am Messer, die Schneide.

**Schuwe**, Schen, nordfrißisch Skau und Uffskau, englisch shyness. vorsaken, verlassen, nordfrißisch ferliatan, westfrißisch forlitten, forletten, holländisch verlaaten, englisch forsake, auch heißt das holländische verzaaken entsagen, absfallen, verlassen.

**ane**, obne. Das wunderliche und fremdartige Wort hat sein Da-sein nur im Deutschen.

**Dörschen**, dreschen (das e ist eine falsche Schreibart für ä), nordfrißisch tharskan, holländisch dorschen, westfrißisch tersekjen, englisch to thrash.

**halp**, half (Imparf. von helfen), nordfrißisch holp von halpan, westfrißisch holp von holpen und holpjien, englisch helped (modernes verstümmeltes Imparf. statt holp — das Participle heißt holp oder holpen und helps).

ath, aß, nordfrisisch ead von idjan, englisch ate von to eat, westfrisisch at, aet und yet von ijsten.

vdt, ijt, nordfrisisch at.

besmitten, besleckt, englisch besmotted, holländisch besmet. Auch der Däne nennt beslecken, beschmutzen besmitte.

em dachte, ihm dachte (richtiger als dächte), nordfrisisch ham ihedt von ham thankt (ihm dünkt), westfrisisch hem tinckt und dinckt (Impersf. hem tocht). Der ursprüngliche frisische th-Laut ist in Westfrisland und Holland verloren gegangen. Das Impersf. dachte ist das richtige deutsche Impersf. von dünken.

leddich, leer, ledig, nordfrisisch lethag, holländisch ledig, zusammengezogen leeg. Von diesem leeg gibt es eine westfrisische Comparativform leerger. Aus einer solchen Form entwächst, ist das deutsche leer entstanden, diese Pseudoform, welche nichts weiter bezeichnet, als die einzige richtige Urform ledig. Auf Westfrisisch heißt ledig ledig und liddig. Der Däne hat auch das Wort von den Westgermanen geerbt neben seinem ursprünglichen tom, der Deutsche aber hat sein ostgermanisches tunum (d. h. leer, kraft- und inhaltslos) aufgegeben und das ursprünglich frisische ledig angenommen, und selbst die Deutschen begreifen jetzt nicht einmal mehr den Sinn von tunum in dem Bibelwort: Wenn aber das Salz tunum wird, womit soll man salzen?

Leddigang, Müßiggang, nordfrisisch Lediggang, holländisch lediggang. Der Däne hat seinen Ausdruck Lediggang für Müßiggang von den Ostgermanen entlehnt. Sein ursprüngliches Wort ist Verkeslöshed, d. h. Werklosigkeit, denn Verk ist eine Corruption aus Worf (Werk).

redden, retten, nordfrisisch reddin, holländisch redden, westfrisisch reddan. In der englischen Sprache ist to rid, in der Bedeutung befreien, losmachen, übrig geblieben.

Geberechte, Gebirg, nordfrisisch Gebircht, holländisch gebergte.

bernen, brennen, englisch to burn, breitschottisch to brin, nordfrisisch branen, westfrisisch baernen, holländisch branden.

Delgen, tilgen, im Holländischen ist verdelgen. d. h. vertilgen, neben dem seltner gebrauchten delgen, westfrisisch dijlgjen.

Das nordfrisische telgin heißt abschnübeln mit einem Messer. Edelink, Adelsmann, Edelmann, altenglisch Atheling, Aetheling, holländisch edelman.

Fevl, Fehl (Mangel), nordfrisisch Feil.

gnagen, nagen, holländisch knaegen, westfrißisch knaegjen, nordfríßisch gnaw-en. Das gn ist mehr fríßisch, das kn mehr holländisch und plattdeutsch.

Küken, Küchlein, englisch chicken und chick, holländisch kieken, auer oder aver (für aver), über, nordfríßisch auer, englisch over, holländisch over.

auerscheme, überschattete. Der Engländer sagt to overshadow, der Holländer overshaduwen. Das norddeutsche Scheem, Schemen ist ursprünglich ein fríßisches Wort. Der Holländer nennt Schatten schaduw, der Engländer shadow, der Westfríse sehad und sead, der Nordfríse Skad (a lang). Der Nordfríse aber hat noch das Wort Skem, bei dessen Gebrauch er nicht Skad für Schatten sagt, z. B. der Schatten eines Menschen heißt auf Nordfríßisch Skem, der Schatten, den ein Baum wirft, Skad. Auf Westfríßisch heißt sjamme ein Gespenst, nordfríßisch Spuk (u lang) holländisch spook.

em, ihm. Das h ist ein ganz unnützes Einschiebzel. Die ursprünglich gebliebenen Formen heißen englisch him, nordfríßisch ham, holländisch hem, westfríßisch him.

en, ihnen, englisch them, westfríßisch jer, nordfríßisch jar und jo (v wie in doch), dänisch dem.

me, man, holländisch men, nordfríßisch ham, westfríßisch min und me. eßchen, berufen, fordern, das westfríßische aesehjen, das holländische eischen, das hochdeutsche beischen und das englische to ask. Das biblische berufen ist stets durch geesshet gegeben. Do eßchede, da berief. Auch heißt eßchet infet.

trüwe, treu, nordfríßisch trau, holländisch trouw und getrouw, westfríßisch trouw, englisch true, franzößisch trouv in trouver, finden, dessen ursprünglicher Begriff dafür halten, glauben war.

traech, trág, nordfríßisch trai, westfríßisch und holländisch traeg.

edder, oder, nordfríßisch ether (das erste e auch kurz) in ether ... of, d. i. entweder ... oder, das englische either und or in either ... or, d. i. entweder oder.

noch . . noch, weder . . noch, holländisch noch . . noch, z. B. noch deen noch d'ander, franzößisch ni l'un ni l'autre, englisch neither . . nor, nordfríßisch nether . . noch oder wether . . noch.

betb, bis (richtiger biß, weil es aus t entstanden), nordfríßisch bet.

neen, kein, z. B. neen Water, nordfrisisch nian Wether, westfrisisch ein Wetter, holländisch geen water, hochdeutsch kein Wasser, englisch no water.

sach, sah, nordfrisisch sâg (i lang), westfrisisch seag, holländisch zag, englisch saw.

nömen, nennen (eine Corruption aus nemen oder eigentlich nânmen), nordfrisisch neamen, westfrisisch neamen und neamjen, holländisch noemen, englisch to name.

Hemmel, Himmel, nordfrisisch Hemmel, holländisch hemel, westfrisisch hijmnel.

Frucht, Furcht, nordfrisisch Frucht, englisch fricht. Das plattdeutsche früchtern, schen, furchsam, heißt auch auf Nordfrisisch früchtern.

Söchfider, Säuglinge. Zug ist das nordfrisische Züg, d. i. Muttermilch, holländisch zog, englisch suck, westfrisisch soek, suwgh bern, Säugling, suwgh so antje, wenn es ein Söbuchen ist.

wedder, wider (gegen), nordfrisisch wedder oder lieber mether (e kurz und ih mit dem Umlaut), westfrisisch hänfig weer (zusammengezogen aus weder) für das gewöhnlichere tjin, das ist das holländische tegen. So heißt im Westfrisischen weermoeide, Abneigung, Widerwille. Auch in manchen holländischen Compositis kommt weder vor, z. B. in wederstaan, wederspreken, wederstreeven u. s. w.

sedane Minschen, solche Menschen. Das dänische saadan (solcher), welches ungefähr wie setten ausgesprochen wird, ist aus der westgermanischen Sprache entstammt. Das alte sethan, sethanig ist ausgestorben. Es ist das holländische zoodanig, das westfrisische sodan und sodanig oder sodanig und das nordfrisische sedennang.

hedde, hatte, nordfrisisch hed, englisch had, westfrisisch hie (gewiß corruptirt aus hid), holländisch had. Die Form

haddde, hatte, brachte derselbe Verfasser.

Helle, Hölle, nordfrisisch Heal, englisch hel, holländisch hel, westfrisisch helle.

Löpers, Läufser, nordfrisisch Lupers.

Thüne, der Form nach ist das Wort Tann, welches von dem viel älteren Tun (i lang) stammt, das holländische tuin oder tuijn (Garten) und das sächsisch-englische Wort town oder town, welches von der Gründungszeit Englands an der dortige Dorfs- und Stadtname ward und zwar in Folge

der Einsiedigung. Dieses Tun kommt auch als Ortsnamensendung sehr häufig in England vor. Das Wort ist ein fränkisches.

nüwerle, niemals, nimmer, holländisch nooit, nimmer, englisch never, westfränkisch nea, nummer.

**D**eech, Teig (Sauerteig), nordfränkisch Di (i lang), englisch dough, daw, westfränkisch daey, holländisch deeg.

**G**aße, Gasse (richtiger Gaße, weil entstanden aus Gate, Gaze, Gasse), der Name nach das englische gate und das fränkische und holländische gat (Deffnung, Eingang, Durchgang) und auch der Bedeutung nach das fränkische jat (a lang) und das breitschottische gait oder gate.

hillich, heilig, nordfränkisch hillag und hallag, wovon jenes subjectiv, dieses objectiv, jenes z. B. von einem Menschen, dieses von einem Tage, englisch holy, holländisch heilig, westfränkisch hijlig (das westfränkische heldey und das nordfränkische halgdai heißt Festtag), alt-ostfränkisch hellig.

fadigen, sättigen, nordfränkisch sadegin, holländisch verzadigen, englisch to sate, to satiate.

de Kopers unde Werkopers, die Käuper und Verkäufer, nordfränkisch a (oder the) Kupers an Werkupers. Dieser häufige Gebrauch des Buchstabs s im Plural ist ursprünglich fränkische Weise. Die fränkische Sprache hat sie der englischen mitgetheilt und der plattdeutschen.

Söns (ö lang), Söhne, nordfränkisch Söns (ö kurz) englisch sons, eneme hewelken Gute, einem jeglichen Gute. Dies ist ein Beispiel plattdeutscher Sprache aus dem vierzehnten Jahrhundert. Man sieht daraus, daß das verstümmelte hochdeutsche jeglich aus je und welch entstanden ist.

ruwede ydt em, rente es ihn, nordfränkisch raudt ham. Das westfränkische rouwen und das holländische berouwen heißt Rente haben, bereuen, das ältere englische to rue ebenfalls. Die Schreibart ydt wäre richtiger it gewesen, der Westfrise sagt it und et, der Holländer het, der Nordfrise hat und at. Der Deutsche schreibt sein verstümmeltes es, welches aus et und het entstanden ist, mit einem s statt ß, aus dem uralten ez ward es und es. Der Plattdeutsche braucht sein em wie der Engländer sein ihm, der Holländer sein hem und der Nordfrise sein ham, beides für ihm und ihn. Das nordfränkische ham und das westfränkische him heißt auch sich.

verloßs, verlor, nordfrisisch ferlus (u furz), westfrisisch forlear und verloes, englisch lost.

dv, dich, nordfrisisch di (i furz), westfrisisch dy, englisch thee (das ee steht für das lange i), holländisch u. Der plattdeutsche Holländer hat sein vertrauliches du verloren. Zu allen diesen Sprachen steht die erwähnte Form auch im Dativ, nur im Hochdeutschen nicht.

verſake, verlenquete, leugnete. Dieses alte plattdeutsche vorſaken heißt verlassen, verlängnen, leugnen. Auch das englische forsake hat die Bedeutung von verleugnen neben dem gewöhnlicheren verlassen.

tüchtigen heißt nicht tüchtig, sondern züchtig. Beide stammen von Tucht (nordfrisisch Tucht) und Zucht, und weder tüchtigen noch züchtig hängen mit der Grundwurzel von Tugend zusammen, aber tüchtig ist mit Tugend einerlei Nameus.

süß, richtiger süs, das ist sonst, nordfrisisch süs in der Redensart süs an so, d. h. so und so, dies und jenes.

süsslange heißt bisher.

ſraem, fremm, nordfrisisch fraam, holländisch vroom, westfrisisch from.

wöltern, wälzen, nordfrisisch wealterin, englisch oder breitschottisch und breitenglisch to welter, franzöſch vautrer, aus valter geworden, holländisch das corruptirte wentelen.

uthweden, ausgäten (das Unkraut). Ich glaube nicht, daß das hochdeutsche gäten eine Corruption von weden, englisch to weed, ist, da es nach älterer Schreibart auch jetten lautet, und da dieses ausgäten auf Nordfrisisch ütj-jüddin heißt. Der Holländer sagt wieder, uitwieden, und der Westfriese wjoeden. Vielleicht aber ist das nordfrisische jüddin eine eben solche Verstümmelung aus wjüddin, wie das nordfrisiche Jüg aus Wjüg (ü furz), das ist Flügel, Sch-Winge, englisch wing, westfrisisch wjueck, holländisch wiek. Das englische Wert für Unkraut ist weed, ein ächt germanisches.

Saedt, Samen, Saat, nordfrisisch Siad, westfrisisch sied, holländisch zaad, englisch seed.

de dwelende Schape, die irrenden Schafe. Der Holländer sagt für irren, in die Irre gehen, dwalen, der Westfriese dwaeljen. Das englische to dwaule heißt nicht richtig im Kopfe sein.

rede, schen, holländisch alreede und alreeds, englisch already, dänisch allerede. Derselbe Stamm scheint in dem hochdeutschen bereits zu sein.

**Kromen**, Brōammen, Krumen, nordfrisisch Kramen, holländisch kruimels, englisch crumbs. Das holländische Zeitwort ist kruimelen, das nordfrisische kromlin, das westfrisische krommeljen, das englische to crumble und das deutsche krümeln.

**Bote**, Būze, nordfrisisch Bute, holländisch boete, westfrisisch boete.

**Kule**, Grube, Loch, nordfrisisch Kül (ü lang), älteres Deutsch Kaul, holländisch kuil, westfrisisch kuwl und kuwlie. Das nordfrisische Diminutiv heißt Kölk (ö kurz).

**dede**, that, nordfrisisch ded, englisch did, holländisch deed, westfrisisch die (von dwaen).

**Gude**, Gute, nordfrisisch Gud, englisch good, holländisch goed, westfrisisch goed und goe. In dem heutigen Plattdeutsch ist der o-Laut mehr vorwaltend, in dem älteren mehr der u-Laut, also der dumpfere oder der frisische.

**Kyff**, Zank, Keisen, holländisch kijs. Das holländische Zeitwort heißt kijven, das westfrisische kibhjen, das nordfrisische tiwin und das deutsche keisen.

**tenen**, steinern, nordfrisisch stianen, holländisch steenen, westfrisisch stienen, englisch stony. Der englische Plural von Stein ist stones, der deutsche Steine, der holländische steenen, der westfrisische stienen und stjennen, und der nordfrisische Stianar.

**baven**, oben, nordfrisisch baawen, holländisch boven, nordfrisisch auch bop, westfrisisch bop und boppe, englisch bove in above.

**Quadt**, Böses, holländisch quaad, westfrisisch quae und quee, auch tjoed und sogar tojoe, aus kwaad verunstaltet (ein großer Theil des westfrischen Sprachkörpers ist arg verkümmelt), nordfrisisch Kwad (a lang). Der Nordfriese nennt auch schlechtes Moergras Kwaden.

**haten**, hassen, englisch to hate, nordfrisisch hadin, holländisch hater, westfrisisch haetjen, fransch hair, entstanden aus halir (ein germanisches Wort.)

**men**, nur, nordfrisisch man, holländisch maar, westfrisisch mar.

**leß**, lieb, jegiges Platt leef, nordfrisisch leſ (e kurz), holländisch lieſ, altenglisch lieſ, urenglisch leof, westfrisisch ljeaf.

tehen, zieben, nordfrisisch tji'n, westfrisisch tjean, holländisch sijen oder sijgen, gewöhnlich trekken, englisch to tug, gewöhnlich to draw u. s. w.

**toed**, zog, nordfrisisch taag, westfrisisch teag, holländisch teeg, westfrisisch hy tjocht, er zieht, nordfrisisch hi tjocht (er zieht).

**Brudlacht**, Hochzeit, nordfrisisch Bradlap, piemontesisch-deutsch Brülos in einer altdutschen Mundart Brutenfti, althairisch Bräutläuft, englisch bridal (gewöhnlich wedding), holländisch brulost, westfrisisch brulloft, brulocht, brilloft, dänisch Brullup. Das westfrisische brulloftjen und das bradlap-in heißt Hochzeit feiern.

**Leve**, Liebe, englisch love, holländisch liefde, westfrisisch ljeafde, nordfrisisch Leeste.

**Arne**, Erndte, nordfrisisch Aaren. Ob das englische to earn, erwerben, hiermit zusammenhängt, ist mir zweifelhaft, da das nordfrisische earnin Gewerbe bestellen heißt. Das alte plattdeutsche arnen heißt erndten.

Meyers (Matth. am 13.) heißt Schnitter. Hieraus läßt sich folgern, daß man in Deutschland schon vor 300 Jahren das Korn mit der Sense gemäht, was man von jeher bei Frisen und Engländern nicht gethan hat.

**Schüne**, Scheuren, Schennen. Schenue ist die frisische Form, der frisische Ausdruck für Heu- und Kornhaus. Der Nordfrise sagt Skinne, der Engländer barn (von bar, Gerste, als Haupfkornart), der Holländer, nach Vorgang der Deutschen, schuer oder schuur, der Westfrise, nach holländischer Weise, schoerre. Die Schenern, auch noch in Ostengland, in Franken u. s. w., sind etwas ursprünglich Frisches. Der Däne kannte sie nicht und darum hat er auch kein Wert dafür.

**Toch**, Zug, nordfrisisch Taach, holländisch trek, dänisch Træk.

**upvöden**, erziehen, nordfrisisch aptji'n, holländisch opvoeden, opbrengen, optrekken, westfrisisch optjean und opvoeden (das letzte ist holländisch). Dieses voeden oder vöden ist das frisische fed-en, d. i. fett machen, füttern, und das englische to feed. Aus das dänische föde, d. i. gebären, nähren, ist dieselbe Form.

**ergrippet**, erhaschet, ergriffen, nordfrisisch grebben. Auf holländisch heißt erhaschen grijpen und auf Westfrisisch grippjen, das englische to gripe, Partic. griped, ergriffen.

teelen, gebären, zeugen. Sie heißt uns geteelt (Jacobi 1, 18.), er hat uns gezeugt. Auch das holländische teelen und das westfrisische teeljen (alt-ostfrisisch tilen) heißt erzugen, zeugen, hervorbringen. Vielleicht ist das englische to till, das britischottische to tele und teil und das ursprüngliche tilian, welche insgesamt das Feldbauen bezeichnen, dasselbe Wort.

dunner, dunkel, holländisch donker, nordfrisisch djonk, welche Form viel älter ist, westfrisisch tjuester, das ist das holländische duister und das deutsche düster, welches ich, wegen der Ähnlichkeit mit dem keltischen du, dunkl, schwarz, kaum für ein ursprüngliches deutsches halten darf.

Töverye, Zauber, holländisch toovery, westfrisisch thauwerye. Hexe heißt auf Nordfrisisch Tuberheks, und die Glorre tober in der Lex Salica kann nichts anderes als Zauber bedeuten.

Brede, Lengede, Düpe, Högede, Breite, Länge, Tiefe, Höhe, nordfrisisch Bredte, Lengte, Djippe, Höchte (ö lang), holländisch breedte, lengte, diepte, hoogte.

jenne, jener, das holländische geen in den genen, d. i. derjenige, und das westfrisische jin in dy jinge, d. i. derjenige, ferner das deutsche jen in jener, jenseit u. s. w., das englische yon in yon, beyond und yonder, und das holsteinisch-platte Wort gün in günt (jenseit, englisch yond). Das alte platte yentsydt heißt jenseit.

tho hope, zusammen, nordfrisisch tu hup (u lang) und tup (u lang) d. i. zusammen, holländisch te saemen.

temmen, zähmen, holländisch temmen, westfrisisch teamjen, englisch to tame. Das nordfrisische temmin, d. h. übers Herz bringen, und bitem leaten (der Ton auf tem), westfrisisch (corruptirt) betien laaten, d. h. etwas seinen Gang gehen lassen, gehören, denk' ich, nicht bieher.

eft.. edder, ob .. oder, holländisch of .. of, nordfrisisch wether .. of, of .. of, englisch whether .. of. Dieses plattdeutsche eft ist das englische if.

Sap, Saft, nordfrisisch Sap, holländisch sap, westfrisisch sap, englisch sap.

Bessem, Plur. Bessemen, Besen (falscher Plur. Besen, richtiger Besemen von dem richtigeren Besem), nordfrisisch Besem, holländisch bessem, englisch besom.

harde by, nahe bei, hart an, englisch hard by (in derselben Bedeutung).

nalen, nahen.

**drättich**, dreißig (richtiger dreizig), im jetzigen holsteinischen Platt dörtig, englisch thirty, nordfrisisch thörtag, holländisch dertig, westfrisisch tritich. In Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts wird dreizehn (nordfrisisch thrattain) druttein geschrieben.

**Vyspröke**, Sprichwörter, das holländische Wort für Sprichwort ist spreuk. Auch das deutsche Spruch (Sprüche Salomonis) hat diese Bedeutung. Eine ähnliche Bildung ist Beispiel.

**Leevendt**, Leben, nordfrisisch Lewent, holländisch leven, westfrisisch libben, englisch life.

**gy sunt**, ihr seid, nordfrisisch jam san, westfrisisch jiemme sint, englisch you are.

**Schepken**, Schiffchen, Schifflein, nordfrisisch Skepte.

**Loff**, Lob, nordfrisisch Laaf, holländisch los, westfrisisch los.

**Loff**, Leib, nordfrisisch Lif, holländisch lijs, westfrisisch lijve.

**thor Rechteru unde thor Luchtern Handt**, zur Rechten und zur Linken, nordfrisisch tu tha rochter an tu tha lachter hun. Der Holländer braucht für link slinke und linker, z. B. linker-hand und de slinke hand, aan de slinke zijde, zur Linken u. s. w. Der Westfriese sagt für link lyster, loster und luchter, der Engländer lest.

**Twesefe**, Zwilling, holländisch tweeling, englisch twin (twining, Zwillingsslam), nordfrisisch Twaulang.

**oldt**, alt, nordfrisisch oal, englisch old, holländisch oud (aus old geworden), breitschottisch auld (sprich ahld), westfrisisch aad (aus ald oder aald geworden).

**Oldern**, Eltern oder Eltern, nordfrisisch Allern, holländisch onders.

**Older**, Alter, nordfrisisch Galer, holländisch ouderdom, westfrisisch jeld, englisch old.

**achtentich**, achtzig, im heutigen Platt tachtig, holländisch tachentig, flämisch tachtig (alle drei Formen sind corruptirt), englisch eighty.

**ring**, gering, nordfrisisch ring, welches auch schwach heißt, holländisch gering.

**antwerden**, antworten, nordfrisisch aantwurden, englisch to answer, holländisch antwoorden, westfrisisch antwirdjen (Imperf. gewöhnlich das verfümmelste anderde).

**weyen**, wehen, nordfrisisch weien, westfrisisch und holländisch waeyen.

Herd (Plur. Herden), Hirt, nordfrisisch Hörd (ö kurz), englisch herd, shepherd, holländisch herder, westfrisisch herder.

tradt, trat, nordfrisisch tread, englisch trod von to tread, holländisch treden, westfrisisch tredden, nordfrisisch treden.

hüden, heute, jetziges Platt hät (ü lang), kein nordfrisches Wort, auch ursprünglich kein germanisches, holländisch heden. Das Wort ist vom römischen hodie entstammt.

Hert, Herz, nordfrisisch Hart, holländisch hart, westfrisisch hert, englisch heart.

hoge, hohe, höger, höher. Das nordfrisische huch (u lang) hat im Comparat. hugher, das englische high hat higher, das holländische hoog hat hooger, das westfrisische heag hat heager.

Krübbe, Krippe, nordfrisisch Krab, holländisch krib und kribbe, westfrisisch kribbe, englisch crib.

Düdesch, deutsch, piemontesisch-deutsch dutsch und dütsch, nordfrisisch thjiesk, holländisch duytsch, englisch dutch (das ist holländisch), westfrisisch duetse.

segeln, sähnu, nordfrisisch sighen, englisch saw, westfrisisch seagen von sjean, holländisch zagen.

sek, frank, englisch sick, nordfrisisch sek (von Vieh) und südkl, d. i. kränkeln, holländisch zieck, westfrisisch sjeack, dänisch svig, deutsch siech.

einen Gichtseken, ein Gichtbrüdiger. Das nordfrisische Wort für Gicht ist Zicht, das westfrisische jichte, das holländische jicht, das englische gout. Das englische gouty und das jichtig heißt gichtbrüdig, gichtig.

dat endtlyke Beydent der Creatur (Röm. 8, 19.), das ängstliche Harren der Creatur. Beydent heißt das Warten auf etwas. Es ist das bide in dem englischen abide, welches das Verweilen, das geduldige Verharren bei etwas ausdrückt. Auch hat das Englische die Form bide, ausharren, wohnen, verbleiben. Das sehr verstümmelte dänische bie, welches warten, harren heißt, ist dasselbe Wort, und das von Albert Schott in seinem Werk „Die deutschen Colonien in Piemont“ S. 275 angeführte piemontesisch-deutsche heiton, d. i. warten. Von ihm wird heiton auch als althochdeutsch bezeichnet. Ich kann dieses Wort nicht für ein ursprünglich deutsches oder westgermanisches halten, sondern bin aus Gründen überzeugt, daß skandinavische Stämme es nach Deutschland und England gebracht haben.

Der Grise kennt es nicht. Das sogenannte angelsächsische *bidan*, erwarten, ist ein angeldänisches Wort, und das mōsegothische *heidan* war dem skandinavischen Volksstamme, dem es angehörte, ureigenthümlich.

Ein eben so wunderliches Wort ist das *endtirke*. Es ist das hochdeutsche endelich, welches rastlos und ohne Säumen bedeutet. Dieses Wort hat nichts mit Ende gemein, sondern ist ebenfalls von ostgermanischer und skandinavischer Entstehung. Die Wurzel ist in dem dänischen *Aand*, *Aande*, das ist Geist, *Odem*, und *at aande*, d. i. atmen. Der *Odem* oder *Atmen* heißt auf Breitschwedisch *aynd* und *end* und *atmen* *to aynd* und *eand*.

wrefet jnuw sūlvest nicht . . . de Wrafe ys myne, rächet  
euch selbst nicht . . . die Rache ist mein. Rache heißt auf  
Nordfrisisch *Wrak* (a lang) und rächen *wreghau* (Impers.  
*wreagh*), auf Westfrisisch Rache *wraek* und rächen *wrecken*  
(Impers. *wrak*) und *wraken*, und auf Holländisch Rache  
*wraek* oder richtiger *wraek* und rächen *wreken* oder rich-  
tiger *wrecken*. Die deutschen Wörter rächen und Rache  
sind verstimmt in einem fremdartigen Munde, durch ein  
fremdartiges Sprachorgan, natürlich in der Südhälfte  
Deutschlands vorzugsweise, und zwar nach der großen Völ-  
kerwanderung, als sich die Westgermanen, mit ostgermani-  
schen Stämmen vermischt, in dem jetzigen Deutschland fest  
angesiedelt hatten. Auch der Skandinavier kennt und liebt  
den ursprünglichen *wr-*Laut nicht. Das englische *wreak*  
heißt Rache und das englische *to wreak* rächen, wovon das  
alte Partizip *wroken* lautet. Noch hat der Plattdeutsche  
diesen *wr-*Laut behalten.

Die vorstehende Forschung wird den Sprachfreunden hoffent-  
lich willkommen sein und manchem einige tiefere Blicke in das Ge-  
heimniß unserer germanischen Mundarten eröffnen. Manche Auf-  
schlüsse werden überraschend sein. Der Geist unserer gemeinsamen  
Muttersprache ist tiefgebend, es gibt hier noch viel zu forschen und  
zu lernen.

Dr. K. J. Clement.

## Wichtigkeit des Studiums der flamändischen Sprache für den Philologen.

---

Wenn sich der Unterzeichnete schon im Jahre 1844 auf einer Versammlung rheinisch-westfälischer Schulmänner zu Duisburg erlaubte, das Studium der flamändischen Sprache und Literatur in seiner Wichtigkeit hervorzuheben: so darf er im Jahre 1849, wo eine wärmere Liebe für Alles, was deutsche Sprache redet, erglüht zu sein scheint, denselben Gegenstand noch einmal zur Beachtung empfehlen. Wenn noch immer in Belgien das Flamändische als Sprache der vom Staate ausgehenden Verhandlungen keine gehörige Berechtigung neben dem Französischen erlangen kann; wenn selbst in Dertern wie Gent und Oстende außer dem gewöhnlichen: „Hie verkoopt men drank; In d'ooг int' Zeyl verkoopt men dranken“ meist nur französische Inschriften auf den Schildern, zumal vornehmer Kauf- und Gasthäuser zu lesen sind und neben einem: „gegarnierde kamer te hueren“ zehnmal: „Chambre garnie à louer“ gefunden wird: so ist es Pflicht des Deutschen, dem stamm- und sprachverwandten Elemente im befreundeten Nachbarstaate seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und durch wissenschaftliche Besprechung es in den ihm gehörenden Rang einzusetzen. Obgleich nun unsere Kenntniß des Flamändischen nicht so weit reicht, daß wir von allen Seiten die Eigenthümlichkeiten desselben beleuchten könnten, so sei es uns doch vergönnt, einige Punkte anzudeutnen.

1) Schon in der Verwandlung der Buchstaben liefert uns das Flamändische Beiträge, die zwar andern Sprachen ganz analog, im Neuhochdeutschen aber nicht nachzuweisen sind. Wenn Burchard in seiner Deutschen Sprachlehre (Münster 1836) S. 14, §. 11. lehrt, daß das l in neuern Sprachen häufig als Vokal erscheine, so führt er mit Recht die Beispiele an: talpa, franz. taupe, chevaux für chevals, sous für sols, sou für sol; lateinisch placere, ital.

piacere, illos ital. fiore, plus ital. piu, und für Gymnasten mögen diese Belege gut gewählt sein; für die Wissenschaft liegt näher Schouder für Schulter, Houder für Halter (Stadhouder); Sout (Solt = Salz) oder Zoud: Goud (Geld); Onders (Altern); Oudste (Alteste); Ouderdom; Verkoutheid (Erfaltung); Autaer (Altar) u. s. w. Zu Bezug auf Bertauschung der flüssigen Konsonanten unter sich vergl. Martelaer mit Märterer, vergl. Marteling; Sterre mit Stern; Geuyel mit Geschwür u. s. w. Martelaer kommt schon im Nennner Hugos von Trimberg vor (Wackernagels altdeutsches Lesebuch, Aufl. 2, S. 780, 9.); Sterre ist mittelhochdeutsch, Sterro althochdeutsch („die schoensten sterren“ — Berthold bei Wackern. 671, 35.). Verre kommt schon neben verne im Mhd. vor; der Flämänder gebraucht verre und bildet davon verder, z. B. wy zullen u verdere kennis doen maken.<sup>1)</sup>

2) Im Blameschen sind uns Wörter erhalten, die bei uns aus der Schriftsprache oder aus der Umgangssprache verschwunden sind oder die im Nen hochdeutschen eine unrichtigere Form annehmen, oder die etwa im Plattdeutschen einzelner Gegenden nur noch fortleben. „Weisen“ wird im Münsterlande noch hie und da als Infinitiv gebraucht; der Flämänder sagt: „Zy moest weinig bezorgd wesen.“ Das schöne Wort Minne, minnen wird nur noch selten von unsfern Dichtern gebraucht, im Flämändischen lebt es wenigstens noch fort in beminnen, aemmining, tederminnend; little englisch, lüzel, lucel, luzel, luzzel mhd. kommt dort ebenfalls vor, z. B. een luttel tyds; das alte deiseme, desme, althd. deihsamo (franz. levain) heißt dort deesem; lood ist Blei, wie im Mhd. löt vorzugsweise so heißt (vergl. „nach dem Lode richten“ und Spee in dem Gedichte auf Franz Xaver: „Gi doch, lasset ab von Scherzen, schrecket mich mit keiner Neth! Noch Soldat, noch Martischerzen fürchten immer Kraut und Leth“); vreese Schrecken, wie freise? bezeeren (blessier) verwandt mit „unversehrt“ und sère mittelhd. Schmerz. Unser Leichnam, der aus licham, lichamo entstellt ist, heißt flämisch lichaem und steht nicht für den Leib eines Verstorbenen (vergl. Frankenleichnam); wereld (Welt) entspricht dem mhd. wezelt. In hoek, z. B. „in einen hoek der kamer“, wie in den Zusammensetzungen dryhoek (triangle), veelhoek (polygone)

<sup>1)</sup> Auch in der Ungarischen Sprache geht die Silbe al, el häufig in o über, z. B. köb für keli (keleb) Hund. Eine Erweiterung des al in o findet auch im Phönizischen und Amharischen statt. S. Gesenius in der Haller Literaturzeitung 1841, Nr. 123, S. 372.

erkennen wir leicht das bei uns gebräuchliche Wort *Hoek* = Ecke ic.; *zeever* (bave), *leeuwerik* (Lerche, leriche, althd. léracha, frz. hléwaraha), *heesch*, *sleemen* (cajoler), *gissen* sind uns ebenfalls ganz bekannt. Das schöne Wort *Meid* hat durch ähnliche Willkür die Bedeutung einer Dienerin (*servante*) annehmen müssen, wie im Deutschen das Wort *Magd*. Wie oft heißt die seligste Jungfrau bei den Minnesängern: „Muoter unde maget!“ Das Verkleinerungswort *meisje* entspricht unserm *Fräulein*; mehr dichterisch ist *wol maegdelyn*. Merkwürdig ist auch, daß der in Westfalen *wol gehörte Ausdruck*: „Et is en Bloet“ oder „en arm Bloet“ im Flämändischen durch den Unterschied des Geschlechts näher bezeichnet wird. Man gebraucht *bloed* (Blut, sang) als Neutr. aber man sagt: „Men noemt hem eenen bloed.“ Von dem Worte: *Oheim*, *Ohaim*, *Deheim* hat sich das Flämische die Form *Oom* bewahrt, die unserm *Ohm* entspricht.

3) Interessant ist es, eine Menge ablautender Verba in jener Sprache lebendig zu finden, die für uns schwach gebildet werden oder nicht zu finden sind. Beispieleweise führen wir an: *bekijken*, *bekeek*, *bekeken*; *blyken* (être evident), *het bleek*, *gebleken*; <sup>1)</sup> *belgen* *zich* (se fächer); *ik bolg*, *gebolgen*; <sup>2)</sup> *delen* (piocher), *dolf*, *gedolven*; *schenken* (verser und faire cadeau), *schonk*, *geschonken*; *zwelgen* (cavaler), *zwolg*, *gezwolgen*; <sup>3)</sup> *zwerven* (errer), *zworf*, *gezworven*; <sup>4)</sup> *snuiten*, *snoot*, *gesnooten*; *sluften*, *slot*, *gesloten*; *verhelen*, *verhool*, *verholen*; *gryzen* (pleurer), *grees*, *gegrezen*; *nypen*, *neep*, *genepen*; <sup>5)</sup> *klieven*, *kloef*,

<sup>1)</sup> Bleken oder blechen = „aus Licht treten“ schon bei Ulrich von Liechtenstein (Wackern. a. a. D. 642, 37.) und Reinmar von Zweter, geht schwach.

<sup>2)</sup> Schon Tatians Evangelienharmonie: „Tho Herodes gisah, nuanta her bitrogan uwas for then magin, balg sih harto;“ und in den Überresten einer Weltchronik bei Wackern. 177, 27: „Duo balch sigis got destimēr.“

<sup>3)</sup> *Swelhen*, *swelgen*, *swalk*, *swulgen* — in dem „Weinschwelg“ einmal vorkommend, wird von Wackern. mit *Elzwir* in Verbindung gesetzt.

<sup>4)</sup> *Swerben*, *swirbe*, *swarp*, *swurben*.

<sup>5)</sup> In Westfalen „kniepen.“ Vergl. *hlahtar* (clango, *zλάχω*) und *sachen*; *laſter* im Annosiede 171 und *klaster*; *gnagen* und *nagen*; *King* und *Kring*; *rēgos*, *yrōgos*, *zrēgos*, *zrēgas*; *narns* und *gnarns*, *navns* und *gnavns*, *natus* und *gnatus*. Auch das englische *knife* und die Aussprache desselben ic. ic.

gekloven; <sup>1)</sup> koopen (acheter), kocht, gekocht; <sup>2)</sup> werken, wrocht (werkte), gewrocht <sup>3)</sup> (gewerkt). In anderer Weise ist interessant leggen, leide (legde), geleid (geleid); vergl. seggen.

4) Eben so beachtenswerth ist die Bildung substantivischer und adjektivischer Stamm- und Sprossformen. Oft ist im Flämischen ein unreiner Stamm, wo sich bei uns ein reiner oder doch eine andere Bildung findet. Man vergl. eenen *afschrick* haben; *drift* (Trieb, Verlangen); zonder *moeite* (sonder Mühe); de *warmte*; de *woede*; in eenen onbescheiden *lach* uitbersten; weinig *zorg* voeden; eenigen *uitleg* (Auslegung, Aufschluß) geven; *deugde* (Tugend); de *gewoonte* (Gewohnheit); de *diepte* der *droefheid* (die Tiefe der Betrübniß), waerin het *harte* der *vrouw* moet neder gestort wezen; zyne leden ter *rust* (Rast, Ruhe) uit te strekken; *ourust*; de *jongeling* was in geene *geeststemming* om die gewaerwordingen ongekrenkt te *gevoelen*. Eene *droevige gebeurtenis* was de *oorzaek* zyner *wederkomst*; en *opregt* mensch: die man hat sich mit den dood lang *gewoon* gemaakt; met eenen diepen *zucht*; *liefde* &c. &c. Eine Menge Verkleinerungsendungen hat die Sprache z. B. auf je: *reisje* (kleine Reise), *wolkje*, *boekje*, *mondje* (Mündchen); *jusserhondje*; *straetje*; *snuisje*; *tortelduifje*; *lesje*; *dansje*; *lachje*; *stukje*, — mit eingefügtem t nach l, n, r, u, falls diese nicht verdoppelt werden, und nach e, ie, y, wie *tafeltje*, *straeltje*, *hairtje* (Härchen), *zoontje* (Söhchen), *eitje* (kleines Ei), *zeetje* (kleiner See). Einzelbige und andere auf b, g, l, m, n, r, die den Konsonant im Plural und Diminutiv verdoppeln, nebst vor dem t noch ein e an, wie *boerinnetje*; *schelletje*; *bruggetje*. Andere auf einen Vokal oder auf f, m, n, p, r, s, sch, w endende haben ken, wie *aepken*, *kalsken*, *boomken*, *vrouwken*, die das b, l, m, n, r, t verdoppeln, haben wol eken wie *manneken*, *ribbekken*, *stemmekken*; *katteken*; *touneken*; *balleken*; Wörter auf g, k, ch schieben noch ein s vor das k, wie *lachsken* neben *lachje*;

<sup>1)</sup> Klieben, klop, klubben kommt im Mhd. transitiv und intransitiv vor.

<sup>2)</sup> Der Übergang des p in ch ist selten, z. B. gothisch aptar, niederdeutsch achter (hinten). Man vergl. auch *πότες* und *ζότες*, *πῶς* und *ζῶς*, *ιώνος* und *ζωνος*, *δύτοτερος* und *δύζοτερος*, *θιόσοι* und *θύσοι*; ferner *Klucht* und *Klust*, *Klafter* und *Lachter*, *Nesse* und *Nichte*, *tanzen* und *tanchen*; im Flämischen *lucht* für Lust, kräftig für fräftig u. s. w.

<sup>3)</sup> Für *worcht!*, geworcht. Vergl. *διαγία* statt *διατά*, *zugdia* und *zqudī*, *τραχτορ* von *τρέχω*, *ἔργαζορ* von *ἔργω*; *Kelke* und *clava* oder *Kleke?* und im Flämischen *borst* für *Bruñ* &c. &c.

oogskēn; eiksken. Die auf d und t endenden Wörter haben eher je als ken, z. B. wichtje lieber als wichtken. Die Endung „lein“ ist im Blāmischen fast außer Gebrauch; Bildungen wie oogelge, magdelge sind selten; abgeschwächt in „le“ ist sie in freule. Auch in der Zusammensetzung begegnen uns manche Formen, die zu lehrreichen Vergleichungen Veranlassung bieten, z. B. standfastigheid; geneesheer; koelbloed; deugniet (Taugenichts, vaurien); vaerwel.

5) Wir heben einige syntaktische Eigenheiten heraus. Was die Relativkonstruktion angeht, so haben wir in einer Abhandlung zum hiesigen Gymnasialprogramme 1841 gezeigt, daß die bessern deutschen, lateinischen und griechischen Schriftsteller in dreifacher Weise häufig davon abweichen und zwar, wenn das Relativ in einem andern Kasus, als der erste Satz fordert, in dem folgenden zu wiederholen ist, wenn der zweite Satz nur scheinbar ein Relativsatz ist und in einer andern Verbindung mit dem übergeordneten Satze stehen sollte, und endlich, wenn die Form des Relativs beide erforderliche Kasus enthält. Im ersten Falle ist oft ein Demonstrativ oder Possessiv statt des Relativs gesetzt, oft nicht. Zur **Ergänzung** unserer dort gegebenen Beispielsammlung und zur Erläuterung des eben Gesagten lassen wir einige deutsche und andere Beispiele folgen.  
 a — α. Reimar der Alte singt (Minnesänger bei Fr. v. d. Hagen. Bd. I. S. 179, 11.): Ein wise man sol niht ze vil sin wip versuochen noch gezihlen, dest min rat, von *der* er sich niht scheiden wil mit *si* der waren schulden auch deheine hat; Friedrich von Husen (dasselbst 217, 17.): Waz mak daz sin, *daz* din weret heizet minne und *ez* mir tuot so we z' aller stunde und *ez* mir nimt so vil miner sinne?; Herr von Nienkerk (I, 339.): *der* uz dem himel zuo dir nider ein got kam unde on *in* sinem vater wider santost; Herr von Singenkerk (d. S. 219, 11, 3.): vil salic man, *der* des niht klaget und *im* sin herze mak gesagen, waz im ze leide ist geschehen; Rithart (d. Bd. II. S. 110, 7.): *den* wir alle nennen unt *sin* gesank erkennen. β. Bruder Werner (d. S. 234, 3.): von einem halme kumt ein viur, der niht sin zünden understat, *davon* ein hus enbrinnet gar und an die schiuren gat. b) J. G. Beiths homilet. Vorträge, Bd. II., Wien 1835. S. 90.: „So erreichte er endlich wehlbehalten die portugiesische Feste, von wannen er nach Lissabon gesandt und dasselbst getauft wurde.“ c) Lessing, Nathan d. W., 1, 1: „Was geschieht und ich nicht ändern kann.“ Noth führt in Magers Revue 1845, März, noch

folgende Beispiele an: „Die absolute Geistesleere, die er in dem Umgange mit seiner Frau empfand, ließ ihn um so inniger den Werth einer sehr geistreichen Dame seines Wohnorts, die noch lebt und ich darum hier nicht nennen will (Schütz, Müllners Leben S. 213.); Sigmund ward Herr der Stadt Nikopolis, welche er schon drei Jahre früher erobert hatte, aber später von den Türken wieder besetzt worden war (Aischbach, Kaiser Sigmund 1, 96.). Andere deutsche Beispiele, so wie lateinische und griechische, habe ich a. a. D. zusammengestellt. Für die frühere Periode unserer Literatur fügen wir noch hinzu: *Swaz ieman in der vinstrim tuot odr in dem herzen wirt erdält, daz wirt doch gar ze lichte bräht* (Ferndanks Bescheidenheit im Aufange, bei Wackern. 529, 8.); *dō liess er raite, was er gelobt het und an geschriben was* (Wackern. 839, 24.). Kein Wunder, daß sich dieselbe Spracherscheinung auch im Flämischen findet. So heißt es in der Bibelübersetzung, die im Jahre 1599 zu Antwerpen gedruckt ist — Pred. 7, 27: *Ik heb eene vrouw gevonden, die bitterder is dan de dood, derwelke is een strik der jagers en eene nette is haer hert, hare handen zyn banden;* Ps. 143, 11: *Verlost my van de hand der vreemde kinderen, derwelker mond heeft ydelheid gesproken en hunne regter hand is eene regter hand der boosheyd;* Offenb. 3, 7: *Dit zegt den Heyligen en Waerachtigen, die Davids sleutel heeft, die opendoet en niemand sluyt, die sluyt en niemand doet open;* P. F. van Kerckhoven in seinem Daniel (Antwerpen 1845, S. 14.): *Hebt gy wel ooit, goedgunstige lezer, wanneer gy u in eenen suelwagen bevond, nagedacht, dat die aengezichten, welke daer meestal zoo sprake-los voor u zitten, immer eene levende geschiedenis zyn, waerran geen enkele aan de andere gelykt en alle min of meer belang zouden verwekken?*

Wir haben hier noch einer andern Relativkonstruktion zu gedenken. In dem Genter Volksblad Artevelde den Burger Demokraet, 1848 10. Sept., steht ein Volkslied mit dem Refrain: „*Schept moed, schept moed, want alles gaet goed, voor die niet lyden moet gaet het zeer goed.*“ Es fragt sich, wie solche Fügungen, deren es im Deutschen auch giebt, zu erklären seien, und wir haben im 2ten Heft des 2ten Bd. dieses Archivs die Erklärung durch Attraktion für zulässig erachtet (S. 345), da auch ohne Präposition das Relativ den Kasus des ausgelassenen Demonstrativ durch Attraktion annehme. Wir hatten ein Beispiel aus Musilli (Wackernagels Lesebuch,

2. Aufl., §. 71, 24.) gewählt: „Wē demo in vinstri seal sīnō virinā stuen, prinnan in pehhe.“ Es steht hier der Dativ des Relativs für den Nominativ. Damit aber niemand unsern Beweis durch Deutung beseitigen könne, das bezügliche Wort für das Demonstrativum erklärend, so führen wir an Neimarr von Zweter (bei Dr. v. d. Hagen, Minnesinger Bd. II., 179, 13.): Got, vater unser, da du bist in dem himelriche, gewaltig alles *des dir ist*,“ wo der Genitiv für den Nominativ steht. Die Attraction ist überhaupt nichts Ungewöhnliches im Mittelhochdeutschen; wird ja auch ein Wort des Hauptsazes von vom Nebensaße angezogen, wie bei Neimarr dem Alten (Dr. v. d. Hagen a. a. D., §. 187, 19.): *Dem gode* dem ich da dienen sol, den enhelfest si mir nit so loben ganz wie das griechische: *ἐτέρῳ δότῳ παντός τι δοσούμενος γιτεῖται* (Demosth. cor. p. 230, 16.) und wie das lateinische: Urhem quam statuo vestra est. Zur Sicherung des Beweises für die Attraktion des Relativs lassen wir noch einige Beispiele folgen, die wir dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller entnehmen: a) Für den Nominativ<sup>1)</sup> steht der Genitiv, z. B. er betwanc vil *des Gahmuretes* was (Parcival 803, 23.); *owē des* dānāch geschiht (Dasselbst 541, 10.); daz er alles des verpfac *des* im ze schaden mohte kommen (Iwein 199.). b) Für den Nominativ steht der Dativ. Benecke gibt dafür keinen Beleg; wir verweisen auf das Beispiel aus Muspilli. c) Für den Akkusativ steht der Genitiv. §. eben Neimarr; ferner Wackernagels Leſeb. 271, 30: es war tūsend man gennoch *des* ich aeine an minem herzen truoeh; das. 277, 15: der gnādōn *der* got ubir dich tete; Parcival 156, 3: pr̄ses *des* erwarp sīn hant. d) Für den Akkusativ steht der Dativ, z. B. Wackernagel 191, 17: an der gerte . . unde an den nuzzin *den* diu gerte gebar; das. 278, 13: von allēn angistin unde der nöt *der* ich dir en geclagit hān. — Von Fällen, wo eine zum übergeordneten Saße gehörende Präposition mit dem Relativ verbunden scheint, giebt Benecke-Müller, so viel ich sehe, kein Beispiel. Wir haben a. a. D. uns auf ein Beispiel aus Heinrich von Mornungen und aus Hans Sachs berufen. Das erste erklärt Benecke, so viel wir urtheilen können, mit unnothiger Härte durch Auslassung des Relativs. Aber sowol in dem Beispiel aus Hans Sachs als in dem aus Mornungen regiert die Präposition denselben Kasus, den auch das Verbum fordert, zu

<sup>1)</sup> Vergl. Thuc. 7, 67: πολλαὶ (τῆς) γῆσται τε τὸ βλάπτεοθαι ἀρ' ὅτι μηδὲ παρεσκεύασται, Herod. οὐδέτε κω εἰδότες τὸν ἡρ.

welchem das Relativ gehört und in solchen Fällen scheint man<sup>1)</sup> den Namen der Attraction nicht zulassen zu wollen. Wenn es X. mem. Soer. 2, 6, 34 heißt: έποι ἐγγίγεται εὐρούσι πρός οὐς ἀρέπολάθω εὐροῖσσις ἔξειρ πρός εἰς, so frage ich, ob der Aneusativ οὐς von πρός regiert sei oder nicht. Nach meinem Grachten eben so, als im Σαζε περεπέμπετο ἄλλο ὅργανεπειν πρός ἡ πρόσδιπτει εἶτε das ὡς von der Präposition abhängt. Das ist aber eben Attraction, wenn das Relativ von einem Worte des übergeordneten Sazes regiert wird; auf den Kasus kommt es dabei gar nicht an. Natürlich wird, da im Griechischen nur die Attraction des Relativs eintreten kann, wenn dasselbe im Akkusativ steht, von seinem Verbum regiert, nur dann beim Akkusativ des Relativs von der Attraction die Rede sein können, wenn eine Präposition aus dem übergeordneten Saze hinzutreten ist, und in Sprachen, in welchen irgend ein Relativ keine Veränderung erleidet, wie im Französischen und Englischen, wird es sich in diesem Falle so leicht nicht entscheiden lassen, ob Attraction anzunehmen sei. Wir haben selbst in dem mehr erwähnten Aussage uns nicht dafür ausgesprochen, daß man im Deutschen Attraction annehmen müsse, sondern daß man es könne, und in dieser Behauptung beharren wir auch noch. Die Frage, ob „was“ bisweilen relativ gebraucht werden könne, ist wol bei den meisten Grammatikern so entschieden, daß sie bestimmte Fälle angeben, wo es in dieser Eigenschaft stehen

<sup>1)</sup> Dr. Schiffelin, Archiv Bd. III., §. 298. Wenn daselbst gefragt wird, welche Analogie Statt finde zwischen dem Saze: Nos tamen hoc confirmamus illo augurio quo diximus und einem Saze wie: „Ich verstehe nicht, von was du sprichst;“ so thut es uns leid, daß unser geehrter Gegner unsere Bemerkungen so stüchtig gelesen hat. Wir haben eben jenen lateinischen Saz gegen Krüger für einen, der keine Attraction enthalte, erklärt. Auch in Bezug auf die Natur des Wortes „was“ sind wir nicht zu schmeichelhaft behandelt. Wir haben vor mehreren Jahren in den Supplementbänden zu Bahns N. Jahrbüchern nachgewiesen, daß es relativ gebraucht wird. Wird es aber relativ gebraucht, ob mit Recht oder mit Unrecht, kann uns hier gleich gelten, so können daraus auch die Regeln angewandt werden, die von der Attraction des Relativs bestehen. Sonderbar nenne ich es, wenn behauptet wird, für die Antwort: „Mein Bruder ist gekommen“ müßte die gleich bestimmte Frage lauten: „Wessen Bruder ist gekommen?“ Wir glauben, eine solche Frage fasse bloß die genitivische Bestimmung zum Subjekt ins Auge, die hier durch ein Possessivum ausgedrückt ist. — Uebrigens sagt Schwab: An was gebroht, J. Paul: von was die Rede ist, Lessing: zu was, Christ. Weise: von was u. s. w., wie wir am angezeigten Orte nachgewiesen haben.

müsse. In folgenden Beispielen: Diner muoter wart gekündet, daz sie unser muoter si *vür daz* Eva hat gesündet (Meißner bei Fr. v. d. Hagen a. a. D. Bd. III., 8. 5.); entlassen was der rieche Got *dur daz* wir brachen sin gebot (daß S. 468 b); *an daz* man hin schutt (Ottokar von Hohenfels bei Kunisch S. 212); diu werlt ist unwît daz si niht ze wîne gât sô si deheinen gebresten hât und tranke dâ für alle leit, für angst und für arbeit, für alter unde fur den töt, für siechtuom und für alle nôt, für schaden und für schanden slac und *für swaz* der werlt gewerren mae“ scheint daz zweimal Konjunktion zu sein, aber auch die andern Beispiele scheinen uns nicht für Attraktion zu sprechen, vielmehr ist die Präposition adverbial zu fassen. Zu den ersten beiden Beispielen vergleichen wir: *bi daz er daz* gebet nider lie (= dabei daß = als; genes. Hundpr. 34, 12.); vergl. daß. 41, 26. und Bernhers Maria 29. 171; nibel. 2111, 1. In Betreff des Französischen sind wir von Säzen ausgegangen, wie folgende aus Lactant. div. instit. 2, 10. p. 95. ed. Fritz: „Quae prophetarum vaticinio tradita in sacrario dei continebantur, ea de fabulis et obseura opinione collecta et depravata . . . nullo non addente aliquid *ad quod* audierat, carminibus suis comprehenderunt.“ Wir haben schon früher der adverbialen Fassung der Präposition den Vorzug gegeben, und einiges Gewicht legt es allerdings in die Wagschale, daß Wörter wie quiconque kein Demonstrativ vor sich dulden. — Regelmäßig ist im Flämischen die oft genannte Konstruktion beim Neutrum hetgen, aber nur scheinbar, indem dabei vielmehr der relativische Begriff fehlt, z. B. bei P. F. van Kerekhoven a. a. D. S. 128: „De moeder luisterde met aendacht op hetgen, de heer verhaelde; — er ware ligt een gansek boekdeel te schryven over hetgeen Daniel gevoelde.“ Eine andere, stärker als im Deutschen die Säzglieder verbindende syntaktische Eigenheit des Flämischen entnehme man folgenden Beispielen: „Wy denken onzen lezer niet al te ongunstig voortekomen met hem eene afschildering te geven van den snelwagen. — Zy hield zich onledig, de edele freule, met zich nu en dan . . . eens opteligen. — Die twee personen . . . vergenoegden zich, *met* nu en dan de zweetdruppels met de hand van de wangen en voorhoofd te vagen. — Om hem in het leven te houden, zoudt gy wel de almoes willen doen van hem jaerlyks eene somme gelds te bezorgen. — Na lang tegen zynen hoogmoed sen schaemte geworsteld te hebben, deed hy Katarina smeeken om hem eens te komen. — Zy verheugde zich met te zien . . .

eenigen sleeten den tyd met een lustig kartje te spelen; na het verleden nagedacht te hebben, liet hy zynen geest in de toekomst verdwalen.“ Vielfach wird im Flämändischen das Wort geben, kommen etc. mit dem Infinitiv gebraucht. So sagt man: Uw lyden gaet zoo niet een einde nemen, ten minsten merkelyk verligt worden. — Uw echtgenoot gaet dit huis verlaten. — Van dan af ging zy hem dagelyks vertroosten: — hy ging zich by Berchem voegen u. s. w. Wie heeft u het regt gegeven my in myn eigen huis te komen beschuldigen. Dech sind unsere Schriftsteller auch mit dieser Konstruktion nicht sparsam. So sagt Horster: er ging . . ablegen; er ging besuchen; Lenau (Gedichte, 3. Aufl. Stuttgart, S. 197): der Rose inniglicher Duft entchwand, es ging die frische Farbengluth erbleichen; Salis: wo ich Sonntags fischen ging etc. etc. Die 2te Person der Einzahl ist fast ganz aus der Sprache verschwunden, gy (ibr = vous) ersetzt zugleich den Singular. Die Mutter schreibt ihrem Sohne: Moet ik u zeggen, myn lief kind, dat ik u wensche terug te zien, dat uwe moeder zulks verlangt? Und man betet zu Gott: Heere straft my niet in uwe verbolgenheyd noch in uwe gramschap berispt my niet, want uwe schichten steken in my en gy hebt op my uwe hand vastgemaekt (domine, ne in furore tuo arguas me neque in ira tua corripias me, quoniam sagittae tuae infixae sunt mihi et confirmasti super me manum tuam). Schön ist: Wees welkom! Die Unterscheidung des de als Nominativ des Artikels und „den“ als Akkusativ ist noch nicht durchgedrungen; das Genter Volksblad nennt sich: „Artevelde den Burger Demokraet;“ die bessern Schriftsteller beobachten sie woh; früher sagte man: der hoed, van den hoed, aan den hoed, den hoed, van den hoed.

6) Leider hat die Sprache so viele Fremdwörter, die aber sicher allmälig beschränkt werden. Kleure, fortuin, pen etc. sind nicht so auffallend; ik was in t' fleur van mynen tyd würden bessere Schriftsteller vielleicht nicht sagen, vielmehr gebraucht man: in vollen bloei wezen. Häufig sind sie in der genannten Bibelübersetzung, z. B. Phil. 2, 14—16: En alle dingen doet zonder murmurationen en twyselingen, opdat gy wezen mogt zonder klagte en simpele kinderen Gods, onberispelyk, in het midden der kwade en verkeerde natie, onder dewelke gy licht als lichten in de wereld, het woord des levers inhoudende tot myne glorie, in den dag christus, dat ik niet te vergeefs geloopen hebbe noch te vergeefs gearbeyd (omnia autem facite sine murmurationibus

et hestationibus, ut sitis sine querela et simplices filii dei, sine reprehensione, in medio rationis pravae et preversae, inter quos luetis sieut luminaria in mundo verbum vitae continentes ad gloriam meam in die Christi, quia non in vacuum eucurri neque in vacuum laboravi). Discipelen, piscine, patientie, schripture, blasphemeren, hy heeft geprofeteerd (prophetavit) etc. etc. findet sich.

7) Zuletzt berühren wir noch das flämische *wie*. Wir wissen, daß unser „*wer*“ gleich dem griechischen *τις*, *τις* und dem lateinischen *quis* **fotvol** Fragewort **als** unbestimmtes Fürwort, ebenso aber noch substantivisches Relativ ist. Wir haben eine genügende Sammlung von Belegstellen in einem Heft der Supplementsbände zu Jahns *rc.* Jahrbüchern für die erste Bedeutung geliefert. Wir fügen für die dritte und zweite hinzu: „Wach und unvruot mag man mich, werlt, niht sniuwen an, *wan wer* in got sin liebe treit, alsam er der natur gebot, **des** ist solie sele und macht“ und: „Kommt mir ein Franzose oder ein Engländer oder ein Däne oder sonst wer in den Weg, so ist er ebenfalls geliefert (Berlin und Westafrika, ein Seeroman von H. Smidt. Bd. III. S. 224).“ Für den letzten Fall vergl. Otfried bei Wackernagel, 93, 31: „So *wemo* ir,“ quad „geheizet ir sunta mo bilazet giwisso wizit ana wan, ist mina halbun sar gidan“ vergl. daselbst 84, 14. Mit diesen letztern Beispielen stimmt: „Zoo wie zyne ziel liefheet, die zal ze verliezen, en zoo wie zyne ziel haet in deze wereld, die zal ze tot het eeuwig lewen bewaren.“

Dr. Teipel.



## Westöstliche Uebersichten.

Zweites Stück.

Die neu persische Poesie. Der Dichter Sadi und sein Gulistan. Mit besonderer Berücksichtigung von A. H. Graf's Modscheddin Sadi's Rosengarten. Leipzig 1846, und der Uebersetzung des Gulistan von Ad. Oscarinus.

„Nord und West und Süd zersplittern,  
Throne bersten, Reiche zittern,  
Flüchte du im reinen Osten  
Patriarchenlust zu lösen.  
Unter Lieben, Trinken, Singen  
Soll dich Chises Quell verjüngen!“

Mit dieser Aufforderung, mit welcher einst Goethe aus dem verdrießlichen Drucke der napoleonischen Herrschaft und dem ihm nicht minder unbehaglichen Sturm der Befreiungskriege in die Bezaglichkeit orientalischen Lebens und Dichtens sich flüchtete, laden wir nunmehr die geneigten Leser zu einem kurzen und minder unpatriotischen Spaziergange ein, nach Persien und den Blumengärten seiner Dichtung.

Der deutsche Leser, welcher uns im ersten Stücke dieser Uebersichten zu den Dichterhelden der arabischen Wüste gefolgt ist, wird sich jetzt von heimathlicheren Lusten berührt fühlen. Denn wenn „die bräunliche Araberin“ wie Rückert in seinem den Gegensatz der arabischen und persischen Dichtung wunderschön darstellenden „neuen Liebschaften“ sich ausdrückt, mit mutigem Blick und feurigem Sinn liebe- und rachedürstend, getragen von Nossesbranzen, durch die dunstigen Wüsten dahinstürmend, eine ernste Theilnahme fordert: so gefällt es doch auch, aus der Blut der Wüste, „wo Löwe leckt und Schlange zischt,“ zu den Nachtigallen persischer Lustgärten zu flüchten. Denn wie unser eben genannter westöstlicher Dichter unübertrefflich sagt:

Die Perserin ist ein gesprächiges Kind,  
Doch spricht sie nicht mit den Leuten,  
Sie lässt sich am liebsten vom Frühlingswind  
Die Rätsel der Blumen denten.

In schönen Gärten zurückgezogen,  
In süßen Träumen,  
Unter schattigen Bäumen,  
An durchsichtigen Wogen.

Wie die Welle, so ist ihr Sinn;  
Des Himmels Wogen spiegeln sich drin,  
Wie Quell und Aug' in einander spiegeln,  
Darüber flunt sie und möcht' es entziegen.

Sie schließet ihres Gartens Thor  
Der Welt verworrenem Lärmem,  
In Nachtigallen- und Rosenchor  
Zu schwärmen und sich zu härmen.

Sie hüllt sich in ihre Düste,  
In ihrer Farben Gewimmel  
Sie schwingt über's Leben hinweg und seine Grüste  
Sich geraden Flugs aus ihrem Garten zum Himmel. —

Um einen Führer zu suchen, der uns durch die mannigfach verschlungenen Irrgänge dieser ausgedehnten und bunten Räume sicher leite, steigen wir von der an der Südküste des Landes, am persischen Meerbusen gelegenen Hafenstadt Abuschähr, welche, früher ganz unbedeutend, nach Nadir Schah's verunglücktem Versuche, hier eine persische Flotte zu gründen, jetzt von den Engländern zum Hauptstapelplatz ihres persischen Handels gemacht worden ist, nach dem Innern empor. Auf den brennenden Sand der Meeresküste folgen bald, durch Hochthäler getrennt, Gebirgsfetten, welche, in Terrassenfolge rasch sich erhebend, quer über den Weg ziehen, und nur durch enge, sehr schwer zugängliche Gebirgspässe überschritten werden können. Der Boden an der Küste, wie in diesen Gebirgsgegenden, ist an sich nicht unfruchtbar, vielmehr zeigt, wenn Segen reichlich genug eintrat, oder wo es menschlichem Fleiße gelang, durch künstliche Mittel eine zweckmäßige Bewässerung herzustellen, höchst ergiebig; im Ganzen aber macht doch diese Gegend, bei dem herrschenden Regenmangel und der Schwierigkeit künstlicher Bewässerung, den Eindruck der Dede und Unfruchtbarkeit, auch von den Bergen selbst sind nur die nördlichen mit Wald bedeckt. Etwa 50 Stunden aber von der Meeresküste entfernt, und wenige Meilen, bevor die terrassenförmig aufsteigenden

Gebirgszüge in das ganze Innere von Iran füllende unermessliche Plateau übergehn, eröffnet sich dem aus einer der letzten jener Ketten hervortretenden Wanderer eine überraschende Aussicht. Vor den Blicken dehnt sich ein 5 Stunden breites und 10 Stunden langes Thal aus, und in seinem südöstlichen Winkel glänzen die schlanken Minarets, die stattlichen Kuppeln, und, mit zahlreichen schattigen Baumgärten umgeben, die Häuser von Schiras; den Hintergrund bilden die Berge, mit welchen das Iran-Plateau beginnt. Es ist nicht zu verwundern, wenn ein persischer Dichter singt:

„Was soll man Kairo, was Damast,  
Was andere Städte preisen?  
Nur Dorfer sind's, Schiras allein  
Berecht 'ne Stadt zu heißen.“

Auf der Gränze liegend zwischen dem rauhen Hochlande im Norden und dem dünnen Südstriche, durch die nördlichen Berge vor Kälte geschützt und verhältnismäßig reichlich mit Wasser versieben, zeigt die Umgebung von Schiras was Persiens Boden unter seinem blauen, heitern, selten unwölkten Himmel bei sonst günstigen Verhältnissen vermag. Abgesehen von unsern gewöhnlichen Obstsorten, die hier in vorzüglicher Güte und Schönheit vorkommen, wachsen hier Palmen, Orangen, Granaten, Pfirsiche, Melonen; früher, als zur Blüthezeit des Reiches auch Schiras seine Blüthezeit feierte, zeichnete es sich namentlich durch seine, nun durch Ver nachlässigung sehr verminderten Haine von wunderschönen, himmelhohen Eupressen aus; Wein und Rosen von Schiras aber sind noch heute sprüchwörtlich. Daß die Schönheit dieser Gegend früher anerkannt war, zeigen die 7 Meilen nordöstlich von Schiras in einem anderen Längethale der Vorberge des iranischen Plateaus gelegenen Trümmern von Persepolis, der Achämenidenresidenz, deren Inschriften zum Theil auf Darius (dārjanous), des Hydaspes (Vistācpa) Sohn, und auf Xerxes (Khsjārsā), als die ursprünglichen Gründer, hinweisen, und welche nebst den 2 Stunden nördlicher gelegenen Münzen von Nakshi-Rustam auch die Reste der Gräber von sieben achämenidischen Herrschern zeigen. Doch wir suchen nicht nach Königen, sondern nach Dichtern, und wenden uns zu dem freundlichen Schiras zurück; daß wir hier nicht vergeblich suchen werden, läßt uns schon die Auszeichnung hoffen, mit welcher die Stadt auf neueren Münzen noch als dārel-ilm, der Sitz der Wissenschaft und Kunst, bezeichnet wird.

Im Nordosten von der Stadt, etwas südlich von der nach Isfahan führenden Straße, führt der Weg durch schöne, fruchtbare

Helder zu einem mit einer Mauer umfasseten und vor 1½ Jahrhunderten, als Kämpfer den Ort besuchte, noch mit herrlichen Cypressen reich umgebenen großen Begräbnisplatz, den ein stattliches Gebäude schmückt, und ein kleiner Bach durchrieselt. Hier befindet sich, in gemeinschaftlicher Einfriedigung mit den Gräbern zweier Schüler und dem Grabe eines Fürsten, das Grab eines Dichters, des Chodscha Hafis, der in Schiras geboren und im Jahre 1339 auch hier gestorben ist. Nachdem er durch Hammer und Goethe bei uns heimisch geworden ist, und er in neuester Zeit noch durch Daumer's Umdichtung wahrhaft epochemachend in unsere moderne Lyrik eingegriffen hat, hätten wir ihn, versprochener Maßen, vor Allen zum Repräsentanten der persischen Poesie gewählt, wenn uns bis jetzt gelungen wäre, uns in Bezug eines persischen Textes seines Divans zu setzen; so müssen wir uns vorbehalten, im nächsten Stücke unser Werk rücksichtlich Hafisens und Dschami's, mit welchem letzteren wir in demselben Falle sind, zu lösen.

Wir müssen uns also einen andern Führer suchen und treffen, indem wir uns von Hafis Grabe etwas südlich wenden, auf ein durch Kherim Chan gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus langem Versalle wieder hergestelltes Mausoleum. Vor ihm liegt ein achteckiger, tief in die Erde gemauerter und auf seinem tiefen Grunde mit Sizien versehener Brunnen, dessen kristallhelles Wasser von Fischen wimmelt, aber Niemand wagt sie zu fangen, denn sie stehen unter dem Schutze des Heiligen, dessen Leib das benachbarte Grab birgt. Von einem benachbarten Lustgarten aber schallet das Lied der Bulbul, der persischen Nachtigall, dankbar zum Grabe des Dichters herauf, der so oft sie gesieiert. Wer dieser sei, sagt der Titel des Werkes des Verstorbenen, welches der Wache haltende Derwisch dem besuchenden Fremden zeigt, er lautet: „Gulistan,“ d. i. „Rosengarten des Scheich Möslcheddin Sadi aus Schiras.“ Sadi starb, 102 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Schiras ums Jahr 1260 und sein Gulistan ist das eigentliche Laienbrevier der Perser: in den Schulen ist er neben dem Koran die erste, wesentlichste und stete Lektüre, und Olearius fand bei seiner Reise nach Persien, wie er sagt, fast keinen, „der nur lesen und schreiben konnte, der nicht das Buch des Gulistan in Händen, ja die etwas gelehrt und fürnehm sein wollen, nicht mehrtheils im Kopfe hätten.“ Und besonders von Gulistan gilt, was Kämpfer in Bezug auf Hafisens und Sadi's Schriften erzählt: „Invenies ista in collegiis et scholis, in palatiis et casis, in

officinis et tabernis. Non satis admirabere, quanta cum animi delectatione otium vulgus in foris et officinis suis, qui in ipsis Coseae popinis (quae nostris tabernis cerevisariis et vinariis respondeat) scripta haec lecit, et ex iis ingenii nectar rapiat: dum considentium is, qui libro instructus est epiphonema attentis sociis praelegit, mox librum claudit, ut meditandi silentium indulget; tum lectionem iterat, interposita subinde ad meditandum mora, donec interveniat, quod lectionem interrumpat, vel dissolvat concessum.“ Indem wir an Sadi's Gulistan einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen der persischen Poesie anschließen, so bevorwerten wir mit einem andern Aussprache von Goethe,

„Wer den Dichter will verstehen,  
Muß in Dichters Lande gehen.“

zunächst eine kurze Charakteristik des Landes, in welchem diese Poesie erwuchs. Der Name Persien, dem griechischen *περσίς* und dem persischen *فارسیان* entsprechend, bezeichnet eigentlich nur jenes etwa 6000 D.-M. umfassende Land, welches östlich von Armenien, nördlich von Medien, westlich von Susiana, südlich von dem persischen Meerbusen begrenzt ist, und welches den Wohnsitz des im großen Perserreich herrschenden Volkes der Perser bildete. Eben in Bezug auf dieses Land bemerkte Strabo: (XV, III, §. 1.): „die Persis ist dreifach ihrer Natur und der Temperatur der Luft nach; denn die Meeresküste ist heiß und windig und arm an Früchten, außer Palmen; die Gegend darüber ist eben, Alles hervorbringend und die trefflichste Nährerin der Herden, reich an Flüssen und Seen; die dritte gegen Norden ist winterlich und bergig; in den äußersten Strichen wohnen die Kameelhirten.“ Noch viel mannigfaltiger erscheinen die klimatischen Verhältnisse des Landes, wenn man unter Persien die Gesamtheit der Länder versteht, welche die Perser beherrschten und bevor Afghanistan und Belutschistan sich unabhängig gemacht, im Osten vom Industhal, im Norden vom Oxusthal und dem kaspischen Meere, im Westen vom Bette des Tigris, im Süden vom persischen Meerbusen und dem indischen Ocean begrenzt wurden, so daß, da die Nord- und Südgränze im rechten Winkel auf die östliche treffen, die Westgränze aber von Nordwest nach Südost sich hinzieht, die Südseite des Landes um  $\frac{1}{3}$  kürzer, als die nördliche, erscheint, und das Ganze die Gestalt eines etwa 80000 D.-M. umfassenden Paralleltrapezes gewinnt. Den ganzen innern und bei weitem größten Theil dieses weiten Raumes füllt nun

ein Plateau, dessen mittlere Höhe über die Meeressfläche 4000' beträgt, über welche sich einzelne Züge 1000' der Demawend im Nordwest 7000' erhebt, unter welche aber kein Punkt 1000' herabsinkt. Rasch steigt man zu dieser Höhe im Osten vom Industhale, allmälicher im Norden vom Bette des Orus, im Westen und Süden durch Längenthäler und terrassenförmigen Queerketten empor. Bei dieser Beschaffenheit des Landes bleibt für große Flüsse kein Raum: die am Rande des Plateaus entspringenden stürzen rasch zu den begränzenden Flussthälern, oder zum Meere hinab, die im Innern entstehenden verlieren sich in Seen, oder in dem Sande der Wüste. Die Fruchtbarkeit des Landes muß um so mehr hierunter leiden, als, bei der fast beispiellosen Trockenheit der Witterung, der Himmel nur sehr selten durch Regen einigermaßen ersezt, was die Erde aus ihren Quellen zu leisten versäumt hat. So nehmen denn einen großen Theil der Hochebenen unermessliche Schuppen ein, (die von Naubeddan ist 80 M. lang und 45 M. breit, die von Kerman etwas schmäler, aber von gleicher Länge), die das Plateau durchziehenden Gebirgszüge sind kahl, nur die Berge der westlichen und südwestlichen Abdachung bewaldet; dagegen sind die Thäler des Hochlandes und selbst die des heißen Südstriches, wo für Bewässerung gesorgt werden könnte, äußerst fruchtbar. Ueberhaupt hat die große Ausdehnung und noch mehr die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes die größte Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse zur Folge. Das östliche Gränzthal zwischen dem Indus und dem Sollimangebirge hat noch durchaus indischen Charakter, die südliche Meeresküste zeigt die nur von Dattelhainen unterbrochenen Sandwüsten Arabiens, die nordwestlichen Districte gleichen den wilden Gebirgsländern des südlichen Europas, der Norden bietet für Nomadenhorden unabsehbare Steppen dar. Im Ganzen übrigens trägt das Land eher einen europäischen Charakter, als den Indiens. Es sind hauptsächlich die europäischen Gewächse, die hier gedeihen, und nur die größere Schönheit und Ueppigkeit des Obstes, der Jasmin und die Oleanderarten, die freiwillig die Gärten schmücken, die blauen und scharlachrothen Anemonen, welche das Dicht, die prachtvollen Tulpen, welche die Weideplätze zieren, die Mannigfaltigkeit des Wildes und Geflügels, erinnern an einen glücklicheren Himmel; und der Boden, der nicht von selbst, wie der indische, sondern nur Arbeitenden seine Schätze erschließt, lässt auch ein Volk erwarten, nicht träge, weichlich und feig, wie das indische, sondern rührig, ausdauernd, kräftig und mutig, und doch, bei der reichen

Mannigfaltigkeit seiner Umgebung, zugleich entfernt von der einseitigen Härte, Strenge und Abgeschlossenheit, zu welcher den benachbarten Araber die größere Einformigkeit seines Vaterlandes heranbildet.

Und in der That zeigten sich so die Perser von Alters her; die Sculpturen von Persepolis, wenn ihnen auch der geistige Ausdruck griechischer Kunstwerke mangelt, zeigen doch durchweg schöne, edle Menschengestalten, die Griechen schon rühmten an den persischen Weibern das *zakkos* und *μέγεθος*, und Annianus spricht von der Persis, „ubi seminarum pulchritudo excellit.“ Noch jetzt sind die ächten Perser zwar nur in den nordwestlichen Gebirgsgegenden weiß und roth, wie europäische Schönheiten, während sonst die Haut olivenfarbig ist, um Schiras und südlich sogar ins Dunkelbraune übergeht; aber doch bei langem ovalen Gesichte, hohen Stirnen, schwarzen, feurigen Augen unter großen schön gebogenen Brauen, gebogener Nase, edler Haltung und gemessener Bewegung, kräftige und schöne Menschen. Und diese Gaben der Natur haben sie von jeher in zweckmäßiger Thätigkeit ausgebildet. Schon die alten Perser legten auf gymnastische Übungen den höchsten Werth; neben ihnen war die Jagd Lieblingsbeschäftigung, hierin sich anzuziehen, galt für höchst ehrenvoll, überhaupt zeigt sich überall bei ihnen eine knabenhafte Rührigkeit und unermüdliche Thätigkeit, verbunden mit hoher Achtung vor angestrengtem, selbstthätigem Streben, und es ist charakteristisch, daß Cyrus, der gefeierte Held der Volksagen, erst aller Vortheile der königlichen Geburt verlustig geben muß, um dann ohne äußere Begünstigung durch eigene Kraft zur wahren königlichen Größe sich emporzuringen. Unter dem ewig heitern Himmel bildete sich die heitere Religion des Lichtes und des reinen Feuers aus, und während der indische Pantheismus Selbstverneinung fordert, damit das Individuum, sich selbst aufgebend und vernichtend Brahmi werde, wendete der Persismus den Kampf gegen die finsternen Werke und Geschöpfe Abrimans, und es war zugleich Erfüllung einer Religionspflicht, wenn der Perser in raschloser Thätigkeit den Boden durch zweckmäßige Bewässerung der Unfruchtbarkeit, durch regelmäßige Gartenanlagen der Verwilderung, durch Vertilgung schädlicher Thiere der Verwüstung entriß. Noch jetzt befinden sich in jeder persischen Stadt mehrere „Surchane's“ d. h. „Krafthäuser,“ in welchen selbst die vornehmsten Perser des Morgens mit gymnastischen Übungen sich beschäftigen, während der Nachmittag den wildesten Reiterkünsten gewidmet ist; und jene Übungen stehen in solchem Ansehen, daß

ein Ringer, der nachweisen kann, daß nach öffentlicher Aufforderung in einer Hauptstadt sich keiner gefunden, der ihn hätte überwinden können, die Erlaubniß erhält, einen Löwen in Stein gehauen auf sein Grab legen zu lassen. Die Jagd auf Löwen, selbst Tiger, die von Indien zuweilen herüberstreifen, Leoparden, Hirsche, Rehe u. s. w., bildet fortwährend eine Lieblingsbeschäftigung. Die Sorgfalt in Bebauung und Pflege des Bodens hat zwar in neuerer Zeit sehr abgenommen; aber die Gnebner, die Erben des altpersischen Glaubens haben auch in dieser Beziehung den Sinn ihrer Ahnen bewahrt, „und noch jetzt, erzählt Goethe, da die Gnebner vertrieben, verstoßen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt möge völlig gereinigt werden.“

Daß ein so begabtes, rühriges Volk in einer an mannigfaltigen Eindrücken und Anregungen so reichen Umgebung, auch in poetischer Production sich werde reich gezeigt haben, läßt sich im Vor- aus erwarten, ebenso, daß die auf einem Boden, der so sehr dem europäischen gleicht, erwachsene Poesie, wie keine andere des Orients, an das europäische Herz anklingen werde. Beide Erwartungen erfüllt die persische Poesie bis auf einige, auf eigenthümlichen nationalen und historischen Verhältnissen beruhende Beschränkungen, die wir zunächst noch darlegen müssen.

Mit allen Nationen des Orients hat nämlich die persische gemein, daß weder epische noch dramatische Poesie bei ihr zu rechter Ausbildung gekommen ist. Es hängt dieses zusammen mit der dem ganzen Orient eigenthümlichen zu großen Herabsetzung des Individuellen unter das Allgemeine, woraus die Verkennung des Rechts der Persönlichkeit und der Mangel eines selbstständigen Interesses am menschlichen Leben und Treiben folgt. Was nun die Aufgabe der dramatischen Poesie betrifft, den Kampf freier, eigenthümlich entwickelter Individuen darzustellen, damit, indem sie einander endlich friedlich sich ergänzen, oder in ihrer Einseitigkeit sich an einander zerschlagen, das Recht und die Macht der höheren Einheit zur Anerkennung kommen: so ist es klar, daß der Orient für die dramatische Poesie der Veden nicht sein kann; es geht dies so weit, daß selbst für die moderne dramatische Behandlung orientalische Stoffe sich als durchaus spröde erwiesen haben und jederzeit durch ihren Mangel an individueller Lebendigkeit langweilen. Ahnliches gilt in Bezug auf die epische Poesie. Unter den

Persern waren zwar Erinnerungen an die frühere Heldenzeit lebendig und um ihre Erhaltung bemüht sich, wie einst Karl der Große unter den Deutschen, Tschesdegird, der legte der Sasaniden, indem er sie in *Bastanameh* zusammenfassen ließ, auf dessen Grunde nachher auf Veranlassung Mahmuds von Ghassan unter Zirdusis Händen die alte Heldengeschichte zu den 60000 Versen des Königsbuches, oder *Schachnameh*, aneinander schließt; aber bei allen Schönheiten im Einzelnen bleiben diese Leistungen wegen des gänzlichen Mangels einer den ungeheuren Stoff bewältigenden Idee hinter unsern Anforderungen an ein Epos weit zurück. So blieb denn den Dichtern des Orients und Persiens insbesondere nur das Gebiet der lyrischen Poesie übrig, und auch diese mußte eine eigenthümliche Richtung nehmen.

Von der persischen Poesie aus der Zeit vor Alexander, als der Periode ungebrochener Kraft und unvermischter Reinheit des persischen Volkes, haben wir keine Reste übrig, man müßte denn Einiges aus dem *Zendavesta* dahin rechnen wollen, der übrigens seine jetzt uns vorliegende Gestalt ebenfalls erst einer späteren Zeit verdankt. Die auf die griechische Herrschaft folgende Arsacidperiode hat uns eben so wenig poetische Erzeugnisse hinterlassen, die Zeit der Sasaniden nur den Namen *Bastanameh* als den Titel des von dem letzten Sasaniden veranstalteten iranischen Heldenbuchs. Wenn man daher ohne nähere Bestimmung von persischer Literatur und Poesie redet, so denkt man an jene Zeit, da, nachdem durch mehrere in den persischen Provinzen rasch auf einander folgende Herrscherfamilien die Macht des Kalifats von Bagdad gebrochen war, Persien wieder zur Selbstständigkeit gelangte und namentlich durch die Ghassaniden, gegenüber dem eingedrungenen Arabischen, der persischen Sprache Kunst und Pflege zugewendet ward. Die mit dieser Begünstigung beginnende Blüthe der neu-persischen Literatur währt etwa von dem Jahre 1000 bis zum Jahre 1500 nach Christo. Vor dieser Zeit aber hatten auf die persische Nation bereits die bedeutendsten Wechselseitigkeiten eingewirkt: Die Griechen hatten das ungeheure Reich zerstört, und um ihre von Xerxes beleidigten Götter zu rächen, die Stätten und Denkmäler der persischen Religion zerstört und die ganze Eigenthümlichkeit des Volkes durch Einführung griechischer Sitte zu verdrängen gesucht. Dieses Bestreben behielten die parthischen Arsaciden bei, welche im Jahr 127 vor Christi Geburt von den Seleukiden sich vollständig losgerissen. Die Sasaniden suchten zwar seit 226 vor Christi Geburt die alte Religion, die nationalen Erinnerungen und damit nationales Be-

wußtsein und nationale Eigenthümlichkeit wieder herzustellen, aber der mit Fanatismus gepaarte Despotismus der im Jahre 636 bereinbrechenden Araber drängte bald dies Alles wieder völlig zurück. Von dem Einfluße dieser Verhältnisse konnte die Sprache nicht unberührt bleiben. Die Denkmäler von Persepolis zeigen uns das Altpersische in seiner reinsten Gestalt, als eine mit dem Indischen nahe verwandte und durch einen reichen grammatischen Organismus ausgezeichnete Sprache indogermanischen Stammes. Jüngerer Bildung, wenn gleich mit uralten, durch den liturgischen Gebrauch festgewordenen Formen untermischt, ist das Zend. Unter der griechischen Bildung der Seleneiden und Arsaciden fristete die VolksSprache nur ein kümmerliches Leben, und auch durch die edlen Wiederhersteller persischer Volksthümlichkeit aus der Sasaniden-dynastie wurde nicht die alte Sprache in ihrer Reinheit erneut, sondern das in den, dem semitischen Sprachgebiete benachbarten Westprovinzen gesprochene und daher mit semitischen Elementen reich versezte Pehlvi trat an ihre Stelle. Als endlich die arabische Ueberschwemmung auch die persische Sprache überfluthet hatte, konnte den Herrschern, welche das Neopersische dadurch zu retten suchten, daß sie es zum Dari, d. i. zur Hofsprache machen, doch nur gelingen, die fremden Elemente aus dem Wortschaze zu entfernen, wie denn dieser bei Firdusi noch ächt persisch ist; der lebendige grammatische Organismus aber hatte unter dem langen Druck so gelitten, daß von seinem früheren Reichthume im Neopersischen nur wenige Spuren vorhanden sind, und an die Stelle innig verbindender grammatischer Structur äußerliches Aneinanderreihen treten muß. Bald brach denn in die persische Schriftstellerei auch der arabische Wortvorrath wieder herein, so daß in ihr arabische und persische Elemente auf ähnliche Weise gemischt sind, wie romanische und germanische Elemente im Englischen, welche Sprache sich auch in Bezug auf die Einfachheit der grammatischen Structur am ersten mit der persischen vergleichen läßt. Daß nun bei einem Volke und in einer Sprache, welche durch fremdartige Einflußse so wesentlich bestimmt worden sind, eine volksthümliche Poesie im eigentlichen Sinne nicht leicht entstehen konnte, leuchtet ohne Weiteres ein. Wenn gleich wohl die in dieser Rücksicht so eben mit der persischen verglichene englische Sprache sich poetisch so ausgezeichnet kräftig erwiesen hat, so hat das seinen sehr natürlichen Grund: die englische Poesie erwuchs auf dem Boden der höchsten politischen Freiheit, die persische auf dem Boden der Despotie; der Despotismus eben ist es, der die persische Poesie nicht zu dem hat

werden lassen, was sie trotz der bisher dargestellten Hemmnisse hätte werden können. Der Despotismus gestattet keine freie Aenföhrung des Gefühles, das die Brust schwelt, er läßt Anstoß fürchten, mahnt zur Selbstbeschränkung, macht überall vorsichtig und drängt durch Klugheitsrücksichten die frische Begeisterung zurück. Daher kommt es denn, daß bei den Persern vorzüglich die didactische Seite der Lyrik Ausbildung gefunden hat, und es ist höchst charakteristisch, daß Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, neben dem ebenfalls den berechnenden Verstand einseitig beschäftigenden Schachspiele die Fabeln Bidpai's mit großen Kosten aus Indien herbeigeschafft hat, und daß diese, unter dem Titel „Alvarā Žebeili“, „Lichter des Canopus“, in's Persische übersetzt, fortwährend ein Lieblingsbuch der Perser bilden. Doch ist gewiß nicht, wie Goethe meint, die Einführung dieses Buches Ursache davon, daß selbst in der besten Epoche persischer Dichtkunst keine vollkommen-reine Naivität stattfinden konnte, sondern das Interesse an jener Fabelweisheit ist erst Folge der in dem Despotismus tiefer wurzelnden Unfähigkeit, zu dem freien Ausdruck unbefangener Wirk sich zu erheben. Doch eine Weise gibt es, in welcher dem Gewaltigen die sonst unwillkommene Wahrheit beigebracht werden kann: ein lachender Despot wird nicht leicht verdammten, und so haben sich die Perser das „ridendo dicere verum“ wohl gemerkt; mit Witz dürfen sie Alles sagen, läßt sich eine feine Schmeichelei und in Versicherung der eigenen Ergebenheit beimischen, um so besser. Einen ergötzlichen Beleg zu dem Gesagten gibt der Vorfall zwischen dem Groberer Timur und seinem Zeltgenossen Ghodscha, den Goethe in den Noten zum westöstlichen Divan p. 146 f. mittheilt. Wenn so der persische Despotismus Ursache wird, daß das Element des Witzes in der persischen Poesie zu sehr vorherrscht, so ist das weniger zu beklagen, als die aus demselben Grunde hervorgehenden Ausartungen der eine große Rolle spielenden panegyrischen Poesie, die zwar oft würdige Herrscher in würdiger Weise feiert, oft aber auch zum Dienste gemeiner Schmeichelei sich hergibt. Selbst unser Sadi überhäuft in der Vorrede zum Gulistan seinen Landesherrn mit solchen Ehrentiteln, daß der Commentator Sururi sich zu der Bemerkung veranlaßt sieht, daß dergleichen nur gestattet sei, wenn der Dichter damit Gott bitten wolle, daß er den Königen diese schönen Eigenschaften beschaffen möge, wolle er aber damit sagen, es verhalte sich wirklich so, so sei das gelegen und nicht erlaubt. Den selben Despotismus nun, den auf politischem Gebiete der Herrscher ausübt, übt auf religiösem der

Koran. Zwar darf der Perſer, der als Schütt den an der Tradition der Sunn hängenden Altmuhammedanern entgegen tritt, schon eher eine ſkeptische Betrachtung ſich erlauben, direchter Widerſpruch, oder offene Vernachlässigung aber wäre auch hier der größte Greuel. Da tritt denn wie überall, wo unter dem nicht abzuschüttelnden Zocle eines bestimmten Systems von Glaubensſäzen das Bedürfniß des Gemüthes ſich ausſprechen und geltend machen will, die Myſtik hervor, bei den Muhammedanern in dem unter den Perſern vorzugsweise verbreiteten Sufismus. Dem geschriebenen Geſetze wird nur der pädagogische Werth einer vorbereitenden äußern Zucht beigemessen, die aber dem tieferen Gemüthe nicht genügt. Dieses erhebt ſich weit über ſie hinaus zum Streben nach innigster Vereinigung mit dem göttlichen Urquell alles Seins. Im Ausdrucke für die innersten Regungen des tiefsten Gemüthslebens ist die myſtische Poesie der Perſer wahrhaft groß und unübertroffen. Die Worte des Systems werden beibehalten; aber etwas ganz Anderes darunter gedacht, und um die unausſprechlichen Seligkeiten des Verſenkens in die Gottheit anschaulich zu machen, muß die ganze Sinnewelt Bilder liefern, und ſo bildet ſich durch diese Darstellung des Uebersinnlichen in ſinnlichem Gewande nicht blos eine den Perſern eigenthümliche, höchst ſinnige Naturbetrachtung, ſondern es findet durch diese myſtische Hinterſorte mancher in den Augen der orthodoxen Gränzwächter ſonſt conterbande Artikel Eingang in die Werke der, grobenteils dem Sufismus ergebenen, geſieiertſten perſischen Dichter, vorzüglich der Preis der Liebe und des Weins, deſſen Genüß ſich übrigens der Perſer ohnedies mit leichterem Herzen, als der Araber, geſtattet. Die Dichtungen von Hafis, den man um die Tiefe ſeiner Myſtik willen die myſtische Zunge genannt, ſind ſo voll von weltlichen Gedanken und ſinnlichen Bildern, daß ſeine Beguer ihn eines ehrlichen Begräbniffes nicht für würdig hielten, um ſo mehr, da ſie wissen wollten, er habe auch in ſinem Wandel der den Buchſtaben des Geſetzes verachtenden Freiheit der Kinder Gottes zur Ungebühr ſich bedient. Ein auf's Gerathewohl aufgeschlagener Spruch aus ſeinem Divan, der noch jetzt, wie bei uns wohl die Bibel zu ſolchen Drakeln benutzt wird, entschied jedoch zu ſeinen Gunften. Uebrigens ſcheinen noch hente über ſeinen Leichnam, wie einſt über den des Moses, Engel und Teufel zu streiten; denn während der sel. de Sacy zu einer Ode des Hafis bemerkte: „Il faut Savoir que dans le langage mystique de ſofir, le vin et l'ivresse ſont l'enblème de l'amour divin et de ravissemens extatiques,“ iſt jüngſt der Daumer'sche

Hafis als Evangelium des Materialismus angepriesen werden. Auch in der mystischen Poesie wird durch die Aufgabe, Ueberstümliches durch Sinnliches zu vergegenwärtigen, der Witz besonders in Anspruch genommen, und so wird unter allen diesen Verhältnissen nicht die individuelle Bewegtheit des Gemüthes, sondern Geist und Witz das eigentlich treibende und leitende Prinzip der persischen Poesie, woraus sich wiederum erklärt, wie ein Lyriker, gleich Rückert, von Anfang an mit solcher Liebe und solchem Erfolg, Goethe dagegen erst in seinen späteren Jahren der orientalischen Poesie sich zuwenden konnte, und warum eine Vergleichung Heine's mit den Lyrikern des Orients so nahe liegt. Diese Poesie des Witzes wird nun durch die außerordentliche Einfachheit der grammatischen Structur der neupersischen Sprache sehr unterstützt, indem dasselbe Wort durch verschiedene Stellung, oder verschiedene Construction einen ganz verschiedenen Sinn geben und Veranlassung zu witzigen Wortspielen und Zweideutigkeiten werden kann, die sich nicht selten, freilich auf Kosten eines wirklichen Gehaltes breit machen. Dazu kommt noch die Sitte der orientalischen Metrik, ganze Gedichte durch denselben Reim zusammen zu halten, eine Sitte, welche den Witz und die Empfindungsgabe eben so reizt, als sie den unbefangenen Ausdruck des Gesühles hindert. Schließlich sei nur noch bemerkt, daß eine Menschenklasse wie überall, so auch in Persien, vollkommene Freiheit der Neußerung genießt, diejenigen nämlich, welche nichts zu verlieren haben, die zur freiwilligen Armut entschlossenen Dermische, die, wo sie zugleich dem Sufismus ergeben sind, die geistliche Obrigkeit so wenig scheuen, als die weltliche. Sie scheuen sich nicht, den Königen die bittersten Wahrheiten in's Gesicht zu sagen, und da sie eigentlich die einzigen Menschen sind, die jenen, wie Diogenes dem Alexander, imponiren, so thun sie dies auch, inmitten des zitternden Hofstaates, meist ungestraft; ein Beweis, wie eine sich selbstständig fühlende Opposition oft eine Kunst sich zu erringen vermag, um die eine allzugefällige Unterwerfung sich vergeblich bemüht.

Sad i nun, der uns zu diesen allgemeinen Bemerkungen die Belege und Beispiele liefern soll, nimmt unter den sieben Dichtern, welche nach dem einstimmigen Urtheile ihrer Landsleute als die fünfhundertjährige Glanzperiode der neupersischen Poesie auftreten, die fünfte Stelle ein; Firdusi († 1030), Enweri († 1152), Nisami († 1180), Dschelal-eddin-Numi († 1162) geben ihm voran, Hafis († 1388) und Dschami († 1494) folgen ihm. Sein Leben haben, abgesehen von zahlreichen, in seinen eigenen

Schriften zerstreuten Notizen, der zweihundert Jahre später lebende Dauletschah und Dschami, in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Sufi's in der sagenhaften Weise orientalischer Geschichtsschreibung dargestellt. Er ward nach Dauletschah 102 Jahre alt und starb im 691. Jahre der Hedschra, was mit dem 1292. Jahre unserer Zeitrechnung zusammenstreffen würde. Wahrscheinlich aber sind in dieser Angabe irrtümlich etwa 30 Jahre zu viel angesetzt, indem die übrigen Bestimmungen der Biographen und des Dichters selbst mir dann bequem sich einreihen lassen, wenn man Sadi's Tod kurz nach dem Jahre 660 der Hedschra, oder 1260 unserer Zeitrechnung setzt. Diesennoch war er um 1160, unter der trefflichen Herrscherfamilie der Atabegs, welche im Jahre 1168 als Statthalter von Kaschgar vom großen Seldschuckenreiche sich losgerissen hatten, geboren, und zwar zu Schiras, der Hauptstadt der Hars und der Residenz der Atabegs. Dreißig Jahre, erzählt Dauletschah, studirte er, dreißig Jahre lang durchwanderte er das ganze bewohnte Erdviertel, dreißig Jahre saß er auf dem Teppich der Andacht, mit frommen Betrachtungen und Übungen beschäftigt. So sehen wir ihn schon in zarter Kindheit unter Aufsicht seines Vaters, der noch Dschama Abdallah hieß, in frommer Selbstverlängnung sich üben. „Ich erinnere mich, erzählt er selbst in seinem Gulistan (S. 67 der Graf'schen Uebersetzung), daß ich in der Zeit meiner Kindheit mich der Frömmigkeit beßt, die Nächte durchwachte und eifrig nur an Fasten und Fastenübung dachte. Eine Nacht hatte ich in Gegenwart meines Vaters gewacht, und die ganze Nacht kein Auge zugemacht; ich hatte das heilige Buch in die Arme gesäßt, alle Andern aber lagen um uns her, vom Schlaf erfaßt. Da sprach ich zu meinem Vater: Von diesen vermag keiner das Haupt aufzurichten, um ein Gebet zu verrichten; sie liegen in diesem Schlaf, als wär' es ein Todes schlaf. Mein geliebter Sohn, antwortete mein Vater, du thätest besser, dich schlafen zu legen, als deine Zunge zu übler Nachrede zu regen:

Der Eingebildete sieht nur sich selber,  
Der Eigenliebe Schleier deckt sein Auge.  
Könnt' er durch Gottes Auge schau'n, er sähe,  
Dß unter Allen keiner wen'ger tauge.“

Später finden wir ihn in Bagdad im Nisamieh, der von Nisamelmulf, dem berühmten Seldschuckenwehr, gegründeten Schule. Sein Lehrer Abulsaradisch Ibn Dschusif († 1201) verwies ihm, wie der Dichter selbst uns erzählt, (S. 74 f.), vergeblich die Liebe zur Musik, bis ihm ein Stümper, den er dafür zum Staunen der

Freunde reichlich belebte, ein für alle Mal den Geschmack an der verführerischen Kunst verleidete. Unter dem Atabegen Sand Ben Sengi (1217 – 1226) war er als Dichter schon hoch berühmt, und auf Veranlassung seines Vaters, der bei Sand in Diensten stand, nahm unser Moslichkeit den Dichternamen Sandi zu Ehren jenes Fürsten an. Seine weiten Wanderungen führten ihn fünfzehnmal nach Metka, und viele der in seinem Gulistan erwähnten Vorfälle spielen auf dem Wege dahin; außerdem finden wir ihn öfter in Damask, in Basra, am Nil, an Afrika's Küste, auf den Inseln des persischen Meerbusens, dann wieder im fernen Nordosten des großen Perserreiches, in Balk, Bamian, Kaschgar, ja in Borderindien beim Högenbilde von Simmenat. Als Ginsiedler in der Wüste von Jerusalem gerieth er in Gefangenschaft der Franken und mußte in Tripolis Zwangsarbeit thun. Ein reicher Mann aus Haleb, der ihn früher schon als Dichter gekannt und geschägt hatte, befreite ihn, brachte ihn aber dadurch, daß er ihn seiner Tochter zum Manne gab, aus dem Regen in die Transe. Hören wir den Dichter selbst über diese Fatalität, und zwar diesmal nach der Uebersetzung von Olearius, deren alterthümliche Dertheit zu einem solchen Stoffe sich gerade gut eignet: „Dem guten Manne ging mein elender Zustand zu Herzen, lösete mich mit 10 Ducaten aus der Tentschen oder Christen Dienstbarkeit, und führte mich mit sich nach Aleppo, dieser hatte eine einzige Tochter, die gab er mir zur Ehe mit 100 Ducaten Außstener. Meine Frau begunte mit der Zeit ein böses Kraut zu werden, war hartnäckig, eigenstünig, und eines leichtfertigen, lasterhaften Maules, sie machte mir mein Leben recht sauer, wie man zu sagen pflegt:

Ein böses Weib das kann mit seiner Zung und Rachen  
Dem frommen Mann sein Haß zu einer Hölle machen.

Ein jeder hütet sich für ein solch böses Thier,  
Wenn du solch höllisch Deuer befehnst? da sei Gott für!

Bißweilen rückte sie mir meine Armut auf, und warff mir häuslich für: Bißt nicht der Slave, den mein Vater umb 10 Ducaten aus den Banden der Christen gekauft, was bildestu dir ein? Ich antwortete: Ja freylich, umb 10 Ducaten hat er mich frei gemacht, aber herzegen umb 100 Ducaten dir wieder zu einem Slave verkauft. Ich habe gehört, daß ein großer Herr einsmahl ein Schaff aus des Wolfes Klanen und Rachen erlöset habe, und hat dasselbe auf den Abend mit dem Messer die Kehle abgeschnitten. Kann das Lam nicht billig gesenffzet haben; du haßt mich aus dem Rachen des Wolfes gerissen, und bist mir selbst ein Wolff

worden. Dein Vater hat mich auch einem Wolff entnommen, und dir als einem ärgern Wolff übergeben.“

Zu längerer Abwesenheit vom Vaterlande war Sadi namentlich durch die Verirrungen bewogen worden, welche dort durch den Einfall Dschengischaus um die Zeit, da der Atabeg Abu-Bekr seinem Vater Sand folgte, eintraten. Abu-Bekr erreichte durch schnelle Unterwerfung, daß er von dem unüberstehlichen Eroberer wenigstens als Vasall im Besitz seiner früheren Herrschaft wieder bestätigt wurde. Nachdem so die Ruhe im Lande wiederhergestellt war, kehrte auch Sadi zurück, und es beziehen sich auf diesen Wechsel folgende Verse aus der Einleitung zum Gulistan:

„Du fragst, warum so lang' in fremdem Land'  
Ich von der Heimath fessel mich entbunden?  
Die Welt war damals kraus, wie Negerhaar,  
Der Türken Ingrimm schlug ihr herbe Wunden.  
Zwar Menschenkinder, doch nach Blut und Fraß  
Und Raub nur lebten sie, gleich wilden Hunden.  
Ich kam zurück: in Frieden lag das Land,  
Den Tigern war der Tigerstuu verschwunden.  
Drin waren sie gleich Engeln reich an Huld,  
Wie Löwen draußen in des Kampfes Stunden.  
So war die Welt, als ich zuerst sie sah,  
Sie konnte nicht vor Noth und Angst gesunden;  
So hat sie jetzt durch Sultan Abu-Bekr  
Saad Sohn Sengi's Glück und Heil gefunden.

Hatte Sadi früher schon dem tiefen Weisheitsstreben der Sufi sich ergeben, so gab er sich jetzt, des nurubigen Lebens müde, gänzlich frommen Betrachtungen und Übungen hin, und wurde von seinem Volke als ein wahrer Heiliger so sehr verehrt, daß er selbst ein Gegenstand der Legende und einem Verspaare von ihm die Ehre beigelegt wurde, ein Jahr lang statt des täglichen Preis- und Dankgebetes von allen Engeln gebetet worden zu sein. Diese Verse lauten:

„Wenn auf der Bäume Laub des Weisen Blick sich richtet,  
Ist jedes Blatt ein Buch, das ihm von Gott berichtet.“

Wie er noch im Grabe geehrt ward, haben wir oben bereits erwähnt. Den Zustand mystischer Verunkenheit in der Gottheit unbegreifliche Tiefen schildert er in der Einleitung zum Gulistan an seinem eignen Beispiele in folgender Weise (S. 3 f. bei Graf): „Ein Einsichtsvoller, damit meint der Dichter sich selbst, hatte den Kopf in die Kleiderfalten der Betrachtung gesteckt und war in das Meer der Beschauung versunkt; als er aus seiner Verzückung wieder zu sich kam, sagte einer seiner Freunde scherhafter Weise: Was

bringst du uns für ein Ehrengeschenk aus jenem Garten, in dem du gewesen? Er antwortete: Ich hatte im Sinne, wenn ich zum Rosenstrauch käme, einen Kleidersaum voll zu nehmen zum Geschenk für meine Freunde; als ich aber dahin kam, berauschte mich der Duft der Rosen so sehr, daß der Kleidersaum meiner Hand entfiel.

Bom Schmetterling, o Nachtigall,  
Kannst du, was Liebe sei, erfahren.  
Im Tode sinkt er lautlos hin,  
Wenn er des Brandes Schmerz erfahren.  
Wer sich, daß er ihn suche, rühmt,  
Hat noch nicht Einmal ihn erfahren.  
Denn wenn Einmal Erfahrung ward,  
Nichts wird man mehr von dem erfahren."

Aus dieser frommen Betäubung raffte sich Sadi am Schlusse seines Lebens zur Abschaffung zweier Dichtwerke empor, des *Westan*, oder *Baumgartens*, den er im Jahre 1257, und des *Gulistan*, den er im Jahre 1258 verfaßte unter dem Schutze des edlen Atabegan Abu-Bekr, dem er auch seines Dichterruhmes größtes Theil als eigentlichstes Eigenthum zuschreibt. Obgleich als leuchtendste Zeugnisse von Sadi's poetischem Geist seine Ghazelen gelten, so sind doch jene beiden Werke, und namentlich der *Gulistan*, nicht allein bei Weitem am meisten verbreitet, und eigentliche Veranlassung der unserm Sadi so reichlich, wie keinem andern Dichter zugewendeten Liebe seines Volkes, sondern sie sind auch diejenigen, durch welche Sadi als unerreichtes Muster didactischer Poesie unter den Persern dasteht, während er als Epiker von Jirdusi, als Panegyriker von Enweri, als Mystiker von Dschelaleddin Numi, als Romantiker von Nisami, als Lyriker von Hafts übertröffen wird.

Die Veranlassung zur Abschaffung des *Gulistan* stellt Sadi selbst in der Vorrede ungefähr auf folgende Weise dar: „Eine Nacht hatte ich bei mir selbst die vergangenen Tage überdacht, und das verlorne Leben hatte tiefen Kummer in mir hervorgebracht; ich durchbohrte mit dem Diamant des Augenwassers des Herzens harten Stein," und „nachdem ich diesen Gedanken nachgehängt, hielt ich für das Gerathenste, mich auf den Sitz der Einsamkeit niederzulassen, und meinen Kleidersaum aus der Gesellschaft unter mich zusammenzufassen, die leichtfertigen Sprüche aus meiner Schreibtafel auszuwischen und mich hinsort nicht in nutzlose Gespräche zu mischen.“ Ein alter Freund versucht anfangs vergebens, ihn aus diesem pythagoreischen Stillschweigen aufzurütteln, endlich aber siegt er doch. „Nothgedrungen, erzählt Sadi weiter, fing ich an, mich mit ihm im Gespräch zu setzen, und wir giugten uns im Freien

zu ergözen. Es war in der Jahreszeit des Frühlings, wo der heftige Ungezüm des Frostes zu Ende gegangen und die glückliche Herrschaft der Rose angefangen. — —

In des Frühlingsmonats ersten Tagen  
Nachtigallen auf den Zweigen sangen,  
Thanesperlen auf den Rosen lagen,  
Gleich den Thränen auf der Schönen Wangen.

So traf es sich, daß ich die Nacht mit meinem Freunde im Garten zubrachte, in lieblichen, lustigen Räumen mit entzückenden dicht verschlungenen Bäumen, gleich als wären Stückchen von Glasguß über den Boden hingegossen, und als wären die Wipfel vom Halsbande der Plejaden umfloßen.

In dem Garten liebliche Gesänge,  
In der Aue klarer Wasserstrahl,  
Diese voll von vielgefärbiyen Tulpen,  
Jener voll von Früchten ohne Zahl,  
Einen Teppich breiteten die Winde  
Schillernd in der schatt'gen Bäume Saal.

Am Morgen, als die Lust zurückzufehren über den Wunsch, da zu bleiben, den Sieg davon trug, sah ich, daß er meinen Kleidersaum voll Rosen und Basilien und Hyacinthen und Almaranthen zusammenpflückte, und sich zur Rückkehr in die Stadt anschickte. Auf den Bestand der Rosen des Gartens, sprach ich, kann man, wie du weißt, nicht vertrauen, und auf die Verheißungen des Rosengartens nicht hauen; du kennst aber den Ausspruch des Weisen: Wo wir keinen festen Grund finden, sollen wir unser Herz nicht binden. Was ist denn zu thun? fragte er. Ich antwortete: Zur Erlustigung der Beachtenden und zur Erheiterung der Betrachtenden kann ich ein **Buch** des Rosengartens verfassen, dessen Blätter der Wind des Spätjahrs nicht mit gewaltiger Hand zerreiht, und an dessen Frühlingslust der Wechsel der Zeit nicht durch den Flattersturm des Herbstes seine Unbeständigkeit beweist.

Wozu soll denn von Rosen für dich ein ganzer Strauß?  
Aus meinem Rosengarten nimm dir ein Blatt heraus.  
Nach fünf, sechs Tagen mußt du die Rosen wellen sehn,  
Die Schönheit meines Gartens wird immerfort bestehn.

Sobald ich diese Worte gesprochen, warf er die Rosen aus seinem Saum und erfaßte meinen Saum, indem er rief: „Der Edle hält, was er verspricht!“ Ein oder zwei Abschnitte wurden in jenen Tagen auf das Papier hingeworfen . . . . Kurz, von den Rosen des Gartens waren noch nicht alle verschwunden, als das Buch des Rosengartens schon seine Vollendung gefunden.

Der Gulistan oder Rosengarten ist nur eine Sammlung von sumreichen Anekdoten, deren Anwendung in der Regel mit einer, manchmal auch mit mehreren kleinen Strophen angegeben wird, während die eigentliche Erzählung meist in die orientalische Reimprosa übergeht.

Die acht Abtheilungen, in welche, wie Sadi sagt, gleich dem Paradiese das Ganze gleichsam von selbst sich eintheilte, beruhen nicht auf einem strengen Eintheilungsprinzip, sondern manche Geschichte könnte eben so gut, wie in der, in welcher sie jetzt erscheint, in einer andern Abtheilung ihre Stelle finden, und es gilt von den Überschriften der einzelnen Theile eben das a posteriori sit denominatio.

Die erste Abtheilung handelt von den Königen und dem Hofleben. Während Sadi, der Sitte des Orients huldigend, in der Einleitung mit Ausdrücken einer uns anstößigen Unterthänigkeit seinen Fürsten gepriesen, offenbart er in diesem Abschluße eine durchaus freie Ansicht und eine höchst ehrenhafte Gesinnung. Das auch sie treffende allgemeine Loos der Unsicherheit und Vergänglichkeit menschlicher Verhältnisse ist es, was er den Fürsten vorzugsweise an's Herz legt, indem er Allen die Worte empfiehlt, die auf Kee Khosru's Krone stauden (p. 50 f.):

Wie viele Jahre und wie lange Lebensalter

Wird einj das Volk noch über unsre Gräber gehn!

So wie von Hand zu Hand das Reich zu uns gekommen,

So wird es auch in Andrer Hände gehn!

Und den Ausspruch auf der Kuppel von Jeridun's Palaste (p. 18):

Nicht bei der Welt, o Bruder, kannst du Treue finden;

Nur an den Weltenschöpfer darf das Herz sich binden.

Es sei das Gut der Erde nicht Stütze dir und Stab:

Gleich dir beglückt' es Viele und fürzte sie in's Grab.

Wird eine reine Seele vereinst dem Tod zum Raube,

Gleichviel ob auf dem Throne sie starb, ob in dem Stanbe.

Dagegen hält er als warnendes Beispiel das grauenwolle Bild des Mahe und Ben Schultegin vor, in dessen vermodertem Leichname noch 100 Jahre nach seinem Tode nur die Augen noch wild in den Augenhöhlen rollten, vor Neid über die Erben seines Reichthums und seiner Macht. Um dieser Vergänglichkeit irdischer Macht willen empfiehlt er deren weise Benutzung dem Herrscher: Misstrauen gegen den äusseren Schein, Nachsicht, damit nicht für die Grausamkeit, mit welcher er ein zeitliches Leid verbängt, ewige Verdammniß ihn selbst treffe, Freigebigkeit, die dem Haushalter

der Gaben Gottes allein geziemt und mittels welcher sichere Freunde erwerben werden. Den glatten Boden des Hofs zu betreten, warnt er, weil es selten ohne Nachtheil geschiebt, seine Ueberzeugung sprach jener zum Dervisch gewordene Besir aus: „Besser vom Amte verjagt, als von der Welt geplagt.“ Dagegen preist er die ruhige Unabhängigkeit der selbstgenügsamen Dervische, in deren Gesellschaft, Gewand und Weise er selbst oft auftritt und unter andern einem ungerechten arabischen Könige in Damask die demütigende Lehre gibt (p. 31):

Die Adamskinder sind ja alle Brüder,  
Aus Einem Stoff, wie Eines Leibes Glieder.  
Hat Krankheit nur ein einz'ges Glied erfaßt,  
So bleibt den andern weder Ruh noch Raß.  
Wenn Andrer Schmerz dich nicht im Herzen brennet,  
Verdienst du nicht, daß man noch Mensch dich nennt.

Noch derber spricht sich die Freimüthigkeit der Dervische in einer andern Geschichte aus (p. 31, 1):

„Ein Dervisch, dessen Gebete bei Gott Erhörung fanden, kam einst nach Bagdad; Hedschadsch Sohn Iusuf's ließ ihn rufen und sprach zu ihm: Bete nur etwas Gutes für mich. Der Dervisch betete: O Gott, nimm seine Seele weg! Um Gottes willen, rief Hedschadsch, was ist das für ein Gebet? Es ist ein Gebet um Gutes für dich und alle Muselmänner, antwortete der Dervisch.

Tyraun, der sich vom Blute der Unterthanen nährt,  
Wie lange glänbst denn du, daß dieses Dreiben währt?  
Was hilft es dir, daß du die Welt erwerbst?  
Statt Menschen quälen ist es besser, daß du sterbst.“

Ahnlich in der gleich auf diese folgenden Anekdoten:

„Ein ungerechter König fragte einen frommen Mann: Welches unter den guten Werken ist für mich das vorzüglichste? Für dich, antwortete dieser, ist es der Mittagsschlaf, daß du indessen einen Augenblick wenigstens die Leute nicht plagest.“

Die Erinnerung an einen orientalischen Diogenes (p. 52 f.) mag die Reihe schließen, der von dem Könige nichts weiter zu bitten weiß, als daß ihn dieser nicht weiter belästige.

Die zweite Abtheilung, von der Gesinnung der Dervische handelnd, liefert noch manches Beispiel einer solchen edlen Unabhängigkeit, womit einer z. B. einem König, der verächtend auf eine Schaar Dervische herabstießt, die bündige Lehre ertheilt (p. 85): „O König, wir sind in dieser Welt an Soldaten ärmer als du, aber an Lebensgenuss reicher, im Tode gleich und bei der Auferstehung besser.“ Der wahre Dervisch zeichnet sich aus durch

Berachtung des Urtheils der blöden Menge, und in diesem Sinne wird dem Dichter selbst, da er sich über Verläumding beklagt, der Rath erheitet: Beschäm' den Verläumper durch deine Tugend. Dagegen hat er Sinn für alles Höhere, anders wie jener trockene Orthodoxe, der da er bei dem entzückenden Gesange eines Negerknaben fast steht, sogar von seinem Kameel sich beschämen lassen muß, das voll feliger Empfindung den Boden stampft, den frestigen Reiter abwirft und in fröhlichen Garriolen in die Wüste hinausreilt, während der Reiter von Sadi die Lehre empfängt:

„Wo das Kameel sogar Lust und Vergnügen findet,  
Da ist der Mensch ein Esel, wenn er nichts empfindet.“

Im Herzen aber hat Sadi an der Masse der Dervische mehr zu tadeln, als zu loben. Früher, meint er (p. 79), waren die Sufi's eine Menschenklasse, in der Welt zerstreut, aber in Wirklichkeit gesammelt, jetzt sind es Leute, äußerlich gesammelt, aber innerlich zerstreut. Daher ist die Abkehr bei vielen nur Schein, wie bei jenem, der von einem Könige zu Gäste gebeten, dort nichts aß, aber sehr lang betete, zu Hause angekommen aber das Verjämme mit solchem Eifer nachholte, daß er das Beten darüber ganz vergaß; oder bei einem Andern, der im gleichen Falle, um recht bleich und bußfertig anzusehn, ein niederschlagendes Mittel nahm, im heiligen Eiser aber so stark, daß es ihm den Tod brachte. Wo der Sufismus auf keinem besseren Grunde ruht, da ist es kein Wunder, wenn ein Heiliger, welcher, wie jener aus Damask (p. 85), an den Hof gezogen wird, in der Umgebung dieser Herrlichkeiten nicht lange Stand hält; denn:

„Die rothen Rosen sah man, wie der Schönen Wangen,  
Wie der Geliebten Locken Hyacinthen prangen,  
Noch schwanger von dem Frühlingsfron die jungen Sprossen,  
Wie Kinder, die der Amme Milch noch nicht genossen.  
Granaten unter Baumesblüthen  
Wie Äneur an den Zweigen glühten.“

Dazu kommt nun ein schönes Mädchen, um dem Heiligen mit dem Pfauenwedel Kühlung zuzufächeln, und um das Unglück voll zu machen, ein wunderschöner, fremdländlicher Schenke und kredenzt herrlichen Wein; und siehe da, nach kurzer Zeit besucht der König seinen Gottesherrn und findet ihn in ganz veränderter Gestalt: er war weiß und rot, dick und fett geworden, und lag auf einem seidenen Rubekissen ausgestreckt, und der Knabe von Perigestalt mit einem Fächer von Pfauenfedern stand zu seinem Haupt. Der König freute sich über das Wohlbefinden des Kronnen, da er die Fremmen und Gelehrten besonders hoch schätzte; sein wohlerfahrener

Wesir aber gab ihm den sehr weisen Rath: „O König, den Gelehrten gib Gold, damit sie noch mehr lernen, den Frommen gib Geld, damit sie fromm bleiben.“ Uebrigens war das „plenus venter non studet libenter“ auch Sadi's Grundsatz; daher meinte er (p. 77) in Bezug auf einen Frommen, der in einer Nacht zehn Pfund Speise verzehrte und bis zum Sonnenaufgang einen ganzen Koran durchbetete, „wenn er ein halbes Brod äße und schlafse, wäre es weit besser,“ und fügt hinzu:

„Leer von Speise muß der Magen sein,  
Soll dir glänzen der Erkenntniß Licht.  
Darum ist dein Geist an Weisheit leer,  
Weil von Fette strozt dein Angesicht.“

Denjenigen aber, welche überhaupt, des höhern Geistes baar, nur mit dem Stocke des Derwisch und der Wiene des Suñ sich brüsten, bemerkt er (p. 65):

„Sei rührig und zieh an beliebiges Gewand,  
Die Krone auf das Haupt, das goldne Achselfband.  
Die Frömmigkeit besteht nicht in dem Lumpenkleide;  
Bist du nur fromm und rein, so kleide dich in Seide.  
Die Welt mit ihrer Lust und die Begierden fliehn,  
Das ist das Frommsein, nicht das Weltkleid anzuziehn.“

Die dritte Abtheilung: von dem Werthe der Genügsamkeit, führt eigentlich nur die Grundsätze der Derwische in Bezug auf den Besitz zeitlicher Güter weiter aus und sucht ihnen in weiteren Kreisen Geltung zu verschaffen. Da räth einer dieser persischen Lyriker (p. 99):

„Sei zufrieden, daß du trocknes Brod und Lumpenkleider hast:  
Besser ist des eignen Glends, als der fremden Wohlthat Last. — —  
Besser ist es, Bettelkleider in des Glends Winkel flicken,  
Als um Kleider Bettelbriefe reichen Herren überreichen.  
O gewiß es ist nicht schlimmer, in der Hölle Strafe leiden,  
Als mit eines Nachbars Füßen in das Paradies zu schleichen.“

Ein Anderer entschließt sich auf Zureden eines Freunden, einen Mann um eine Beisteuer anzuhehn. „Als er aber einen Mann mit niederhängenden Lippen und finstern Gesichte dasitzen sah, so kehrte er um, ohne ein Wort zu sagen. Was machst du? rief der Andere. Er antwortete: Ich schenke ihm seine Gabe um seines Gesichtes willen.

O sage nicht dein Leid dem murr'schen Mann,  
Der durch sein böses Wesen schon dich kränkt.  
Willst du den Kummer klagen, flag ihn dem,  
Der durch sein Antlitz schon dir Hülfe schenkt.“

Bei Gelegenheit dieser Abtheilung stellt der Dichter auch zwei Beispiele arabischer Mäßigkeit seinen für die Freuden der Tafel empfänglicheren Landsleuten zur Nachahmung auf (p. 100 f.). Das kürzeste davon mag hier noch eine Stelle finden: „In den Lebensnachrichten über Ardischir Babekan wird erzählt, daß er einst einen arabischen Arzt fragte, wie viel Speise man jeden Tag zu sich nehmen solle; dieser antwortete: Ein Gewicht von hundert Drachmen ist hinreichend. Wie kann denn dieses Bischofchen Kräfte geben? entgegnete Ardischir. Der Arzt antwortete: Dieses Maß trägt dich, was darüber ist, das mußt du tragen.

Wir essen, daß wir leben und des Lebens nicht vergessen,  
Doch du scheinst fast zu glauben, daß wir leben, um zu essen.“

Die in der vierten Abtheilung empfohlenen Vortheile des Stillschweigens leuchten bei der Rücksicht auf den persischen Despotismus besonders ein; Sadi übrigens sucht sie durch seine Erzählungen vorzüglich schlechten Predigern, die mit ihrer abschrecklichen Stimme die Hörer peinigen, zu demonstrieren. Wenn man bei Sadi nicht selten Ereignisse und Gedanken findet, die auch bei uns geläufig sind, theils weil gleiche Verhältnisse Gleiches erzeugen, theils weil sie durch Olearius schon seit 200 Jahren bei uns heimisch geworden sind: so frappirt es doch, als Pointe einer Erzählung dieser Abtheilung einen Witz zu finden, den wir hier zu Lande bisher für gut hessen-darmstädtisches Gewicht gehalten. „Ein Dichter,“ erzählt Sadi (p. 131 f.), kam zu einem Räuberhauptmann und sagte ihm ein Liedgedicht her; dieser befahl, man solle ihm das Kleid vom Leibe reißen und ihn zum Dorf hinausjagen. Die Hunde verfolgten ihn; er wollte einen Stein aufheben, aber die Erde war fest gefroren und er vermochte es nicht, da rief er: Was sind das für verruchte Leute, welche die Hunde loslassen und die Steine anbinden?“ Dieser Einfall von den angebundenen Steinen und den herumlansenden Hunden, nach unserer vaterländischen Tradition auf Offenbacher Miste gewachsen, ergötzte den persischen Räuberhauptmann so, daß er dem armen Poeten nicht nur dessen Kleid wiedergab, sondern ihm einen Pelzmantel und einige Geldstücke noch dazu schenkte. Daß hier Veranlassung wäre zu einer folgenreichen Prioritätsstreitigkeit, leuchtet ein.

Die folgende Abtheilung, von der Liebe und der Zugegend, handelt nur in wenigen Erzählungen von Frauenliebe. Wie bei den Griechen die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes das Bedürfniß eines innigeren Seelenverkehrs zwischen Männern erzeugt, so finden wir aus demselben Grunde auch von Sadi die Männer-

liebe gefeiert, und wenn auch bei den Persern so wenig, als bei den Griechen, gemeine Bedeutungen dieser Neigung fehlen, so war sie doch in ihrem Ursprunge dort, wie hier, rein und edel, und uamentlich tritt sie bei Sadi in allen Ehren auf, als der durch das Wohlgefallen an körperlicher und geistiger Schönheit erweckte Enthusiasmus und der innigsten Freundschaft der Eltern zu Jünglingen, oder der Jünglinge untereinander. So stellt sie das Schlußgedicht dieser Abtheilung dar:

„Ein Jüngling war von lauterem Sinn und Leben,  
Der einem lauternt Antlitz sich ergeben.  
Einst fielen sie bei einer Meeresfahrt  
In einen Strudel, den sie nicht gewahrt.  
Ein Schiffer kam, um Zenes Hand zu fassen,  
Gh' noch das theure Leben ihm verlassen;  
Doch er rief mitten ans dem Wogenbrand:  
Laß mich und fasse schnell des Freundes Hand!  
Indes er sprach, sah er die Welt zerrinnen;  
Mit diesem Wort entchwanden seine Sinnen:  
Die Liebe lerne nicht vom eiteln Maun,  
Der in Gefahr den Freund vergessen faun. —  
So werden stets die wahren Freunde handeln;  
Von dem Erfahrenen lerne recht zu wandeln;  
Denn Sadi weiß, wie's in der Liebe geht,  
Wie man arabisch in Bagdad versteht.  
Für den Geliebten soll dein Herz nur sorgen,  
Sonst sei die ganze Welt dem Blick verborgen.  
O fehrt Leila und Medschuan zurück,  
Sie fänden hier beschrieben ihr Geschick.“

Dass Sadi in diesem Stücke ein Erfabreuer ist, beweist folgende Geschichte (p. 148 f.): „Ich erinnere mich, daß ich in meinen Jugendjahren einst in einer Gasse im Vorübergehen ein liebliches Mondgesicht gesehen. Es war in den Tagen des Monats Temus, dessen heiße Nachtluft das Wasser im Munde trocknet und dessen glühender Tagwind das Mark in den Knochen kocht. In der Schwäche meines Körpers hatte ich nicht die Kraft, die Glut der Mittagssonne zu ertragen, ich suchte daher eine Zuflucht im Schatten einer Mauer und spähte umher, ob jemand mich von der Qual der Hitze des Temus befreien und mein Feuer mit Wasser dämpfen würde. Plötzlich sah ich aus dem Dunkel des Vorhofs einen Glanz hervorstrahlen, eine Schönheit, deren Herrlichkeit die Jungs der Beredsamkeit nicht zu beschreiben vermag, gleich als ob in dunkler Nacht die Morgenröthe aufginge, oder als ob das Wasser des Lebens aus der Finsterniß hervorginge, in der Hand einen

Becher Schneewässer haltend, mit Zucker erfrischt und mit Ahrak gemischt, ob sie es mit Rosenwasser gewürzt, oder ob einige Tropfen von den Rosen ihres Antlitzes hineingeträufelt waren, weiß ich nicht; kurz, ich nahm den Trank aus ihrer lieblichen Hand, ich verschlang ihn, und der Gedanke an mein vergangenes Leben verschwand.

„Des kühlen Wassers Schlürfen kann nicht stillen  
Des Herzens Durst und tränkt ich aus das Meer.“  
D glücklich ist der und besieglt, dessen Auge  
Auf solchem Antlitz ruhen kann an jedem Morgen!  
Vom Weine trunken wacht er auf um Mitternacht,  
Veranscht vom Schenken erst am Auferstehungsmorgen.“

Noch sinniger erzählt Sadi seine Begegnung mit einem schönen Knaben in der Schule zu Kashgar, eine Geschichte, die auch Göthe nach Olearius in seine Noten zum westöstlichen Divan aufgenommen hat (p. 149 f.). Uebrigens haben diese männlichen Schönheiten mit den weiblichen gemein, daß ihre Sprödigkeit mit ihrer Schönheit abnimmt, daher auf die Frage: „Was er von den Glattwangen halte?“ ein Kenner antwortet: „Es ist nichts Gutes an ihnen, so lange einer schön ist, thut er rauh, und wenn er rauh ist, thut er schön.“ Die deutsche Sittsamkeit des trefflichen Olearius wollte in der Uebersetzung des Gulistan auch nicht den Schatten einer Beziehung auf unreine Neigungen dulden: er sagt daher in der Vorrede: „Ich will auch dem günstigen Leser unangedenkt nicht sein lassen, daß ich an etlichen Orten, sonderlich im fünften Buche, da von der Liebe geredet wird, das Wort Peser, welches einen Knaben bedeutet, bisweilen ein Mägdigen, Bule, Person, oder Mensch verdolmetschet, damit es nicht etwa der Jugend, wenn sie es lesen werden, Ergeriß gebe.“ So hat er denn z. B. den Schenken mit dem Mondgesichte in obiger Erzählung in „ein trefflich schön Mensch“ und einen der beiden im Wasser versunkenen Freunde in „ein schön und züchtig Mägdigen“ verwandelt.

Auch im Gulistan berühren sich die Extreme, und nach dem Abschluße von der Liebe und der Jugend handelt die sechste Abtheilung von der Schwäche und dem Alter. Hier wird denn namentlich auseinandergesetzt, wie greise Eltern mit undankbaren Kindern, alte Männer mit jungen Weibern ihre Noth haben, und als Quintessenz des kurzen Abschnittes von dem alten Sadi der Rath ertheilt, daß die Alten sich nicht zu einer foreirten Geckenhaftigkeit hinaufschrauben, sondern was sie nicht thun können, ruhig lassen können.

Der Hauptgedanke der folgenden Abtheilung, „über den Einfluß der Erziehung,“ ist in einem Spruche des letzten Abschnittes ausgesprochen: „Fähigkeit ohne Erziehung ist traurig, und Erziehung ohne Fähigkeit ist vergeblich.“ Daß nicht ex quoque ligno ein Mercurius wird, wird gleich durch die erste Geschichte (p. 170) belegt: „Ein Wesir hatte einen schwachköpfigen Sohn; er schickte ihn zu einem Gelehrten und ließ diesem sagen: Erziehe diesen, vielleicht wird er geschickt. Der Gelehrte unterrichtete ihn einige Zeit, aber es wirkte nichts; zuletzt schickte eremand zum Vater und ließ ihm sagen: Er ist nicht gescheid geworden, und mich hat er zum Narren gemacht.

Wenn die Seele von Natur empfänglich,  
Dann nur wirkt Erziehung auf sie ein.  
Mag der Segur auch das Eisen reiben,  
Ist es schlecht, er macht's nicht gut und sein.  
Wasche nebenfach den Hund im Meere,  
Naß wird er und drum nur wen'ger rein.  
Führt man Jesu Esel auch nach Melka,  
Kommt er wieder, wird's ein Esel sein.“

Der wie Olearius in seiner treuherzigen Weise das letzte Distichon übersetzt, als ein Gegenstück zu unserm Gänsechen, das über den Rhein flog, um als Gigaf wieder heimzukehren:

„Wenn man auch nach Melka treibt  
Christus Esel, wird er nicht  
Dadurch besser abgerichtet,  
Sondern siets ein Esel bleiben.“

Die Vortheile strenger Zucht zeigt die Geschichte von einem harten Schulmeister, der, weil er „bald die Silberwange eines Schülers mit einer Ohrfeige traf, bald das Krystallbein des andern mit Schlägen folterte,“ einem sanfteren Nachfolger weichen mußte, nachher aber zurückgerufen wurde, um die unter diesem ganz zerfallene Zucht wiederherzustellen. Doch weiß Sadi auch, daß allzuschärf schartig macht, und erzählt als warnendes Exempel, wie ein Mann, der sein Augenübel einem Vieharzt anvertraut, blind curirt wurde, und nachher noch von dem Kadi den traurigen Bescheid erhielt, daß er, wäre er nicht ein Esel gewesen, zum Vieharzt nicht gegangen wäre. Einen Anhang zu diesem Abschritte bildet der Streit Sadi's mit einem aumahenden Menschen über Reichthum und Armut, den der Kadi endlich dahin schlichtet, daß die Nächsten beim Throne Gottes seien die Reichen, die als Arme wandeln und die Armen, die als Reiche handeln.

Die letzte, achte Abtheilung, von dem guten Betragen im Umgange handelnd, besteht aus einzelnen Sentenzen, die nur selten von einer Erzählung unterbrochen werden, und in welchen die Orientalen ebenso sehr eine besondere Stärke haben, als sie zu scharfer, systematisch zusammenhängender philosophischer Spekulation unfähig sind. Ich hebe von diesen Weisheitssprüchen folgende herans:

Ein Wissender, der keinen frommen Sinn hegt, ist ein Blinder, der eine Fackel trägt; „er führt und ist selbst nicht geführt.“ S. 196.

Drei Dinge haben keinen Bestand: Reichtum ohne Erwerb, Wissenschaft ohne gelehrtens Streit, Regierung ohne Gerechtigkeitspflege. S. 197.

Ein Geheimniß, das du verborgen halten willst, darfst du keinem, auch nicht dem Vertrautesten mittheilen; denn keiner wird das Geheimniß treuer bewahren, als du selbst. S. 197.

Wenn du zwischen zwei Feinden bist, so sprich so, daß wenn sie Freunde werden, du dich nicht schämen müßtest. S. 198.

Ein jeder findet sein Urtheil vor trefflich und sein Kind schön. S. 202.

Zehn Menschen essen aus einer Schüssel, aber zwei Hunde kommen mit einem Leichnam nicht aus; der Habfsüchtige ist im Besitz einer Welt hungrig, der Genügsame wird von einem Brode satt. S. 203.

Die Weisen essen so spät, als möglich, die Frömmel essen sich halb satt, die heiligen Männer, um nur den letzten Athemzug zu erhalten, die Jünglinge bis man die Schüssel weg nimmt, die Greise bis sie in Schweiß gerathen, aber die Bettelmönche so lange bis kein Athem mehr in ihrem Leibe und kein Bissen mehr auf ihrem Tische bleibt. S. 208 f.

Der Verständige ist wie des Gewürzhändlers Tafel, stillschweigend seine Tresslichkeiten vor Augen stellend, der Unverständige ist, wie die Kriegstrommel, laut tönen, im Innern leer, mit eitlem Getöse lärmend. S. 210.

Den Bedürftigen frage in der Zeit der Hungersnoth nicht nach seinem Befinden, es sei denn, daß du auf seine Wunde Salbe streichst und ihm das nöthige Geld reichst. S. 212.

Ist auch das Ehrenkleid vom Sultan herrlich, so ist doch der eigene abgemützte Rock herrlicher, und ist auch der Tisch des Großen kostlich, so sind doch die Brocken aus dem eigenen Ranzen kostlicher. S. 215.

Das erhabenste Geschöpf ist anerkanntermaßen der Mensch und das niedrigste der Wesen der Hund, und doch stimmen alle Weisen darin überein, daß ein dankbarer Hund besser ist, als ein undankbarer Mensch. S. 218 f.

Dem Fürsten guten Rath geben, steht nur dem frei, der weder für seinen Kopf fürchtet, noch auf Gold hofft. S. 222.

Anderen Leuten werden die Zähne durch Saures stumpf, dem Radhi aber durch Süßes. S. 223.

Zweierlei Leute sterben mit Herzleid: wer gehabt und nicht genossen, und wer gewußt und nicht gewirkt. S. 224. —

So hat der vielgewandte Greis, der Goethe's Wort: „Was ich nicht erlernt habe, das hab' ich erwandert,” im vollsten Sinne auf sich anwenden durfte, mit seinem klaren, nüchternen, praktischen Sinne ein Buch geschaffen, welches nicht allein seinen Landsleuten das beliebteste Moralecompendium geworden ist, sondern auch uns vor allen Producten der morgenländischen Poesie durch verwandten Geist anspricht. In der That ist es auch im Abendlande heimisch geworden, eber andere persische Dichter nur dem Namen nach bekannt waren. Nachdem nämlich André du Ryer schon im Jahre 1634 in franzößischer Sprache einen ungenügenden Auszug daraus gegeben, und dieser durch Joh. Friedr. Ochsenbach zu Tübingen ins Deutsche übersetzt worden war, verfaßte Olearius seine für jene Zeit ausgezeichnete Uebersetzung. Wir glauben den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir über diesen trefflichen Mann einige nähere Notizen beibringen, um so mehr, da ihm unserer Meinung nach von den neueren Literarhistorikern nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist; denn es hat ihn nicht blos Bilmar völlig mit Stillschweigen übergegangen, sondern auch Gervinus (Nationallit. III. S. 234 f.) und selbst Barthold in seiner Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft (Berlin 1848, S. 210 ff.) haben ihn nur beiläufig erwähnt.

Adam Olearius um das Jahr 1600 zu Aschersleben geboren, studirte in Leipzig und doceirte dann an derselben Hochschule in der philosophischen Facultät, bis ihn im Jahre 1633 der Einfall des „wütenden Heeres“ von Henrik Holz vertrieb, wie denn auch der jüngere P. Flemming damals Meissen verlassen mußte. Olearius fand an dem Hofe Friedrich III. von Holstein-Gottorp als Bibliothekar und Hofmathematikus bald eine Unterkunft und dann die willkommene Gelegenheit, das zerrißne Vaterland auf längere Zeit zu verlassen. Der genannte Herzog ging

nämlich mit abentuerlichen Plänen einer Handelsverbindung mit dem Schah Safi von Persien um, und schickte in Folge davon zuerst im Herbst des Jahres 1633 eine Gesandtschaft an den Czar Michal Fedorowitsch nach Moskau, um bei diesem für eine spätere größere Gesandtschaft freien Durchzug zu erbitten, und als jene im April 1635 mit der Einwilligung des Großfürsten zurückgekehrt war, ging noch im October desselben Jahres eine in allem aus 162 Personen bestehende Gesandtschaft über Moskau nach Persien ab. An der Spize stand heidemal Otto Brügmann aus Hamburg, der nach der Rückkehr wegen der während der Reise verübten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten enthaftet wurde, Clearius war den Gesandten als Rath und Secretarius beigegeben, außerdem machte namentlich der Dichter Paul Flemming, damals bereits Magister der freien Künste und eifriger Jünger der Medicin, sammt seinem Freunde, dem Arzte Hartmann Gramann, die Reisen mit. Eine Menge von Flemming's Gedichten sind auf dieser langwierigen und beschwerlichen Reise verfaßt und sprechen bald, wie das schöne Lied: „In allen meinen Thaten“ u. s. w., und das treffliche Sonett „An Sich“ (S. 576 der Jenaeer Ausgabe von 1660), die fromme Zuversicht des Dichters, bald aus gepreßter Brust, in welcher der Reim des Todes schon wohnte, die Sehnsucht nach der fernen Heimat aus, bald sind sie hervorgerufen durch Ereignisse im Leben der begleitenden Freunde, bald durch die Wunder der fremden Länder, die man durchzog; ein Gedicht an Gramann (S. 200 ff.) enthält eine vollständige Reisebeschreibung in nice. Einer der, seltner vorkommenden, Reiseindrücke von heiterer Art spiegelt sich schön in folgendem Sonette ab, gedichtet „auf den lustigen Flecken Stubar in Gilan, hinter den Laßbinischen Gebirgen, in welchem die Holsteinische Gesandtschaft den 23. Januar 1638 im Rückzuge aus Persien übernachtete:“

Du aller Trefflichkeit des ganzen Perse-Landes  
 In diesem engen Raum zusammen brachte Bier,  
 Groß, seltsam, herrlich, reich; ich neige mich vor dir,  
 Nimm diesen tiefen Gruß zum Zeichen eines Pfandes  
 Für deine Gottheit an, die eines gleichen Standes  
 Hier nicht hat, und nicht weiß; und sei so günstig mir,  
 Daß ich mich sehen mag an diesem Wasser hier,  
 Das Gold heißt und Gold führt im Schuge seines Strandes.  
 Indem ich Persien nun sage gute Nacht,  
 Und auf mein Vaterland so schleunig hin bedacht,  
 So muß ich gleichwohl dir die kleine Zeit vergönnen,  
 Und froh sein über dir. So bald der Tag erwacht,

So bleibest du zwar hier, ich mache mich von hinnen,  
Doch werd' ich deinen Grn̄z mich ewiglich entfliehen. \*)

Mehrere Gedichte von Flemming nun sind an unsern Olearius gerichtet (vgl. S. 79, 93, 588), und namentlich geht aus dem vor Astrachan im Jahre 1636 gedichteten (S. 93 ff.) hervor, wie letzterer von dem Dichter nicht blos als die rechte Hand der Gesandten, als der betrachtet wurde, auf dessen Schultern das ganze Unternebmen ruhte, sondern wie er auch Zeit behielt, sich für die Verse des jüngeren Fremdes fortwährend zu interessiren, der ihm dafür mit dem innigsten Vertrauen, der wärmsten Dankbarkeit entgegenkam und eben in diesem Gedichte auch jene rührend ehrliche Selbstschilderung gibt, welche Hervinus (a. a. O. S. 235) ausdrücklicher Mittheilung für werth erkannt hat. Olearius seinerseits hat nicht nur die Gedichte Flemming's an vielen Stellen in seine Reisebeschreibung aufgenommen, sondern auch nach dem frühen Tode des Dichters für die Sammlung der Gedichte des letztern gesorgt. Im August des Jahres 1637 erst kam die Gesandtschaft in Ispahan an, im Januar des folgenden Jahres wurde die Rückreise angetreten; aber im August des Jahres 1639 erst traf man in Hottorp wieder ein, begleitet von einem persischen und einem moscovitischen Gesandten. Acht Jahre nachher erschien zu Schleswig die Beschreibung dieser Reise, von Olearius verfaßt, stets vermehrte und verbesserte Auflagen folgten 1656, 1663, 1671, und in der That hat diese Reisebeschreibung durch ihre musterhafte

\*) Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit ein anderes Sonett des edlen Flemming in Erinnerung zu bringen, das zwar mit Personen nichts zu thun hat, wohl aber auf die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse mannigfach anwendbar ist (S. 558):

Jetzt fällt man in's Consett, in uns're vollen Schaalen,  
Wie man uns längst gedränt. Wo ist nun unser Muth?  
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?  
Es fällt kein Unger nicht von unserm eitlen prahlen.  
Kein Busch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmalen  
Schreckt den Karbaten ab. Das Auschn ist sehr gut,  
Das Auschn meyn' ich nur, das nichts zum schlagen thut,  
Wir feigsten Krieger wir, die Febus kann bestrahlen.  
Was ängst'n wir uns doch und legen Rüstung an,  
Die doch der weiche Leib nicht umm sich leiden kan,  
Der großen Vatern Helm ist viel zu weit dem Sohne.  
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,  
Wir Starken auf den Schein, so ist's umm uns gethan,  
Uns Namens Deutsche nur. Ich sag's mir zum Hohne.

Zuverlässigkeit und Gründlichkeit bleibenden Werth, den man nur so bereitwilliger anerkennen wird, wenn man bedenkt, wie wenig Neigung zu nüchterner, schlichter und ungeschmückter Darstellung der Wirklichkeit in jener Zeit vorhanden war; auch Goethe hat darum in den Noten zum westöstlichen Divan dem „trefflichen Mann“ voll Kraft und Würde ein wohlverdientes Lob gespendet.“

Auf dieser Reise nun hatte Olearius „in der in Meden gelegenen Stadt Schemachin“ von einem „Molla oder Pfaffen, Namens Mahebali,“ mit welchem er „in gute Kundschaft gerathen,“ ein Exemplar des Gulistan zum Geschenk erhalten, und daneben war er gebeten worden, „daß, wenn er der Sprache kundiger würde, und wieder in Deutschland käme, selbigen verdollmetschen, und unseren Landesleuten auch bekannt machen sollte, damit wir sehn könnten, daß sie auch gute Bücher in Persien hätten. Wie sie dann in Wahrheit, weil sie stattliche Zungenia, auch herrliche Bücher von allerhand Wissenschaften und Künsten haben.“ Der wackere Olearius gedachte der Bitte seines persischen Freindes, er begab sich nach seiner Rückkehr an die Uebersetzung, und merkwürdigerweise sah sich der holsteinische Bibliothekar bei seiner Arbeit von einem gebornenen Perser unmittelbar unterstützt. Aus dem Gefolge jenes mit den holsteinischen Reisenden in deren Vaterland angekommenen persischen Gesandten waren nämlich wegen der harten Behandlung, die sie zu erfahren hatten, einige Perser in Holstein zurückgeblieben, unter ihnen der Oberaufseher des Gefolges, Hafwirdi, „ein Mann von 55 Jahren, und ein nach ihrer Art gelehrter und der arabischen Sprache wohlkundiger Mann,“ und sein Sohn Nijsa. Beide gingen zum Christenthum über: „der Vater hat im 61. Jahre seines Alters die deutsche Sprache ziemlich, des Lutheri Catechismus aber fertig auswendig gelernt und woll verstanden, welchen er auch neben seinem Sohn bey der Taufe in höchst ansehnlicher Versammlung auf Gottorf . . . deutlich hersagen, und auff andere zum Christenthum gehörige Fragen woll antworten können.“ Hafwirdi erhielt nach der Taufe den Namen Friedrich Christian und starb im Jahre 1650, 66 Jahre alt, Nijsa wurde Hans Georg Förs genannt, und nachdem er in Dresden in die Büchsenmacher und Feuerwerkerkunst war unterrichtet worden, vom Herzoge von Holstein zum Zeugmeister gemacht. Hafwirdi nun wohnte 5 Jahre im Hause des Olearius und mit seiner Hülfe hat dieser den Gulistan „bisweilen bei müßigen Stunden in's Latein übersetzt.“ Diese lateinische Uebersetzung wurde nicht veröffentlicht. Im Jahre 1651 wurde nämlich Olearius unter dem Namen des

„Wielbemühten“ in die Fruchtbringende Gesellschaft, welcher damals „der Schmackhafte,“ Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar, vorstand, aufgenommen, gleichzeitig mit „dem Giffigen,“ Hans Christof von Nechteritz, der als Kammerherr ebenfalls die persische Reise mitgemacht hatte. Georg Philipp Hansdörffer, „der Spielende“ und Stifter der „Pegnitz-Schäfer,“ begrüßt nach der künstlerischen Weise damaliger Zeit das neue Mitglied als den „Officiosus“ in lateinischen Versen, jeder aus fünf Wörtern bestehend, deren Anfangsbuchstaben senkrecht herunter gelesen, fünfmal den Namen Olearius geben; gehaltvoller ist das ebenfalls auf den Gesellschaftsnamen unseres Reisenden anspielende Gedicht von Johann Riß, „dem Rüstigen“:

„Der selbst den Orient sampt andern zu besehen  
 Thät über Meer und Land so manchen schweren Lauf,  
 Woselbst ihm Tartar, Türk und Perse rießen auß,  
 Mein Olearius, wann wird er stille stehen?  
 Du ruhest zwar mein Freund dem Leibe nach von Reisen,  
 Doch nicht dein edler Geist: durch dich wird aller Welt  
 Der Morgenländer Thun und Wesen vorgestellt;  
 Wer sollte deine Müh' und großen Fleiß nicht preisen?  
 Du zogest weit und breit: jetzt ziehen deine Schriften  
 Durch manches Reich und Land: auf sie folgt Chr' und Ruhm,  
 Die sind ja deiner Müh' und Arbeit Eigenthum. \*)  
 So muß dir Fleiß und Kunst ein ewig's Denkmal stift'n.“

Olearius Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft gab die Veranlassung, daß er den Gulistan deutsch erscheinen ließ; hören wir ihn selbst darüber: „Daz ich aber den Persianer in einem Deutschen Mantel herumführe, und in unserer Hochdeutschen Mintersprache hören lasse, hat mich veraußasset das hobe Haupt

\*) Das sehr interessante Stammbuch von Olearius existirt noch, es befand sich im Herbste 1845 noch in Händen des Hrn. Prof. Häfner zu Ulm und wurde von diesem damals zum Gegenstande eines Vortrags bei der Versammlung der Orientalisten in Darmstadt gemacht; der Jahresbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft sagt darüber: „Viele hochgestellte, berühmte und verdiente Zeitgenossen des wackeren Mannes, — unter ihnen Perse, Araber, Türken und andere Asiaten, — haben sich mit Sinnprüchen und Versen in dieses Gedenkbuch eingezzeichnet und es zu einer wahren Freundschafts-Polyglotte, zu einer literarischen Reliquie der edelsten Art, ja wir können sagen zu einem geschichtlichen Kleinod des deutschen Volkes gemacht.“ Nach der in demselben Jahresberichte enthaltenen, etwas rätselhaften, brieslichen Erklärung Hrn. Häfners findet sich das Büchlein jetzt auf einer zweiten Reise in den Orient, um verdoppelt zu werden. Gott geb' ihm glückliche Heimkehr!

der Fruchtbringenden Gesellschaft, der Schmackhaften, welcher bei Aufführung meiner unwürdigen Person, als sie vernommen, daß ich dieß Werk unter Händen hätte, gnädig an mir geschrieben; daß ich woll thun würde, wenn ich dasselbe nicht in Lateinischer, sondern in unserer Teutschen Muttersprache, welche gleichsam unter dem Staub der Verachtung ist wieder herfür glänzet (wie selbige Worte lauten), beschreiben und den Persianer Teutsch reden lehren würde." Hätten wir über das Streben der Fruchtbringenden Gesellschaft kein anderes Zeugniß, als dieses, wir würden ihr, wie wenig wir auch erwarten können, daß sie allein von dem allen Menschen gemeinsamen Leoste sich werde frei erhalten haben, mitzuleiden an den Schwächen einer zerrissenen, jammervollen Zeit, unsere Anerkennung nicht versagen dürfen, und wäre aus jenem Streben nichts weiter hervorgegangen, als Olearius' deutsche Uebersetzung des Gulistan, wir könnten in das harte Urtheil von Bilmär, daß jene Gesellschaft fast gar nichts genügt, nicht einstimmen. — Olearius folgte der Aufforderung „des Schmackhaften“, um so lieber, als Georg Brätz, ein Freund von Olearius, und ebenfalls ein Deutscher, bereits damit umging, den Gulistan in's Lateinische zu übersetzen, welche Uebersetzung verbunden mit der ersten Ausgabe des persischen Textes zu Amsterdam im J. 1651 erschien (*Mus-Ladini Sadi Rosarium politicum, sive amoenum sortis humanae theatrum, de persico in latinum versum, necessariisque notis illustratum a Georgio Gertio.* Amst. 1651. I. vol. fol.). So ließ denn Olearius, unter dem Titel „Persianisches Rosenthal“, seine deutsche Uebersetzung des Gulistan 1654 zu Schleswig erscheinen, verbunden mit einer Uebersetzung von Lotman's Fabeln und von einigen arabischen Sentenzen. Schon 1660 erschien eine neue Auflage, von da an wurde die Uebersetzung den neuen Auflagen der Reisebeschreibung immer angehängt, und nachdem der Verfasser im Jahre 1671 gestorben war, verband die zu Hamburg 1696 erschienene vollständigste Ausgabe außer einigen andern orientalischen Reiseberichten auch eine nach dem Holländischen verfaßte Uebersetzung des Postan von Sadi damit. Die Uebersetzung des Olearius trägt, auf tüchtige Kenntniß des Urtextes gebaut, in Bezug auf die Form wenig an sich von den Zeichen ihrer Zeit; soweit es des Verfassers Hauptzweck, „den Persianer Deutsch reden zu lehren“, und zwar so, daß er sich vollkommen verständlich mache, nur irgend erlaubt, ist sie treu, und sich begnügend, das Schöne aus der Fremde auf den heimischen Boden

zu verstehen, verschmäht sie, in der Weise der damaligen Zeit es durch verschönernden Glitterstaat zu entstellen, dabei ist sie in einem reinen, schlichten, kräftigen Deutsch geschrieben, und, um aller dieser Beziehungen willen wahrhaft trefflich zu nennen, behauptet sie, indem einerseits die beigegebenen Sacherklärungen uns auf's Unmittelbarste in die lebendige Anschauung der persischen Verhältnisse versetzen, andererseits der Ton der Uebersetzung so sehr geeignet ist, „mit dem Fremden in unsern eignen Sinne uns bekannt zu machen,“ neben den in neuerer Zeit erschienenen wörtlicheren Uebersetzungen immer noch eine würdige Stellung und einen eigenbürtlichen Werth. So hat die Nachwelt noch ihren Dank auszusprechen für des würdigen Mannes redliches Benehmen, über welches er am Schlusse seiner Verrede also sich ausspricht: „Ich habe es mit unsern Landestenten gut gemeint, ihnen was ich ans der Ferne mit gebracht, gerne so gut ich gekünt, mittheilen, und in etwas erweisen wollen, daß, wie der von hochmelter Gesellschaft mir zugeeigneter Nahme und Bewort lautet, ich gewesen sei der Bemühete in der Fremde.“

Mancher Gedanke Sadi's wanderte seitdem aus der vielgelesenen Uebersetzung „des Bielbemüthen“ mittelbar oder unmittelbar in Sammlungen deutscher Epigramme über, und nachdem zu Paris im Jahre 1704 eine französische Uebersetzung des Gulistan von einem Aneauvinus herausgegeben war, war es wieder im Deutschen J. G. Schummel, der das Werk auf's Neue in das Publikum zu bringen suchte. „Scheich Sadi's persisches Rosenthal, nebst Lefman's Fabeln, von J. G. Schummel. Bittenberg 1775. 8.“ ist dem Ref. nicht bekannt geworden, dürfte aber nur eine Umarbeitung der Clearins'schen Uebersetzung enthalten. Im Jahre 1792 aber gab Herder in seinen „zerstreuten Blättern“ in dem Aufsage über „Spruch und Bild“ einige sinnige Bemerkungen über Sadi, sein Leben und seine poetische Bedeutung, und unter dem Titel „Rosenthal“ eine Sammlung von Sentenzen Sadi's nach Gertius' Ausgabe. Wir finden hier die Sprüche des persischen Dichters meist in Distichen, in der Weise der Epigramme der griechischen Anthologie wieder gegeben, oder, wie der deutsche Dichter sich ausdrückt, „einige dieser Blumen nach seiner Art gepflegt.“ „Sadi, sagt Herder in den einleitenden Wörten schön, war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Kleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Ver-

traulichkeit ein, der Vertraulichkeit nämlich, die man mit seinem eignen Herzen pflegt;" vergl. Herder's Werke zur schönen Literatur und Kunst. Band 9.

Seitdem ist der Gulistan zu Calcutta (1806) und London (1808) von Gladwin persisch und englisch, in Paris (1828 und 1834) von Semelet persisch und französisch herausgegeben worden. Auf solche Vorarbeiten gestützt, hat denn Herr Graf seine auf gründlicher Kenntniß der persischen Sprache und Literatur ruhende, durch Treue und Schönheit gleich ausgezeichnete Uebersetzung verfaßt und durch Einleitung und treffliche Bemerkungen, die zugleich zahlreiche Proben aus andern persischen Dichtern darbieten, erläutert. Wir glauben durch die mitgetheilten Stellen aus dieser Uebersetzung sie hinlänglich empfohlen, um weitere Bemerkungen zu ihrer Empfehlung und eine ausdrückliche Erneuerung der oben mitgetheilten Herder'schen Einladung sparen zu können.

So hat sich denn die Hoffnung erfüllt, welche der Dichter in der Vorrede seines Werkes aussprach:

"Nach Jahren noch wird dieses Wort bestehen,  
Wenn auch von uns kein Stäubchen mehr besteht.  
Darin soll sich ein Bild von uns erhalten:  
Wohl seh' ich, wie das Leben schnell vergeht."

Für diesen Versuch aber, das Characterbild Sadi's und die persische Poesie überhaupt vor den geneigten Lesern des Archivs zu erneuern, machen wir uns die Schlußworte des Gulistan zu Nutze;

"Sollt' er nicht zu geneigten Ohren dringen —  
Des Boten Pflicht ist, Botschaft nur zu bringen."

**G. Bauer.**

## Englische Mundarten.

---

Während eines längern Aufenthalts in England und Schottland habe ich es mir angelegen sein lassen, die deutschen Mundarten Englands und Schottlands genauer kennen zu lernen und habe zu diesem Zwecke alles gesammelt, was ich an Schriftproben, Glossarien und ähnlichen Quellen über Mundarten aufstreichen konnte. Durch die Gefälligkeit des Rev. Richard Garnett vom britischen Museum ist meine Sammlung eine sehr reichhaltige geworden. Meine Absicht war, das ganze Material in einem ausführlichen Werke über die deutschen Mundarten Großbritanniens zu verarbeiten; da aber die Ausführung dieses Planes wahrscheinlich erst in mehreren Jahren möglich ist, indem ich zuvor noch den zweiten Band meiner wissenschaftlichen englischen Grammatik zu vollenden habe und vermöge meines Schulamtes nur wenig Zeit auf schriftstellerische Arbeiten verwenden kann, so glaube ich manchem Freunde der englischen Sprache einen Dienst zu erweisen, wenn ich einstweilen wenigstens Theile des gesammelten Materials, wenn auch noch ungeordnet und nicht gehörig gesichtet, der Öffentlichkeit übergebe.

Ich werde daher von Zeit zu Zeit im Archiv kurze Übersichten über die Laut- und Formenlehre der einzelnen englischen Mundarten erscheinen lassen, denen ich Schriftproben, so viel mir zur Kenntniß der Eigentümlichkeiten einer Mundart notwendig scheinen, folgen lasse. Ich beginne mit dem Süden Englands und nehme zuerst:

### Somerset.

Quellen: James Jennings, observations on some of the dialects of the West of England, particularly Somersetshire, with a glossary of words now in use there and poems and other

pieces exemplifying the dialect. L. 1825. 210 S. 12. (3 s. 6 d.) Eine sehr fleißig gearbeitete Schrift; dem Glossarium geben allgemeine Bemerkungen über die Mundart von Somerset voran, die recht brauchbar, obgleich nicht vollständig genug sind. Die Gedichte und Gespräche haben hauptsächlich den Zweck, die Mundart zu erläutern und sind zu diesem Zwecke vortrefflich; aber auch sonst findet sich manches unter ihnen, das nicht ohne dichterischen Werth ist, z. B. Good bwyte ta thee Cot (Lebewohl du Hütte), das nur etwas sehr an Breite leidet.

*James Orchard Halliwell*, a collection of pieces in the dialect of Summerzel. Lond. 1843. 16 S. 2 sh. (Nur 50 Exemplare gedruckt.) Enthält Stücke in der Somerset-Mundart aus den britischen Handschriften des britischen Museums und aus älteren Werken.

Als Wörterbuch dient außer *Zennings* auch noch *Holloway's general dictionary of provincialisms*. Lewes 1839, das überhaupt nur für die südlichen Mundarten einen, wenn auch da noch beschränkten Werth hat.

#### Lautlehre.

**Vokale.** Das *a* hat gewöhnlich die Aussprache des *a* in *father*, sogar in Wörtern wie *all*, *ball* u. s. w.; eine Rückkehr zur Einfachheit der Laute, die schon im Ags. aufgegeben war. *Zennings* unterscheidet durch Schreibung zweierlei *a*, *a* und *â*, beide nur durch verschiedenes Zeitmaß unterschieden: *â* vertritt selten andere Laute als das englische *a*, doch bisweilen E. *ă*: *stab* (stop), *da* (do), *ta* (to); *â* vertritt fast immer E. *ay*, bisweilen auch *ey*: *mâ* = *may* (S. und Vb.), *dâ* = *day*, *awâ* (*away*), *zâ* (*say*), *thâ* (*they*). Zu *âter* (*after*) entsteht die Länge aus dem Wegfall des *t*. — *e* hat den Ton des langen französischen *e* oder des englischen *a* in *cane*. *o* steht bisweilen für *a*, z. B. *sholl* (*shall*), *hord* (*hard*), *dork* (*dark*), aber nicht häufig. Bisweilen geht *o* auch in *oo* über: *pooreh* (*poreh*, *porticus*), *goo* (*go*).

Für langes engl. *o* steht dagegen fast durchgängig *aw* oder das Niederdeutsche *å*: *rawze* (*rose*), *hawld* (*hold*), *tawld* (*told*) *zaw* (*so*), *naw* (*no*), *awld* (*old*), *cawld* (*cold*), *smawk* (*smoke*) u. s. w. Dieses *aw* steht auch für engl. *ow*: *graw* (*grow*), *belaw* (*below*), *vawk* (*sfolk*).

Vielle eisilbige Wörter sind in dieser Mundart zu zweisilbigen gedehnt, z. B. *ayer* (*air*), *say-er* (*fair*), *stayers* (*stairs*), *show-er* (*sure*), *vi-er* (*fire*), *bee-as* (*beasts*), *thee-aze* (*this*), *booth* (*both*).

Konsonanten. a) Flüssige. Auflösung und Abwerfung des l findet nicht statt; folgendes d assimiliert sich bisweilen dem l: ball (bald), oller (older) oder fällt ab: veel (field), chile (child). Zu wordle (world ags. veorold) hat eine Verschiebung stattgefunden.

m assimiliert sich folgendes b: timmer (timber), emmers (embers, heiße Asche), brimmele (bramble, Brombeere), climmer (climb, klimmen), chamer (chamber).

n wirft öfter auslautendes d ab: wine (wind), aroun (around), behine (behind) und steht das g in der Endung ing, auch bei Hauptwörtern, z. B. lightnin. Merkwürdig und der Somerset-Mundart mit vielen englischen Mundarten gemeinsam ist das Vorstoßen eines n bei einigen mit einem Vokale beginnenden Wörtern: nant oder naunt = aunt, nuncle (uncle), nawl (owl), nis (if), noration (oration).

r leidet häufig Verziehungen mit mannigfachen Konsonanten: dirsh (thrush), birsh (brush), hirsh (rush), kirsmas, kirsen (christmas, christen), dird (thread), girt (great), pirty (pretty), hirn (run ags. irman), hirches (riches).

Seiner Natur nach schon einem Vokale nahestehend, wird r auch leicht mit Vokalen vertauscht, namentlich mit a: vooaze (force), naatal (natural mit verhorgegangerer Umstellung der Konsonanten). Auch fällt es ganz weg: vast (first), sovad (forward), novad (northward), eth (earth), hoss (horse), orchid (orchard). Umgekehrt steht aber r auch bisweilen uneigentlich an Stelle von Vokalen, z. B. ort (ought), nort (nought), art (eight), auslauend winder (window), yaller (yellow).

b) Lippenslaute. v. Anlautend durchgängig für f. w wird anlautend bisweilen zum Vokale aufgelöst: ool (will), ont (wont), umgekehrt aber wird es auch Vokalen häufig vorgeschieben, z. B. wither (other), wock (oak), dwont (don't), gwou (gone) und fast durchgängig wi für oi, z. B. spwile, bwile, pwint, pwison, swile, E. spoil, boil, point, poison, soil, ebenso ewine oder quine = coin. — f wird ausgestoßen in ater (after), oten (often); tritt ein für gh in thauf (though nhd. doch) wie E. laugh, rough u. s. w.

c) Zungenlaute. d für th anlautend gewöhnlich: dread oder dird (thread), drov (through), drash (thrash), drang (throng), drawt (throat) u. s. w. th hat fast überall den scharfen Laut da, wo es im Englischen reich lautet, gleichviel ob es an- oder auslautend steht; auch wird in der 3. Pers. Präs. noch deutlich th gehört, wo jetzt im Englischen s eingetreten ist. — s im Anlauten, bisweilen auch im Zu- und Auslauten, wird durch z vertreten.

Auch erscheint s in Verbindung mit p und k bisweilen Verzerrungen, z. B. claps, haps, aps, crips, E. clasp, hasp, asp, crisp und ax = ask, axen = ashes.

d) Rechtslaut. y findet sich bei vielen Vokalen vorgeschieben, wie in vielen andern Mundarten, z. B. yezy (easy), yapern (apron), yarker (aere), yal (ale), yarth (earth), yarm (arm). Umgekehrt fällt antautendes y ab in eese (yes), eet (yet) u. a.

### Fermentebre und Wortbildung.

**Hauptwort.** Die Mehrheit wird noch sehr häufig auf en gebildet: cheezen (cheeses), houzen (houses), peazen (peas), plazzen (places), axen (ashes), sounen in pigs sounen, Schweineohren. — Ziemlich viele Hauptwörter mit der t- oder et-Ableitung: dimmet, Dämmerung; dringet, Gedränge; wevet, Gewebe, ags. vest; lent, Darlehn, ags. laen.

**Eigenschaftswort.** Little bildet im Superlativ littlest, nicht least. — Viele Eigenschaftswörter, die einen Stoff anzeigen, mit der Ableitung en wie im Deutschen: apsen (espen), birchen, elmen, holmen (ans hohn oder holly, Steinide), hornen, stonen, thornen, timmern.

**Fürwort.** Ise (I), daneben aber auch I und in Zusammensetzungen ch, z. B. cham, chell = I am, I shall; bisweilen auch die merkwürdige Form uthy. I vertritt auch den Akkusativ me. — er und a = he, her = she, het = it, en = him, thâ = they. — theaze = this, thic (das alte thilk = that, daneben auch theeky und ebenso mit y verstärkt them und themmy = those, theazam und theazammy = these. Noch mehr verstärkt werden diese Formen durch die Hinzufügung von here und there, z. B. theaze here, themmy there u. s. w.

**Zeitwert.** Der Infinitiv geht häufig auf y aus, nach Jennings aber nur, wenn to oder ein Hülfszeitwert vorhergeht: to sawy, I can't nursy. Vergl. altengl. lovie u. s. w.

Vießen Partizipien ist noch ein a vorgeschieben, das altenglische y, das angelsächsische ge, z. B. agone, apart, apaid, abrought, abought u. a. Das a in awakid, avraur (erfrören, E. frozen), gehört natürlich nicht bieber.

Einige Formen starker im Englischen untergegangener Zeitwörter finden sich auch hier; im Ganzen aber nur wenige: craup, Praet. von creep, E. crept, ags. creop. Das Part. croppen kommt hier und auch in Yorkshire vor.

Alte Formen der schwachen Konjugation sind caught, von reach, E. reached, ags. rohte, und wahrscheinlich auch vaught,

E. fetched, von ags. *feccan*; *bote*, E. bought, hat nur andere Schreibung und Aussprache.

Viele starke Zeitwörter werden in Somerset schwach gebildet: to gee, E. give, Praet. Part. *gid*; zee, sehen, Praet. Part. *zid*; hirn, E. run, Praet. Part. *hirnd*; drow, E. throw, Praet. Part. *drode*.

Das Zeitwort to be hat im Praes. Ind. I be, thee beest oder bist, he is, we, you, thā be oder zusammengezogen we'm, you'm, tha'm. Impf. I war, thee wart, he war, we, you, thā war. mid und mought = might.

Namentlich viele Zusammenziehungen: *cass'n* = canst not, *shatt'n* = shall not, *gand* und *gander* = go yonder; *gramfer* und *grammer* = grandfather und grandmother; *tuther* = the other; to don (do on), *doff* (do off), *dout* (do out) u. s. w.

### Good bwye ta thee Cot.

(Lebewohl du Hütte.)

Good bwye ta thee Cot! whaur tha dās o my childhood

Glawd bright as tha zun in a mornin o mā,  
When tha dumbledores<sup>1)</sup> hummin craup out o tha cobwäll<sup>2)</sup>  
An shakin ther whings, thā vleed<sup>3)</sup> fooath<sup>4)</sup> an awa.

Good bwye ta thee Cot! — on thy drashel<sup>5)</sup> a mā-be<sup>6)</sup>

I niver naw moor sholl my voot again set  
Tha jessamy awver thy poorch zwestly bloomin  
Whauriver I goo, I shall niver vorget

Tha rawzes, tha lillies that blaw in tha borders,

Tha gilawfers<sup>7)</sup> too, that I used to behawld,  
Tha trees, wi tha honeyzucks ranglin<sup>8)</sup> all awver  
I always sholl think o, nif I shood be awld.

Tha tutties<sup>9)</sup> that oten<sup>10)</sup> I pickd on a zundā

And stickt in my gut<sup>11)</sup> — thā war thawted<sup>12)</sup> za fine;  
Aw how sholl I tell o'm — vor all pirty maidens  
When I passd em lookd back — ther smell<sup>13)</sup> rawze<sup>14)</sup> on tha wine.<sup>15)</sup>

Good bwye ta thee Ash! which my father beforne me

A planted, wi pleasure tha dā I war born  
Zā<sup>16)</sup>, oolt<sup>17)</sup> thee drap a tear, when I cease to behawld thee  
An wander awā droo<sup>18)</sup> the wordle vorlorn.

<sup>1)</sup> humblebees. <sup>2)</sup> mudwall. <sup>3)</sup> flew. <sup>4)</sup> forth. <sup>5)</sup> threshold, ags. *persevold*. <sup>6)</sup> it may be = perhaps. <sup>7)</sup> gillyflowers. <sup>8)</sup> twining, sich windend. <sup>9)</sup> nosegays, *Sträuße*. <sup>10)</sup> often. <sup>11)</sup> coat. <sup>12)</sup> dotted, gesprenkelt, gefärbt. <sup>13)</sup> smell. <sup>14)</sup> rose. <sup>15)</sup> wind. <sup>16)</sup> sav. <sup>17)</sup> wilt. <sup>18)</sup> through.

Good bwyte ta thee Tree! an thy cauld shade in zummer,

Thy apples, aw who ool be lotted<sup>1)</sup> to shake?

When tha wine mangst thy boughs sifes<sup>2)</sup> at Nilemas<sup>3)</sup> in zorrow

Zâ oolt thee sife vor me or one wild wish awake?

Good bwyte ta ye Elves! who on whings made o leather

Still rooun my poorch whiver<sup>4)</sup> an whiver at night

Aw mā naw<sup>5)</sup> hord-horted, unveelin disturber

Desträy your snug nests an your plâ by moonlight.

Good bwyte ta thee Bower! ta thy moss an thy ivy —

Ta the flowers that aroun thee âll blossomin graw.

When I'm gwon, oolt thee grieve? bit<sup>6)</sup> tis foolish to ax it —

What is ther that's shower<sup>7)</sup> in this wordle belaw?

Good bwyte ta thee Cot! whaur my mother za though vul

As zunetimes she war droo er<sup>8)</sup> care vor us âll

Er lessins wi kindness wi tenderness gid us

An ax'd us, war she dead, what ood us bevâll.

Good bwyte ta thee Cott! whaur tha nightingale's music

In tha midnight o Ma-time, rawze loud on tha ear

Whaur tha colley<sup>9)</sup> awâkd wi tha zun an azingin

Awent wi tha dirsh<sup>10)</sup> in a voice vull an clear.

Good bwyte ta thee Cot! I must goo ta tha City

Whaur I'm tauld, that the smawk makes it dork at noonâ.

But nif it is true, I'm afear'd<sup>11)</sup> that I âlways

An iver sholl thenk on tha Cot thatched wi strâ.

Good bwyte ta thee Cot! ther is One that râins<sup>12)</sup> awver

An watches the wordle wi wisdom divine

Thau why shood I manq<sup>13)</sup> wi the many my mâ-bes,

Bin<sup>14)</sup> theres readship<sup>15)</sup> in Him an to Him I resign.

Good bwyte ta thee Cot! shood I niver behawld thee

Again, still I thank thee vor âll that is past!

Thy friendly ruf shulterd — which mother wâtchd awver

An haw'd vor my comfort vrom vust unto last.

Good bwyte ta thee Cot! vor the time mâ be longful

Beforn I on thy drashel again zet my eye

Thy tutties ool blossom an daver<sup>16)</sup> an blossom

Again an again — zaw good bwyte an good bwyte.

*Jennings.*

<sup>1)</sup> destined. <sup>2)</sup> sighs. <sup>3)</sup> Michaelmas. <sup>4)</sup> hover. <sup>5)</sup> no. <sup>6)</sup> but.

<sup>7)</sup> sure. <sup>8)</sup> her. <sup>9)</sup> blackbird. <sup>10)</sup> thrash. <sup>11)</sup> afraid. <sup>12)</sup> reigns.

<sup>13)</sup> mengen, mijthen. <sup>14)</sup> because (being?). <sup>15)</sup> Rathsfchäft, Weisheit.

<sup>16)</sup> verwelken, läde.

### Teddy<sup>1)</sup> Band to hiss Hanson.

Mâm — I da think you'll smile at theezam here veo<sup>2)</sup> lains<sup>3)</sup> that I write ta you bin I be naw scholard; vor tother cond'n avoord ta put<sup>4)</sup> ta school. Bit nif you'll vorgee me vor my bauldniss, a mâ be, I mid not he afteard ta zâ zummet<sup>5)</sup> ta you that you mâm yourzel mid like ta hire.<sup>6)</sup> Bit how be I ta knew that? I knew that you be a good-horted Lady, an da<sup>7)</sup> like ta zee poor vawk well-at-eased an happy. You axt I tother dâ ta zing a zong; now I dwont much like zum o thâ zongs, that I hired this night at Squire Reeveses, when we made an end o hâ-corrin;<sup>8)</sup> vor, zim ta I,<sup>9)</sup> there war naw moril ta em. I like zongs wi a moril ta em. Tha nawtes<sup>10)</sup> ta be shower, war zât<sup>11)</sup> anow, bit vor âll that I war lookin vor tha moril, mâm. Zo when I comd whim,<sup>12)</sup> I tawld our Pall,<sup>13)</sup> that you axt I ta zing; an I war zorry âterward that I did'n, bin you be âlways zo desperd good ta poor vawk. Bit I thawt a mâ be, you mid be angry wi my country lidden.<sup>14)</sup> Why Teddy, zed Pall, dwont ye zend hiss Hanson thic song which you made yerzel? I think ther is a moral in thic. An zo, mâm, ntf you pleaze. I a zent tha zong. I haup you'll vorgee me Mâm, your humble sarvant Teddy Band.

*Jennings.*

### Farmer Bennet and Jan Lide.

F. B. Jan! why dwont ye right my shoes?

J. L. Bin maester tis zaw cawld; I cant work wi tha tacker at âll; I ve abrawk<sup>15)</sup> it ten times I'm shower ta dâ-da vreaze za hord. Why Hesser hanged out a kittle-smock<sup>16)</sup> to drowy, an in dree minits a war avraur<sup>17)</sup> as stiff as a pawker; an I cant avoord<sup>18)</sup> ta keep a good vier — I wish I cood — I'd zoon right your shoes an withers<sup>19)</sup> too — I'd zoon yarn<sup>20)</sup> zum money, I warnt<sup>21)</sup> ye. Cant ye vine zum work vor me, maester, theâze hord times. I'll do any thing ta sar<sup>22)</sup> a penny — I can drash, I can cleave brans,<sup>23)</sup> I can make spars,<sup>24)</sup> I can thatchy, I can shear ditch,<sup>25)</sup> an I can gripy<sup>26)</sup> too, bit da vreazc za hord. I can wimmy,<sup>27)</sup> I can messy or milky<sup>28)</sup> nif ther be need o't I oodn mine dreavin plough or any thing.

F. B. Ive a got nothin vor ye ta do, Jan, . . . bit Mr. Boord zet ta I jist naw, that thâ war gwain ta wimmy an that thâ wanted zumbody ta help em.

<sup>1)</sup> Edward. <sup>2)</sup> few. <sup>3)</sup> lines. <sup>4)</sup> me. <sup>5)</sup> somewhat. <sup>6)</sup> hear. <sup>7)</sup> do.

<sup>8)</sup> hay-carrying. <sup>9)</sup> it seemed to me. <sup>10)</sup> notes. <sup>11)</sup> soft. <sup>12)</sup> home.

<sup>13)</sup> Polly = Mary. <sup>14)</sup> song. <sup>15)</sup> broken. <sup>16)</sup> smockfrock, vergl.

Whd. Mittel. <sup>17)</sup> frozen. <sup>18)</sup> afford. <sup>19)</sup> others. <sup>20)</sup> earn. <sup>21)</sup> warrant.

<sup>22)</sup> serve = earn. <sup>23)</sup> brands, Brennholz. <sup>24)</sup> pointed sticks used by thatchers to secure the straw on the roof. <sup>25)</sup> Graben ziehen.

<sup>26)</sup> gripe, Abzugsgräben im Felde; to gripe, Abzugsgräben machen.

<sup>27)</sup> winnow. <sup>28)</sup> Bich füttern.

J. L. I'm glad o't. I'll hirn awver an zee where<sup>1)</sup> I cant help em; bit I hant athin tha drashel<sup>2)</sup> o Maester Boords door vor a longful time, bin I thawt that Missis didn use Hesser well; bit I dwont bear malice an zaw I'll goo.

F. B. What did Missis B. zâ or do ta Hosses, than?

J. L. Why Hesser a mā be war zummet ta blame too; vor she war one o'm, dye zee, that rawd Skimmertonthic mā gaone; that frunted<sup>3)</sup> zum o tha gennelvawk Thâ zed 'twar time to a done wi jitch<sup>4)</sup> litter<sup>5)</sup> or jitch stuff or I dwon knew what thâ cälld it, bit thê war afrunted wi Hesser about it; an I zed, nif thâ war afrunted wi Hesser thâ mid be afrunted wi I. This zed Missis back an Hesser hant abin dehoovin there thunz. Bit tis niver the near<sup>6)</sup> ta bear malice; an zaw I'll goo awyer an zee which wâ tha wine da blow.

*Jennings.*

### Soliloquy of Ben Bond the idleton.<sup>7)</sup>

(Zur Erläuterung nur wenige Worte. Das Landvolk im Somerset hat einen Schwinger der Müßiggänger, Laurentius. Ein träger Knecht, der die Schafe hüten soll, liegt an einem sonnigen Hügel und unterhandelt mit Laurentius, daß er ihn aufstehen lassen solle. Unterdessen gerathen seine Schafe auf fremdes Gebiet; der Herr belauscht sein Selbstgespräch und bringt ihn mit dem Prügel zum Aufstehen.)

Lawrence! Why doosn let I up? oot let I up? — Naw I be a sleepid, I cant let thee up eel.<sup>8)</sup> — Now Lawrence do let I up; these bimeby<sup>9)</sup> Maester 'll oome an all beat I athin a ninch<sup>10)</sup> o my life, do let I up. — Naw I want Lawrence I beg o ee<sup>11)</sup> do ee let I up. Dye zee, tha sheep be all a breakin droo the vive-an-twenty yacres an farmer staggit 'll goo to lâ wi'n<sup>12)</sup> an I shall be killd Lawrence. — Naw I wunt 'tis zow whit,<sup>13)</sup> besides I hant ahad my nap out. — Lawrence I da zâ thee bist a bad un, ool thee hire what I da zâ; come now and let I scoose wi.<sup>14)</sup> Lord a massy upon me, Lawrence, whys'n thee let I up? — Caz<sup>15)</sup> I want. What muss'n I ha an hour, like aither vawk, ta ate my bird<sup>16)</sup> an cheese? I do zâ I want an zaw tis niver the near to keep on. Maester tawld I nif I war a good bway<sup>17)</sup> a'd gee I iz awld waskil<sup>18)</sup> and I'm shower, nif a da come an vine I here, and tha sheep a brawk into the vive-an-twenty yacres, a'll vling't awa oust. Lawrence dóce let me up — vol'ee, do'ee.<sup>19)</sup> Naw, I cant let thee goo eel.<sup>20)</sup> Maester

<sup>1)</sup> whether. <sup>2)</sup> threshold, in seiner eigenth. Bedeutung „Tenne.“ Die Tenne war vor der Thür, man mußte also über die Tenne gehen, um in's Haus zu gelangen; daher hat threshold die Bedeutung „Schwelle“ erlangt. <sup>3)</sup> affronted. <sup>4)</sup> such. <sup>5)</sup> eig. dungstraw, ein Schimpfwort, wie unser „Waare,“ „Zeug“ (stoff) u. a. <sup>6)</sup> to no purpose. <sup>7)</sup> Idler. <sup>8)</sup> well. <sup>9)</sup> by and by. <sup>10)</sup> within an inch = almost out of. <sup>11)</sup> of thee. <sup>12)</sup> lay with them = to lay his hands upon them? <sup>13)</sup> Kleinget. <sup>14)</sup> exchange my position with thee. <sup>15)</sup> Because. <sup>16)</sup> bread. <sup>17)</sup> boy. <sup>18)</sup> waistcoat? <sup>19)</sup> will you, do you. <sup>20)</sup> well.

'll be shower to come and catch me, Lawrence, doose thee hire? I da zâ ool let me up? I zeed farmer Haggil zoon ater I upt<sup>1)</sup> an a zed nif a voun<sup>2)</sup> one o my sheep in tha vive-an-twenty yacres, a'd drash I za long as a cood ston over me an wi a groun ash too. There zum o'm be o' gwon<sup>3)</sup> droo tha vive-an-twenty yacres into tha drawe.<sup>4)</sup> Tha'll be pound,<sup>5)</sup> Lawrence, I'll gee thee a peny nif ool let me up. — Naw I wunt. — This notsheep<sup>6)</sup> ha got the scab. Dame tawld I ta mine tha scab water. I forgot it. Maester war desperd<sup>7)</sup> cross an I war glad ta git out o tha length o his tongue; I da hate such cross vawk. Lawrence what ool nivet let I up? There zum o tha sheep be a gwon into Leek-beds an zum o'em be in Hounlake, dree or vour o'em be gwon za vur<sup>8)</sup> as Slow-wa, the ditches be menny o'em za dry tis all now rangel<sup>9)</sup> common. There I'll gee thee dree hapence ta let I goo, Lawrence. — Why thee hass'n bin here an hour and vor what shood I let thee goo? I da zâ lie still. — Lawrence why doosn let I up? there zim ta I'l,<sup>10)</sup> I da hire this pirty maid: Fanny o Drimmer hill, a chidin vin<sup>11)</sup> I be a lying here whil tha sheep be gwain droo thee shord or tother shord,<sup>12)</sup> zum o'm a mâbe be a drownd. Lawrence doose thee think I can bear tha betwitten<sup>13)</sup> o'this pirty maid? She tha primrawze o'primrawze hill, tha lily o'tha level, tha gawl<sup>14)</sup> cup o'tha mead, tha zweetest honeyzuckle in tha garden, tha yarly<sup>15)</sup> vilet, tha rawze o rawzes, tha pirty<sup>16)</sup> poley-an-tice, whun I zeed er last, she said: „Ben do'ee mine<sup>17)</sup> tha sheep an tha yows<sup>18)</sup> an lams an than zumbody ool mine you.“ Wi that she gid me a beautiful spreg o' jessamy jist apickt from the poorch. Tha smile war za zweet; Lawrence, I mus goo, I ool goo, you must let I up, I'ont stay here na longer, Maester 'll be shower to come an drash me. Thic auld cross fella wi iz awld waskel. There Lawrence I'll gee thee thuther penny, an that's ivry yard'n<sup>19)</sup> I a got, oot let I goo? — Naw, I mus ha a penny moor. — — Lawrence, do let I up. Creeplin<sup>20)</sup> Philipp 'll be shower ta catch me. Thic Cocky gee, I dont like 'en at all, âs za rough an za zour. An Wile Popham too, betwite me about the maid, a called er a rath<sup>21)</sup> ripe lady Bndlick, I dont mislike the name at all thawf<sup>22)</sup> I dont care vorn a straw nor a read nor tha thithe<sup>23)</sup> of a pin: Wat da tha call he? Why tha upright man, castle da, ston upright an'll wrassly<sup>24)</sup> too. I don't like such plais nor singlestick nuther, nor squalin<sup>25)</sup> menny games that Will Popham da volley, I'd rather zit in the poorch wi that gissamy ranglin roun it and hire Fanny zing — oot

<sup>1)</sup> I came up. <sup>2)</sup> if he found. <sup>3)</sup> gone. <sup>4)</sup> Trift. <sup>5)</sup> pond, fâhlen.

<sup>6)</sup> notsheep, Schafe ohne Hörner. <sup>7)</sup> desperately. <sup>8)</sup> far. <sup>9)</sup> (?).

<sup>10)</sup> It seems to me. <sup>11)</sup> when. <sup>12)</sup> shord oder shard, Loch in der Hecke, the one or the other gap in the hedge, vergl. Rhî. Scharie.

<sup>13)</sup> = betwitting, das Schelten. <sup>14)</sup> gold. <sup>15)</sup> early. <sup>16)</sup> pretty.

<sup>17)</sup> mind. <sup>18)</sup> ewes. <sup>19)</sup> farthing. <sup>20)</sup> the lame. <sup>21)</sup> rath = early, soon. <sup>22)</sup> though. <sup>23)</sup> tithe = tenth part? <sup>24)</sup> wrestle. <sup>25)</sup> squailing, cocksquailing, in Snesse sailing, ein Spiel, in welchem mit einem Stoffe nach einem Hahnen geworfen wird.

let I up, Lawrence? — Naw I tell thee, Font ahtout a penny moor. Rawsey Pink too an Nanny Drabby axed I about Fanny, what bisniss had tha ta up wit. I dont like non o'em; girnin Jan too shawd iz teeth, an put in his verd<sup>1)</sup> — I wish theze vawk vod<sup>2)</sup> mine thur awn consarns an let I an Fanny aloane. Lawrence doose thee mean to let I goo? — Eese,<sup>3)</sup> nil thee'l gee me tuther penny. — Why I hant got a vardn moor, oot let me up. Not ahtout tha penny. — Now Lawrence, doo'ee<sup>4)</sup> ven I hant no moor money, I a bin here moor than a hour, when the yows an tha lambs an all tha tothering sheep be how I dont know. Creep-lin Phelip ool gee me a lirropin<sup>5)</sup> shower anon. There I do think I heard zummet or zumbody on the wall.

Here danen thee, I'll gee thee tuther penny, said Farmer Titball, leaping down the bank with a stout shiver of a crab tree in his hand. The vequel may be easily imagined.

<sup>1)</sup> word <sup>2)</sup> would. <sup>3)</sup> yes. <sup>4)</sup> do, there's a dear, th'r's ded. <sup>5)</sup> beating.

**E. Fiedler.**



## Studien zu Goethe's Werken.

### 4. Die Xenien und der Xeniensturm.

(Schluß.)

---

Nr. 122. Herderreich hatte außer einem Bande Gedichte unter andren „Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion“ herausgegeben. Von 1796—1799 erschien sein „philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer“. Wäre bei Nr. 123. etwa an eine andere Schrift desselben Herderreich, „Originalideen für die interessantesten Gegenstände der Philosophie“ (1793—1795) zu denken?

Nr. 128. Einige beziehen das Xenion auf Baggesen's Epigramm, daß, wie Schiller sagt, einem begossenen Hunde sehr ähnlich sieht, wobei wir bemerken, daß sich in Baggesen's Werken ein sehr aukennendes, Schiller preisendes Gedicht auf dessen Musenalmanach auf 1796 findet, in welchem Goethe und seine Epigramme gar nicht erwähnt werden. Vergl. Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache. II, 261 f. Aber die Epigramme, die hier redend eingeführt werden, können nicht die venediger Epigramme sein, sondern die Xenien selbst, und Leviathan ist Manjo, der, wie Nr. 89, als Fisch bezeichnet wird. Andere denken an Nicolai.

Nr. 131. Unmöglich können bei einer der neuesten Episteln die Verse des bereits 1791 verstorbenen Schubart gemeint sein. Eher könnte man an die „Briefe zweier Landpfarrer über die Messiaade“ (1794) oder an Grobmann's „ästhetische Beurtheilung des Klopstockischen Messias“ (1795) denken, welcher Zusätze in Briefen angehängt sind. Aber ohne Zweifel ist eine eben erschienene poetische Epistel (von L. H. von Nicolay?) gemeint, in welcher Klopstock's gedacht wurde.

Nr. 135. Gegen Jernow trat später der Maler Müller in einem Briefe in den Hören auf, worüber Jernow am 29. Sept.

1797 schreibt: „Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über seinen Brief gerachtet haben, und bin deshalb um so rubiger.“ Aber vergl. Goethe's Brief an Meyer vom 6. Juni 1797. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe III, 23 ff. 27 f. 30 f.

Nro. 161—163. Werner hatte die Entstehung des Basaltes aus dem Nassen gelebt und diese im „bergmännischen Journal“ 1788 Dezemberheft nachgewiesen. Dagegen vertheidigte A. A. von Weltheim mit Hamilton den vulkanistischen Ursprung des Basaltes. Der Gegenstand bildete einige Jahre lang einen eifrig behandelten Streitpunkt und veranlaßte eine Preisfrage. Die Schrift von Widemann, welche die neptunistische Lehre vertheidigte, trug den Preis davon, wogegen die von Voigt, der sich für den Vulkanismus erklärte, das Necesst erhielt. Besonders durch Menz (Draographie des nordwestlichen Mittelgebirges in Böhmen, 1790), G. Förster (Ausichten vom Niederrhein, 1790) und seinen Reisegefährten, Alexander von Humboldt (Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rheine, 1790) neigte sich die Entscheidung einige Zeit zur neptunistischen Erklärung, bis später Werner's eigene Schüler, welche die Gebirgsbildung anderer Länder kennen gelernt hatten, zum Vulkanismus übertraten. Auch von Mackitz war im Jahre 1790 mit einem „Schreiben an einen Freund über den Basalt“ aufgetreten. Vgl. B. 6, 134 f. 40, 129.

Nro. 183. *Der treue Spiegel.*

Reiner Bach, du enttäst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge  
Näher; so seh' ich die Welt, . . . , wenn du sie beschreibst.

Zu diesem von Charlotte Schiller Goethe zugeschriebenen Sonett bemerkt Jenisch wohl ironisch: „Goethe im Meister“. Höchst seltsam will Boas das Distichen auf Wieland's goldenen Spiegel beziehen, wogegen gradezu alles, auch die Ueberschrift spricht, welche Boas verfürt hat. Ohne Zweifel ist Herder gemeint, der nicht ganz leer ausgehn konnte; denn Nro. 50. geht gewiß nicht auf diesen, der damals mit Schiller und Goethe auf sehr freundschaftlichem Fuße lebte. Man denke an seine Ideen und die Beiträge zur *Terpsichore*, zu dem Musenalmanach und den *Horen*.

Nro. 216. Reichardt war Director des königlichen Orchesters zu Berlin gewesen, wo er die ehrenvollste Anerkennung des Hofs genoß; aber seine „vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich im Jahre 1792“ zogen ihm den Verdacht revolutionärer Gesinnungen zu, und er erhielt, da auch andere Missverständnisse ihm das Wohlwollen des Hofs entzogen hatten, seinen Abschied. Vergl. Goethe B. 32, 42 f. Später trat zwischen Goethe

und Reichardt in Folge eines herzlichen Briefes des letztern wieder ein freundschaftliches Verhältniß ein. Vgl. Döring Goethe's Briefe Nro. 459 (aus den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1832. S. 615 f.). Goethe B. 27, 116. Nro. 208—229 gehen, wie Boas bemerkt, mit Ausnahme von 218, welches Xenion Nr. 219 einleitet, sämtlich auf Reichardt.

Nro. 231. Ueber Cramer, der, wie Reichardt, seiner überfreien Gesinnung wegen entlassen wurde, vergl. Preuß „der Göttlinger Dichterbund“ S. 360 f. Schon 1794, nicht erst 1796, wie Hoffmeister behauptet, verlor er seine Professur.

Nro. 237. An Meyer schreibt Goethe am 17. Juli 1794: „Danken Sie Gott, daß Sie dem Raphael und anderen guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenüberstehen, und das Spuken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren.“ Das Xenion, wie manche andere der Journalschau, ist wohl von Goethe.

Nro. 258. Ueber Ewald vergl. meine Bemerkungen in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1847 S. 7. f. Pierer's Universallexikon 10, 172. Uugeachtet des derben Ausfalls, über den er bitter klagte (das Epigramm ist ohne Zweifel von Schiller), behielt Ewald doch eine große Hinneigung zu Goethe, und freute sich des Ruhmes, in welchem sein Jugendfreund strahlte.

Nro. 262. Goethe schreibt an Schiller am 30. Januar 1796: „Ich lege das neueste Modejournal bei wegen der Abhandlung S. 18 über die Xenien. Der Verfasser denkt wohl nicht, daß auch ihm eins für das nächste Jahr zubereitet werde. Wie arm und ungeschickt doch im Grunde diese Menschen sind! Nur zwei solcher Gedichte, und noch dazu so schlecht übersetzt, zur Probe zu geben! Es ist aber, als wenn alles Geistreiche diesen feuerfarbenen Einband flöhe“.

Nro. 278. Dem Budringlichen.

Ein vor alle Mal willst du ein ewiges Leben mir schaffen?

Mach im Zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang.

Schon Jenisch bezieht dies Xenion richtig, obgleich er selbst es ironisch zu thun scheint, auf Fr. Schlegel als Lobredner Goethe's. Fr. Schlegel hatte nicht bloß in Reichardt's „Deutschland“ eine überschwengliche Charakteristik Goethe's geliefert, sondern pries ihn auch sonst bei jeder Gelegenheit. So rühmte er in der Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie“ (1793—1795), Goethe's Poesie sei die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit, er

eröffne die Aussicht auf eine ganz neue Bildungsstufe der Poesie. Vgl. Fr. Schlegel's Werke V, 80 f. 83. Auf ihn geben auch Nr. 320—331. Körner schreibt an Schiller am 29. September 1796: „Däß du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gib ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. Au Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit; Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben.“ Es könnte unser Xenion leicht von Goethe selbst sein, dem das absichtliche Andrängen Fr. Schlegel's zuwider sein mußte. Läge die Beziehung auf Fr. Schlegel nicht so nahe, so könnte man an Jenisch denken, von welchem Schiller am 25. November 1795 schreibt: „Der närrische Mensch, der Jenisch in Berlin, der sich in alles mischen muß, hat auch die Rezensionen der Horen gelesen, und in dem ersten Jener einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Charakter geschrieben, der eine Apologie gegen jene Ankläger vorstellen soll. Ein Freund hat ihn zum Glück von Jenisch, in dessen Monatsschrift derselbe bestimmt war, im Manuskript erhalten und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor sicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt.“

Nro. 320—323. Fr. Schlegel sagt unter andern in der oben genannten Abhandlung (Werke V, 142 f.): „Die griechische Poesie im ganzen ist ein Vorbild und Kanon der Poesie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden und gewesen, und auch jedes einzelne Erzeugniß derselben ist das vollkommenste in seiner Art. — Zu ihr ist der ganze Kreislauf der organischen Entwicklung der Kunst abgeschlossen und vollendet, und das höchste Zeitalter der Kunst, wo das Vermögen des Schönen sich am freiesten und vollständigsten äußern konnte, enthält den höchsten Grad der poetischen Kraftentwicklung. — Zu dieser Weise ist die hellenische Poesie eine ewige Naturgeschichte des Schönen und der Kunst. Sie enthält eigentlich die reinen und einfachen Elemente, in welche man die chaotisch gemischten Erzeugnisse der modernen Dichtkunst erst auflösen muß, um ihr labyrinthisches Gewirre völlig zu enträtseln. Hier sind alle Verhältnisse so ächt, ursprünglich und nothwendig bestimmt, daß der Charakter auch jedes einzelnen griechischen Dichters gleichsam eine reine und einfache künstlerische Elementarananschauung darbietet. So könnte man zum Beispiel Goethe's Stil in den Werken der höhern Poesie nicht bestimmter, anschaulicher und kürzer erklären, als wenn man sagt, er sei aus dem Stil des Homerus, des

Euripides und des Aristophanes gemischt.“ Das „witzige Fieber der Gräkomanie“ und der Vorwurf der Uebertreibung und Einseitigkeit finden hierin ihre beste Erklärung.

Nro. 324 — 329. Die Erklärer, welche diese Xenien auf Manjo's Abhandlung (Boas macht daraus gar ein Werk) „über einige Verschiedenheiten in dem griechischen und deutschen Trauerspielen“ (in den „Nachträgen zu Sulzer“ II, 229 ff. 1793) beziehen, können jene Abhandlung unmöglich gelesen haben, in welcher durchaus nichts an unsere Xenien erinnert. Sie geben sämmtlich auf Fr. Schlegel's oben angeführte Abhandlung. Jenisch bemerkte zu Nro. 325. in seiner witzig sein sollenden Weise: „Friedr. Schlegel in seinem Buche, die Griechen und Römer. Das Buch ist aber später erschienen, als die Xenien? — Thut nichts!“

Nro. 324. Neueste Behauptung.

Weltig charakterlos ist die Poesie der Modernen;

Denn sie verstehen es bloß charakteristisch zu sein.

Fr. Schlegel (a. a. S. 32.): „Charakterlosigkeit scheint mit bin der einzige Charakter der neuen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame in der Masse ihrer Hervorbringungen und Bestrebungen, Geschlosigkeit der Geist ihrer Entwickelungs geschichte.“ (S. 56.) „Nichts kann die Künstlichkeit der modernen Dichtkunst und ihrer ganzen Entwicklung besser erläutern und bestätigen, als das große Uebergewicht des eigenthümlich Charakteristischen und dann des philosophischen Geistes in dem ganzen Umkreis ihrer Hervorbringungen.“ Die alte Poesie hat nach Schlegel nur das Schöne, die moderne das Charakteristische zum Zwecke. Die Verbindung der beiden Behauptungen über das Charakterlose und das Charakteristische der modernen Poesie ist eine witzige Verspottung Schlegel's.

Nro. 325. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so;  
Jene liegt in Affekt, darum beruhigt sie so.

Nach Schlegel beherrscht der Verstand die ganze moderne Kunstabbildung (S. 52.); die trefflichsten Gedichte der neueren vereinigen nicht selten das Gemüth nur, um es schmerzlicher wieder zu zerreißen (S. 25). Nro. 326. 327. gehen auf die Anerkennung Schlegel's, daß das endliche Resultat der griechischen Tragödie als der Vollendung und des Gipfels der schönen Kunst überhaupt, „die höchste Harmonie im allgewaltigsten, aber dennoch schönen Schmerz“ sei, während das der neuern „die höchste Dissonanz der zer rütteten Natur im dissonirenden Weltall, dessen tragische Verworenheit sie im getreuen Bilde schrecklich abspiegele“ (S. 63).

Nro. 327.

Ausgeteiles Rätsel.

Eindlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht;

Weil er, merkt das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

Schlegel (S. 65): „Es gibt vielleicht keine vollkommene Darstellung der unauslösblichen Dissonanz des menschlichen Gemüths, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mizverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist die höchste intellektuelle Verzweiflung inmitten einer durchaus zerrütteten Welt.“ Zu einer Note werden Goethe's Anerkennungen über Hamlet im Wilhelm Meister als äußerst treffend bezeichnet; nur die Idee des Gauzen habe er nicht berührt, „die Idee von dieser eigenthümlichen tragischen Weltauffassung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchschneidenden skeptischen Gefühl über die ewig unauflösliche Dissonanz des in seinen innersten Folgen zerrütteten Menschenlebens beruht“. Das Xenion könnte von Goethe sein.

Nro. 347. Das bittere Xenion auf Görster ist ohne Zweifel von Schiller, da Goethe einer solchen grausamen Verspottung eines edlen Freundes nicht fähig war. An Sommering schrieb Goethe am 17. Februar 1794: „So hat der arme Görster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen, wenn er schon einem gewaltthamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.“

Bei Nro. 366—370, wie bei Nro. 264 liegt eine irrite Vorstellung von der Ansicht Wolf's über die Ilias zu Grunde; denn Wolf nahm nur drei oder vier Dichter der Ilias an und glaubte, daß diese Dichter sich absichtlich fortgesetzt hätten. Vergl. Körte a. a D. I, 307. Heyne's Ansicht, die er freilich schon vor dem Erscheinen von Wolf's Prolegomenen, wenn auch nicht klar gefaßt, doch flüchtig sich gebildet hatte (Zoega's Briefwechsel II, 62), stimmte mit der von Wolf wesentlich überein. Schiller wollte Wolf wegen seines Ausfallen gegen Herder's Aufsatz in den Hören nicht ungeheure lassen.

Nro. 391. Pure Manier. Vielleicht Anspielung auf Fr. Schlegel, der bemerkt, Shakespeare's Darstellung sei durchgängig in einer bestimmten Manier aufgefaßt, wie denn charakteristische Kunst und Manier unzertrennliche Gefährten seien (S. 69 f.).

Goethe fühlte sich erleichtert und wohlgemuth, als die Xenien in die Welt geschlendert waren; er freute sich, daß endlich einmal diese sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das matte und schwache Volk und den christlich-moralisch-ästhetischen Jammer geschehen und

so gewürzt sei, daß sie wenigstens jedermann lesen werde. „Denn da die Gesellen mit ihrer Druckerei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Art immer theils im stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit vornehmtem Christenblick öffentlich schulassen,” schreibt er an Meyer am 30. Oktober 1796, „so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde.“ Da sie doch durch ihre Freimüthigkeit sich Feinde und Widersacher genug zuziehen mußten, so war es ihm sehr lieb, daß sie auf einmal dem Haß den Boden ausgestoßen und den Phantasten und Heuchlern theils namentlich, theils mit leichter und schwerer Dentung zu Leibe gegangen (Brief an Meyer vom 19. Januar 1797). Dagegen fand sich Schiller innerlich verstimmt und unheimlich, wie sehr er sich auch über den ungemein raschen Absatz,<sup>1)</sup> welcher bald eine zweite Auslage nöthig machte, freuen mußte. Von den Freunden kamen den Xeniendichtern freudige Anerkennungen zu. Körner schrieb am 5. October: „Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile (der Xenien) und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerk für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für litterarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unseren Tagen, und mancher möchte seine Stumpfsheit gern für Gutherzigkeit verkaufen; manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theil des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten.“ Nur wenige Xenien, meinte er, behaupteten ihren Werth nicht; vielleicht sei in ihnen manchmal noch zu viel Ernst (Brief vom 11. October). Schiller freute sich dieser Anerkennung, die bei der Unbedeuttheit und Flachheit des gewöhnlichen Urtheils ein sehr erfreulicher Laut sei;<sup>2)</sup> für das Komische in seinem Almanach sei in der Lesewelt zu wenig Humor und für das Ernsthafteste zu wenig Tiefe, weshalb derselbe von der einen Seite an der Schwefälligkeit, von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten habe; er bekümmere sich aber nicht mehr darum, da er das Publikum in Rücksicht auf sich aufgegeben habe.<sup>3)</sup> Wilhelm von Humboldt ward von den Xenien

<sup>1)</sup> Vergl. Schiller's Briefe an Goethe vom 10., 12., 16. und 31. October, an Körner vom 17. Februar.

<sup>2)</sup> Brief an Goethe vom 18. October.

<sup>3)</sup> Brief an Körner vom 28. October.

ganz überrascht und sein Bruder Alexander war darüber entzückt.<sup>1)</sup> In Halle war Wolf und besonders Eberhard mit den Xenien sehr zufrieden, selbst Klein, ein Verwandter Nicolai's.<sup>2)</sup> Gewaltiges Aussehen machte der Almanach in Berlin und Leipzig. „Nicolai nennt ihn den Jurien-Almanach.“ schreibt Schiller an Goethe (am 28. Oktober). „Böllner und Biester sollen ganz entzückt darüber sein. (Sie sehen, daß es uns mit Biestern gelungen ist.)<sup>3)</sup> Dieser findet die Xenien noch viel zu mäßig geschrieben. Ein anderer meinte, es wäre jetzt eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Meyer, der Poet, meinte, wir hätten einander in den Xenien selbst heruntergerissen, und ich habe das Ditschen „Wohlfeile Achtung“ (Nr. 92) auf Sie gemacht.“ Viel größer, als die Zahl der Zufriedenen, war die der Missstimmten und Erbitterten. Zwar war Goethe mit der Aufnahme des weimarschen Publikums ziemlich zufrieden, wo die Xenien die Tabulas votivas und dem ganzen sonstigen Almanach verkauften,<sup>4)</sup> aber Herder und Wieland grollten. Herder, der über den Wilhelm Meister Goethe die kränkendsten Dinge gesagt hatte,<sup>5)</sup> und, wie Böttiger berichtet, bei einer gewissen Gelegenheit äußerte, die Horen müßten sich künftig mit u schreiben,<sup>6)</sup> bemerkte in seiner Verstimmung, die Xenien seien mager; er hasse die ganze verdammte Gattung und wünschte, daß sie die letzten in deutscher Sprache sein möchten.<sup>7)</sup> Wieland und Frau Herder waren besonders über den Angriff auf Gleim erbittert.<sup>8)</sup> Wieland äußerte, wie Wolmann erzählte, er bedaure nur, daß . . . (Woß?) darin gelebt sei, weil so viele andere ehrliche Leute

<sup>1)</sup> Schiller's Brief an Goethe vom 13. November. „Das ist doch wieder eine neue Natur,“ schreibt Schiller, „die sich diesen Stoff assimiliren kann.“

<sup>2)</sup> Schiller's Brief an Goethe vom 2. November.

<sup>3)</sup> Biester's „berlinische Monatschrift“ hatte man nicht angegriffen, wohl aber die „neue deutsche Monatschrift“ von Genz.

<sup>4)</sup> Brief Goethes an Schiller vom 26. Oktober. Früher (am 15. Oktober) hatte er geschrieben: „Im ganzen finde ich nur einerlei Wirkung; jedermann findet sich vom Phänomen frappirt und jedermann findet sich zusammen, um mit anscheinendster Liberalität und mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu sprechen. Und geben Sie einmal acht, ob dies nicht meist der Fall sein wird.“

<sup>5)</sup> Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Kerner IV, 28.

<sup>6)</sup> Vgl. Böttiger's Leben S. 51.

<sup>7)</sup> Nach Böttiger's Leben S. 137.

<sup>8)</sup> Vgl. ebendaselbst S. 133.

müßhandelt wären.“<sup>1)</sup> Auch Voß, der überall in den Xenien mit Auszeichnung und Lob erwähnt und fast über Gebühr erhoben werden war, fühlte sich verletzt. „Der Xenienalmanach“, erzählt Ernestine Voß,<sup>2)</sup> „machte einen sehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verschmerzte, so viel anziehendes für ihn sie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Witz und Lanne dürften nicht angewandt werden anderen wehzuthun oder gar zu schaden; es sei unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen, die eine Zeit lang im Munde aller gewesen, und Fabeln geliefert, die zum Theil schwer zu übertreffen seien, so an sein Alter zu erinnern, weil seine Lieder nicht mehr den für acht gehaltenen Ton anstimmten, obgleich selbst diese Lieder auf einen großen Theil der Leser zum Guten wirkten. Die erste lärmende Wirkung dieser Menschenausstellung war ihm sehr unangenehm.“<sup>3)</sup> An Wolf schreibt Voß am 3. November 1796<sup>4)</sup>: „Der schillersche Musenalmanach treibt es doch etwas zu arg. Gegen die überstrenge Gerechtigkeit steht die Parteilichkeit für die Nachbarn ab; und die Personen hätten nicht berührt werden sollen: der alte Gleim, der Schulmeister Manso.“ In Gotha war der Herzog wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den er sehr hoch hielt, über die Xenien sehr ungehalten. „Dass man nicht überall mit uns zufrieden sein sollte“, antwortet Goethe auf diese Nachricht von Schiller (am 26. Oktober), „war ja die Absicht, und dass man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das litterarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Besitzniß uns selbst Recht zu verschaffen. — Ich erwarte nur, dass mir jemand was merken lässt, da ich mich denn so lustig und artig, als möglich expektoriren werde.“

<sup>1)</sup> Brief Schiller's an Goethe vom 28. Oktober.

<sup>2)</sup> Briefe von J. H. Voß III, 49.

<sup>3)</sup> Vgl. den Brief von Voß an Gleim ebendaselbst II, 334.

<sup>4)</sup> Ebendaselbst II, 240. Am 27. März 1797 schreibt Voß an Nicolai (ebendaselbst IV, 139), er werde von Weimar und Jena zurückgehalten, „wo nach der Erscheinung der Xenien wohl noch weniger Freude und Herzlichkeit wohnt, als ich vor drei Jahren fand“. Vgl. Schiller's Briefe an Goethe vom 5. und 10. Mai 1797. Der Aeußerung, daß Voß im Jahre 1794 wenig Herzlichkeit und Freude gefunden, widerspricht seine eigene Erzählung ebendaselbst II, 385 ff. Gegen Schiller scheint Voß sich über den Almanach freundlich geäußert zu haben. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 248, 249.

Zu Kopenhagen war man auf die Xenien ganz grimmig, wie Schiller durch die Gräfin von Schimmelmann vernommen hatte. Diese selbst habe zwar, äußerte er gegen Goethe, eine liberalere Sentimentalität und wäre, wenn sie nur könnte, gern gegen sie gerecht. Darauf aber dürften sie überhaupt gar nicht denken, daß man dieses Produkt seiner Natur nach würdige: die es am besten mit ihnen meinten, brächten es nur zur Toleranz. Am unangenehmsten war es Schiller, daß ihm bei allen Urtheilen dieser Art immer nur die miserable Rolle des Verführten zu Theil wurde.<sup>1)</sup> Mit heiterstem Humor erwiderte Goethe darauf, er hoffe, daß die Kopenbagener und alle gebildete Anwohner der Østsee aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen würden, wedurch ihnen denn doch ein sehr wesentlicher Dienst geleistet würde, obgleich es freilich von der andern Seite sehr schmerzlich sei, daß ihnen die unschätzbare Freiheit leer und abgeschmackt zu sein auf eine so unfreundliche Art vertümmt werde.

Der erste gedruckte Angriff, der den Xenendichteru zufam, erfolgte in Becker's Reichsanzeiger; er bestand aus einem Distichon, in welchem der Pentameter dem Hexameter vorhergeht, und schalt die Xenien hämischi. Wenn alle Angriffe dem gleich seien, meinte Schiller, so hätten sie freilich nichts dabei zu thun.<sup>2)</sup> Gleich darauf schreibt Goethe: „Gotha ist auch in großer Bewegung über unsere Verwegenheit. Hierbei ein Blättchen Distichen von —, der die Sache noch artig genug nimmt.“ worauf Schiller erwidert: „Die — Epigramme sind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich gestehe doch, daß mir diese Art unsere Sache zu nehmen gerade die allerfatalste ist. Es blickt nichts darans hervor, als eine Schönung der Leierheit und Flachheit, und ich weiß nichts impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn jemand denselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte: erst es dem Guten entgegenzusetzen und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit denselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter:

Unser Wasser erfrischt ic. ic.

ist merkwürdig und ganz erstaunlich expressiv für diese ganze Klasse.“ Irren wir nicht, so sind hier Distichen von Gotter gemeint, die uns freilich sonst nicht bekannt sind. Noch vor dem Erscheinen des

<sup>1)</sup> Brief vom 15. November 1796.

<sup>2)</sup> Brief an Goethe vom 28. Oktober.

Almanachs hatte eine Freundin Gotter's an diesen die auf Manso gedichteten Xenien geschickt, wovon dieser sehr erschreckt wurde.<sup>1)</sup> Der von Schiller angeführte Pentameteranfang „Unser Wasser erfrischt“ scheint auf eine Vertheidigung Manso's gegen No. 89 und 129 hinzudenken. Gotter war Freund von Manso, Jacobs und Schlichtegroll. Jene Ditsichen erschienen wohl in der „gothaer gelehrten Zeitung“.

Am 13. November sandte Schiller an Goethe außer einem die Xenien betreffenden Briefe des Koadjutors Dalberg, worans er schn. werde, daß man viel sündigen könne, wenn man sich nur erst in einen recht moralischen Ruf gesetzt habe, „ein Blättchen Hexameter (!),“ welche in Breslau von einem Champion des Herrn Manso gegen einen von ihnen gemacht werden, wobei er bemerkt, es sei doch sonderbar, daß ihre bisherigen Angreifer im Sylbemaße schon verunglückten. Goethe erwidert darauf: „Bei dem einen ist es wirklich merkwürdig, daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen; bei dem andern zeigt sich eine gewisse höhere Vorstellung, die denn auch ganz gut ist: sahe man nicht die Neigung zu dem erquicklichen Wasser (vgl. Schiller's oben mitgetheilte Neuherzung) auch hier so klar mit durch.“ Er selbst theilte Schiller eine Anzeige des Almanachs aus der oberdeutschen Litteraturzeitung mit, deren leichte, oberflächliche, aber wohlmeinende Behandlung des Ganzen nicht unerwünscht sei. Im ganzen, meinte er, hätten sie mit dem Almanach den gehörigen Effekt gethan; einzelne Neuherzungen könnten dem Autor selten wohlthun. „Man steht denn doch am Ziel, es mag nahe oder fern gesteckt sein, wenn einen der Leser gewahr wird. Nun kommen sie, gehen, rennen und trippeln auch wohl herbei; andere bleiben unterwegs stehn, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man solle wieder zu ihnen zurückkehren, in's platte Land, aus dem man sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet. So muß man die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähert.“ Indessen trieb er seinen Freund zur Ausführung des Wallenstein, da sie nach dem tollen Wagstück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke bekleidigen und ihre poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten.

<sup>1)</sup> Schiller's Brief an Goethe vom 11. Oktober. In einem Briefe vom 17. August 1797 sagt Schiller, Gotter habe vor seinem Tode das Genie- und Xenienwesen so bitter beklagt.

Einer der erbosten und grössten Angriffe auf die Xeniendichter erfolgte bald darauf in der kleinen, meist gegen Goethe gerichteten Schrift „Gegengeschenke an die Sudelföche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen“ von Manso und Dpf. Die 84 Epigramme dieser Antikenen drehen sich um die grössten Anzüglichkeiten und gemeinsten Persönlichkeiten, zeichnen sich dagegen in der äussern Form zu ihrem Vortheile aus: sie erklären selbst, daß ihre Absicht sei wieder zu schimpfen, daß sie nur wahre Sottisen geben, ohne welche es aber in dem Krieg nicht abgebe. Neben dem vielen Schmuse finden sich einzelne nicht unwitzige Epigramme, wie folgende auf Schiller's in der Ueberschrift genannte Gedichte.

Das Reich der Schatten.

Mun, was denkt ihr vom Reich der Schatten? Es schattet und schattet,  
Dß man vor Schatten unher nichts von den Schatten erkennt.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruh mit ihrer Würde und sorge  
Für die deine, mein Freund. Ihre bewachen sie schon.

Auf Goethe geht folgendes Xenion:

Konsequenz.

Daß der geheime Rath so öffentlich schimpset, das nimmt euch  
Wunder? Er hat ja als Rath nie was Geheimes gethan.

Goethe sandte diese Schrift am 5. Dezember an Schiller, mit der Bemerkung: „Ob ich gleich vermuthe, daß der böse Wille unserer Gäste auch Exemplare nach Jena geschafft haben wird, so schick' ich doch hier das meinige. Es ist lustig zu sehn, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und die Sache ist.“<sup>1)</sup> Einen empfindlicheren Eindruck scheint dieses Gegen-geschenk auf Schiller gemacht zu haben, der am folgenden Tage antwortet: „Das schmuzige Produkt gegen uns, dessen Verfasser

<sup>1)</sup> Wieland schreibt an Göschken, der ihm ein Exemplar der sauberen Gegen-geschenke gesandt hatte: „Sie sind zum Theil grob und schmuzig genug. Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer, wie Goethe und Schiller, der Welt eine solche Farze geben, und durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine so peibelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen, als lachen möchte.“ Garve äußerte, der Unwillen, nicht die Muse, habe seinem Freunde Manso diese Distichen eingegeben; sie seien zuweilen persönlich beleidigend und ohne Zweifel nicht alle von ihm selbst.

Mr. Dyl in Leipzig sein soll, ist mir schon vor einigen Tagen in die Hand gekommen; ich hoffte, es sollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewisser Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen, aber es ist doch bloß in Deutschland möglich, daß böser Wille und Roheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen. Man sollte doch da, wo keine Scham ist, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünden im Zaum hielte; aber die Polizei ist so schlecht bestellt, wie der Geschmack. Das Unangehme an der Sache ist dieses, daß die wohlwischen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Produkt in Schutz nehmen können, doch triumphiren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe und daß das Skandal durch uns gegeben sei. Sonst sind übrigens diese Dichtchen die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Produkt sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher könnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und Humor nicht abdestillirt werden, als hier geschehen ist, und die ganze Dyfische Partei sieht sich nun in dem Nachtheil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können, unendlich weiter gegangen ist. Ich bin doch begierig, ob sich nicht von selbst auch einige Stimmen für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf so etwas nichts erwiedern.“<sup>1)</sup> Goethe sucht Schiller's Mißstimmung, der sich sogar zur Klage über die schlechte Polizei verleiten ließ, möglichst zu beruhigen. „Den Dyfischen Anfall,“ schreibt er, „habe ich, da ich die Deutschen so lange kenne, nicht besonders gefunden; wir haben dergleichen noch mehr zu erwarten. Der Deutsche sieht nur Stoff, und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, so hätte er sich gleichgestellt; über das Sylbenmaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht. Wenn ich aber aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles,

<sup>1)</sup> Was in Böttiger's „litterarischen Zuständen“ berichtet wird, Schiller habe damals geäußert, er hätte das respice si nem besser bedenken und den Anhang zum Almanach nicht dulden sollen, ist ohne Zweifel eben so unwahr, als was daselbst über die Entstehung der Xenien Schiller gesagt haben soll.

was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sieht der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine lägliche Geberde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortführen und ihm die Quäl der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu sein glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern.“ Als Goethe am Ende des Jahres mit dem Herzoge in Leipzig war, besuchte er mit diesem einen großen Ball, „wo die Herren Dyk und Compagnie und wer sich sonst durch die Xenien verlezt oder erschreckt hielt, sie mit Apprehension als das böse Princip betrachteten“.<sup>1)</sup>

Eine dem dritten Stücke des gelehrten Artikels der „neuen hamburgischen Zeitung“ von 1797 beigelegte Rezension der Xenien in Distichen war Schiller schon am 9. Dezember von Hamburg aus zugekommen.<sup>2)</sup> „Die Verfahrungsart in dieser Repartie wäre nicht unkling ausgedacht,“ meinte Schiller, „wenn sie nicht so ungeschickt wäre ausgeführt worden. Ob vielleicht Reichardt — oder Baggesen? — dahinter steckt? Goethe erwidert: „Man hat mir wissen lassen, daß nächstens etwas für den Almanach erscheinen werde; in welcher Form und in welchem Gehalt, ist mir unbekannt. Ueberhaupt, merke ich, wird es schon Buchhändlerspekulation, pro oder contra etwas drucken zu lassen. Das wird eine schöne Sammlung geben! Von dem edeln Hamburger, dessen Exercitium ich hier zurückschicke, wird es künstig heißen:“

Auch erscheint ein Herr ß\* rhetorisch, grimmig, ironisch;

Seltsam gebärdet er sich, plattdeutsch im Zeitungsermat.“

Man sieht, Goethe beabsichtigte damals, am Ende alle Entgegnungen der Xenien mit neuen Distichen zu erwidern, wie er

<sup>1)</sup> Goethe's Werke B. 27, 61.

<sup>2)</sup> Sie ward in der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ von 1797 Nr. 1 abgedruckt und erschien einzeln mehrfach. Ist dieses dieselbe wichtige Recension, als deren Verfasser Böttiger (Böttiger's Leben S. 133) Trapp in Wolfenbüttel nennt? Wahrscheinlich nicht.

bereits oben bemerkte, man müsse die Gegner, wenn sie sich ganz sicher fühlten, noch einmal aus dem Fundament ärgern.

Am 12. Dezember schreibt Schiller an Goethe: „Hier etwas von dem Neuesten über die Xenien.<sup>1)</sup> Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des Deutschen Geschmacks kann ad acta gelegt werden.“ Aber durch Reichardt's Angriff, der in seiner Zeitschrift „Deutschland“ im zehnten Heft 1796 (S. 103—106) eine „Erklärung des Herausgebers an das Publikum über die Xenien im schiller'schen Musenalmanach 1797“ gegeben hatte, fühlte sich Schiller tief verletzt. Am 14. November hatte dieser Goethe die Nachricht mitgetheilt, Reichardt werde in vierzehn Tagen nach Jena kommen, um Fr. Schlegel mit nach Giebichenstein zu nehmen, was doch recht heiße vom Teufel geholt werden. Bei den Xenien solle Reichardt, wie Humboldt erzähle, sich sehr sentimentalisch benehmen, und weil Schlegel ihm versichert habe, Goethe hätte keinen Anteil an den auf ihn gehenden, so solle er sehr getrostet sein, so daß Goethe vor seinem Besuche nicht sicher wäre. Er glaube bei Goethe noch immer was zu gelten; auch habe er Goethe's Stücke im Almanach gegen Humboldt sehr gelobt. Goethe habe also seine Absicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es scheine; er sei und bleibe vor der Welt sein Freund, wenigstens in seinen Augen, und werde sich wahrscheinlich jetzt mehr, als je, dafür auszugeben suchen. Nach Reichardt's „Erklärung“ in seiner Zeitschrift „Deutschland“ schrieb Schiller: „Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so, wie ich erwartet hatte; er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich einen so insolenten Angriff nicht, wie Sie selber sehn werden; die Replique muß schnell und entscheidend sein. Ich sende Ihnen hier das Konzept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise (nach Leipzig), als die Nothwendigkeit bald mit der Ge- genantwort aufzutreten macht die Resolution dringend; daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber sein und ihm desto sicherer den

<sup>1)</sup> Welche Schrift oder Beurtheilung der Xenien gemeint sei, wüßten wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen; wahrscheinlich die unten näher bezeichneten Verlöcken.

Mund stopfen.“ Goethe beruhigte Schiller, indem er selbst eine Absertigung zu liefern versprach. In Leipzig hatte Goethe, wie er von dort an Schiller schreibt, Gelegenheit über die Wirkung der belletristischen, positiven und polemischen Schriften manche gute Bemerkung zu machen, und er hoffte, daß das versprochene Gegenmanifest nicht um desto schlimmer werden würde. Schiller hatte unterdessen die reichardtische Sache sich aus dem Sinne geschlagen und sich darin mit Freuden in Goethe's Rath ergeben; sie habe ihn in einer zu engen Zimmerluft überfallen und alles, was zu ihm komme, müsse noch dazu beitragen ihm diese Widrigkeiten lastender zu machen. Kurz daran erinnert er Goethe, er möge „Freund Reichardt's Absertigung“ nicht ganz vergessen, worauf dieser sofort (am 18. Januar) erwidert: „Der versprochene Aufsatz ist so reif, daß ich ihn in einer Stunde diktieren könnte; ich muß aber vorher mit Ihnen noch über die Sache sprechen, und ich werde um so mehr eilen, bald wieder bei Ihnen zu sein.“ Nichts desto weniger blieb die Sache ruhen, da es bei genauerer Betrachtung den Freunden scheinen möchte, daß es ihrer am würdigsten sei gegen alle Angriffe Stillschweigen zu beobachten.

Bald darauf erfolgten neue Angriffe im „Archiv des Geschmackes“ und im „Genius der Zeit“, wo Wulpius als Dichter der Xenien bezeichnet ward. Auch Campe sah sich zu einer Erwiderung veranlaßt; er gab nemlich im siebenten Stücke der „Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden“ (vergl. Xenien Nro. 141, 151, 179) nicht allein einen Aufsatz „Bemühungen Goethe's, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen“ (S. 168 — 178), sondern auch „Doppelverse (Distichen), ein Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien“ (S. 179 — 182). „Es geht eigentlich nur Sie an,“ schreibt Schiller an Goethe (III, 16); „und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau (vergl. Xenien Nro. 87, 152) nur auf's neue bestätigt.“ Glaudius ließ sich auf eine plumpre Weise gegen die Xeniendichter meist in Knittelversen aus und schalt auf die Lente, die alles drucken lassen. Zur Probe theilen wir vier Epigramme mit, von denen die zwei ersten aus einem „litterarischen Thierkreis“ genommen sind.

#### Der Widder.

Ich Widder, der sentimental,  
Eße mein Futter an der Saale.  
Ich mache so Drama, wie Gedicht,  
Und meine Hörner gehören mir nicht.

## Der Stier.

Sch, der reale Stier an der Irm,  
Bin viel ein ärgerer Schelm.  
Meine Hörner und Knochen sind voll  
Und ich befind' mich recht wohl.

## Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!  
Kennt seinen Liebling Nickel  
Und seine Nickel Damen.

## Der berühmte Almanach.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schiller,  
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.<sup>1)</sup>

Die „kläglichen Verse des wandsbecker Boten“, wie sie Schiller nennt, erschienen zugleich mit einem andern Aufsatz unter dem Titel: „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen anderen Kleinigkeiten. Von dem wandsbecker Boten.“<sup>2)</sup> Wieland, der bereits im Januarhefte des Merkur angekündigt hatte, er werde nächstens sein Urtheil über Schiller's Musenalmanach abgeben, erfüllte sein Versprechen in einem Dialoge des Februarheftes, wovon Schiller meinte, es fehle nichts, als daß er im Reichsanzeiger stünde. Daß Wieland in der heilsamen Mittelstraße geblieben sein werde, äußerte Goethe, lasse sich vermuthen.<sup>3)</sup> Wieland war es ärgerlich, „ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst, wie Goethe's Idylle Alcyone und Dora, von der er Horazens decies repetita placebit schon an sich erfahren habe, und so auszulesen schöne Stücke, wie Schiller's Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das er kenne, oder, wie das novem Musis caelatum opus Pompeji und Herkulannum mit einer solchen rhyparographischen Rhapsodie, wie die Xenien, in einem und demselben Bände zu sehn“. Um meisten schmerzte es ihn, daß die Xenien der Achtung, in welcher die Gelehrten bisher bei den Großen gestanden, bedentenden Abbruch thun müßten. „Daß viele dieser Xenien ächten Witz und seines, wiewohl scharfes

<sup>1)</sup> Vgl. Goethe's „Fahreszeiten“ Nro. 102 (B. 1, 315).

<sup>2)</sup> Dagegen erschienen „Urian's Nachricht nebst Antwort“ (Germanien 1797), ein Aufsatz „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, verloren aus dem Schnapsack des hinkenden Boten, nebst Antiurian's ächter Depesche über diese wichtige Materie. Nicht aus les erreurs,“ in den „Blättern aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz,“ 1. Lieferung, und eine andere Erwiderung im Märzhefte des „Archivs der Zeit“.

<sup>3)</sup> Briefwechsel II, 7. 32. 34.

Salz in sich haben, wird wohl niemand leugnen wollen: aber eben so wenig ist zu leugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaft-roben und boshaften zusammen-genommen die große Majorität ausmachen; und daß auch nur eines von diesen letzteren einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgültig sein kann, zum Urheber haben könne, erdat Iudaens Apella.“ In seiner gutmütig persiflirenden Weise stellt er eine Vermuthung über die Entstehung der Xenien auf. Die beiden Freunde habe in einer genialischen Stunde der Einfall angewandelt, die bekanntesten Bewohner unseres Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sumpfe vor ein scherhaft kritisches Tribunal zu fordern, und sie hätten sich sogleich an die Ausführung gemacht, ohne daran zu denken, etwas von diesen Bocksprüngen des mutwilligen Geistes Capriccio vor das Publikum zu bringen. Längere Zeit nachher habe Schiller, da der Vorrrath von Beiträgen zur Füllung der Bogenzahl des Almanachs nicht hingereicht habe, sich dieser Spottverse erinnert und den Entschluß gefaßt, dieselben am Schlusse des Almanachs mitzutheilen. Bei der drängenden Eile habe er das Geschäft des Abschreibens und Ordens ungünstlicherweise einem jungen, lebhaften, von Witz und Mutwillen strotzenden, für die beiden Dichter enthusiastisch eingenommenen Kunstmünder übergeben, welcher der Versuchung nicht habe widerstehen können, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eigenen Fabrik hinzuzuthun, wodurch denn jener häßliche Spuk in der Literatur angerichtet worden sei.

Nicht geistvoller, sondern noch viel platter, eselder und frustiger trat der nüchterne, von allen guten Geistern genialen Witzes und tiefern Gefühls verlassene Nicolai in seinem mehr als ein halbes Alphabet umfassenden „Anhang zu Friedrich Schiller's Museenalmanach für das Jahr 1797 von Friedrich Nicolai“ (mit dem Motto: *Duplex libelli dos est: quod risum movet Et quod prudenti vitam consilio monet*) gegen die Xeniedichter auf, welche die reichste Fülle bittersten Spottes über diesen eingebildeten Lehrmeister Deutschlands ausgespuckt hatten. Nicolai beginnt mit Schiller und will den Beweis liefern, daß dieser wirklich an jener Dunkelheit und Unklarheit der Begriffe leide, die er ihm zum Vorwurfe gemacht. Dies geschieht aber auf die platteste und flächeste Weise, die sich besonders in einer geistlosen, an Missverständnissen reichen Kritik von Schiller's Fabel „der Auchs und der

Kranich" gefällt. Aber auch gegen Goethe schießt er seine Pfeile ab. Er wirft diesem den Umsug vor, welchen er bei seinem ersten Aufreten erregt habe. „Herr Goethe scheint gleich bei seinem ersten Aufreten in die deutsche Literatur der Meinung gewesen zu sein, Er dürfe sich alles erlauben. Weil er Leute, wie Schmidt in Gießen und den unglücklichen Lenz, ungestraft zum Besten haben konnte, glaubte er jeden nach Gefallen vor'm deutschen Publikum handhaben zu können, wie Schmidt von Gießen. Er war unverschämt genug, Herrn Wieland mit launischer Verachtung antasten zu wollen.“ Lessing, erzählt er weiter, sei durch diese Veropotting Wieland's so verletzt worden, daß er im Begriffe gestanden habe, „Wertherische Briefe“ zu schreiben, und Goethe würde jetzt als ein Gegenstück zu Klop in Lessing's Werken erscheinen (o Nicolai!), hätte er (Nicolai) seinen Freund Lessing nicht davon abgehalten. Goethe glaube aber nicht nur das größte Genie, sondern dünke sich auch ein vornehmer Herr zu sein, was der anedotenhafte Nicolai durch die Anekdote von Bürger's Besuch bei Goethe belegen will, die er ganz einseitig (vgl. Briefe an Schütz II, 40) von Bürger selbst vernommen. Aber Bürger's barsches Aufreten, der dem Dichter mit den Worten: „Sind Sie Goethe? Ich bin Bürger“ mit studentenmäßiger Fidelität entgegengesetzt, hatte diesen, der eben unangenehm gestört werden war und keineswegs in so genauer Verbindung mit Bürger stand, um so mehr abgestoßen, je mehr ihre ganze Denk- und Anschauungsweise verschieden war. Nicolai wirft Schiller und Goethe Dunkelheit, Gernwitz, Niedelnuth und Dünkel vor. Daß Goethe und Schiller, der aber weit hinter Goethe zurückstehe und dem die Sprache hin und wieder noch immer ein wenig im Wege sei, ächte Werke des Genius geliefert, leugnet er nicht, aber ihre Vitalität, welche sie das Publikum verachten lehre und sie treibe, alles, was sie nur geschrieben, ohne Wahl drucken zu lassen, habe sie heruntergebracht, so daß ihre Poesie und Prosa häufig weniger, als mittelmäßig sei. „Der Großkopfta stöhnt auf seinem Kotterbett, engbrüstig und von Wasser aufgeschwollen; Kleinke Fuchs auf sechs Füßen schleicht noch kaum und läßt den Schwanz hängen; die ästhetische Erziehung hat keine Bader und schwindet ohne alle Kraft dahin. Die Horen, in denen noch so viel herrliche, gesunde Lebenskraft steckt, möchten gern ganz rekonvalesziren, aber es geht langsam; der ewige Benvenuto Cessini kann mit aller Naivität seiner Handlungen die langweilige Näserei seiner Erzählung nicht ersetzen; der Ritter von Tourville ist auch ein ziemlich langweiliger Ritter; und hin und wieder kommt's zu einem Rezidive

von unverdaulicher kritischer Philosophie". Der Musenalmanach auf 1797 stehe schon gegen den vorjährigen gewaltig zurück; seit lang sei es hier öde und leer. „Das Vorzüglichste möchten noch die kleinen Gedichte sein, einige vortreffliche Gnomen und Distichen, selbst unter den Xenien einige leicht, in trefflicher Neckerei. — Das beste Gedicht von Goethe, Alexis und Dora, und Schiller's bestes, Klage der Eres, ist gar nicht besser, als der Pygmalion Schlegel's, eines Jünglings von herrlicher Anlage, und als ein paar Gedichte, D. und W. unterzeichnet, vermutlich auch von guten jungen Köpfen; hingegen mehrere Gedichte, Goethe und Schiller unterschrieben, sind diesen weit nachzusezen, welches für Meister eben nicht rühmlich ist.“ Nicolai wagt es sogar seine Urtheilsfähigkeit durch die Behauptung bloßzustellen, Bürger stehe als Dichter mit Goethe gewiß in ebenderselben Classe; viele vortreffliche deutsche Dichter gebe es, behauptet er, die sich wahrlich wohl mit Goethe messen könnten. Seine Erwiderung auf die Xenien, bemerkt Nicolai, sei keineswegs durch den Wunsch veranlaßt, die Schmähungen der Xeniedichter gegen seine Person zu erwidern oder zu widerlegen, sondern er habe bei ihr das Interesse der deutschen Litteratur im Auge, indem er die Jünglinge vor philosophischer Verschrobenheit und poetischem Dünkel, wie sie an der Tagesordnung seien, warnen wolle. Zu den Leuten, deren Schriften man den Geisteswindel amerke, zählt er Heydenreich, Fichte, Niethammer, Snell, Lavater, Zug Stilling, Eckartshausen, Haschka, Hofmann, Hochstätter. Auch er bedauert die üble Meinung, in welche die Gelehrten durch die Xenien bei den Großen und Vornehmen kommen würden. Häufig nimmt Nicolai Anläufe zu Wit und Persiflage, womit es ihm meist jämmerlich missglückt; ja er hat sich auch zu folgendem bettelhaften Xenion verstiegen, welches er „für nous et nos amis“ auffügt:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,  
Daz ich nicht Schiller (Goethe) worden;  
Ich wär' geschmeichelt worden viel  
Und wäre bald verdorben.

Es ist bezeichnend für die Erbärmlichkeit der damaligen Kritik, daß das langweilige fade Geschwätz des Berliner Buchhändlers beifällige Aufnahme finden konnte.

Auch Gleim, der nie müde, wollte das Wort der Xenien, daß ihm leider die spannende Kraft und die Schnelle mangle, die eint des Grenadiers herrliche Saiten gespannt habe, nicht unerwidert lassen; er gab unter dem Titel „Kraft und Schnelle des alten

Pelens" im Jahre 1797 (Gleim's Werke IV, 305 — 336) eine Anzahl matter Verse heraus, durch welche der Ausspruch der Xenien sich auf's neue völlig bewahrheitete. Vgl. Körte Gleim's Leben S. 301 f. Wir wählen zur Probe folgende aus:

Ha, welch ein weiter Weg von Iphigenien  
Zu diesen Xenien.

Jungfräulichkeit, man sieht's an ihrem Sinnengedicht,  
Ist eben ihre Sache nicht.

An seinem Schreibpulte stand  
Die Muse seiner Lieder,  
Und als sie Xenien von ihm geschrieben sand,  
Schlug sie die Augen nieder,  
Und sprach, die Leier in der Hand:  
Ich komm' ihm nun so bald nicht wieder.

Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon,  
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon  
Gernsen ward auf ihm, noch die Gernsnen hörten,  
Noch Faunen nicht auf ihm der Mäzen Tänze sterten  
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungestrüm,  
Apollo Gott noch war, nicht Priavns auf ihm,  
Als alle Sänger noch einander ihre Lieder  
Vorsangen, alle noch, wie Brüder,  
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehn.  
Auf unserem Helikon, wie war's einmal so schön.

Freilich wußte Voß nicht, wie er Gleim's matte Verse genug erheben sollte, aber dafür ward ihm auch das vollste Lob des alternden Grenadiers zu Theil! „Wie jugendlich er daherschreitet, der alte Pelens“, schreibt Voß an Gleim am 9. April 1797 (II, 334 f.) „in nicht zitternder Hand die gewaltige Esche des Pelion's bewegend und febllos sie schwingend, würdig noch jetzt der umarmenden Thetis! — Noch niemals (!) ist das höhnuende Wort Kraft und Schnelle nachdrücklicher erwidert worden und mit edlerer Stille und fast spielender Leichtigkeit, in den mannigfältigsten Wendungen des Lanzentanzes!“ Bei solchen Lobeserhebungen der Freunde war es nicht zu verwundern, daß Gleim bis zu seinem Tode nicht anfhören konnte mit seinen Gedichten die Leser zu behelligen, wodurch er Goethe noch im Jahre 1802 zu dem Xenion über das neunte Stück des Merkur reizte:

In Teufels Namen,  
Was sind denn eure Namen!  
Im deutschen Merkur  
Ist keine Spur

Vom Vater Wieland,  
Der steht auf dem blauen Einband;  
Und hinter dem verfluchtesten Reim  
Der Name Gleim.

Auf eigenthümliche Weise rächte sich Zenisch an den Xenien, die er mit witzig sein sollenden Erklärungen, welche meist die Xenien auf Goethe und Schiller selbst anzuwenden suchen, herausgab unter dem Titel: „Litterarische Spießruthen oder die hochadlichen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. Zevz erdor. Hetärengespräche Lucians. Weimar, Jena und Leipzig im eisernen Zeitalter der Humanität.“ Den Titel erklärt die Note zu Nr. 242:

Unser liegen noch tanzend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,  
Rückt ihr zu hizig heran, Schultern und Rücken entblöst —:

„Also litterarische Spießruthen! Hier wird rüftlings angerückt; das nenne ich Etymologie“. Auch Nicolai verstand dieses Distichon nicht. Zu Nr. 204 nennt sich der witzelnde Verfasser „August Fuchsler, attischer Salzinspektor am Hesilou“, dem sein Better alles ausgeschwätz habe.

Von Christian Fürchtegott Gulda, Lehrer am Pädagogium in Halle, erschien als Gegenchrist gegen die Xenien, meist gegen Goethe als Hauptverfasser: „Trogalien zur Verdauung der Xenien. — — Vescere sodes. Hor. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer 1797,“ mit einem satirischen, das Altrücken der Xenien darstellenden Kupfer, wo Schiller mit der Narrenmütze und einer Fahne, auf welcher man die Worte „Schiller und Comp.“ liest, einer Schar von Krüppeln und Zwergen vorangeht. Das Ganze zerfällt in folgende Abschnitte: Aufmarsch. Zum Imbiß. Der Münzenalmanach. Gespräch nach der Michaelismesse. Gespräch am ästhetischen Thore. Die Xenien. Thüringischer Zodiakus. Göttergespräch. Mysterien. Confessions. Vielen. Zweien. Späte Neu. Abmarsch. Die meisten dieser 237 Distichen sind Parodien auf die Xenien selbst; unter einer großen Anzahl von fadten Xenien gibt es einzelne nicht unwitzige; an Roheit, Plumpheit und Gemeinheit fehlt es am wenigsten. Manche Xenien gehen auf das Verhältniß Goethe's zu Christiane Vulpius, die ihn zu den Xenien verleitet habe.

Widder.

O der Füchsin! die hat mich so zu Grunde gerichtet,  
Dass den Widder man jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Jungfrau.

Jungfrau war ich vordem; jetzt bin ich seine M-e;  
Doch die gütige Welt neunt mich noch immer Mamfeli.

Dieselbe.

Aber nehm't euch in Acht! Ich bin vom Geschlechte der Füchse,  
Und nach Fuchses Manier immer dem Hause gar nah.

Natur und Kunst.

(G\*\* an seine Kinder.)

Weg mit der Kunst im Lieben! Ich folge darin der Natur bloß,  
Meine Kinder; ihr seid drum auch natürliche nur.

Eins ist Noth.

Bücket euch, wie sich's geziemt vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,  
Habet ihr etwa was bei dem Minister zu thun.

Besagter Minister zu besagter Jungfrau,  
bei der Abreise in das Land, wo die Citronen blühen.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge — sie sagen

Immer: „Vergiß mein nicht, Goethe, vergiß nur nicht mein“!

Auch Schiller's Sittlichkeit wird nicht verschont, selbst der Herzog von Weimar als unfähig zur Regierung und Goethe unternähtig dargestellt. Von sonstigen Xenien wählen wir nur wenige aus.

Vermuthung.

„W—g ist zu F. a. M. geboren“. Ich glaub' es;  
Aber jenseit des Stroms scheint er erzogen zu sein.

Elegien in den Hören.

Lange harren wir schon auf unsern deutschen Tibullus;  
Endlich haben wir ihn — aber im Narrenhabit.

Aufforderung.

(Gotta an E\*\*.)

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel, mein lieber Herr Hofrat!

Wenn Ihr Almanach doch hübsche Pasquillchen enthielt!

Die unenmodigen Distichen.

In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der:  
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.<sup>1)</sup>

Stier.

Jeden stoß ich mit Macht, und wär's auch ein redlicher Bürger.<sup>2)</sup>  
Wozu wär' ich auch sonst also mit Hörnern begabt?

Fast nur dem Namen nach kennen wir die Schrift vom Kriegsrath A. Fr. Granz: „Die Ochsfäde oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit ihren Herren Kollegen“. Die Ochsfäde soll in gedehnter, schlechter Prosa geschrieben sein,

<sup>1)</sup> Obgleich der Verfasser häufig die schlechten Verse der Xenien schilt, so fehlt es doch auch bei ihm nicht an holpernden und harten Versen.

<sup>2)</sup> Ausspielung auf Schiller's Beurtheilung von Bürger's Gedichten.

aus dem Hundertsten in's Tausendste gehn, einen drolligen Einfall immer zu Tode jagen, nebenbei manches über die Gegenschriften der Xenien mittheilen. Vgl. die „neue allgemeine deutsche Bibliothek“ XXXIV, 152. Sechzehn Jahre früher hatte der Verfasser eine *Vox iudee* geschrieben.

Es bleibt uns nun noch eine Anzahl von Schriften über die Xenien übrig, deren Verfasser unbekannt sind.

1) Aeakus oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte herausgegeben von J. A. Neubestock. Deutschland 1797. In dieser, nicht ohne Wit geschriebenen, „dem Beförderer alles Guten, Schönen, Erhabenen, Herren J. W. Gotta, berühmten Buchhändler in Tübingen, ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegten“ Schrift verklagen die in den Xenien Angegriffenen, die sich sämmtlich zu Tode geärgert haben, die beiden Xeniendichter, die sich zu Tode gelacht haben, vor dem Tribunale des Aeakus, der sie freispricht, bis zuletzt, als die Xenien und das Xenienwesen in der Unterwelt vergessen sind, so daß nur hier und da noch ein Dichter in seinen eigenen Bart brummt, eine Klageschrift eines Theaterdichters von der Oberwelt einläuft, in welcher der Verunglimpfung und Verläumding des deutschen Theaters und des Hochvorrathes wegen, daß die Griechen als einzige Muster aufgestellt würden, strenge Bestrafung der Xeniendichter gefordert wird. Aeakus droht diesen die härteste Strafe, wenn die Klagen als wahr befunden werden sollten, lässt ihnen aber zur Vertheidigung zwei Tage Zeit, nach deren Ablauf sie in einer in Distichen abgefaßten Bittricht ihre bitterste Reue darüber aussprechen, „daß sie die Dichter geschnämt und die Autoren in Prosa“, der griechischen Tragödie ganz entsagen und die neuen Menschenaturen, „recht nach alltäglichem Schlag, daß man sich selber nur sieht,“ willkommen heißen.

Seid uns willkommen, ihr Fahndriche, Lieutenant und ihr Räthe,  
Pfarrer und Jäger, ihr Gecken und Pinsel und Narre!  
Unsere Stimme soll ferner zu eurem Preis nur erhallen,  
Und es schrumpfe hinsort in euch zusammen der Geist.

Die Ironie ist hier so glücklich, daß sie nicht von allen erkannt wurde. Das Ganze besteht aus elf Fragmenten, von denen das letzte in der eben angegebenen Weise das Theaterwesen behandelt; in den übrigen Fragmenten wird über die Streitsucht der Gelehrten und Dichter (auf Veranlassung des Streites zwischen Jenisch und Reinhardt. Xenien Nro. 295), über die Entweibung des Auden-

fens verstorbenen Gelehrten durch Aufdeckung ihrer Schwächen (mit Bezug auf Lessing. Xenien Nro. 356), über die pedantischen Bestrebungen der „Gesellschaft von Sprachfreunden“, über die Gräkomanie, über Politik, über die Geschwindschreiberei, den Missbrauch der Kritik, die theoretischen und praktischen Wissenschaften meist mit Einsicht und gutem Humor gehandelt. Uebrigens gestehen die Xeniendichter, daß die Veranlassung zu den Xenien ein bloßer Einfall gewesen, den der Champagnergeist in ihnen erzeugt habe, die Absicht derselben sei das blonde Geld Cotta's; sie betheuren aber zugleich dem Aekus, es würde ihm selbst, wenn er die deutschen gelehrten Zeitungen und nur Titel, Inhalt und Sprache einiger der beliebtesten deutschen Schriften gelesen habe, sehr schwer fallen keine Xenien zu schreiben. Der Verfasser datirt seine Fragmente vom Throne des Plutus aus, da er selbst vor einiger Zeit durch den menschelmörderischen Dolchstich einer Rezession um's Leben gekommen.<sup>1)</sup>

2) Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers. Der Verfasser, der in Halberstadt gelebt haben soll (die Schrift erschien im März), gibt auf der rechten Seite immer ein Xenion des Almanachs, dem er sein eigenes parodirendes links gegenüberstellt; häufig wiederholt er links geradezu das Xenion des Almanachs, was er durch die Bemerkung erklärt: „Rechts und links macht auch einen Unterschied.“ Zur Probe wählen wir folgende:

Der metaphysische Ovid. Vgl. Nro. 38.

Hättest du, guter Ovid, doch metaphysisch, wie Schiller,  
Stets gedichtet; du wärst nimmer vertrieben aus Rom.

Das Neueste der deutschen Dichtkunst. Vgl. Nro. 135.

Raum und Zeit hat man dicht'risch gemalt; es sieht zu erwarten,  
Dß man die kant'sche Kritik noch in Hexametern singt.

Aglaja und Philine. Vgl. Nro. 255.

Auf dem Umschlag zeigt euch Aglaja den göttlichen H—;  
Aber Philine zeigt, Lefer, euch fast noch was mehr.

<sup>1)</sup> Boas, der (Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken I, 53 f.) diese Schrift zu den Vertheidigungsschriften zählt, in denen es noch viel matter ausschehe, als in den Gegenschriften, scheint das Buch nicht gelesen zu haben.

Die unzufriedenen Kritiker. Vgl. Nr. 47.

Arme Kritiker! Ach, was mußt ihr alles nicht hören,

Weil ihr zwei Sterblichen sagt, daß sie Sterbliche sind.

Der Verfasser bemerkt, daß, wenn er sich Ungerechtigkeiten gegen die Xeniendichter habe zu Schulden kommen lassen, dieses das beste Mittel sei, ihnen ihre eigenen Ungerechtigkeiten lebendig vorzustellen; <sup>1)</sup> auch möge er, als in der Verskunst sehr unerfahren, und noch praktisch-ungeübter, als theoretisch-unerfahren, manches bloß — ja wohl bloß und einzig — des Sylvbennähes wegen gesetzt und gesagt haben. Die meisten Distichen sind fade und holpernd. Zuweilen wenden sich die Päredien auch gegen andere Schriftsteller, als die Xeniendichter.

3) Berlöcken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. Der Verfasser gibt sich als Philolog und dankbarer Schüler Heyne's zu erkennen. Von den 97 Distichen gehen nur folgende, zum Theil anerkennende auf die Xeniendichter:

Verfasser der Xenien.

Rathet, wer iß's, der die Xenien schrieb? — Es schrieb sie ein Höfmann  
Und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Theil.

Woher weißt du das?

Suchst du Feinheit in ihnen, du findest sie, findest auch Scharfsinn  
Und Gründung und Witz, aber auch Grobheit genug.

Erster Patron. (Schiller)

Mirgends seh' ich dich lieber, als von Thalien begleitet:  
In der Herren Gefolg scheinst du mir etwas Bedeut.

Derselbe.

Manches verlaßt sein Name, doch die ästhetischen Briefe  
Auf der Dreigötterunnenpost gehen wohl meistens retour.

Die Herren.

Göttinnen ewiger Jugend war't ihr den Griechen, uns Deutschen  
Werdet ihr — ach, wie bald! — runzlichte Spukdörnen sein.

Deutscher Originalgeist.

Schnell mit Horenreite bist du den Horen eingesogen;  
Britten und Griechen lehn zur Unterhaltung sich schon.

Mrien.

Deinen Genius schütze die deutsche Sprache, und wieder  
Sei auch von deinem Geist unsere Sprache geschützt.

<sup>1)</sup> Dagegen heißt es in der Buchhändleranzeige, der Verfasser sei dem Grundsage des Epaminondas, nicht einmal im Scherze eine Unwahrheit zu sagen, bis zu Ende getreu geblieben.

Der zweite Patron. (Goethe)

Seinen Genius zeigt uns G. in jeglicher Stellung;  
Viel siehst du, Publikum, ihn, wie er zum Baden sich schickt.

Wilhelm Meister.

Goethe's Werk ist er, so dach' ich, und las ihn mit Andacht,  
Da floh der Meister davon, kaum daß der Lehrling mir blieb.

Shakespeare's Geist.

Shakespeare's Geist! dich hetzten in Deutschland und Engelland viele,  
Aber mit glücklicher Hand fasste nur Goethe dich auf.

Die Xenienangriffe auf Manso werden gebilligt, dagegen Wolf und Voß als undankbare Schüler Heyne's, letzterer auch als Dichter, getadelt. Jacobs, Schlegel, Fichte, Tafk, Wilhelm von Humboldt, Sophie Mereau, die Nationalzeitung u. a. werden, selten mit Witz, vorgeführt. Manso's Gegenchrift gegen die Xenien wird mit dem Distichon abgesertigt:

Nehmet zurück, was ihr Schillern gäbt und Goethen. Geschenke  
Von so bettliger Hand nehmen die Reichen nicht an.

4) Dornenstücke. Nebst einem memento mori für die Verfasser der Xenien. Mannheim 1797. In den Dornenstücken selbst, welche die Thorheiten, Schwächen und Irrthümer der Zeitgenossen mehr oder weniger glücklich treffen, kommen nur einzelne Auspielungen auf die Xenien, Goethe und Schiller vor, denen das memento mori gewidmet ist, eine Sammlung von Epigrammen und Fabeln in reimlosen oder gereimten Jamben (mit Ausnahme eines Epigramms in Distichen). Der Ton ist im ganzen gemäßigt. Wir geben zu Probe:

Die erhöhte Bitte.

Zum Göttervater steht einst ein Poet:  
Du aller Schöpfer und der aufrige  
Besonders, hilf! ich bin sehr im Gedräng!  
Mich neckt der Aristarchen füher Troß —  
Und viele Hunde sind des Hasen Tod.  
Drum, Vater Zeus, gib, ich beschwöre dich,  
Gib mir die Eigenschaft des Stinkethiers,  
Damit, wenn meine Feinde sich mir nähn,  
Der infernalische Gestank sie zwinge  
Mit zugehaltnen Nasen zu entfliehn.  
„Es sei!“ erwidert lachend Jupiter;  
„Wenn dich die Kritik wieder neckt, so fahr  
Ein Qualm von Epigrammen von dir aus;  
Und halten dann die Herren dennoch Stand: —  
So — ist's mir leid; ich kann nichts weiter thun.“

5) Münkenalmanach für das Jahr 1797. Pest. Mit dem Motto aus Martial (III. 99): Irasci nostro non debes, erdo, libello. Ars tua, non vita est earmine laesa meo. Innocuos permitte sales: eur ludere nobis Non liceat, lieuit si iugulare tibi? auf der Rückseite die Worte des von den Xenien-dichteru selbst als Motto gebrachten martialischen Epigramms: Triste supercilium — Clamat ecce mei. Io Saturnalia, versus: Et liceat et sub te praeside, Nerva, lieet. Der zweite Titel lautet: Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797. Arma virumque cano! Pest. Auf dem Umschlage sieht man vorn den Apollo im Lände der Hyperboreer, wie er sich beim Opferdienste des muthigen Spiels und des fröhlichen Geschreies zweier Esel freut, auf der hintern Seite vier Satyren, die eine Perrücke zerzausen und unterhalb ein Schwein mit einem Dichterkranz im Manle und einen Bock mit einem Diplome am Halse. Zwei Faunen treten am Anfange, nach einer Aufforderung an die Faunen und Satyren, viel Lärm zu machen, zum Wettschreit auf, Lykobas (Wolfgang — Goethe) und Artionus (Gradnß). Lykobas setzt sein Fell, Artionus seine Becksfüße ein. Darauf erscheinen die in Münken verwandelten Xenien und später die abgeschiedenen Xenien, und es beginnt nun der Wettsang, wobei die Xenien den Chor bilden; doch ist schwer zu sagen, wie der Verfasser sich eigentlich diesen Wechselgesang zwischen Lykobas und Artionus vorgestellt hat. Endlich, nachdem der Wettsang über 150 Seiten lang gewährt hat, erscheint Apollo, der vom hyperboreischen Feste den nordischen Braga mit sich führt. Artionus wirft die Bekleidung des Satyrs ab; die Xenien verbrennen im Glanze des Apollo und Lykobas flieht betrübt über den Tod seiner Kinder in den Wald. Das Ganze beschließt ein Gespräch zwischen Apollo und Braga, eine Parodie des Gespräches mit Shakespeare, welches wir als das Beste des ganzen Machwerks mittheilen:

- B. Haben der Liebe sie nicht, der reinen, im eigenen Herzen,  
Tönt ihr Gesang nur, wie Grz, klinget, wie Schellen, ihr Lied.
- A. O die Liebe, die bilden die Dichter gar zierlich und lieblich,  
Splitternackt, daß man ganz ohne Hemde sie sieht.
- B. Wie? So fühlen sie wirklich die reinste Liebe des Herzens,  
Welche uns Göttern allein sonst zu umarmen vergönnt?
- A. Nicht doch; das ist empfindsam Gewäsch. Kaum einmal im Jahre  
Singt in dem Almanach noch einer von himmlischer Lieb'.
- B. Auch gut. Philosorbie hat ihre Gefühle gesärtet,  
Und der geläuterte Sinn sucht in der Liebe nur Scherz.

- A. Ja, ein zierlicher lustiger Spaß, nichts geht ihnen darüber;  
Aber der Jammer auch, wenn er nur uaß ist, gefällt.
- B. Also fühlt man bei ihnen die freudige Wonne des Herzens,  
Süße Trauer der Seele, wie sie mein Klopstock einst sang?
- A. Keines von beiden! Sie kann nur das Sinnlichberührende rühren  
Und was recht offenbar, schmückig und ekelhaft ist.
- B. Was? Sie singen nicht Klagen der Colma, nicht Freuden der Lebua?  
Keine Vinuela? und auch eure Andromache nicht?
- A. Nein! zur Zeit nur von den Philinen, Faustinen und Küpplern,  
Von den Lacerten und was ihre Spelunke nun sei.
- B. Aber, ich bitt dich, Apoll, was kann denn dieser Misere  
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?
- A. Was? Sie bringen den Dichter zu Vette, vertreiben die Zeit ihm;  
Sie sind geschäftig, nicht er, und das beklatschet das Volk.
- B. Woher nehmen sie aber die große erhabene Tugend,  
Welche die Liebe erhebt, wenn sie zerstaltet das Herz?
- A. Diese kommt nicht in Handel; denn sie behandeln die Liebe:  
Ist geschlossen der Kauf, hebet die Liebe sich an.
- B. Aber die baunte deutsche Sitte ja sonst aus dem Hause;  
Nun führt der Dichter sie ein? Da wohnt die Freiheit nicht mehr.
- A. Nun's nicht übel, mein Braga! Die Umstände ändern die Sache;  
Wen noch die Sitte beschwert, den spricht der Dichter nun frei.
- A. Also diese Liebe, die niedrige, trifft man in ihren  
Dichtern, die hohe nur nicht, nicht die unendliche an?
- B. Der Poet ist der Wirth und seine Gedichte die Beche;  
Wenn sich die Tugend erbricht, steiget das Laster in's Bett.

Wilhelm Meister, die Unterhaltungen und die venediger Epigramme bieten dem Verfasser des Mückenalmanachs den reichsten, bis zum Ueberdruze erschöpften Stoff zu seinen plumpen Späßen. Au einem Thierkreise, Arbeiten des Herkules, Schnee- und Flußepigrammen und einem Puppenspiele fehlt es nicht. Auf den Klub in Goethe's Hause werden mehrere Xenien losgelassen. Goethe wird getadelt, daß er die Ideen Recht, Wahrheit und Vaterlands-  
liebe verleugne. Der Dichter läßt ihn selbst klagen:

Iugenio perii miser ipse meo.  
Goldene Zeiten! Als ich vom Schleier der Dichtung getragen  
Geistern und Welten gebot, göttlich das Göttliche sang.

Auch seine äußere Stellung wird nicht verschont, wie es S. 63 heißt:

Nein, es ist doch zu arg. Da läuft auch selbst noch der Meister  
Von den Brettern und ach! pritscht als Minister das Land.

Ach läßt niemals von Art! Es pritscht der Bajazzo die Leut'; es  
Pritscht der Dichter den Vers, pritscht der Minister das Land.

Schiller wird in der ganzen Masse von 600 Epigrammen kaum berührt; nur ein paarmal wird der Horen gedacht. Von den Verfassern der Xenien heißtt es:

Zween sind's; einer ist Doktor, ein Laboratour ist der andre;  
Einer macht das Rezert, einer das Medikament.  
Stille kueteten wir Salpeter, Koblen und Schwefel,  
Brannuten die Fäuste uns an; schenket ein Pfaster uns jetzt!

Die Stimme eines Kosmopoliten wünscht:

Möchte doch Schiller uns bald mit Genieswerken beglücken,

Daß wir vergäßen, was uns jezo der Almanach gibt,  
woegen sich gegen Goethe überall die hößwilligste Gemeinheit des  
Verfassers, der ein Philologe zu sein scheint, zu erkennen gibt.  
Nicht selten werden ganze Xenien des Musealmanachs, ja zuweilen  
mehrere hintereinander aufgenommen.

6) An die Xeniophoren ein kleines Meßpräsent. 16 Seiten. Ein unbekannter Verfasser tritt hier für die Ehre  
seines heimischen Flusses, der Weser, auf, von der die Xenien  
behauptet hatten, von ihr sei gar nichts zu sagen, da sie auch zum  
kleinsten Epigramme der Muse keinen Stoff biete. Auch dieser  
Bogen ist in Distichen und zwar in mäßigem Tone und mit gerin-  
gem Aufwand von Witz geschrieben.

7) Ein paar Worte zur Ehrenrettung unserer  
deutschen Martiale. 32 Seiten. Da die Schrift selbst mir  
nicht zu Gesicht gekommen, muß ich mich auf die Mittheilung fol-  
gender Beurtheilung der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“  
(XXXIV, 152 f.) beschränken: „Zwei oder drei Augenblicke lang  
glaubt man wirklich den Apologisten der Xenenschreiber zu hören.  
— Gleich auf der andern Seite kommt er mit Uebertreibungen zu  
Markte, die für Persiflage viel zu stark sind und um nichts genieß-  
barer werden, wenn er die Roth der im Almanach beleidigten  
Autoren in eine solche Karikatur stellt. Auch dadurch gewinnt sein  
Spott nur wenig Anziehendes, daß er in das Privatleben der  
beiden Xenenschreiber noch tiefere Blicke sich erlaubt, als seine  
Vorgänger gethan hatten. Welcher Mann von Geschmack und nur  
einigem Zartgefühl verlangt so etwas zu wissen? Als ob die Xenien  
selbst nicht schon ein Spiegel wären, wo man mehr zu sehn be-  
kommt, als man zu sehn Lust hat! Mit einem Wort: für Per-  
siflage kann vorliegender, auch in zu kostbare Phrasen geschaubter  
Aussatz nicht gelten; unter was für Rubrik aber solcher zu bringen,  
überläßt man seinem erwähnten Leser.“ Der Vollständigkeit wegen  
führen wir noch an, daß Böttiger (vgl. Böttiger's Leben S. 52)

eines handschriftlich aufgefundenen Xenion's von unbekanntem Verfasser gedenkt:

Schiller, der renige, spricht:  
„Freund, wir gewinnen unendlich,  
Wären die Horen verständlich  
Und die Xenien nicht.“

Dr. Horn, der sich der Xenienzeit noch sehr wohl erinnert, berichtet<sup>1)</sup> uns, vom November 1796 bis etwa Ostern 1797, habe das Interesse für die Xenien auf eine Weise geherrscht, die alles andere litterarische überwältigt und verschlungen habe. Schiller schreibt am 16. Mai: „Das Geschwätz über die Xenien dauert noch immer fort; ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz oder so etwas gegen die Xenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal „Annales der Leidenden Menschheit“ einen Aufsatz gegen die Xenien.“ So erschienen auch ausführliche Beurtheilungen der Xenienliteratur im „allgemeinen litterarischen Anzeiger“ Nro. 54—60 (vom 6.—20. Mai 1797) und in der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ B. XXXIV, 145—155 (vom August 1797). Wie leidenschaftlich auch die Angriffe waren, so beruhigte sich doch die Stimmung bald, und zwar um so eher, je plumper und roher die Gegner sich geberdeten, die gerade dadurch bewährten, wie sehr die Xenien von bloßer leidenschaftlicher Neidsucht, die sich zu gemeinem Herunterreißen erniedrigt, entfernt seien, wie die Xenendichter von einem viel höhern Standpunkte aus auf das Treiben in der Litteratur und Kunst herabgeschaut und nur Leerheit, Flachheit, anmaßliche Hölbheit und unbesonnenes, reiner, lebendiger Ausbildung widerstrebendes Gebären gezüchtigt, möchten sie auch hier und da zu scharfe Pfeile abgeschossen, zuweilen neben das Ziel getroffen haben. Vor allem wirkte es sehr günstig, daß die beiden Dichter sich nicht aus ihrer Ruhe bringen und sich durch die mannigfachen, meist rohen Aussfälle nicht beirren ließen, sondern im Bewußtsein ihrer Würde und des guten Zweckes sich in Sillenschweigen hüllten. Besonders gespannt war man darauf, ob nicht im neuen Musenalmanach eine weitere Ladung Xenien erfolgen werde.<sup>2)</sup> Schiller hielt mit Absicht alles Polemische fern und legte deshalb auch „Oberon's

<sup>1)</sup> Dichtercharaktere S. 57.

<sup>2)</sup> Zelter, der dies geleugnet hatte, gewann damit zu Berlin eine Wette. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe III. 330. 335.

goldene Hochzeit" zurück, was Goethe selbst billigte.<sup>1)</sup> Er erlebte denn auch die Freude, daß der neue Almanach so reizend abging, daß eine zweite Auflage nöthig schien. „Wir könnten“, schreibt er am 22. Dezember, „in der That keinen glänzenderen Triumph über die Meider davon tragen, die das Glück des vorjährigen Almanachs bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zum deutschen Publikum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittelung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gewußt hätten.“ Auch schien es Schiller eine gewisse Satisfaktion, daß Elisa von der Recke ihm ein Schauspiel mit vollster Befugniß zu streichen und zu ändern zugeschickt und eine so moralische Person sich einem solchen Kehler und Freigeiste auch nach dem Xenienkunze auf Gnade und Ungnade ergeben habe.<sup>2)</sup> Die Xenien hatten die böse Lust gereinigt und die Richtung, welche die beiden größten deutschen Dichter, auf die Gefahr hin mit dem Publikum zu brechen, in starker und fester Vereinigung einzuschlagen entschlossen seien, vernehmlich und eindringlich gezeigt; und was sie auf diesem Wege zu erreichen vermochten, sollten bald die in edelstem Wettsstreite entstandenen Balladen, Hermann und Wallenstein auf das glänzendste erproben. Wohl keine Litteratur dürfte eine den Xenien ähnliche Erscheinung aufzuweisen haben, welche so mächtig in alle Kreise der Litteratur und Kunst eingedrungen wäre und alle Parteien aus ihrer sorglosen, selbstgesälligen Ruhe so schrecklich aufgeschüttelt hätte. Hillebrand hat an die „Überschriften“ erinnert, mit denen Christian Bernike gerade hundert Jahre vor den Xenien gegen die verkehrten Richtungen der Zeit auftrat; nach Böttiger wäre Bahrdt's Generalmanach das Vorbild der Xenien gewesen;<sup>3)</sup> aber wie viel tiefer und schneidender griffen die Xeniedichter in das verdorbene Wesen der Halbheit, der Mittelmäßigkeit und des Dünkels ein, und wie viel wirksamer mußte der Angriff von einer solchen Seite sich bewähren, von den gepriesensten Dichtern der Nation, von denen der eine auch in einer hohen äußern Stellung sich befand, die ihn nicht abhielt im offenen Kampfe gegen die Verkehrtheiten und Erbärmlichkeiten in der Litteratur und Kunst.

<sup>1)</sup> Vgl. den angeführten Briefwechsel III, 286. 370.

<sup>2)</sup> Ebendaselbst III, 367.

<sup>3)</sup> Man könnte auch an die 1772 erschienenen „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler. Aus deutschen Dichtern gezogen“, erinnern, die aber zahmerer Natur und von geringerer Bedeutung waren.

aufzutreten, mochten sie auch immer ihre Bettelhaftigkeit unter einem aus dem Beifalle der Armen an Geist gewobenen Ordenskleide verborgen halten!

Der vorstehende Aufsatz war bereits zu Ende geführt, als ich veranlaßt ward von neuem einen Blick auf die in der Quartausgabe Goethe's enthaltenen, in der Taschenausgabe von 40 Bänden weggelassenen Gedichte zu werfen, aus denen ich einen weiteren Grund gegen die Glaubwürdigkeit der Bezeichnung der Xenien von Charlotte Schiller, auf welche Hoffmeister so fest hant, entnehmen zu können glaube. Dort finden sich unter anderen unter der Ueberschrift Distichen folgende Epigramme, ohne Zweifel aus Goethe's eigenem Nachlaß und wohl von seiner Hand geschrieben:

1. Saiten röhret Apoll, doch er spannt auch den tödenden Bogen:  
Wie er die Hirten entzückt, streckt er den Python in Staub.<sup>1)</sup>
2. Spaltet immer das Licht u. s. w. (Botivtafeln 31)
3. Nein ist der Einsfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten  
Einzigsten reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.
4. Prächtig habt ihr gebaut u. s. w. (Botivtafeln 38)
5. Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?  
Budeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.

Wir haben hier ohne Zweifel die älteste Gestalt des Epigramms der Botivtafeln 82:

Delikatesse im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschönet?  
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

Die Aenderung mag von Schiller sein, aber das Epigramm selbst muß von Goethe sein, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet.

6. Bald ist die Menge gesättigt von dem demokratischen Futter,  
Und ich wette, du steckst irgend ein anderes an.
7. 8. Die beiden Epigramme im „Herbst“ Nr. 69, 70. (B. 1, 312)
9. Xenion Nro. 150.

Auch hier befindet sich Charlotte Schiller, die das Epigramm Schiller zuschreibt, im Irrthum.

Auf diese Distichen folgen in der Quartausgabe unter der Ueberschrift: „Zu den Xenien. 1797“ folgende Xenien, ohne Zweifel ebenfalls aus Goethe's Nachlaß und ihm sicher angehörend:

<sup>1)</sup> Man erinnert sich hierbei der bekannten Verse Goethe's (B. 2, 25):

Nicht die Leier nur hat Saiten,  
Saiten hat der Bogen auch.

Man vgl. auch „Wanderers Sturmlied“.

1. Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:

Wenn sie die wiener Censur durch ihr Verbot nicht betränzt.

2 - 7. Die Epigramme im „Herbst“ 46 - 51. Vgl. Ghas I Nr. 27.

Den Schlüss bilden die beiden übersetzten Hexameter:

Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie;

Untergehend sogar ist's immer dieselbe Sonne.

Vgl. Eckermann's Gespräche I, 142.

Da ich sobald nicht auf eine genauere Vergleichung der beiden Ausgaben Goethe's zurückkommen werde, so will ich bei dieser Gelegenheit kurz die übrigen in der Quartausgabe befindlichen, in der Taschenausgabe ausgesparten Gedichte bezeichnen.

1) Töne, Lied, aus weiter Ferne u. s. w., zuerst gedruckt in „Kunst und Alterthum“ II, 6.

2) Hans Liederlich, im Volkstone gedichtet.

3) Die Burg von Otranto.

Sind die Zimmer sämmtlich besetzt der Burg von Otranto,

Kommt, voll innigen Grimmes, der erste Riesenbesitzer

Stückweis an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.

Wehe, den Fliehenden, wehe den Bleibenden! Also geschieht es.

Die Verse beziehen sich auf den 1765 erschienenen grausamen Roman von Horatio Walpole, *The castle of Otranto*. Goethe ward mit diesem Romane im Jahre 1798 durch A. W. Schlegel bekannt, an welchen er am 15. Dezember des genannten Jahres schreibt: „Heute komme ich schon wieder, um Sie um das Schloß von Otranto zu ersuchen. Einige Frauenzimmer, die es noch nicht gelesen haben, möchte ich gern in diese Wunder einführen. Weiter in einem Briefe vom 28. Dezember: „Gw. Wohlgeboren sende die Burg von Otranto in einer neuen Hülle zurück. Wenn auch diese gleich der vorigen wird abgelesen sein, so möchte wohl vom Buche selbst nicht viel übrig bleiben.“ Am 26. März 1799 schreibt er: „Wollten Sie die Güte haben mir die Bände des Walpole durch Ueberbringen zu schicken, so wollte ich solche gelegentlich nach Weimar senden, um die übrigen (von der Bibliothek) dagegen zu erhalten“. Einen Auszug aus Walpole's Schriften lieferte Schlegel im Jahre 1800 unter dem Titel: „Historische, litterarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole“. „Die Uebersetzung der walpolischen Schriften“, meldet Goethe am 2. April 1800, „ist mir sehr willkommen. Die großen Quartbände des Originals schreckten mich ab, und eine Auswahl, wie sie Ihre Vorrede einleitet, ist freilich einladender.“ In demselben Jahre fasste Goethe mit Schiller den Gedanken Walpole's schreckliches Tranerspiel *The mysterious mother* zur Aufführung zu bringen,

was aber bei näherer Betrachtung unterblieb. Vergl. Goethe's Werke B. 27, 74.

4) Die Zerstörung Magdeburg's. Niemer berichtet (Mittheilungen II, 438): „In Goethe's litterarischem Nachlaß fand sich ein unvollendetes Gedicht: Die Zerstörung Magdeburg's, zwar nicht von seiner Hand geschrieben, aber mit Bleistift hin und wieder die Lücken ausgefüllt. Es bleibt ungewiß, sowohl ob es ganz von ihm herrühre, als ob es das sei, welches für das wallensteinische Lager bestimmt war.“ Den Anfang von Wallenstein's Lager sollte ein Lied von Magdeburg bilden, das Goethe übernommen hatte. „Das Anfangslied bring' ich auch nicht zu Stande“, schreibt er an Schiller am 5. Oktober, „habe aber etwas Schicklicheres dafür zu substituiren“. Schiller erwidert: „Finde ich Stimmung und Zeit, so will ich das Liedlein von Magdeburg noch machen, und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufenthalt geschieht. Uebrigens bin ich getrostet, wenn es an Zeit dazu fehlt, daß Sie etwas anders substituiren können.“ Goethe substituierte das von Boas und Hoffmeister mitgetheilte, von Schiller mit ein paar Versen vermehrte Soldatenlied. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe IV, 325, 334 ff. Daß das in der Quartausgabe mitgetheilte Lied „Die Zerstörung Magdeburg's“ wirklich das zu Wallenstein's Lager bestimmte sei, kann kaum bezweifelt werden.

5) Die zuerst 1827 gedruckten Verse:

Die Nachtigall sie war entfernt,  
Der Frühling weckt sie wieder;  
Was Neues hat sie nicht gelernt,  
Singt liebe, alte Lieder,

unter der Aufschrift Ländliches verbunden mit den Versen: „Gar manches ist geschehn“ u. s. w. (B. 2, 189) und „Erinn'r ich mich“ u. s. w. (B. 2, 244).

6) Mein Beichtiger, mein Beichtiger, zuerst 1833 gedruckt, ohne Zweifel von Goethe bloß übersetzt.

7) Blick um Blick, zuerst 1833 gedruckt.

8) Genuig, zuerst 1827 gedruckt.

9) Paulo post futuri (1784).

10) Die Verse „Zu Regenschauer und Hagelschlag“ u. s. w., zuerst 1827 gedruckt.

11) Den Männern zu zeigen, zuerst erschienen in der Iris IV, 160. Die Quartausgabe will dieses in die Jahre 1767—1769 setzen, welche Bestimmung ich sehr bezweifeln möchte.

(2) Im „west-östlichen Divan“ sind in der Taschenausgabe nicht bloß B. 4, 43 zwei Zeilen ausgesparten, sondern vier ganze Gedichte, nämlich S. 46 nach den Worten: „Es bleibt Idee und Liebe“ das Gedicht vom 25. Juli 1814 „Sollt einmal durch Erfurt fahren“, S. 48 vor „Girdnisi spricht“ „War viele Länder hab ich bereist“, S. 114 nach „Und Sorgenbrecher sind die Neben“ die sechs Verse „Wein, er kann“ — „Wein ich preise“, endlich S. 140 vor dem „Einlaß“ das Lied vom 10. März 1815 „Ferner sind allhier zu finden“. Wann werden wir endlich einmal eine zuverlässige und möglichst vollständige Ausgabe von Goethe's Werken erhalten? Möchte Goethe's Jubeljahr wenigstens den Entschluß reisen, eine solche in der Weise der lachmannischen von Lessing's Schriften zu veranstalten! Bei einer solchen Ausgabe wären auch so seltsame Wiederholungen zu vermeiden, wie sich in den bisherigen finden. So müssen die Sprüche B. 3, 36 — 44 ganz ausfallen, da Goethe sie vollständig und in derselben Ordnung in das „Buch der Sprüche“ des westöstlichen Divan's aufgenommen hat (B. 4, 62 — 69). Eben so wäre die fünfte Abtheilung der „Maximen und Reflexionen“ wegzulassen (B. 3, 210 — 217), da sie sämmtlich mit Ausnahme der zwei letzten an drei Stellen der Wahlverwandtschaften unter der Aufschrift „Aus Ottiliens Tagebüchern“ stehen (B. 15, 180 — 182, 193 — 198). Daß einzelne in den Romanen und dramatischen Stücken enthaltene Lieder unter die Gedichte aufgenommen sind, kann man nur billigen. Die Xenien sollten der früheren Verabredung beider Dichter gemäß vollständig in Schiller's und Goethe's Werken stehen.<sup>1)</sup>

Göln.

H. Düntzer.

<sup>1)</sup> Da ich vom ersten Theile dieses Aussages in Heft IX keine Korrektur habe nehmen können, so haben sich mehrere, zum Theil sinnentstellende Drucksfehler eingeschlichen. Man lese S. 176 Z. 17 Betrachtung statt Bebruchtung, Z. 18 am Ende statt das Ende, Z. 21 wußte Humboldt nicht, S. 178 Z. 4 1796 statt 1790, S. 180 Note Z. 5 die statt seine, S. 183 Z. 5 18. März, Z. 14 an dem statt an den, Z. 25 drei Tage statt drei Jahre, S. 184 Z. 9 v. u. nicht statt mit, I. Z. an statt auf, S. 191 Z. 2 v. u. heben statt haben, S. 192 Note I. Z. könnte, S. 196 Z. 11 XIV statt VIX, Z. 13 Phantasiestückes, S. 197 Z. 1 abgeneigt statt geneigt, S. 198 Z. 4 psychologische statt philologische, Z. 9 Inopes statt Inopez, Z. 20 nur statt uns, Z. 30 am 26. Juli.

Ich benütze diese Gelegenheit zu einigen nachträglichen Bemerkungen zu diesem vor einem halben Jahre niedergeschriebenen Aussage. Schüß hat in seinem bekannten Buche „Goethe's Philosophie“ B. III, 205 — 305 die meisten

Xenien mit erklärenden, zum Theil spöttischen Bemerkungen abdrucken lassen, von denen ich nur bemerke, daß er Nro. 76 richtig auf Wieland's Merkur, Nro. 122, 123 auf Fr. Stolberg (?), Nro. 131 auf von Nicolay, Nro. 154 auf Veltiger (?), Nro. 236 auf Büsch und Ebeling in Hamburg (?), Nro. 275 auf Bernhardi (?), Nro. 278 und 324—326 auf Fr. Schlegel, Nro. 302—308, 323, 327—330 auf die Brüder Schlegel, Nro. 316 auf Feßler (?), Nro. 355 auf Lessing und Nicolai (?) bezieht. Zu Nro. 128 bemerken wir, daß Goethe auch in den Briefen an Frau von Stein I, 275 des Leviathan Erwähnung thut: „Doch sind wir schon durch so vieles Große durchgegangen, daß wir wie Leviathan sind, die den Strom trinken und sein nicht achten“. Wir verweisen auf die Schilderung Leviathan's im Hiob K. 41. — Zu Nro. 131. Sollte vielleicht Nicolay's Brief an Voß in Becker's „Erholungen“ 1796 B. 4. S. 147 ff. gemeint sein, den ich nicht habe vergleichen können.



## Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

---

Grammatik der englischen Sprache mit Berücksichtigung der neuern  
Forschungen auf dem Gebiete der allgemeinen Grammatik,  
bearbeitet von Dr. Jakob Hennsi. Berlin 1846, Duncker  
und Humblot. XII in 595 S. gr. 8.

Die Erscheinung dieses höchst schwärmung und geistreich angelegten und durchgeföhrten, durch die anziehendste Originalität der Behandlung sowohl als eine große Fülle trefflich bearbeiteten Lehrstoffes ausgezeichnete Werk eines tief und klar denkenden Sprachgelehrten läßt sich in seiner die größte Aufmerksamkeit verdienenden, aber freilich für die Schulexarxis selbst manchen Bedeutlichkeiten und Ausschließungen Raum gebenden Eigenthümlichkeit wohl nur aus der bei seinem Verfasser vorwaltenden Tendenz, dem Unterrichte in den modernen Sprachen in den öffentlichen Bildungsanstalten dieselbe Berechtigung und einen eben so weit reichenden Umfang zu vindiciren, wie dem Studium der antiken Philologie, erläutern, welches Streben von ihm nachher auch durch bekannte Streitschriften an den Tag gelegt worden ist. Aus solchem Prinzip mußte denn als nothwendige Folge ein Versuch hervorgehen, auch die Englische Sprachlehre nach derselben Methode zu konstruiren, die zuerst von Becker für die Deutsche Grammatik angewandt und nachher von den Bearbeitern der Lateinischen und Griechischen Grammatik zur wissenschaftlichen Begründung des in letztern beiden zu entwickelnden mannigfaltig benutzt worden ist. Der Verfasser dieses Werkes ist noch einen Schritt weiter gegangen, und tritt hier mit einer totalen Umformung des ganzen grammatischen Lehrgebäudes auf, indem er Alles, was in den Bereich der Englischen Sprachlehre fällt, unter den Gesamtbegriff des *Sages* mit allen seinen Modificationen verteilt. Er geht also gerade den allem sonst üblichen Verfahren entgegengesetzten Weg, von der höchsten Abstraction zu dem concreten Detail herunterzusteigen, anstatt das Concrete zuerst hinzustellen, und das Abstracte daran herzuleiten. Die Ideen gehen voran, und ihre Verkörperung im Einzelnen folgt nach. Ob eine solche Verfahrungsweise praktisch zweckmäßig, und besonders zur Erweckung des Interesses in dem jugendlichen, niets auf unmittelbare Aufschauung gerichteten Gemüthe geeignet, ob dabei auch die Gefahr, die Lust und Liebe zur Bewältigung des Lehrstoffes im Reime zu tödten, und durch übergroße Anstrengung des rein formellen Nachdenkens die Geisteskräft selbst zu ermatten, gehörig

vermieden sei, darüber Betrachtungen anzustellen, möchte nicht dieses Ortes sein. Indessen scheint wohl so viel behauptet werden zu können, daß eine solche Behandlung des von dem Schüler zu erarbeitenden Wissens offenbar mehr Zeit erfordert, als wenn die einzelnen Redetheile zuerst als ein fertig gegebenes Aggregat aufgeführt und in ihren möglichen Veränderungen dargestellt werden, und nachher ihre systematische Verbindung zur vollkommenen Gestaltung des vom Verstände zu schaffenden Gedankenaustrucks anseineinandergezeigt wird. Handelt es sich um kräftige Entwicklung selbständiger Geistesfähigkeit, um Übung im klaren Urtheile und um Erweckung eines in alten Dingen das Rechte treffenden Scharfsinns, so versteht es sich von selbst, daß ein auf ein solches Ziel berechneter Unterricht, wenn er auch mehr Zeit wegnimmt, keineswegs als Verlust, sondern als grösster Gewinn für die propädeutische Bildung des Schülers zu betrachten ist. In Gymnasien aber wird ja schon der Unterricht in den klassischen Sprachen auf solche Weise basirt, und hier sind auch der dafür bestimmten Stunden so viele, daß diese breitere Grundlegung Platz genug hat; auch danert da der Cursus lange genug, um außer der Theorie noch Praxis genug mitnehmen, und die Lernenden in den innern Gehalt der betreffenden Literaturen einzuführen zu können, während dagegen auf dem nothwendig enger begränzten Gebiete des modernen Sprachunterrichts, um auch den realen Gewinn bei der noch dazu viel umfassenderen Literatur der neuern Sprachen erschwingen zu können, ohne Zweifel eine rascher zum Ziele führende Methode inne zu halten ist. Blicken wir dagegen auf die Realschulen, so tritt wiederum die kürzere Zeit, welche ohnehin die zu bürgerlichen Geschäften bestimmten Schüler daselbst zuzubringen haben, hindernd in den Weg, und man sollte denken, daß hier die in den untern Classen mit Zug und Recht einzuhübende allgemeine Sprachdenklehre vollkommen ausreichen müßte, um in das moderne Sprachstudium ein gehöriges rationelles Licht zu bringen, so daß also für den Realschüler, dem ohnehin in den in grössem Umfange von ihm zu betreibenden mathematischen Disciplinen genug geistige Gymnastik geboten wird, alle zu subtile und philosophische Darstellungsweise des modernen Sprachstoffes als ein Parergon erscheint, welches mit seiner, nicht formell auf das praktische Leben vorbereitenden, sondern gleich materiell in dasselbe eingreifenden Bildung gar Nichts zu thun hat. Wie wird es, um nur eins anzuführen, dem Realschüler irgend möglich sein, die unabsehbare Menge von Sachebezeichnungen und andern Kunstausdrücken, die in den nach Beckerscher Theorie aufgestellten Regeln vorkommen, entweder im Gedächtnisse zu behalten, oder ihren Sinn aus den grosstenheils lateinischen Wörtern, von welchen sie entlehnt sind, zu errathen? ein Stück Arbeit, woran ja selbst mancher Primauer einer Gelehrtenschule vollauf zu thun hat. Dabei ist das Schlimmste, daß die Unterschiede öfter so fein sind, daß der Grund der abweichenden Terminologie keineswegs in die Augen springt, und kein Schüler z. B. wird begreifen können, warum der Satz, they did not know which way they should take ein Objectivsatz, und the man whom I seek, is not here, ein Subjectivsatz heißt. Und wie willkürlich sind nicht mitunter die Benennungen der Sätze erfunden. I knew very well that he is not obedient, soll ein Begriffssatz sein, und my father was one of those, whom they call gentlemen farmers, ein Merkmalsatz. Ist nun aber in letzterem Sätze das Merkmal eines gentleman farmer nicht auch ein Begriff, und in ersterem der Begriff des Gehorsams nicht auch ein

Merkmal? Wie könnte man von so nologischen Unterscheidungsmomenten ausgehen, und welchem Schöpfer war es zuzutrauen, sich in solcher Konfusion der Terminologie nicht mit zu verwirren? Die ganze Mathematik in allen ihren Axiomen, Lehrsätzen, Rechnungsverhältnissen und Problemen hat nicht so viele terminos technicos, als diese neue Sprachisagogik, und jene ist doch eine Wissenschaft, die der Geist als Selbstzweck umfaßt, während alles sprachliche Wissen doch vernünftiger Weise nur als Mittel zum Zwecke, als Schlüssel zu den Schatzkammern der Wissenschaft betrachtet werden, und eben deswegen nicht so ungebührlich verkünstelt und erschwert werden sollte. Nebel genug, daß wir in manchen Varianten der Grammatik, namentlich der Englischen, um bestimmte Regeln zu liefern, eine Menge von Namen-Definitionen nicht entbehren können, die sich trotz ihrer schärfsten Abgränzung doch leicht im Bewußtsein des Lesenden ineinander verlieren, was diesen um so weniger zu verübeln ist, da es selbst ausgezeichneten Grammatitern passieren kann, wie z. B. gerade unser Verfasser wirklich good, evil u. s. w. unter die Stoffnamen gerechnet hat, obgleich zwischen copper, silver, deal u. s. w. und jenen Abstracten ein himmelweiter Unterschied ist. Abgesehen von der großen Schwierigkeit, die gegebenen mit an sich zum Theile dunkler und vager Composition durchflochtenen grammatischen Vorchriften auf ersten Blick nur zu verstehen, ist es eine sehr mühsame und oft gewiß vergebliche Arbeit für den Lehrbedürftigen, irgend einen speziellen Fall über den Gebrauch dieses oder jenes Redethells vermittelst gehöriger Subsumtion unter die hoch abstracten, der Satztheorie angehörenden Rubriken herauszufinden, und deswegen ist es ein sehr beklagenswerther Nebelstand, daß der Verfasser nicht für gut gefunden hat, ein Inhaltsverzeichniß, welches alle Einzelheiten in alphabetischer Ordnung nachweise, beizufügen; denn, was dem Ganzen vorausgeschickt ist, liefert nur eine allgemeine Uebersicht der abgehandelten Materien, und ist mehr geeignet, die Bewunderung einer allerdings höchst geistreichen und künstvollen Gliederung zu wecken, als für Ausmittlung von Ort und Stelle, wo man sich Raths zu erholen hat, Fingerzeige zu gewähren. Bei dem alten bleibt aber das Werk ein Meisterstück logischer Gewandtheit, den ganzen Gehalt der Sprachlehre unter die Legislatur der Satztheorie auf eine so erschöpfende Weise zu repartiren, daß im Allgemeinen nur wenige, beim grammatischen Studium des Englischen zu berücksichtigenden Punkte übergangen sind, und es verdient daher in der Bibliothek eines jeden, besonders mit dem fraglichen Idiome und seiner Literatur vertrauten Philologen oder Linguisten einen Ehrenplatz, und möchte eben so wohl ein *λεύροντα εστό παραγόντα*, als ein *τιτην εξ αει* sein, wie selten sich auch sonst dieser Thueydideische Gegensatz in einem und denselben literarischen Phänomen ausgleichen findet.

Der Organismus des Werkes ist folgender: Erster Theil, Satzbaulehre, erster Abschnitt, Satzgliederung. Erste Abtheilung, Wortlehre, welche im ersten Kapitel die Wortartenlehre, im zweiten die Wortformenlehre begreift. Im ersten Kapitel ist 1) von den Wortarten überhaupt, und dann 2) von den Wortarten im Besondern, die Nede, welche Kategorien wiederum in einen weitwichtigen, in erdentlicher Vielfältigkeit verzweigten, Schematismus auseinander gehen. Das zweite Kapitel giebt 1) die etymologische Wortformenlehre, 2) die Flexionslehre, von denen ersteres sich mit der Ableitung, den allgemeinen und besondern Bildungsgegängen, und mit der Zusammensetzung, Beides in Be-

ziehung auf sämmtliche Redetheile, und mithin jeder in eine Menge von Unterabtheilungen zerhalten, beschäftigt, letztere aber Alles, was zur Declination, Komparation, und Konjugation gehört, im weitesten Umfange, und genauerer Bergliederung anseinerunterlegt. Die Satzlehre zerfällt in die Sätzeartenlehre, die das zweite Kapitel füllt, und auch hier ist die reichhaltigste Distribution mit scharf berechneter Sonderung durchgeführt. Der zweite Abschnitt liefert die Satzverbindungslehre (Syntax), und spricht 1) von der Fügung (nämlich a) der Wortfügung, und b) der Satzfügung) und 2) von der Folge (d. h. a) Wortfolge, und b) Satzfolge.) Der zweite Theil umfaßt die Sätzeerscheinungslehre, nemlich 1) Orthoepie (Tonlehre, als a) Accentlehre, b) Quantitätslehre, und dann Lautlehre, die allgemeinen Gesetze der Pronunciation, und alles Besondere, auf Konversation, Lecture, Prosa und Poesie, Versmaß und Reim, Dialektunterschiede und Aussprache der Eigennamen Bezugliche enthaltend); und dann 2) Orthographie, wiederum in zwei Kapiteln, von welchen eins die Zeichenlehre, und das andere die Lautlehre begreift. Ein Anhang verbreitet sich noch über die Wörter, welche auf einerlei Art ausgesprochen, aber ihrer Bedeutung nach verschieden geschrieben werden, und über diejenigen, bei welchen Schreibung und Tonsetzung gleich, die Aussprache aber nach Maßgabe der verschiedenen, dadurch bezeichneten Begriffe, verschieden ist.

So sehr es den Anschein haben könnte, als ob vorliegende Grammatik in überwiegender Richtung bloß theoretische Auseinandersetzungen verfolgte, so gereichen ihr doch auch sehr umfangreiche und gründlich ausgeführte Mittheilungen an individuellem sprachlichen Material zum Lebe, womit freilich Herr Henss in das Gebiet der Lexikographie übergegriffen, aber eben bei der Unvollständigkeit alter Englischen Wörterbücher eine wesentliche Ergänzung der letztern geliefert, und einen glänzenden Beweis von dem ausgebreiteten Studium, welches er den auf Englischem Boden selbst erwachsenen neuen Branchen nationaler Sprachforschung widmete, an den Tag gelegt hat. Dazbin gehören die Verzeichnisse der transitiven Verben, bei welchen es aber auch jedesmal bemerkt ist, wenn sie eines subjectiven Gebrauches fähig sind, die der Adverbien, der Substantiven, deren Singular andre Bedeutung als der Plural hat, so wie derer, von welchen gar kein Singular vorhanden; diejenigen Zeitwörter, welche nie restativ gebrandt werden dürfen, nebst solchen, bei denen das Restativpronomen sieben, aber auch fehlen kann; ferner solcher Verben, die im Englischen mit einem Accusative des Objects, im Deutschen aber mit einem andern Kasus konstruiert werden, woran sich auch noch diejenigen anreihen, die, mit einem Accusative verbunden, eine der Englischen Sprache ganz eigenthümliche Redeweise bilden; sämmtlicher das Object im Dative zu sich nehmender Verben, desgleichen aller das Object im Dative regierenden Adjective, und so wiederum derjenigen Zeitwörter, bei denen das Object im Genitive stehen muß u. s. w. u. s. w. Hier findet sich überall eine nur sehr wenige Zugaben gestattende Vollständigkeit, und solche Verzeichnisse haben das Gute, daß dadurch der in den Wörterbüchern natürlich auch vorliegende, aber dort nur rhymodisch hineingearbeitete Stoff, hier unter bestimmte begriffliche Gruppirungen gebracht, und auf diese Art dem an ein rationelles Nachwerk gewöhnten Gedächtnisse besser eingeprägt werden kann. Wo sich der Englische Ausdruck nicht gut unter bündig zu fassende Prinzipien bringen ließ, hat der Verf. häufig ein Crimeton sogenannter idiomatischer Redensarten hinzugefügt. Daß die

Sacherscheinungslehre erst den Schluß des Ganzen macht, ist in Beziehung auf die Lehre von der Aussprache freilich eine Unbequemlichkeit, die aber eben in dem wissenschaftlichen Zusammenhange der vorhergehenden Aufriten derselben Kategorie in der Syntax ihren Grund hat, und zum Beweise dienen kann, daß ein streng systematisches und zugleich praktisch eingerichtetes Handbuch sprachlicher Wissenschaft ein sehr schwer oder gar nicht zu lösendes Problem ist. Wer das Buch zum ersten Erlernen der Sprache brauchen will, wird nothwendig von hinten aufzugehen müssen.

Nef. will, da Jedem, bei dem es sich um gründliche Kenntniß des Englischen handelt, die Frage zunächst liegt, ob eine empfohlene Grammatik zur Erlernung einer richtigen Aussprache geeignet sei, die Reihe der über das Detail zu machenden Bemerkungen, mögen sie der Verichtigung oder Ergänzung des hier Gegebenen gelten, mit dem, was ihm bei der Durchsicht des letzten Hauptabschnitts aufgestoßen, oder eingefallen ist, beginnen.

Zu den auf der viertletzen Silbe zu betonenden Wörtern ist §. 482. ganz richtig hierarchy gezählt, aber hierarchy gedruckt, da es doch hierarchy heißen müßte, heterodoxy hat aber den Ton auf der fünftletzen, und bedürfte also, wie heteroclite, noch einer besondern Regel. Da nicht alle English Lernenden Griechisch verstehen, war §. 479 zu §. 759 horizon zu erwähnen. §. 759 mußte die Ausnahme condolence angeführt werden, da es im Lateinischen doch condolentia heißt. Der Accent von towards ist streitig, was allerdings angedeutet werden müßte, damit man die Aussprache towards nicht für entschieden unrichtig halte. Daß das Adjektiv toward den Accent auf der ersten Silbe hat, beweist nemlich nichts für das damit verwandte Adverb. Denn man kann dagegen anführen, daß downright, obgleich in beiden Fällen gleich geschrieben, doch als Adverb downright und als Adjektiv downright lautet, und Walker hat also kein Recht, auf jenen Umstand ein so großes Gewicht zu legen. Advantage ist mit Unrecht zu den im Englischen nicht einfach vorkommenden Wörtern gerechnet, da vantage bekanntlich auch ein Englisches Wort ist. In reich soll e lang sein; indessen giebt Walker, dem B. bier gefolgt zu sein scheint, auch die kurze Aussprache des e in diesem Worte an, wie sie Johnson verlangt. Der Grund, warum Walker ersteres vorzieht, hält nicht Stand. Es ist nämlich gezwungen, dieses reich von reach abzuleiten, in der Bedeutung von „strecken.“ Warum will man nicht lieber das Lateinische ructus, ructare, darin erlernen? Das kurze i in kindred ist erwähnt, aber kindle, wie spindle und dwindle auszusprechen, fehlt. Bei invalid (die letzte Silbe = eed) hätte hinzugefügt werden sollen, daß diese Aussprache nur vom Substantive gilt; denn die Uebersetzung „Invalid“ kann ja eben so gut als Adjektivum genommen werden, und dann wäre das i am Ende ja kurz. Bei der Regel, daß gar keine Englische Vorsilbe den Accent haben kann, ist die Ausnahme unkend, so viel als uncouth, irksome, übergangen. Uebrigens wird richtiger Christmas, als Christmass geschrieben. Zu bemerken war, daß der Ort vor Windsor, Slough, wie Stan gesprochen wird: Chorister - Quirister ist ausgelassen, wenn gleich choir - choir angegeben. Daß sigh in London wie sith ausgesprochen zu werden pflegt, war wohl auch anzuführen. Walker sagt darüber: The only difference is, that sithe has the flat aspiration as in this, and sigh the sharp one as in thin. Uebrigens ist die Vorschrift zu tadeln, daß man, um th richtig auszusprechen, entweder ein

scharfes oder ein weiches s anlauten sollte. Das würde einen lispelnden Ton geben, der sogleich den Ausländer vertriehe. Erstes ist nur ein gehauchtes oder unvollkommenes t, wie letzteres d, und der Englische Ton klingt eher wie ein f oder v, wie es auch mit dem Griechischen θ der Fall ist, daher die Russen, die in ihrer Sprache einen solchen Ton nicht haben, auch Theodor aus Theodor, und Afanassja aus Athanasia machen konnten. W. meint, nach der von ihm angewandten Zahlenandeutung zu urtheilen, in quoth müsse das o wie u in but gesprochen werden. Er hat sich hier nach Elphinstone gerichtet, welchem Walker, ob er gleich die von andern mustergültigen Orthoepisten geleherte Aussprache desselben Vocals als eines langen o ebenfalls ausführt, doch am Ende folgen zu müssen erklärt. Höchst wahrscheinlich aber wird es eben nur in dem auch jetzt im gemeinen Leben gebräuchlichen quotha (ich dächte gar!) so ausgesprochen, da sich Walker auf sein Gehör beruft, nach welchem es ihm immer so vorgekommen sei. Wo hätte er aber quoth, in der Bedeutung „sagen“, da es in dieser ganz veraltet, und allenfalls nur noch in der Poesie, mit welcher die Conversation Nichts zu thun hat, gebräuchlich ist, jemals hören können? — Der Vocal in heir lautet nicht wie e in wer, sondern wie e in Wehr. S. 438 §. 762 ist bonelace zu bemerken vergessen. In foreign soll nach W. der Vocal der letzten Silbe lang sein, schwerlich richtig. Drangt und laugh würde Nes. nicht wie W. für gleichlautend in der Aussprache des au erklären, da Walker bei ersterem a<sup>2</sup> und bei letzterem a<sup>2</sup> gesetzt hat. S. 585 fehlt in der Anmerkung unter R. 5, daß paramount wie páramoor gesprochen werden muß, obgleich der Ton auf der ersten Silbe liegt. S. 586 ist vergessen, daß gegen die Regel trällisch geschrieben wird, wo eigentlich, weil es die Endsilbe betrifft, trallie stehen sollte. S. 588 findet sich eine zweifache Unrichtigkeit. Alley heißt niemals Allee, welches vielmehr durch avenne zu geben ist, sondern ist entweder walk in a garden, oder passage in towns, narrower than a street. Ally aber, welches stets den Accent auf der letzten Silbe und für y den langen Laut des i hat, kann nimmermehr wie alley ausgesprochen werden. Walker bemerkt zwar, daß man, der allgemeinen Regel, nach welcher die Verben den Ton auf der letzten, die Nennwörter ihn aber, wenn sie auf gleiche Weise geschrieben sind, auf der ersten haben, huldigend, eine kurze Zeit ally (Verwandter oder Verbündeter) zu sprechen angesangen habe, aber sehr bald wieder von dieser unstatthaften Neuerung abgekommen sei. Auch hat W. eben so fälschlich baroness und barrenness zusammengestellt. Wollte man Beides gleichlautend aussprechen, so könnte sich der wunderliche Fall ereignen, mit den Worten the barrenness of the baroness (die Kinderlosigkeit oder literarische Unfruchtbarkeit der Baronin) ohne die Möglichkeit einer verschiedenen Aussprache ganz unverständlich zu bleiben. Der Unterschied ist nemlich bemerkbar genug, da baroness bei Walker durch barruness, barrenness aber durch barrenness verdeutlicht wird. Wenn W. by und bye für gleichlautend erklärt, so hat das seine Richtigkeit; aber die von letzterem Worte gegebene Ueberzeugung „sogleich“ ist falsch, da dies nur bye and bye heißen kann. Auch war God by und to buy zu erwähnen. Courier lautet durchans wie Kooreör, und Walker sagt dabei: This word is perfectly French, and often makes a plain Englishman the object of laughter to the polite world, by pronouncing it like Currier, a dresser of leather. In désert wird s wie z gesprochen, der Vergleich mit dessert paßt also gar nicht. In dem

Plurale divers (die Tauter) wird ja s weich gesprochen, in diverse (manchfältig) aber scharf; hier ist also auch keine Verwechslung möglich. W. hätte divers = several vergleichen sollen. S. 479, § 759, Ann. I fehlt canal. Practice und practise klingen dem Englischen Ohre wegen hier ganz verschiedener Aussprache des e und s keinesweges gleich, und accident und accidents dürfen eben so wenig als in der Aussprache identisch angegeben werden, da in erstem Worte am Ende es wie ein scharfes s lautet, in letzterem aber das s am Ende weich ist. Uebrigens bedeutet ersteres die fermentlehre, nicht jede kleine Grammatik. Daß asparagus häufig wie sparrowgrass ausgesprochen wird, wäre zu bemerken gewesen, wobei auch angeführt werden könnte, daß sie und da in England geradezu grass komischer Weise für „Swavel“ gebracht wird. Zu dem sehr ausführlichen Verzeichniß der Eigennamen würde der jetzt berühmt gewordene Gough = Gulf hinzuzufügen sein; Hugh wird aber nicht, wie hier angegeben, wie yog, sondern wie you gesprochen. Auch muß man Colquoun einübung (Kohn) aussprechen. Im Ganzen ist Alles, was zur Aussprache gehört, in dieser Grammatik vollständiger und gründlicher, als in irgend einer andern, dem Ref. bekannten, vorgetragen.

In mehr Zweifeln, Ausstellungen und Nachträgen giebt allerdings die Hauptmaße des Werkes eben ihrer großen Reichhaltigkeit und der Schwierigkeit wegen, welche natürlich die Durcharbeitung des weitreichenden Stoffes nach einem durchaus neuen Plane und Organismus mit sich bringen mußte, Veranlassung. Bei aller Anerkennung der in Erläuterung der leitenden Ideen, in Abfaßung der Regeln, Ausmittlung der durch den Sprachgebrauch herbeigeführten Abweichungen, und Beifügung verdeutlichender Beispiele bewiesenen Klarheit, Präzision und Genauigkeit wird man im Einzelnen doch dann und wann auf Dunkelheiten, Lücken und Incertitudinen stoßen. Ref. will, was ihm am Erheblichsten schien, sorgfältiger Erwägung Sachverständiger anheimgeben, wobei es freilich möglich ist, daß die an einem Orte gemachten Ausstellungen vom Verfasser selbst irgendwie an einem andern, wo man sie nach hergebrachter Ordnung zu suchen nicht gewohnt ist, erledigt worden sind, was einem auch bei genauerer Durchsicht leicht entgehen kann.

Unmöglich kann sich Ref. (und es wird vielen Andern auch so gehen) mit der Ansicht befriedigen, daß there für ein unverstehliches Subiect zu halten sei, da es ja ein bloßes Füllwort ist, welches dem verbo substantivo, wenn das Subiect desselben nachfolgt, vorgesetzt werden muß. In Beziehung auf dieses there ist zu rügen, daß S. 447, § 166, zu bemerken ausgelassen ist, was doch, Irrthümern vorzubeuugen, auch hier zu erwähnen war, daß allerdings das Relativpronomen auch im Nominativ unterdrückt werden darf, wenn there is u. s. w. vorhergeht. Zu §. 168 — Sammelnamen, ist hinzuzufügen (als Ein Begriff) rank and file, Unteroffiziere und Gemeine. Denn man sagt in Schlachterichten: a hundred rank and file were killed. § 166, R. 2 findet sich „the admirals Ross“ neben „doctor Lindleys“ angeführt. So wäre also admiral ein Verwandtschaftstitel? — Dieser Fall mußte vielmehr als Ausnahme erwähnt, und aus dem Umstände erklärt werden, daß man die Pluralform des auf ss ausgehenden Eigennamens als fakophonisch vermeiden will, wenn überhaupt die Sache ihre Nichtigkeit hat, und nicht besser the admiral Rosses zu sagen ist. Uebrigens ist es schwerlich wahr, daß Dutchmen nur von einzelnen Individuen oder einer bestimmten Anzahl Holländischer

Nation gesagt werden dürfe. Unter einer auf Napoleons verunglückte Landungs-expedition gegen England erschienenen Caricatur stehen wenigstens folgende Verse:

Said Bonapart: why, han't I beat

The Germans and the Dutchmen.

Said Talleyrand: But, pray, dear sir,  
The English are not such men.

Unter dem Verzeichnisse der nach der starken Conjugationsform zu flectirenden Zeitwörter fehlt quook als Impf. von to quake. Da diese Form bei Spenser wirklich vorkommt, durfte sie allerdings nicht übergangen werden. Unter die Verben, die nie reflexiv gebraucht werden sollen (wenn sie gleich im Deutschen durch ein pron. reflex. übersetzt werden müssen), ist to apply to, sich an Jemanden wenden, aufgeführt, findet sich aber nachher auch unter denen, bei welchen das Reflexivpronomen nach Belieben stehen oder weggelassen werden kann. Die Sache ist richtig, aber der Widerspruch in der Classification mußte vermieden werden. Zu jenen sind übrigens noch hinzuzufügen: to adjourn, sich vertagen, to bask, sich sonnen, to budge, sich röhren, to kindle, sich entzünden, to plod, sich durcharbeiten, to toil, sich placken, to sponge, sich vollsangen, to try, sich versuchen, to rub, sich reiben, to spin, sich drehen, to tipple, sich betrinken, to welter, sich welzen, to spit, sich spalten, to winch, sich vor etwas zurückziehen. Wenn hier to use durch sich einzufinden gegeben ist, so muß das zu der falschen Auffassung führen, als ob es so viel heißen könnte, als „sich auf ergangene Einladung oder Aufforderung irgendwo einstellen“, was doch gar nicht zulässig ist, da es nur von einem gelegentlichen häufigern Aufenthalte an einem Orte gebraucht werden, und etwa nur mit dem Lateinischen nundinari verglichen werden kann. Wenn to feel hier unter die zweite Rubrik gestellt wird, so vermisst man dabei eine allerdings nothwendige nähere Bestimmung, da man freilich wohl sagen kann, we felt ourselves strengthened u. dergl. in der Regel aber, so oft das danebenstehende Adjectiv irgend einen Geisteszustand oder eine Gemüthsaffection ausdrückt, und to feel im Grunde nur so viel als to be bedeutet, das pron. reflex. durchaus fehlen muß, z. B. I feel sure, I feel awkward, uneasy u. s. w.; desgleichen velvet feels soft, Sammet fühlt sich weich an (ähnlich to eat, to drink, sich essen, trinken lassen). Bei Gelegenheit des richtig angeführten Umstandes, daß die Participlealendung ing den auf summes e ausgehenden Verben ohne Absorption des letztern angehängt werden müsse, wenn im entgegengesetzten Falle eine offenkare Zweideutigkeit entstehen, und also singing, singend, wie singing, singend, lauten würde, war noch hinzuzufügen, daß das e ebenfalls bleiben muß, wenn die Weglassung desselben die Abstammung des Wortes von einem Substantive zu erkennen, hindern könnte, daher nothwendig eyeletholeing (Schnürtscher machen) und a cabbageing plant (eine sich schließende oder köpfe ansehende Pflanze) zu schreiben ist. Unter den Pluralformen, von welchen kein Singular in gleicher Bedeutung vorhanden, ist mews (Stallungen) vergessen, (mew, sing. = cage). In den plur. tant. ist hinzuzufügen scaldings, heiße Speisen in zum Überlaufen vollen Gefäßen. Daher ein Ausruf derer, die solche Geschirre tragen, zur Warnung, daß man sich daran nicht verbrenne. Hagiographia ist falsch durch Apokryphen gegeben. Es bedeutet außer Job, Ruth, Esther, Klagl. Jerem., Daniel, Ezra, Nehem. und Chronik die Psalmen und die Salomonischen Schriften. Bei den Adjecti-

ven, die in der Mehrzahl, als Substantiv gebraucht, ein s annehmen, wären als ziemlich häufig vorkommend, noch zu bemerken gewesen: (Oxford) Blues, die blane Guirassiergarde, auch the Queen's horseguards Blue genannt, the Scotch Greys, die Schottische berittene Leibgarde mit Granshinneln, the Buffs, Regiment mit gelben Aufschlägen (von buff ledergelb), the Equestrians, die Kavallerie. Unter den §. 56 verzeichneten transitiven Verben findet sich auch march, ohne daß ein beigesfügtes Zeichen (1) nach der zuvor gegebenen Andeutung an den auch möglichen subjectiven Gebrauch erinnerte. Dies ist um so weniger zu billigen, da ja der letztere bei Weitem gewöhnlicher, als ersterer, ist. Denn man kann ja doch nur sagen, to march one's foot, den Fuß in Bewegung setzen, während „marschiren“ tausend Mal häufiger vorkommen muß. Ein ähnlicher Fall ist es mit to nod, wobei jenes Zeichen allerdings gesetzt ist; denn auch hier ist die transitive Bedeutung eine Seltenheit, und reduziert sich nur auf die Redensart to nod one's head, sofern von einem Objectsaccusative, nicht Dative die Rede ist. To gossip ist nur als subjectives Verbum erwähnt; es ist aber auch transitiv, und kann heißen: wozu Gevatter sein, z. B. Shakspeare: With a world of pretty, fond, adoptious, Christendoms that blinking Cupid gossips. To sew ist als transitives V. durch „ablaufen lassen“, übersetzt. Wie verkehrt könnte das ein Unkundiger gebrauchen! Es ist ja to dry a pond for fishing, was bestimmt angedeutet werden mußte. Das transitive to hyp = to make melancholy ist im Verzeichnisse übergaangen. — In der Theorie vom Verbo ist etwas Wesentliches übergaangen. §. 528 sind nemlich unter der Rubrik des ergänzenden Supinums zwar die meisten Fälle, in welchen to vor Sup. ausgelassen wird, gut erörtert, vergessen aber ist, daß es auch nach rather than (anstatt) nicht stehen, und eben so wenig an der Spize vorangestellter Nebensätze erscheinen darf, wie do what he could, oder rob him of his trot, and Toby would have . . statt though he had done what he could, und if one had robbed him. Will man hier auch Ellipsen annehmen, so müßte die Sache doch besprochen werden. To go hang, an den Galgen kommen, fehlt auch. In der Anordnung des Mitgetheilten, wie sehr hier auch im Ganzen zu leben, bleibt doch das Eine oder Andre zu verbessern. So steht zu der Bemerkung, daß das Gerundium imp. pass. transitiver Verben zur Bestimmung der Weise bei intransitiven diene, das Beispiel: he sat drowned in tears, ob gleich erst später unter einer andern Regel folgt, daß dieses gerund. oft being weglasse. Da above sehr gut als von der vertikalen Richtung geltend definiert ist, müßte dagegen over von der parallel horizontalen erklärt sein, welches bestimmter als die hier angegebene Bedeutung der Ausdehnung und Bedeckung gewesen sein würde. Auch war zu bemerken, daß es nicht bloß die Dauer während eines bestimmten Zeitabschnittes, der durch das in demselben Geschehende bezeichnet ist, angibt, wie over dinner, over breakfast, sondern auch zu der Materie, womit man sich unterdessen beschäftigt, hinzugefügt wird. Dann würden Ausdrücke, wie over a glass of wine, wie hier, nicht unter die idiomatischen zu stellen gewesen sein. Bei letztern, die in diesem Falle wörtlich dem Griechischen Veritonen entlehnt zu sein scheinen, ist over head and ears (z. B. in debts oder in love) übergaangen, auch over shoes over boots nach derselben Autorität gegeben: man muß das Neuerste wagen, da es doch vielmehr dem Deutschen: „Kommt man über den Haad, so kommt man über den Schwanz“ entspricht. Vergessen ist bei diesem Artikel

noch, daß dieselbe Präposition jetzt auch von quantitativem Zeitverhältnisse gebraucht und z. B. ganz gewöhnlich gesagt wird: he is over fourscore, statt turn'd of I. sc. Unter at fehlt to have a knack ait a thing, eine Geschicklichkeit in etwas besitzen; zu „to set down for,“ als etwas sich vorstellen. §. 390 §. 531 ist allgemein hin gesagt: Bei dem Superlativ der Adverbien der Weise und der Zeit steht der bestimmte Artikel. Denn dagegen ist zum B. he that read clearest, distinctest and best (Goldsmith). Notwendig ist der Artikel nur dann, wenn ein Vergleich zwischen Mehrern besonders hervorgehoben wird, wie in dem vom B. hier angeführten Beispiel. §. 391 ist bei dem Sage: Adjective treten statt der Adverbien ein, das falsche Beispiel: Cignets from grey turn white; denn der letzte Begriff, kann ja doch in keiner Sprache durch ein Adverb ausgedrückt werden. Ebenso render bliss secure! Unter die idiomatischen Ausdrücke wäre hier noch aufzunehmen the moon rides high (wo allerdings Adject. pro adverb.) Bei den qualitativen Adjectiven, die nicht als Attribute gebraucht werden können, sind unter die ganz allgemein ausgedrückte Regel auch far und near, nebst Comparativen und Superlativen aufgenommen; die darunter gesetzte weitläufige Anmerkung führt aber so viele Abweichungen in Hinsicht dieser Wörter mit Recht auf, daß die zu allgemeine Fassung der Regel ganz unstatthaft erscheint. Es hätte übrigens bemerkt werden sollen, daß alle solche Adjective eigentlich Adverbien sind, ihr Gebrauch als Attribut also unmöglich ist. Denn selbst das allerdings als Epitheton zu gebrauchende alone ist eben so aus der präpositionsmäßigen Silbe a, wie alike, asleep, alive u. s. w. und dem Adjective lone zusammengesetzt. Es hat also eine ganz ähnliche Bewandtniß, wie mit up, oder down, welches nur in up-train und down-train u. dgl. attributivisch vorkommen kann, wenn gleich der Comparativ upper eines solchen Gebrauchs fähig ist. Zu solchen scheinbaren Adjectiven, die sämmtlich nur mit to be und ähnlichen, als Formwörter gelgenden Verben vorkommen können, war auch well zu zählen, da man nicht allein I am well, sondern auch I thought him well, und it will make you well sagt. On a sudden ist zweimal angeführt, einmal unter der Regel, daß on Art und Weise bezeichne, und dann noch unter den idiomatischen Ausdrücken; letzteres war, ohnehin keine besondere Eigenthümlichkeit, wegzulassen. §. 366 müßte bemerkt werden, daß upon zwar eben so, wie on, von Zeitbestimmungen gilt, aber vor which nur jenes, nie letzteres stehen darf. Unter at §. 505 R. 1 heißt es, al bezeichne den Zustand der Ruhe in der Nähe des Gegenstandes. Aber schon das hinzugesetzte Beispiel at church beweist die Unrichtigkeit dieser Definition. Denn dies heißt ja in, nicht an der Kirche, und zwar während des Gottesdienstes oder zum Behuße einer Andachtübung. Auch kann at Birmingham von Bedem gesagt werden, der zu B. wohnt, wenn er sich auch auf einem vor der Stadt belegenen Landhause aufhält. Der Unterschied zwischen at und in mußte angedeutet und auf die Unbestimmtheit des ersten und die größere Bestimmtheit des letztern hingewiesen werden. Bei into und in fehlt eine Bemerkung, daß in zuweilen für into steht, z. B. to fly in one's face; desgleichen, daß to put selbst im Wohinfalle mit in konstruiert werden muß, wenn es so viel als collocare, ponere ist, so to put one in mind of, — in one's mouth, in writing, in practise u. s. w. §. 386 ist das Beispiel zu der Lehre, daß der dativ. supin zuweilen im Aetive statt des Passivs stehe, übel gewählt. Denn in dem Sage it is impossible to do

it ist ja it in beiden verschiedenen Sagtheilen nicht dasselbe, sondern ein verschiedenes Subject, und wollte man das legte it zum Subjecte machen, so könnte es doch nur heißen: it is impossible to be done, nimmermehr to do. Richtigere Beispiele wären gewesen, it is shocking to look at, oder it is difficult to go without. Uebrigens — was hier auch übergangen ist — darf so mit dem Verb für „um zu“ nur dann so allein stehen, wenn ein ergänzendes Object der erwähnten Handlung, nicht aber, wenn eine Absicht derselben ausgedrückt werden soll, die mit ihrem Inhalte Nichts zu thun hat, während in letzterm Falle nothwendig in order vorhergehen muß. Also: I wrote several treatises to defend the liberty of press, aber I wrote many laborious volumes in order to earn some money necessary for the equipment of my children. Unter den zusammengesetzten, den Zielynnit des Orts betreffenden Adverbien des Orts fehlen ahead und aavant. Rechte Präpositionen sind eben so gut athwart, aslant, ascaunt, als around u. dgl. Nay ist unter den affirmirenden Adverbien der Gewissheit ausgelassen, und nur unter den negirenden erwähnt, und doch gehört es zu den ersten, und Johnson erklärt es treffend durch not only so but more, a word of amplification. Einsches Adverb der Ungewissheit soll nach V. like sein. Besser der Möglichkeit; denn like enough, wie auch belike (welches hier unter den abgeleiteten vergessen) bedeutet ja Wahrscheinlichkeit. Wofür like jedesmal zu halten, ist allerdings schwer zu bestimmen. So sehr es auch in den meisten Fällen als Adjektiv (mit ausgelassenem to vor dem Dativ, so daß kein Grund vorhanden, es mit V. für ein Bindewort zu halten, welches ja doch keinen casus regieren könnte) zu fassen ist, so läßt sich doch seine adverbialische Natur noch nicht hinweglängnen, welches wenigstens aus Spenser's Versen erhellt:

The joyous nymphs, and lightful fairies,  
Which thither came to hear their music sweet,  
Now hearing them so heavily lament,  
Like heavily lamenting from them went.

Wofür like zu erklären, in Redensarten, wie I had like to have fallen, deren sonderbarer Composition V. an keiner Stelle Erwähnung thut, bleibt dabei unerledigt, und man wird wohl Johnson Recht geben müssen, der dann darin ein Substantiv, so viel als near approach, a state like to . . erkennt. Wenn es bei l'Etrange heißt: Two likes may be mistaken, so ist like hier auch Substantiv, oder der Adjectivplural hat gegen die Regel ein s, welches betreffenden Orts angeführt zu werden verdiente. Das Capitel von der Wortbildung, wie es V. behandelt hat, unterliegt manchem Bedenken. Daß till (Präp.) aus to while abzuleiten, ist unwahrscheinlich. Liegt die Scandinavische Präposition til, zu, nicht näher? Es ist nicht abzusehen, warum eke von dem Angelsächsischen eacan, vermehren, herstammen soll. Warum nicht geradezu von eae, dieser gleichfalls Angelsächsischen Partikel? Zu about war verhüglich das Holländische buiten und das Plattdeutsche butten zu vergleichen, da ja nach Johnson das Angels. aboten = encircling on the outside. Zu den Stämmen oder primary derivatives ist gerechnet bat, als von to beat abzuleiten, was vom Schläger beim Federballspiele gelten mag; aber wie soll bat, Fledermaus, davon herkommen können? Ob blight und bleak von to blow zu deriviren, möchte auch zweifelhaft sein. Daß sich die Abwandlung angelsächsischer Stämme nach Romanischen, wie umgekehrt, öfter richten kann, mußte bemerkt werden, z. B.

talkative, saleable, murtherous. Die Endung *ich* soll die Vollendung einer Thätigkeit oder eines Zustandes bedeuten, welchen das Zeitwort, das zu Grunde liegt, ausdrückt? — Es ist dazu kein Beispiel gegeben. Paßt es vielleicht auf *witch*, von *to wit*? Unter den gleichlautenden Substantiven und Verben vermisst man *envy*. Daß übrigens nicht bloß Substantive, sondern auch Konjunktionen und Pronomen zu Verben werden können, ist nicht angemerkt; doch erhellt es aus: *don't thou me*, und *don't but me any buts, sir*. Wenn es von — able heißtt, daß damit der Besitz des Grundbegriffes angedeutet sei, so paßt das wohl auf *reasonable* aber nicht auf *saleable*; es müßte daher die „*Auwendbarkeit*“ das G. V. hinzugesetzt werden. Fairly heißtt nicht „auf angenehme Art“, sondern so viel, als *honestly*, *candidly*, *plainly*, *completely*. Zu §. 420, §. 592; Nummer. 6 hätte die Auslassung von *neither* vor *nor*, in welchem Punkte die Englische Redeweise mit der Griechischen, wo auch das erste *οὐτε* fehlen kann, zusammentrifft, bemerkt werden sollen. Shakespeare wenigstens erlaubt sich diese Unregelmäßigkeit, z. B. *contempt nor bitterness were in his pride or sharpness — more nor less to others paying, than by selfsences weighing.* Zu §. 88 §. 153 bedürfte es der Erwähnung, daß die Personification an sich geschlechtsloser Begriffe im Englischen, wenigstens in der Poesie, sehr weit gehen kann, und man daher bei Shakespeare sogar Wörter, wie *clock* und *heart* mit dem Possessivpronomen männlichen Geschlechts in Beziehung gesetzt findet, z. B. *his tongue obeyed his hand* (dem Sieger der Uhr), oder *and yet my heart will not confess he owes the malady, that does my life besiege.* §. 361, N. 5, sind leicht verständliche Verbindungen transitiver Verben mit Accusativen, z. B. *to bid defiance*, und *to cast anchor* (ganz deutsch „Trotz bieten, Anker werfen“) unnothig unter den Idiotismen aufgeführt, wirkliche Schwierigkeiten aber, z. B. *to dance attendance*, im Vorzimmer warten, *to join issue*, es auf den Spruch des Geschworengerichts aufkommen lassen, oder an die letzte Instanz gehen, übergangen. §. 283 steht, „das Partic. impf. act. kann als Prädicat gebraucht werden, wenn das Subiect als leidend, aber nicht zugleich auch als thätig dargestellt werden soll.“ Dabei ist aber die Beschränkung vergessen, daß ein solches Subiect nur ein sächliches, unter welcher Rubrik auch die Thiere zu verstehen, nicht aber ein Personen bezeichnendes sein kann. Dann wäre es nicht nothig gewesen, gerade das Beispiel von den gehängten Dieben hinzuzufügen. Allerdings kann man nicht sagen: *the thieves are hanging, the naughty boys are flogging, wohl aber swine are killing.* §. 286, N. 5. könnte, da vorher gesagt ist, „das Prädikat als Nomen steht gewöhnlich im Nominativ“, geschlossen werden, daß man zwar, wie das hier gegebene Beispiel lautet, sagen dürfe: *it is him that I admire*, aber nicht, *it was her who gave it me.* Letzteres ist aber allerdings, wenigstens in der Conversation und der dieselben nachahmenden Schrift sehr wohl zulässig. Da man findet jetzt sogar die Accusative *him* und *her* statt der Nominative substantivisch gebraucht, wie z. B. *I have three hims and two hers*, ich habe drei Jungen und zwei Mädchen. Den Satz *do not deny me that favour faßt B. so*, als ob *that favour* prädikatives Object wäre (welchen letztern Ausdruck er dem von ihm für falsch gebildet erklärten „*factitiv*“ vorziehen zu müssen behauptet, obgleich dieses Wort eben so richtig von *factum*, wie *sensitus* von *sensum* herstammt, und also die Bemerkung, daß dazu ein nicht vorhandenes B. *factire* angenommen

werden müsse, falsch ist); dies muß aber Res. lenguen, da es vielmehr Object des Prädikats oder verbi und nie für den Dativ ohne to zu halten ist. Daß bei to call das prädicative Object nethwendig Substantiv sein müsse, ist schwer zu glauben, denn warum sollte man nicht sagen dürfen, he called me lacy. — Daß elder und eldest bloß attributiv, older und oldest mehr prädicativ gebraucht werden, ist nicht genau genug. Rede ich von zwei Kindern, so sehe ich, he oder she is the elder, meine ich aber Greise, so heißt es, he is the oldest man. Es handelt sich ja dabei um relatives und absolutes Alter. Bei den Comparativen ist die Ausnahme unningter vergeßt. S. 266 wird behauptet, should siehe nach Wörtern des Unwillens und der Verwunderung, wenn die Aussage als nur möglich ungewiß und zweifelhaft vorgestellt werden soll. Allein es gilt gewiß auch vom Entschiedenen und Unbezweifelten. Von der Witwe eines unschuldig Hingerichteten könnte es heißen: She was disconsolate, that her virtuous husband should have fallen a victim to despotism and tyranny. Bei Gelegenheit der Conjugation subjectiver Verben ist to become nur in dem einen Beispiele erwähnt: I find, my visits here are become troublesome. Dagegen würde aber doch gesagt werden müssen: The braggart at last had become very troublesome. Es müßte daher noch bemerkt werden, daß die Wahl zwischen to have und to be auch von dem Umstände abhängt, ob der durch das Prädikat ausgedrückte Zustand Folge von der Thätigkeit des Subjects der Handlung, oder Wirkung anderer auf jenes infiuirender Subjecte ist. S. 205 §. 313 wird der Satz: He was of so high and independant a spirit, that he abhorred being in debt, für einen Konsekutivsatz mit Steigerung, nachher aber folgender: He is so wicked that every one despises him, für einen Konsekutivsatz ohne Steigerung erklärt. Wenn hier Unterschiede stecken sollen, die zu solchen Berespaltungen berechtigen, so liegen sie wenigstens so tief, daß sie kein Schüler begreifen kann, und selbst der Lehrer erit mihi magnus Apollo, der sie entdeckt. V. unterscheidet bestimmende und ergänzende Merkmalsätze; dagegen ist Nichts zu erinnern. Wenn er aber den Satz: The christian religion, which is the religion of peace, is professer by many millions of men, deswegen zu ersteren rechnet, weil hier das Merkmal ein unwesentliches oder zufälliges sei, in dem Satz: The soldiers who had pillaged the town, got themselves drunk during the succeeding night aber das den Soldaten beigegebene Merkmal als wesentlich ansieht, und den Satz deswegen für einen ergänzenden Merkmalsatz erklärt, so wird das dem Schüler wiederum sehr unklar sein, weil der Charakter des Friedens eben etwas Wesentliches und Nothwendiges im Christenthume, daß sie geplündert haben, aber bei den Soldaten, die ja eben so gut strenge Mänszucht halten können, etwas Unwesentliches und Zufälliges ist. Es hätte besser auf das analytische Verhältniß des Merkmals zum Hauptbegriffe im ersten und das synthetische im zweiten aufmerksam gemacht werden können, indem die Idee des Christenthums den Geist des Friedens von selbst involvirt, die Beutegier der Soldaten aber Ergebniß der Umstände und Erfahrung ist. Wozu aber überhaupt dergleichen Meditationen allgemeiner Sprachlehre in einer speciell Englischen Grammatik, wenn sie weder auf Etymologie noch Syntax irgend einen Einfluß haben und zur Vermeidung von Barbarismen und Goldicismen durchaus nicht nöthig sind? — In etymologischen Derivationen ist V. nicht immer glücklich. So z. B. ist die Vorstufe a in abatement keineswegs das Lat. a

oder ab, sondern das Wort stammt von abbattre, aus dem Lat. adbatuere (nemlich humi, wie adligere). Zu den Wörtern in welchen a ein ächt Englischer Vorschlag ist, hat B. fälschlich amend und avow gezählt; denn ersteres kommt von emendare (wie amende) und letzteres (wie avouer) von ad-  
vouere her. Since ist ganz offenbar von sith thence, keinesweges von seen  
that herzuleiten; denn dies passt nicht auf die Bedeutung seitdem, und der  
Zeitbegriff ist ohne Zweifel auf den der Consalität übergetragen, gerade wie  
im Lat. quandoquidem. Das Englische or hat jetzt nicht mehr die Bedeutung  
von ere, und es ist im ältern Englischen auch fast immer nur vor ever so  
gebraucht, wenn gleich ever zuweilen ausgelassen wird. Man scheint nicht gern  
ere ever (da letzteres noch häufig wie eer gesprochen wird) des Gleichtalts  
wegen gesagt, und daher in diesem Falle lieber die Angelsächsische Form or ge-  
wählt zu haben. Von den Wörterzusammensetzungen heißt es hier, wenn zwei  
flüssige Consonanten zusammenkommen, wird s dazwischen gesetzt; offenbar un-  
richtig! Man sagt ja belman, winelies, moonlight, heirloom. Wenn ein  
stummer Consonant, heißt es weiter, mit einem flüssigen zusammentrifft, soll s  
dazwischen treten. Wiederum falsch! Denn man sagt tollgatherer, dustman,  
postman, oakleaf, hohnail, landlord, sundial. Sonderbar sagt B. bei rosebush,  
„wenn das Hauptwort das Object einer zum Beziehungsworte hinzugedachten  
Thätigkeit ist.“ Der Schüler kommt schwerlich gleich darauf, daß hier an das  
Hervortreiben der Blüthen aus dem Stämme gedacht ist. Warum nicht lieber,  
wenn das Beziehungswort Substanz, das Hauptwort Accidens ist, oder wenn  
das Hauptwort species des im Beziehungsworte liegenden genus ist, z. B.  
cocklestairs, crossbow, raindeer, crawfish? Unter §. 126, R. 2. ist der  
Fall, wenn das Beziehungswort als Object der durch das Verbum ausgedrück-  
ten Thätigkeit erscheint, ziemlich schwerfällig, also eingetheilt, „wenn ein be-  
liebiges thätiges Subject hinzugedacht werden kann, z. B. drawbridge; β, wenn  
der Begriff des zusammengefügten Substantivs als Subject hinzugedacht werden  
kann, z. B. speud thirst. War es nicht verständlicher: „wenn das Verbum  
passiv, β, wenn es activ genommen wird. Denn im ersten Falle ist es ja  
a bridge being drawn, im zweiten a person spending thirst. §. 194,  
§ 277 heißt es vom prädikativen Objekte: „Es steht auch auf die Frage was?  
mit vorhergehender entsprechender Präposition, wenn es ein Substantiv mit  
einer Präposition ist“ und darunter das Beispiel: He was considered as a  
traitor, fragt sich, wie as zu dem Titel einer Präposition komme? wenigstens  
hat B. selbst wohl as for, aber nicht as unter den Präpositionen aufgeführt.  
Eine auffallende Ungefügigkeit bieten §. 355 Regel 1 und 2. In 1 heißt es:  
„Sämtliche objektive Verben erfordern im Passiv das Object mit der Präpo-  
sition by,“ und unter 2, „auch folgende Verben haben die Präposition by bei  
sich,“ wozu die Beispiele to be overtaken by, to be moved by u. s. w., als ob  
to overtake und to move keine objectiven Verben wären, was doch schwerlich  
zu leugnen. Und gleich vorn in der Reihe steht to abide by, wo ja by in  
einem ganz anderen Sinne gebraucht wird, also nicht hieher gehört, eben so  
wenig, wie to deal by (to do by ist ausgelassen). §. 274 R. 5. Anmerk.  
stellt richtig, daß die passive Form auch dann angewandt werden könne, wenn  
ein Verb zwei Objekte hat, eins im Akkusativ und das andre im Dativ, wobei  
denn das Dativobjekt Subject wird. Dies müßte aber auch auf Akkusativ und  
Genitiv ausgedehnt werden, um die Seltsamkeit zu erklären: he wants to be

made a good servant of. Auch ist die Anordnung wunderlich, daß die hieher gehörigen Regeln unter die Rubrik von dem genus der Kopula gestellt sind, da ja nicht jedes Verb Kopula sein kann, so wenig to make in diesem Beispiele, als in dem hier befindlichen to pay (I was paid the money). Nachzutragen ist auch in Hinsicht des Gebrauchs des pron. poss. your, daß dadurch unbestimmte Subjektivität bezeichnet werden kann, wie sich denn bei Dickens findet: you are always a being begged and prayed, upon your bended knees you are (man muß euch füßtätig bitten).

Außer dem Angeführten würde sich noch mehreres nachweisen lassen, was Ref. geändert oder erweitert wünschte, wenn er nicht die gebührenden Schranken in diesen Blättern zu überschreiten fürchtete. Indessen genüge es, darauf hinzuenden, daß auch gegenwärtiges Kunßwerk grammatischer Literatur, dem eben mit Überlegung ausgeworchenen Lobe des Ganzen unbeschadet, wie jedes andre, einer noch höhern Vollendung fähig und bedürftig ist, damit, was in dem Motto auf dem Titel, aus Girard entlehnt, gesagt ist: il faut que la methode soit nette et facile; qu'elle n'omette aucune des loix de l'usage, et que tout soit exactement défini etc. zur Wahrheit werde.

Braunschweig.

**B. F. E. Petri.**

---

Die deutsche Verskunst erläutert und auf ihre musikalischen Grundlagen zurückgeführt von Theodor Bernaleken. St. Gallen. Huber und Compagnie. 1847.

Die Schriften über Metrik gehören, im Vergleich mit denen über andere Gegenstände der Literatur zu den seltenen. Woher das kommen mag? Eines Theils wohl daher, weil bei Schriften dieser Art weder Verfasser noch Verleger ihre Rechnung finden; andern Theils, weil die Metrik selbst in geringem Aussehen steht, und jeder Dichterling mit ihr leicht fertig zu werden glaubt. Wir können, sagen diese, der metrischen Kunst uns ohne Nachtheil entheben, da uns in allen Fällen das Gefühl hierin sicherer leitet als alle prosodische Regeln. So ganz unrecht mögen sie auch wohl nicht haben, besonders wenn man die bisherige Prosodie und Metrik in Betracht nimmt. Indes erfordert aber auch diese in ihrer neuesten einfachen und natürlichen Gestalt eine ernstere Betrachtung. Ein einziger aufmerksamer Blick in die obige Schrift wird dieses bezagen. Den Inhalt derselben bezeichnet folgende Übersicht:

### **Einführung: die Sprachlaute.**

- I. Die musikalischen Laut- und Tonverhältnisse der Sprache.  
1) Dynamit. 2) Rhythmit. 3) Melodit. 4) Phonik: Einstimmung (Reim), Lautwechsel, Lautgeltung.

### **II. Die poetische Satzform.**

- 1) Takt und Vers. — Taktarten. 2) Arten der Verse. 3) Sprachliche Darstellungsform: Poesie und Prosa. 4) Poetische Darstellungsform und ihre verschiedenen Rhythmen: Sprechrhythmus, Rederhythmus, Versrhythmus: freier, gebundener Gesangsrhythmus. 5) Geschichtliche Entwicklung der Dichtungsformen. 6) Reimstellung. 7) Die bedeutendsten Vers- und Strophenformen.

## A. Epische Formen.

1) Deutsche Heldenstrophen. 2) Poetische Erzählungsform. 3) Episch-lyrische Strophen. 4) Fremde Formen (Hexameter und Stanze).

## B. Lyrische Formen.

## C. Dramatische Formen.

Die ganze Schrift enthält nur stark 7 Bogen, hat also für ihren Gegenstand ein gar kleines Volumen, ist aber, gleich dem Golde, von schwerem spezifischem Gewichte. Ref. gesieht, in langer Zeit auf dem Sprachgebiete keine so anziehende und belehrende Lektüre gefunden zu haben als diese. Besonders sind es aber für ihn die Abschnitte über Metrum und Rhythmus, die er willkommen geheißen hat. Der Verfasser schließt sich den Wenigen an, welche den neuen Ansichten über Metrik zugethan sind. „Es scheint mir,“ — wie er sagt — „dringend nothwendig, daß man endlich der Theorie unserer Verskunst eine einfachere und deutschere Grundlage gebe.“ Das hat er denn auch gethan. Die wichtigsten Punkte, in welchen er von unsrern grammatischen Metrifikern abweicht, sind folgende:

- 1) Vernaleken hat die Metrik auf die Theorie des Takts gründet;
- 2) den Unterschied zwischen Wort- und Versfuß dargethan;
- 3) statt der alten Bezeichnung der metrischen Füße hat er die Noteuschrift, als die weit zweckmäßiger angenommen.

Kenner werden gleich bemerken, daß V. sich zur Apelschen Schule bekennt, wovon er jedoch, wie wir bald sehen werden, in einigen Punkten abweicht. Die höheren deutschen Schulen, namentlich die Realschulen, haben sich Glück zu wünschen, daß man endlich von den Ergebnissen der in neuerer Zeit auf dem metrischen Gebiete angestellten Forschungen Gebrauch zu machen gedenkt, und ernstlich daran bedacht ist, sie diesen Lehranstalten nicht länger vorzuenthalten. Es ist auch wahrlich eine pädagogische Mißthat, die deutsche Jugend mit dem schweren Ballast alter Metrik zu beladen, der ihr doch durch die neuen Aufklärungen auf diesem Gebiete ganz entbehrlich ist. Um so mehr verdient es deshalb dankbar anerkannt zu werden, daß Herr V. einen so gehaltvollen Beitrag zur Verbreitung der, auf ihre musikalischen Grundlagen zurückgeföhrten deutschen Verskunst liefert. Er sagt selbst (S. VIII): „Die bisherige Metrik, Verslehre, war wegen ihrer antiken Grundlage für Bürger- und Realschulen nicht wohl geeignet. Bringen wir diesen Gegenstand zudem dem deutschen Sprachgefühle näher, so muß er nothwendig auch erquicklicher und gemüthsbildender werden. Die Metrik todter Sprachen wird vom Schüler mechanisch aufgesetzt, während der auf das Gefühl gegründete akzentuierte Rhythmus für ihn ein intensives Bildungsmoment werden kann.“

Trotz der das Wesen der Metrik bildenden musikalischen Taktlehre findet sie als solche noch keinen Eingang in den Schulen, oder doch höchstens ausnahmsweise. Mancher Lehrer erschrickt vor den Noten, und glaubt, es bedürfe vieler musikalischer Kenntnisse, um nach der neuen metrischen Theorie Unterricht ertheilen zu können; und doch kann ein Lehrer, dem es nicht ganz an musikalischen Anlagen fehlt, in wenigen Stunden so viel Takt- und Notenkennniß erwerben, als zur Einsicht in die Metrik erforderlich ist. Das metrische Studium wird auf dem musikalischen Wege so sehr erleichtert, bewahrt vor so vielen metrischen Mißgriffen, daß es unverzeihlich ist, wenn Lehrer unter so nichtigem

Borwande, als gehörten dazu viele musikalische Vorleseminnisse, den Schülern, die doch ohnehin durch den Gesangunterricht die dazu erforderliche Noten- und Taktkenntniß besitzen, daßelbe länger vorerthalten.

Der Vers sagt in der Vorrede: „Wenn ich in einzelnen Punkten geirrt habe, so bitte ich um Belehrung.“ Diese Bemerkung möchte ich auch zu der meinigen machen, wenn ich einige Punkte in dem Schriftlichen berühre, mit denen ich nicht einverstanden sein kann, und die bei consequenter Durchführung der Taktlehre, so weit sie ihre Anwendung in der Metrik findet, auch wohl von selbst wegfallen werden. Ich erlaube mir diese Hauptstellen heranzuhoben, in welchen ich meine Contrarpunkte gefunden habe.

I. Vorrede S. 7 heißt es: „Unser Vers kann nur auf den Takt gegründet werden, und statt all der für die antiken Metrik passenden Benennungen habe ich einfach den  $\frac{3}{8}$  Takt als rhythmisches Prinzip unseres Verses aufgestellt. Ich bin somit weiter gegangen als Apel, der meines Wissens zuerst auf die musikalische Behandlung aufmerksam gemacht, aber darin geirrt hat, daß er die antiken quantitirenden Sprachen ebenso behandelt hat, wie die unsrige. Eine allgemeine Metrik kann es nicht geben, indem jede Sprache ihren eigenen Gesetzen hierin folgt, und wenn auch unsere Wörter an sich Quantitirendes haben, so werden sie doch in der Vertheile ganz entschieden nach dem akzentuierten Rhythmus behandelt.“

II. S. 28: „Die Benennungen (Jamben, Trochäen, Spondeen) stammen bekanntlich von den alten Griechen her, deren Zeitmessung von der unsrigen ganz verschieden war. Sie maßen ihre Silben äußerlich nach den Buchstaben, z. B. der Doppelvokal oder der einfache mit zwei Konsonanten war lang, d. h. er erschöpfte doppelt so viel Zeit beim Aussprechen, als der einfache Vokal mit nur einem Konsonanten.“ — „Nach der alten Metrik war eine Länge (—) gleich zwei Kürzen (— —). In unserer Sprache ist das ganz anders. Nicht die Stellung der Buchstaben, sondern der innere Werth der Silbe oder des Wortes bestimmt den Ton und die Währung. Die akzentuierte Silbe herrscht, die mit ihr verbundenen sind untergeordnet, und selbst bei diesen untergeordneten Silben finden wieder Abstufungen in Ton und Währung statt.“

„Da wir also in unserer akzentuirenden Sprache nicht wohl von langen und kurzen, sondern von stärker und schwächer betonten Silben sprechen dürfen, so können wir auch die herkömmliche Bezeichnung — — nicht anwenden, sondern gebrauchen richtiger Noten  $\text{---} \text{---}$ , weil wir dadurch auch das Zeitmaß bezeichnen können.“

III. S. 29: Wörter wie Baumstamm, Herrmann u. s. w. mögen einzeln gesprochen oder in der prosaischen Rede den Werth von  $\text{---} \text{---}$  haben, im Verse aber, die in der Mitte zwischen Prosa und Gesang steht, schwächt die Hebung (Der Accent) die folgende Silbe bedeutender, als in der gewöhnlichen Rede. Im Verse fällt die Dehnung der zweiten Silbe weg, denn sie wird von der Hebung der ersten überwältigt. Spondeen ( $\text{---} \text{---}$ ) kann es darum im deutschen Verse nicht geben.

Ich erlaube mir zu diesen angeführten Punkten meine Gegenbemerkungen auszusprechen, und bitte den Vers, so wie jeden, welchen dieser in Rede stehende Gegenstand interessirt, um unbefangene, scharfe Prüfung. In der Hauptsache,

im Prinzip sind wir einig; es gilt nur noch um ein klares Durchschauen und Erkennen der Folgerungen aus demselben. —

Daß Versfuß von Versfuß unterschieden werden muß, hat der Vers. S. 28. zwar ausdrücklich bemerkt, scheint mir aber nicht streng genug beachtet und durchgeführt worden zu sein. Der Versfuß gehört der Prosodie, der Versfuß aber der Metrik an. Die Prosodie gibt einer Silbe über einem Worte im Allgemeinen eine unbestimmte Dauer von Länge und Kürze; in einer metrisch gebildeten Reihe hat aber jede Silbe ein bestimmtes Zeitmaß, welches sehr oft mit dem prosodischen Maße gar nicht übereinstimmt. Das Wort: „Gott“ hat prosodisch gemessen ein bestimmtes Maß von Länge; in einer metrischen Reihe wird es bald lang, bald kurz genommen. Beispiel. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ — Gott grüß euch Alter u. s. w.“ Der Vers ist derselben Ansicht, indem er S. 29 sagt: „Nur der Zusammenhang im Verse kann wahre Versfüße bilden, regelmäßig wiederkehrende, in der Zeittdauer ganz gleiche Abschnitte. Zwar bildet jedes Wort eine Tonfigur, aber im Zusammenhange verschiebt sich dieselbe und wird eine andere. Im Verse wird das Wort als solches aufgehoben und man hat es nur mit Silben als Theilen des Taktes zu thun.“ Diese Bemerkungen gelten nach dem Ausspruche des Vers. nur der Accentsprache, mithin unserer deutschen. Wenn er aber kurz vorher (S. 28) sagt, daß die Zeitmessung der Wörter und Silben bei den alten Griechen von der unsrigen durchaus verschieden sei, so weiß ich nicht, wie der Vers. bei seinen klaren Ansichten vom Rhythmus und Unterschiede von Wort- und Versfuß zu dieser entschiedenen Behauptung kommen konnte. Ich wollte, Herr Vers. hätte sich deutlicher über das Wesen der sogenannten quantitirenden Sprachen ausgesprochen. Ich bin kein Philologe, und maße mir deshalb kein Urtheil über die Metrik der Alten an; aber unbegreiflich ist mir immer gewesen, wie man die Sprachen in quantitirende und akzentuierende hat eintheilen können. Was die Philologen darüber sagen, kann mich durchaus nicht befriedigen. Apel fragt zweifelerregend: „Hatten wohl die Alten ein anderes Gefühl in Ansehung des Rhythmus als wir, oder woher kommt sonst die Verschiedenheit der antiken und modernen Rhythmen? Sind beide ganz verschiedene Gattungen aus verschiedenen Wurzeln entstanden, oder sind sie Zweige eines und desselben Stammes?“ V. gibt S. 27 die genügende Antwort auf diese Fragen, wenn er sagt: „Der musikalische Sinn liegt im Menschen, warum sollte er seine Anschauungen, Gefühle und Ideen nicht nach musikalischen Gesetzen äußern? Und das thut der Naturmensch im Tanz und Gesang, der Dichter im Verse, in der rhythmischen Reihe.“

Psychologisch betrachtet ist die Akzentuierung der Wörter jeder Sprache, wenn auch in verschiedenen Graden, wesentlich, und es ergeben sich von diesem Standpunkte aus wichtige Folgerungen für eine allgemeine Metrik. Da es uns aber jetzt unmöglich ist, dieses auch an die ausgestorbenen alten Sprachen der Griechen und Römer nachzuweisen, so bleibt uns für diesen Zweck kein anderes Mittel übrig, als eine auf die Natur des menschlichen Geistes gegründete Theorie der Metrik auf die Dichtungen dieser beiden Völker anzuwenden, und zu sehen, ob sie sich denselben anpassen lassen. Die Taktanlage oder das Vermögen, regelmäßige Bewegungen zu vernehmen und zu äußern, liegt in der Natur des Menschen. Auf die Theorie des Takts hat Apel seine neue Lehre von

der Metrik gebaut, und mit dem glücklichsten Erfolge versucht, die Verse der Alten darnach zu messen. Eben diese Versuche machte auch Basselt. Dieser sagt in seinen Beiträgen zur Prosodie und Metrik der deutschen und griechischen Sprache (Halle 1813 bei Reuter) S. 6 auf die Einwendung, daß solche taft-gemäße Messung in den poetischen Werken der Griechen historisch nicht nachzuweisen sei: „die Zeitabtheilungen müssen doch ein Gesetz haben, nach dem sie verbunden und aufgelaßt werden, und das in jeder Musik sich als dasselbe zeigen muß, mögen auch die Zeichen dafür ganz verschieden gewählt werden. Wir geben also von der philosophischen Ansicht der Zeit, wie Apel schon früher gethan hat, aus, und entwickeln die Rhythmen als Zeitabtheilungen unter dem Gesetze der Einheit (nenne man dieß nun Takt oder Versfuß).“ — S. 7. „Es ist uns besonders darum zu thun, einen Beitrag zur Begründung deutscher Metrik zu liefern, deren Grundzüge bereits von Apel aufgestellt sind. Dennoch man wird uns doch wohl zugeben, daß wir nach unsern philosophischen Ansichten eine Metrik erkämpfen dürfen, deren erstes Material zwar den Griechen angehört, die aber doch frei und selbstständig auftritt, und unserer Zeit und Bildung angehört.“\*)

Die Taktanlage oder die Fähigung, regelmäßige Bewegungen zu vernehmen, zu bewirken und Wohlgefallen darin zu finden, liegt, wie vorhin gesagt, in uns, und äußert sich auf mannigfache Art, in Musik, Tanz, Sprache u. s. w. Die Grundsätze und Regeln dieser Bewegung in Anwendung auf die Sprache, d. h. auf ihre Darstellungsgestalt, nennen wir zusammen Metrik. Als selbstständig tritt diese regelmäßige Bewegung in der Tonkunst auf und heißt hier Takt. Die Metrik ist also eigentlich eine Hülfswissenschaft für die Sprache, entlehnt von der Tonkunst; oder mit andern Worten: Der Metrik ist die auf die Sprache angewandte Taktlehre. So wie die Mathematik in die reine und angewandte eingeteilt wird; eben so könnte man auch die Taktlehre eintheilen, und die Metrik, die Tanzkunst u. s. w. gehörten dann zur angewandten Taktlehre. Daher darf sich dann auch die Sprache nicht vermessen, der Metrik Gesetze vorschreiben zu wollen. Wenn nun Metriker der Verwechslung eines Spontenus mit einem Trochäus oder umgekehrt, desgleichen eines Dactylus, gesetzliche Kraft geben, so ist das widerrechtlich.

Nicht die Sprache an sich hat Metrik, sondern sie ist nur der metrischen Behandlung fähig. Daher ist es ganz verkehrt, diese Kraft aus der Sprache entwickeln zu wollen. Jede Sprache ist der metrischen Behandlung fähig; nur eignet sich die eine besser und mehr dazu als die andere. Da die Metrik nur die auf Sprache angewandte Taktlehre und diese in der Natur des menschlichen Geistes gegründet ist, so wird es dadurch auch möglich, Einheit und organischen Zusammenhang in die metrischen Gesetze und Verschriften zu bringen. Die vielfachen Künsteleien und Sonderbarkeiten der alten Metrik fallen nun von selbst weg und lösen sich in einfache, natürliche Erscheinungen auf. Die alte und neue Metrik gleichen vollkommen der alten und neuen astronomischen Weltordnung, jene der ptolemäischen, diese der keplernianischen.

\*) Ausführlicher habe ich mich über diesen Gegenstand geäußert in einem Programm von 1846, welches auch in der Büschlerschen Verlagsbuchhandlung zu Elberfeld besonders erschienen ist, unter dem Titel: Ueber die metrische Behandlung der deutschen Sprache in Realschulen.

Zu der aus der Vorrede S. VII. eben angeführten Stelle vom  $\frac{2}{3}$  Takt, als rhythmischem Prinzip unseres Verses füge ich hier noch die Bemerkung des Vers. S. 30. „Wegen des Vorherrschen's der zweisilbigen Wörter in unserer Sprache, noch mehr aber wegen der Hebung und Senkung im Takte, werden die Verse nach ihren Bestandtheilen (Tatten) einzeln gemessen. Die zweisilbige (dipodische) Messung ist unserer Sprache nicht angemessen. Jeder Takt hat die Geltung von  $\frac{2}{3}$ . Dies ist das für unsere Sprache natürliche Gesetz, welches zudem die ganze Verslehre bedeutend vereinfacht, ihr Festigkeit und Halt gibt. Andere Taktarten können darum nicht vorkommen, weil der Sprachton nicht so frei ist, als der musikalische, der nicht an ein Objekt oder Meale, wie der Sprachton an die Sprache festgebaut ist. Der Gesangton und noch mehr der rein musikalische, ist fesselloser und darum leichter und manigfältiger. Wir haben also nur einen — wie die Musiker sagen — dreizeitigen oder ungeraden Takt, keinen geraden, und der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt in der Macht des Akzentes.“

Hier sind nun unsere Ansichten verschieden, und zwar an einer entscheidenden Stelle. Der Vers. scheint mir einen Augenblick den wahren, von ihm selbst anerkannten metrischen (taftlichen) Standpunkt verlassen zu haben, und dadurch leider zu einer täuschenden, folgenreichen Ansicht gekommen zu sein. Irre ich nicht, so hat er hier wirklich Wortfuß und Verfuß verwechselt, die er doch vorher so deutlich unterschieden hatte. Die Sache ist von großer Wichtigkeit. Um sie dem Betrachter in's gehörige Licht zu stellen, sehe ich mich zu einigen Wiederholungen genötigt. Die Metrik trägt ihr Prinzip in sich selbst, eben weil sie mit dem Takt einerlei ist. Sie kann nun wohl auf andere Gegenstände angewendet werden (Sprache); aber sie so wenig als irgend eine andere Kunst entlehnt ihre Grundwahrheit, ihr Prinzip von einem fremden Gebiete. Die Sprache ist eine Dienerin, und nicht eine Herrin der Metrik, sie ist dieser untergeordnet. Die Metrik ist auf ihrem Gebiete die alleinige Gesetzgeberin, und wenn die Sprache zu einem poetischen Tanz antreten will, so führt die Metrik den Reigen in allen Wendungen, Schritten und Sprüngen. Die Metrik betrachtet das Sprachmaterial als Baustufe, denen sie die metrische und rhythmische, ihrem Baue angemessene Form gibt. Die Sprache darf und kann nicht sagen: in mir wohnt der  $\frac{2}{3}$  Takt; darin allein kannst du dich bewegen. Die Metrik würde ihr antworten: Schuster bleib bei deinem Leisten! Von mir allein hängt es ab, in welchem Takt ich dich tanzen lasse. Wenn der Vers. wegen der überwiegenden Anzahl zweisilbiger,  $\frac{2}{3}$  Zeitmaß enthaltender Wörter den  $\frac{2}{3}$  Takt zum ausschließlichen in der Metrik prinzipiell erhebt, so könnte man vielleicht in ähnlicher Weise auch den  $\frac{2}{4}$  oder  $\frac{3}{4}$  Takt ausschließlich für den Tanz in Anspruch nehmen, weil der Mensch nur zwei Beine hat, und im Gehen sich immersort im  $\frac{2}{4}$  Takt (in Spondee'n) bewegt.

Alle Taktarten in der Tonkunst lassen sich auf zwei Grundtakte oder Taktelemente zurückführen, nämlich auf den geraden oder zweigleichtheiligen und ungeraden oder dreigleichtheiligen Takt, und eben diese Taktelemente besitzt auch die Metrik, und sie sind anwendbar auf unsere Versarten. Wie der Vers. dazu gekommen ist, den  $\frac{2}{3}$  Takt zum alleinigen Prinzip der ganzen Metrik zu erheben, das wird aus Folgendem klar werden.

Herr Bernaleken ist mit den meisten Metriformen in der Täuschung besangen, als würde jedesmal durch die Senkung einer Silbe auch ihre

Dauer, ihr Zeitmaß vermindert. Wer etwa einen Landmann mit seinem kleinen Sohne dreschen, oder einen Schmiedegesellen mit seinem schweren und dessen Meister mit seinem leichten Hammer schlagen sieht und hört, der wird erfahren, daß jedesmal die schwachen Schläge eben so viel Zeit erhalten als die starken. Wenn auf gleiche Weise in den Wörtern Hermann, Baumstamm, Kirchthurn, Vollmond u. s. w. die zweite Silbe eine Senkung erleidet, so wird doch damit ihre Dauer nicht gemindert. Man versuche nur, und mache mit dem Sänger eine Reihe Schläge von gleicher Dauer auf den Tisch, nenne dann jene Wörter (Spondeen), so wird man sich davon überzeugen, daß jede Silbe gleiches Zeitmaß erhält. Anders verhält es sich mit den Versfüßen. Nach diesen wird jedes Wort dem metrischen oder rhythmischen Leisten angepaßt, und da kann es denn wohl der Fall sein, daß eine und dieselbe Silbe hier lang und dort kurz genommen wird. In den Strophen:

Hölter Friede,

Süße Eintracht u. s. w.

bilden die Silben — der — de — se — tracht — kurze Silben von einerlei Zeitmaß, obgleich nach den Gesetzen der alten Metrik, oder nach dem Wortfuß gemessen, die Silbe „tracht“ lang ist.

Nimms in Betracht,

Was dir gebracht,

Heute die süchtigen Stunden.

Hier erscheint die Silbe „tracht“ lang. So ist's. Wenn die alte metrische Schule es in Zweifel stellt, ob wir in unserer Sprache wirklich Spondeen haben oder ihr gar dieselbe entschieden abspricht, und die bisher dafür gehaltenen Wörter für Trochäen erklärt; so muß ich, auf die Gefahr hin von ihr veracht oder für unwissend erklärt zu werden, es in Zweifel stellen, ob wir wirklich Trochäen als Wortsätze haben, d. h. zweiflügige Wörter, in welchen die erste Silbe die doppelte Länge der zweiten hat; als Versfuß erkenne ich sie an, doch nur im dactylischen Rhythmus. Ich fordere die Leser zur Probe auf. Stellt euch ein Pendel zurecht, das etwa halbe Sekunden schwingt, und lest dann ganz unbefangen und natürlich: Freude schöner Götterfunken u. s. w. und gebt dann recht Acht, ob wirklich die ersten Silben „Freu — schö — Göt — fun“ das doppelte Zeitmaß von den zweiten „—de — ner — ter — ken“ haben. Ihr werdet für alle Silben gleiche Dauer finden. Nun nehmt aber etwa folgendes Lied zur Hand und lest:

Freut euch des Lebens,

Weil noch das Lämpchen glüht,

Pflückt die Rose,

G' sie verblüht.

Hier sind nun die mit überschriebenen Worte wirklich Trochäen, und es ergibt sich daraus, daß die Trochäen nie als Wortsätze, wohl aber als

Versfüße vorkommen. Ich kann es also nicht zugeben, daß aus den trochäischen Wortfüßen, die nicht existiren, das Principe zu allen unsern Versarten genommen wird. Mag man immerhin die zweifülligen Wörter Jamben und Trochäen nennen, Jamben, wenn von der ersten zur zweiten Silbe eine Steigung oder Hebung von tief zu hoch oder von schwach zu stark statt findet; Trochäen, wenn eine Senkung von hoch zu tief, von stark zu schwach bemerkbar ist, das gehört dem Wortfuß an. Der Versfuß kennt aber keine Jamben, wohl aber, wie vorhin gezeigt, in dactylischen Versen Trochäen, deren Silben von ungleicher Dauer sind. Ein Metrum ist das Zeitmaß von einer Tonhebung (Akkus) bis zur andern. Dem geraden Metrum (Takte) entspricht der sonderliche, dem ungeraden der dactylische Versfuß. Diese beiden Versfüße bilden die Elemente der Metrik; alle andern Versfüße lassen sich auf diese zurückführen.

Möchte der hier verhandelte Gegenstand viele unbefangene, sachkundige Kritiker finden, die ein der Sache ganz entsprechendes und entschiedenes Urtheil aussprächen! Indem ich hiermit zum Schluß meiner Bemerkungen über den metrischen Theil dieser sehr gehaltvollen, mit gründlicher Sachkunde bearbeiteten Schrift übergehe, kann ich nicht umhin, dieselbe angelegentlich zu empfehlen.

Heuser.

---

Dr. J. G. Flügel's practical dictionary of the English and German languages, in two parts. I. Theil. Englisch-Deutsch. Leipzig bei J. Richter. 1847. (877 Seiten.)

Bei der Planlosigkeit, mit welcher die meisten sogenannten Schul-Wörterbücher verfaßt sind, bei dem völligen Mangel an gewissem Principe, der sich in diesen Abschreibereien gewöhnlich vorfindet, ist es erklärlich, daß man mit um so günstigerem Vorurtheile das Werk eines Mannes in die Hand nimmt, der sich auf dem Felde der Lexicographie bereits einen guten Namen erworben hat und der in englischen Blättern häufig mit Dr. Johnson verglichen worden ist. Das größere Werk des Verfassers übertrifft an Vollständigkeit unzweifelhaft alle andern Wörterbücher der englischen Sprache und befriedigt schon dadurch die Ansprücherungen der Leser, welche sich mit der Literatur Englands und America's bekannt machen wollen, in hohem Grade. Dessenungeachtet genügte dem Verfasser die neue Bearbeitung seines Werkes nicht recht mehr, da sowohl in Hinsicht auf Handel und Gewerbe als auch auf Kunst und Wissenschaft die englische Literatur in der neuesten Zeit wieder riesenhafte Fortschritte gemacht hat. Das vorliegende Werk nun entspricht dem rein practischen Bedürfnisse und gibt die Wörter und Ausdrücke des täglichen Verkehrs, die im Handel und in den Gewerken, in der Kunst und Wissenschaft gebräuchlich sind, in solcher Vollständigkeit und mit einer so außerordentlichen Raumsparniß, daß man den Fleiß und die Sorgfalt des Verf. nicht genug bewundern kann. Das Werk gehört, wie dies leider bei den Schulwörterbüchern häufig der Fall ist, keineswegs zu jenen Fabrikarbeiten und bloß buchhändlerischen Speculationen, von denen wir unsere Schüler so sehr wünschten erlebt zu sehen, sondern es verdient vielmehr seines inneren Werthes wegen die wärmste Empfehlung. Der Verf. hat nicht etwa aus seinem größern Werke ohne viele Mühe abgeschrieben, sondern er lieferte etwas wirklich Selbstständiges und die oberflächlichste Ver-

gleichung beider Schriften zeigt zur Genüge, wie groß die Zahl derjenigen Artikel ist, welche theils neu aufgenommen, theils auch sorgfältig überarbeitet worden sind. Andererseits sind dagegen mit vollem Rechte in diesem für das praktische Bedürfniß bestimmten Werke alle unrichtigen, veralteten, rein provinziellen oder nur vereinzelt vorkommenden Wörter weggelassen, wie auch eine große Anzahl von Participien, Verbal- und Nominal-Ableitungen, die keine von ihren Stammwörtern abweichende Bedeutungen haben und sich seltsamer Weise in den sogenannten Taschen-Wörterbüchern gewöhnlich sehr reichlich vorfinden. Außer der großen Selbstständigkeit des Buches, die auch hinsichtlich der Angabe abweichender Formen anzuerkennen ist, muß noch ganz besonders gerühmt werden, daß der Verf. in die Wortbedeutungen einen festen, sichern Zusammenhang gebracht und dadurch der Lexikographie — wie dieses auch in dem größern Werke bereits geschehen war — einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Wir begnügen uns für heute mit dieser kurzen Anzeige, um bei einer andern Gelegenheit mehr auf das Einzelne einzugehen. Der Preis des Buches ist mäßig, die Ausstattung vortrefflich.

H.

## Programmenschau.

Die ästhetische Ueberzeugungskunst. Abhandlung von Kauz. Programm des Gymnasiums in Arnsberg 1847.

Die Deutschen, so beginnt der Verf., sind berühmt wegen ihrer Virtuosität im Uebersetzen und haben sich dadurch gleichsam eine zweite National-Literatur geschaffen; dies gelte indessen mehr in Bezug auf die Schäze der modernen Völkerbildung als auf das klassische Alterthum, wo die Kunstwerke einer erstorbenen Welt der Ideen und Gefühle angehören und die Aufgabe für den Uebersetzer deshalb eine doppelt schwierige sei. Der geistige Werth der deutschen Sprache, ihre fernige, natürliche Wortsymbolik und deren sinnvolle Begriffs-dialektik wird anerkannt, aber der Mangel an jener sinnlichen Schönheit, der musikalisch-grammatischen Vollendung und Klangschönheit nicht näher in's Auge gefaßt, an welcher es der deutschen Sprachmuse gebriicht, deren organische Entwicklung durch die Ungunst geschichtlicher Verhältnisse vielfach verkümmert ist. Nachdem hierauf weiter ausgeführt ist, wie gerade die griechische Sprache in logischer, psychologischer und ästhetischer Hinsicht das vollkommenste Kunßwerk des menschlichen Geistes sei, und selbst die irrationale Form in ihr einen rationalen und künstlerischen Charakter annehme, wird gezeigt, wie wichtig für den antiken Rhythmus mehrgliedrige Wörter seien, und wie sehr daher die deutsche Sprache wegen der Einfülligkeit ihrer Flexionsendungen, sowohl was die Fall-, Zeit- und Geschlechtswandelung, als was die Ableitung betrifft, im Nachtheile sei. Die Hauptchwierigkeit sei aber die unnachahmliche Accent-schönheit der klassischen Sprachen und Stelberg habe ganz recht, wenn er die deutsche Nachbildung der antiken Metrik für ein „Nachahmen“ erkläre. Der Verf. röhrt deshalb zu einer freieren Behandlung des Hexameter zurückzukommen, wie sie etwa für einen künstigen Uebersetzer des Homer der leicht und schlank gebaute Göthe'sche, für den Uebersetzer des Virgil der lebenswarme Schiller'sche Vers zeige. Es wird schließlich noch darauf hingewiesen, daß es dem nachdichtenden Uebersetzer sehr schwer falle, seine moderne Natur ganz zu verlängnen. „Nicht genug (heißt es), daß die Wortbilder der Muttersprache nie rein dieselben ästhetischen Bezüge haben, daß sie oft an moderne Nebenvorstellungen anflingen; es fehlt uns Neuen überhaupt die Objectivität der Alten, die alle ihre Gefühle aus der Außenwelt nahmen und der Außenwelt zurückgaben.“

Als eine sehr wertvolle Zugabe muß Ref. noch das in einem Anhange gegebene Bruchstück einer poetischen Uebertragung des „Pfingstfestes“ von Manzoni, welchem auch die Notter'sche Bearbeitung beigefügt ist, anführen. **H.**

Ueber Ursprung und Alter der beiden Nationalnamen „Deutsche und Germanen,” von Dr. H. Middendorf. Programm des Gymnasiums in Goessfeld 1847.

In dem ersten Theile der Abhandlung betämpft der Verf. die Lutensche Ansicht, nach welcher die Völker alle, welche von Galliern und Römern Germanen genannt wurden, sich selbst von Alters her Deutsche genannt hätten. Nach dem Zeugniß der Römer führten unsere Vorfahren den Namen Germanen und nahmen nach Tacitus diesen Namen von den nachher sogenannten Tungern an; für den doppelten Nationalnamen aber, wie ihn Lutens will, finde sich keine geschichtliche Beglaubigung, denn der Name Tentonen gehöre nicht der ganzen germanischen Nation, sondern nur einem einzelnen Volke. Ueberdies finde sich der Name Deutsche bei keinem der alten lateinischen und griechischen Schriftsteller und erscheine zuerst in den Urkunden aus der Zeit der Karolinger und zwar im Anfang nur adjektivisch und adverbial von der Sprache unseres Volkes gebraucht. Bei Walafrid Strabo sei sodann schon die Bezeichnung deutsch auf das Volk selbst ausgedehnt, und es fänden sich somit „Deutsche“ zuerst in der Zeit, wo zwischen den rein und unvermischt gebliebenen Germanen und den romanisierten Franken auch eine politische Scheidung sich zu bilden begann. Was die Ableitung des Wortes betrifft, so führt der Verf. (nach Grimm) die lat. Formen thiudicus, theoticus u. s. w. auf ein zu Grunde liegendes Substantiv Thiuda (Thiot), d. h. Volk zurück, so daß es bedeutet: „in einer volksmäßigen, populären, dem Volke verständlichen Weise, also im Gegensage zur lat. Sprache, d. h. auf Deutsch“ und es erklärt sich hieraus der Zusammenhang der Wörter „deutsch, denten, deutlich.“ Der Verf. bemerkt sodann zur Feststellung eines historischen Urtheiles: „Als durch die Völkerwanderung die germanischen Stämme aneinander gerissen wurden, so daß die alten viele Völkerschaften umfassenden Stammnamen, Ostlaven, Ingävonen, Hermonen, völlig verschwanden, und als die einzelnen mächtig gewordenen Völker und die großen Völkerverbindungen einander selbst feindlich gegenübertraten, da mußte der allumfassende Namen Germanen bei der zer-splitterten Nation selbst verloren gehen, und an seine Stelle treten nun Longobarden u. s. w. — indeß die lat. Sprache für alle insgesamt die Benennung Germanen beibehielt. Die im Frankenbunde vereinigten Völker, wie Sigambern, Bructerer u. a. fühlten sich den Sachsen gegenüber nicht mehr als Germanen, besonders als sie nach der Annahme des Christenthums, womit der Glaube an die gemeinsame Abstammung aller Germanen von dem Sohne des erdgeborenen Sohnes Tuisko von selbst fallen mußte, zu jenen in den schärfsten Gegensatz traten. Sie fühlten sich nur noch als Franken und waren stolz auf diesen Namen. So war es denn natürlich, daß die Franken in Gallien ihre Sprache im Gegensage zur lateinischen Kirchen- und Geschäftssprache und zur VolksSprache der Gallier (lingua romana rustica) nicht germanisch nannten. Noch weniger kann es auftreten, daß sie dieselbe nicht fränkisch nannten. Uns freilich ist der Name Franke ein bloßer Eigennamen, und nur noch in der Verbindung „frank und frei“ ist uns seine ursprüngliche Bedeutung erhalten. Dagegen bei den Franken selbst, als sie sich unter den Galliern niederließen, war der appellative Begriff des Wortes noch in seiner ganzen Kraft lebendig, weshalb sie unmöglich ihre Sprache mit einem aus jenem gebildeten Adjektiv

bezeichnen konnten. Sie nannten sie die Sprache des Volks, im vorzüglichsten Sinne dieses Wortes, und im Gegensatz zu der von ihnen verachteten romanischen Bevölkerung, und bezeichneten sie demnach mit einem aus thiuda (thiot), d. h. Volk, gebildeten Adjektiv thiudisk oder thiudisq, woraus durch den Übergang des th in d, des iu in eu unser „deutsch“ geworden ist. Und jenes Adjektiv wurde nun zur Bezeichnung der germanischen VolksSprache im Frankenreiche auch in's Lateinische aufgenommen und zwar, je nachdem es sich im Munde des Volkes allmählig verschieden gestaltet hatte, in verschiedenen Formen, wie thiudiscus, theodiscus, teudiscus u. s. w. Wenn nun dies Wort im Anfange dazu gebient hatte, den Gegensatz nicht sowohl der germanischen Sprache überhaupt, als vielmehr der fränkischen allein oder wenigstens vorzüglich zur lateinischen Sprache und zur gallischen VolksSprache zu bezeichnen, so müste sich dieses im Laufe der Zeiten nothwendig ändern. Als nämlich allmählig die Franken mit den Galliern zu einem Volke wurden, und ihre verschiedenen Idiome zu einer einzigen, romanischen VolksSprache, worin das germanische Element nur unbedeutend war, verschmolzen, da konnte das Wort „deutsch“ nur noch von der reinen Sprache der unvermischt gebliebenen Germanen gebraucht werden, und bezeichnete nun diese im Gegensatz zur romanischen Sprache, so wie auch, wenigstens schon kurz vor der Mitte des 9. Jahrhunderts, die deutsch Redenden selbst im Gegensatz zur romanischen Bevölkerung mit dem Namen „Deutsche“ bezeichnet wurden. Und als nach Karl dem Dicken jene unvermischten Germanen sich für immer vom Frankenreiche trennten, da wurde bald der Name „Deutsche“ für die neue politische Gesamtheit der Nationalname, so wie ihr Land selbst, das bisherige Ostfranken, „Deutschland“ genannt wurde. Daß man später den Namen deutsch mit den Teutonen in Verbindung brachte, und lateinisch die deutsche Sprache lingua teutonica die Deutschen selbst Teutonici nannten, ist nicht auffallender, als daß neuere Gelehrte unsern Volksnamen mit dem Tuiseo des Tacitus in Verbindung gebracht haben.“ Ref. bemerkt noch, daß die Leo'sche Ansicht, nach welcher „deutsch, gentilis, heidnisch, germanisch“ gleichbedeutend sein soll, mit schlagenden Gründen widerlegt wird. Leo sagt, gentes in's Gothische übersezt sei thindos und ein davon abgeleitetes Adjektiv müsse thiudisks heißen. Aber theils läßt sich im Gothischen ein solches Adjektiv oder Adverb nirgends nachweisen, theils wäre es unbegreiflich, weshalb die guten Lateiner im fränkischen Reiche statt gentilis das barbarische Wort theodiscus hätten gebrauchen sollen, überdies hätte gentilis erst in's Germanische übertragen und dann das germanische Wort wieder latinisiert werden müssen.

Nach dieser Erklärung muß man nun auch annehmen, daß der Name „Deutsche“ späteren Ursprungs ist, als der Name „Germanen“, von welchem letztern der Berl. im zweiten Theile seiner Abhandlung zu beweisen sucht, daß er ein uralter und einheimischer gewesen, dessen Entstehung über die Zeit der Geschichte hinausliegt. Er sei ursprünglich der Name der nachherigen Tungern gewesen, diese hätten mit demselben alle ihre Stammgenossen jenseits des Rheines benannt, um ihren Feinden Furcht einzufüllen, und ihre Stammgenossen hätten allmählig alle den bedeutungsvollen Namen sich angeeignet, demnach sei unser ältester Nationalname auf ähnliche Weise entstanden, wie bei den Griechen der Name Hellenen Nationalname wurde.

Wir können den Bericht nicht schließen, ohne zugleich auf eine Schrift von Hattemer aufmerksam zu machen, welche denselben Gegenstand behandelt und um dieselbe Zeit erschien, wie die Arbeit des Hrn. M. Der Titel lautet: „Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreiben des Wortes Deutsch von Heinrich Hattemer“ (Schaffhausen bei Brodtmann). Der Verf. sucht im Verlaufe der sehr interessanten Abhandlung gegen Grimm zu zeigen, daß der Name „Tento“ Name des ganzen Volkes, nicht eines Stammes sei, daß sich dieser Name ferner an den Gott Teut anlehne und endlich, daß thintisk nicht in dem beschränkten Sinne von vulgaris sehe, sondern gleichbedeutend mit teutonicus, und daß beide nicht ausschließlich von der Sprache, sondern auch von dem Volke gebraucht werden. Was die Ableitung betrifft, so glaubt H. an einen Zusammenhang zwischen teut und diot, erkennt aber in teutisk einen Eigennamen, dem eine ältere Bedeutung zugesprochen werden müsse, als dem jüngeren diot. In Beziehung auf die Schreibart erklärt sich der Verf. für deutsch, wofür er genügende Gründe anführt.

H.

De lingua Spenseriana ejusque fontibus, scripsit Joannes Willis.  
(Bonn bei Lechner 1848.)

In der Einleitung dieser lehrreichen Schrift macht der Verf. darauf aufmerksam, daß man zur genauen Kenntniß einer Sprache nicht nur auf die Quelle derselben zurückgehen, sondern vielmehr gleichsam den ganzen Lauf des Stromes verfolgen müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erscheint die Sprache Spenser's von großer Wichtigkeit, als eines Dichters, der nicht nur die Sprache seiner Zeit beherrschte, sondern auch die ältere Ausdrucksweise gründlich studirt und mit Glück nachgeahmt hatte. Letzteres ist besonders der Fall in dem *View of the state of Ireland*, *Shepheards Calendar* und in der *Faerie Queene*. Hr. Willis hat in seiner Schrift nur das legtgenannte Werk berücksichtigt, giebt zuvörderst eine allgemeine Charakteristik desselben und handelt sodann de accentu. Schon bei den ältesten angelsächsischen Schriftstellern findet man, daß die Stammstille gewöhnlich den Accent hat und die Vor- und Schlusssilben müssen deshalb kürzer ausgesprochen sein. Im Laufe der Zeit wurden in dieser Sprache, auf deren Verfeinerung wenig Sorgfalt verwendet ward, viele jener Sylben abgestoßen, ohne daß der Begriff der Wörter dadurch sich veränderte. Während nun die romanischen Sprachen nach der Veränderung nicht mehr auf der Wurzel den Accent haben, blieb derselbe in der germanischen und sonach in der angelsächsischen und englischen Sprache auf der Wurzel liegen, was sogar in den aus dem Französischen entlehnten Wörtern der Fall ist. Die Quantität der Vocale hängt im Englischen großenteils vom Accent ab, wenngleich auch der Laut in gewisser Beziehung hierbei berücksichtigt wird. In dem Abschluße de signis et sonis literarum erklärt der Verf. die Verschiedenheit der Buchstabenbezeichnung und des Klanges vorzüglich aus der Abstammung des Englischen aus zwei verschiedenen Sprachen, wo dann natürlicher Weise die Laute der einen häufig durch die Buchstaben der andern bezeichnet wurden, und umgekehrt. Bedeutet man hierbei, daß die Engländer weder ein ð noch þ hatten, während sich dagegen im Angelsächsischen die Buchstaben j, k, q, v, z, nicht finden, daß sich dagegen das englische Alphabet

von dem französischen nicht unterscheidet, so erklärt es sich, weshalb sich die französischen Wortformen, die sich im Englischen vorfinden, nicht so sehr von ihren Primitiven unterscheiden, wie dies bei den aus dem Angelsächsischen abgeleiteten Wörtern der Fall ist. Umgekehrt ist es dagegen mit dem Accentus im Englischen, welches sich mehr dem Angelsächsischen anschließt, weil eben der Geist beider Sprachen näher mit einander verwandt war. Der Verf. erläutert dies durch zahlreiche Beispiele und zeigt sodann in dem Abschnitte „de signorum sonorumque mutationibus“ wie bei dem Übergange der angelsächsischen Wörter entweder die Buchstaben verändert werden, während der Laut derselbe bleibt, oder wie umgekehrt der Laut sich ändert, während die Buchstaben dieselben bleiben oder endlich wie der Laut und die Bezeichnung zugleich sich umwandeln. Die hier entwickelten Sprachgesetze, auf welche Verf. der Kürze wegen leider nicht näher eingehen kann, liefern den Beweis von der umfassenden gründlichen Kenntniß des Verfassers. — Unterscheidet man nun drei verschiedene Zeitalter der englischen Sprache: — in deren erstem schon die Spuren der später folgten Sprachgesetze sich finden, deren zweites ein ungewisses Hin- und Herschauern zeigt, deren drittes endlich die vollkommenen, sichern Gesetzen unterworfen Form darstellt; — so kann man Spuren am besten zwischen das zweite und dritte in die Mitte stellen, was dann auch in unserer Schrift mit großem Geschick geschehen und in dem ferneren Abschnitte de accentu, de ratione scribendi atque mutationibus signorum sonorumque und de verborum flexura genügend begründet ist.

H.

Notice sur la vie et les ouvrages de J. Racine. Von Dr. R. Schwab. Programm des Gymnasiums in Cleve 1848.

Der Verf. dieser Schrift, welcher ganz kürzlich durch die Veröffentlichung einer Schulausgabe der Athalie\*) vortheilhaft bekannt geworden ist, charakterisiert in der Eintheilung die Epoche der Renaissance und den Übergang aus derselben in das sogenannte klassische Zeitalter unter der Regierung Louis XIV. Er weist nach, daß in dieser von Franzosen gewöhnlich mit den Zeiten des Pericles, Augustus und der Mediceer verglichenen Periode manches für die französische Sprache geschehen sei und daß sie vermöge ihrer aristokratischen Beziehungen namentlich erlangt habe „une certaine perfection ou délicatesse de conversation, une pureté, une correction et une élégance de

\*) Es bildet dies Werk den ersten Theil einer größeren Sammlung, welche unter dem Titel *Chefs d'oeuvre dramatiques de la littérature française (avec des notes)* bei Bädeker in Esslingen erschienen ist und die wir nach bester Überzeugung als sehr brauchbar bezeichnen können. Wenige Stücke möchten sich wohl so sehr zur Schullektüre empfehlen, als gerade Athalie von Racine und nach eigner Benutzung muß Ref. hinzufügen, daß sowohl die Beschaffenheit des Textes als auch die Einleitung und die sachgemäßen Anmerkungen allen Anforderungen entsprechen, welche man an eine solche Ausgabe machen kann. Überdies ist der Preis von  $7\frac{1}{2}$  Sgr. im Verhältniß zu der glänzenden äußern Ausstattung des Buches sehr billig.

style tout-à-fait inconnues jusqu'alors.“ Andererseits wird aber gezeigt, daß aus der Poësie alle Phantasie und das wahre Gefühl nach und nach vollständig verschwunden wurde; daß die Dichter statt die Natur und den Menschen zu ergründen mehr oder weniger nur dem Grundsatz Boileau's huldigten: „Etudiez la cour et connaissez la ville;“ daß endlich durch das unauslöschliche Aufstacheln des Ehregeizes und der Eigentümlichkeit der ausländischen Literatur gar keine Beachtung mehr gewidmet wurde und daß man sich mit dem Gedanken schmeichelte, die Weltcivilisation zu leiten und den Geschmack Europas in eben der Weise zu beherrschen, wie dieses Louis XIV. in Beziehung auf die Politik vermochte. Der Verf. geht nun zu dem Drama über, schildert in kurzen Worten die Entwicklung desselben und im besondern die Verdienste Corneille's. Nachdem hierauf die ähnlichen Lebensverhältnisse Racine's dargestellt sind, führt Dr. S. die innere Entwicklungsgeschichte des Dichters mit großer anschaulichkeit uns vor, charakterisiert sodann seine einzelnen Stücke nach ihrer Entstehung, ihrem Inhalte und Werthe und schließt mit einer Vergleichung der drei bedeutendsten französischen Dramatiker und den 3 Goryphäen der griechischen Tragödie. Wünschenswerth dürfte es erscheinen, daß diese Vergleichung mehr noch ins Einzelne eingegangen und daß namentlich durch die Zusammenstellung von zwei Tragödien gezeigt wäre, wie sich ein und derselbe Stoff unter verschiedenen Händen so ganz eigenthümlich gestaltete.

H.

---

Etude sur les œuvres philosophiques de Frédéric le Grand p.  
Ch. de la Harpe. Programm des Coll. franç. in Berlin  
1848.

Der Verf. vorliegender Arbeit, welcher mit der neuen Herausgabe der Schriften Friedrich's des Großen beauftragt ist und über die Oeuvres historiques bereits in früherer Zeit in dem Journal françois de Berlin (1847. Nro. 43. 44. 45) eine interessante kritische Abhandlung geliefert hatte, behandelt hier die Oeuvres philosophiques, welche die zweite Abtheilung der neuen Ausgabe ausmachen. Es sollen sodann noch folgen 3) Oeuvres poétiques; 4) Correspondance; 5) Ecrits militaires. Die Benennung „O. ph.“ gehört nicht dem Könige an, auch ist das Ganze nicht etwa eine auf ein Prinzip gebaute Doctrin, sondern es finden sich hier vielmehr die mannigfachsten Gegenstände in bunter Reihe neben einander, welche zu ganz verschiedenen Perioden entstanden sind. Hieraus erklärt sich natürlich die Verschiedenheit in dem Tone und in der ganzen Haltung der einzelnen Schriften, wenn gleich die Individualität des Verfassers sich sowohl in dem Gedanken als auch in der Ausdrucksweise leicht erkennen läßt. Herr de la Harpe hat in seiner neuen Ausgabe die Schriften chronologisch geordnet, folgt dagegen in unserer Abhandlung einem andern Wege, indem er nämlich die einzelnen Werke nach ihrem Inhalte zusammenstellt; so redet er zuerst von der Politik, wendet sich darauf zu den Schriften über Gesetzgebung, Moral, Erziehung, Literatur und praktische Philosophie. Die Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe, welche der König schon im J. 1738 an Voltaire schickte, die aber erst nach seinem Tode bekannt wurden, eröffnen das Ganze. Als Tendenz der Schrift gibt unser Verf. die Absicht des Königs an, die eigentliche Lage und

die Plane Österreichs und Frankreichs in ihr gehöriges Licht zu stellen; Friedrich wollte die deutschen Fürsten zu einem Bündnisse gegen diese beiden natürlichen Feinde bewegen und stützte sich hierbei auf die Analogie der griechischen Geschichte. Der Antimachiavel, welcher hierauf folgt und zu seiner Zeit viel Aufsehen erregte, gehört der frühesten Jugend des Königs an. Die neue Ausgabe besteht aus einem Doppelwerke. Friedrich schickte nämlich seine *Réputation du Prince de Machiavel* an Voltaire zur Durchsicht, der sie ihm aber als Antimachiavel so verändert wieder zurück sandte, daß der König selbst sein Werk für ganz entstellt hielt und anfänglich sein eignes Opus besonders herausgeben wollte. Die neue Ausgabe gibt nun die Schrift in beiden Gestalten. Die Hauptssache findet sich freilich in beiden wieder, aber Voltaire hat doch viele sehr lebhaft ausgesprochene Gedanken ausgemerzt, deren Mittheilung er für die Stellung des Königs nicht ganz angemessen fand. Miser B. tadelt den König, daß er den Machiavel gleichsam für ein Lehrbuch des Despotismus gehalten, während er doch nur die infame Perfidie der Fürsten seiner Zeit in das rechte Licht habe stellen sollen. Die Stellung des Fürsten ist vielfach verkannt worden, und Alcillon machte in der neuern Zeit zuerst auf die eigentliche Lage der Dinge aufmerksam, indem er sagte: „Le prince a été un objet de scandale, parcequ'on en a mal saisi l'esprit. Machiavel, partisan éclairé de la véritable liberté, ne pouvait avoir le but de donner des leçons au despotisme. Le prince n'est pas un recueil de préceptes, ni un traité de l'art de gouverner: c'est un tableau effrayant, mais vrai des maximes et des moyens que suivaient, du temps de Machiavel, pour se maintenir dans leur usurpation, ceux des tyrans des villes d'Italie. César Borgia et ses pareils ont fourni les principaux traits; Machiavel les a réunis pour l'instruction et l'effroi de Florence, qu'il voulait attacher à sa constitution et à ses lois; et il n'a probablement pas cru qu'en exposant le fait, il serait accusé d'avoir voulu établi le droit de la tyrannie.“ — Indessen der König verhält sich nicht nur negativ, sondern er zeigt auch in dem *Miroir des Princes* die Kunst des Regierens, welcher eine spezielle Anweisung für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg sein sollte. Die besprochenen Schriften Friedrichs des Großen sind in Beziehung auf die Form von sehr verschiedenem Werthe, indem sich der König den ihm vorgeschlagenen stylistischen Verbesserungen nicht immer unterwerfen wollte und zu verschiedenen Seiten mit mehr oder weniger Hartnäckigkeit auf die Beibehaltung von Ausdrücken und Wendungen bestand, die man ihm als völlig unfranzösisch bezeichnet hatte. Höchst mangelhaft ist nun in dieser Beziehung das *Exposé du gouvernement français*, welches der König wahrscheinlich nur für seinen eigenen Gebrauch ausgezeichnet hatte und das hier zum ersten Male gedruckt erscheint. Es enthält übrigens kostbare Winke über die von ihm in seiner Verwaltung beobachteten Grundsätze. Als das interessanteste Stück der ganzen Sammlung bezeichnet der Berf. den *Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains*; es ist dies die Theorie von einem Manne aufgestellt, der eine reiche Erfahrung hatte und dessen Worte und Handlungen sich stets im besten Einklange fanden.

Der Berf. bespricht dann noch ganz kurz die andern philosophischen Schriften, welche sich auf Gesetzgebung, Erziehung und Moral beziehen und charakterisiert schließlich die Werke des Königs als den Spiegel seiner schönen Seele.

Empfehlung des Studiums der angelsächsischen Sprache für Schule  
und Haus von J. P. C. Greverus. Programm des  
Gymnasiums in Oldenburg 1848.

Diese (auch im Buchhandel erschienene) Schrift weist in der Einleitung auf die Erfahrung hin, daß nichts für sprachliche Zwecke ersterieller sei, als eine Sprache so nahe wie möglich bis zum Ursprunge zu verfolgen. Daß dieses verhältnismäßig auch von einem Zurückgehen auf den ältesten Dialect einer Sprache gelte, ist wohl unzweifelhaft, und wenn man erwägt, daß sich in Rücksicht auf das Englische wegen der wenigen vorhandenen schriftlichen Denkmale das Gothische in obiger Beziehung nicht eben sehr empfehlen läßt, so wird man um so dringender auf das Angelsächsische, welches dem Gothischen im Alter am nächsten steht, hinweisen dürfen, da in denselben eine verhältnismäßig reiche Literatur vorhanden ist, die immer noch durch neu aufgefundene Werke vermehrt wird, und da dasselbe ferner einen unschätzbaren Real-Werth in Beziehung auf unsre älteste Volkskunst und daneben einen großen Schatz von Poësie und poetischen Sprachelementen besitzt. In dem ersten Theile der Abhandlung empfiehlt nun der Verf. das Angelsächsische wegen der Belehrung, welche das Studium desselben sowohl in sprachlicher als auch realer Beziehung gewähre.

In sprachlicher Hinsicht, bemerkt Herr G., verbreite das Angelsächsische Licht über alle germanischen Sprachen und Mundarten neuester und ältester Zeit und beschränkt sich in seiner Beweisführung auf die Etymologie, die, wie er mit Recht meint, nicht nur vollständig entscheidend ist, sondern auch für Unfertige verständlich und interessant. Er gibt hierbei zugleich eine große Menge von auffallenden Merkwürdigkeiten der angelsächsischen Sprache, zeigt in mehreren Zusammenstellungen die angelsächsischen Elemente, welche sich im Französischen vorsünden, wie sich viele hochdeutsche und plattdeutsche Wörter nur durch das Angelsächsische erklären lassen, und welche Wichtigkeit die Kenntniß dieser Sprache auch für die Isländische Literatur und die Götterlehre der Edda habe. Eben so groß sei aber auch der Gewinn in realer Hinsicht, in Beziehung auf die historische Kenntniß der aldeutischen Zustände in dem Zeitraume zwischen Tacitus und Wittekind, um so mehr als uns alle zusammenhangend darstellenden Quellen für diesen großen und wichtigen Zeitraum abgehen. Der Verf. zeigt hier in sehr anschaulicher Weise, wie eben die angelsächsische Sprache auf etymologischem Wege hin und wieder einzelne Lichthäle besonders über Local- und Personen-Namen verbreite, und macht sodann auf den Inhalt der angelsächsischen Literatur selbst aufmerksam, welcher für die Geschichte der inneren Zustände und der Sitten, wie auch für eine richtige Auffassung des häuslichen und öffentlichen Lebens im deutschen Gesammtvaterlande der Vorzeit von großer Wichtigkeit sei. Die Abhandlung wendet sich hierauf zu dem Werthe, welchen die angelsächsische Sprache an sich durch ihre poetische Schönheit habe, in welcher Hinsicht sie selbst der altgriechischen Sprache den Vorzug streitig machen könnte. Es wird hierbei mit Recht auf die große Mannigfaltigkeit der Form für einen und denselben Begriff aufmerksam gemacht, worin das Angelsächsische dem Griechischen gleich komme, während es denselben dagegen in der Kunst der zusammenhangenden, folgerechten epischen und lyrischen Darstellung natürlich nachstehe. Nachdem der Verf. hierauf verschiedene Hilfsmittel angegeben, die

zum Studium des Angelsächsischen unentbehrlich sind, stellt er am Schluß seiner Arbeit die Frage auf, ob das Angelsächsische als Gegenstand des Schul-Unterrichts empfohlen werden könne, die er bejahend beantwortet. Während bis zur ersten Classe Alles auf dem Vortrage und der mündlichen Mittheilung des Lehrers beruht, muß der Jüngling im letzten Jahre der Schulzeit mehr sich selbst und dem eignen Streben überlassen und zum freien Studium angeleitet werden. Bei dieser freieren, älteren, den Geist mehr anregenden und fördernden Weise wird neben dem intensiven Gewinne viel Zeit gespart; von 24 wöchentlichen Stunden sind die Morgenstunden von 8—10 den Wissenschaften und die Nachmittagsstunden von 3—5 den Sprachen gewidmet und zwar so, daß ein Vierteljahr hindurch immer nur eine, höchstens zwei Wissenschaften und eine Sprache getrieben und dann gewechselt wird. (Nur die Uebungen in freier Composition laufen wöchentlich oder monatlich fort.) Für das Griechische und Lateinische wird dann von jedem Schuljahre ein Halbjahr bestimmt; dem Französischen und Englischen ist ein Vierteljahr gewidmet, und das letzte Vierteljahr wird für das Althochdeutsche und Angelsächsische in Anspruch genommen.

Der Verf. schließt seinen Aufsatz durch Mittheilung mehrerer angelsächsischer Sprachproben, denen die deutsche Uebersetzung beigegeben ist. H.

---

Lieder Guillems IX., Grafen von Poitou, Herzogs von Aquitanien;  
herausgegeben von Adalbert Keller. Tübingen bei  
L. F. Fues. 1848.

Guillems IX. (geb. 22. Octbr. 1071) gilt bekanntlich für den ältesten Troubadour, von dessen Gedichten etwas erhalten ist; nur 9 seiner Lieder sind indessen bis jetzt zerstreut und bruchstückweise abgedruckt worden, in denen — wie der Verf. der vorliegenden interessanten kleinen Gelegenheitschrift bemerkt — durchgängig eine eigentlich kritische Behandlung vermieden wird. Hr. Keller gibt nun hier zwei bis jetzt noch nicht abgedruckte Lieder, welche eine Handschrift der früher sogenannten königlichen Bibliothek Nr. 7698 entlehnt sind, und die er zu jener neckischen Gattung zählt, welche Fauriel I, 473 so gut charakterisiert hat. Was die metrische Form betrifft, so haben diese beiden Lieder dreizeilige Strophen, den Reim durch das ganze Lied gleich, in jeder Zeile nach der vierten Hebung einen Einschnitt, die 2 ersten Zeilen der Strophe mit 6, die letzte mit 8 Hebungen. Die Gabe des Herrn Keller ist sehr dankenswerth und Referent wünscht, daß er sich veranlaßt finden möchte, recht bald eine vollständige kritische Ausgabe der Lieder Guillems IX. zu veranstalten, welche die Freunde der provençalischen Literatur bis jetzt leider schmerzlich vermissen. H.

---

Ueber Crestiens de Troies und zwei seiner Werke von Dr. W. L. Holland. Tübingen bei Fues. 1847.

Wir erhalten in dieser kleinen Gelegenheitschrift den Vorläufer zu einer von dem Verfasser in Paris vorbereiteten Ausgabe des altfranzösischen Yvains. In dem ersten Abschnitte der vorliegenden Arbeit handelt Herr Holland von den Lebensverhältnissen des Crestiens de Troies und macht zuvörderst auf die

Schwierigkeiten aufmerksam, mit denen es verbunden sei, sichere Lebensnachrichten von den Jüngern der altfranzösischen Kunstsposse zu erhalten, deren äußere Stellung im Allgemeinen wenig hervorragend gewesen sei, so daß man bei aller Bewunderung ihrer Werke, sie selbst und ihre Schicksale leicht vergessen müste. Zu Beziehung auf Crestiens kann man sich auf eigne Angaben des Dichters stützen. Der Vorname wird von dem an der Seine gelegenen Troyes abgeleitet, der früheren Residenz der Grafen von Champagne; aus verschiedenen dem Dichter entlehnten Citaten geht deutlich hervor, daß er eine gelehrt Erziehung müsse genossen und zufürstlichen Personen in näherer Beziehung gestanden haben, und Herr H. weist nach, daß sich die gegebenen Andeutungen nur auf Philipp vom Elsass, Graf von Flandern und Vermandois beziehen ließen. Crestiens war demnach wahrscheinlich aus seinem Vaterlande nach Flandern gezogen, weil er sich bei dem freigebigen Grafen einen reichen Lohn versprechen durfte. Der Dichter erfreute sich auch des Wohlwollens einer hohen Frau, welche (nach Ginguené und Reiffenberg) die Gräfin Marie de Champagne gewesen sein soll. Das Todesjahr des Dichters steht Roquesfort auf 1191 (so auch W. Grimm), während Ginguené und nach ihm San Marte die Zeit zwischen 1195 und 1198 annehmen; Herr H. bleibt dagegen bei der allgemeinen Bestimmung seines (es fehlt nämlich an allen entscheidenden Zeugnissen), daß der Dichter in den letzten zehn Jahren des 12. Jahrhunderts gestorben sei. Im zweiten Theile der Abhandlung betrachtet der Verf. die beiden Schriften unseres Dichters: 1) *Li Contes d'Erec li Fil Lac* und 2) *Li Contes de Cliges*; er gibt zuerst die verschiedenen noch vorhandenen Handschriften und sodann nach zweien derselben Anfang und Schluß der beiden Gedichte. Aus dem Beginne des Gedichtes schließt Herr H. mit Recht, daß jetzt verlorne Erzählungen von Erec schon vor Crestiens, welcher indessen der ursprünglichen Sage wahrscheinlich näher geblieben ist, in den höfischen Kreisen eingeführt waren; ferner daß die Quelle des ersten Gedichtes in einem *contes d'avanture* zu suchen sei, worunter man nur ein bretonisches lais zu verstehen habe. Auch der Anfang des zweiten Gedichtes beweist, daß die Fabel von Cliges keine unabhängige Erfindung Crestiens sei, und Herr H. führt sie auf eine gleiche Quelle zurück, wie dies bereits bei dem anderen Gedichte geschehen. Er führt hierauf eine Reihe von provenzalischen Versen und mittelhochdeutschen Anspielungen auf, um nachzuweisen, wie weit diese Sage verbreitet war und schließt mit der Bemerkung, daß sich das altenglische Gedicht Sir Cleges nicht mit Michel und Graesse auf Crestiens' Cliges zurückführen lasse, daß es vielmehr ein fabliau sei, welches mit einer *nouvelle* von Franco Sachetti eine auffallende, mit dem dit du busset eine entfernte Ähnlichkeit habe.

H.

## M i s c e l l e n.

---

Durch Vergleichung mehrerer Sprachen gelangen wir endlich zu einer vielseitigen Kenntniß einer einzigen. So werden wir auch zu manchen eigenthümlichen Gesetzen unserer Muttersprache geführt, wenn wir z. B. einen Ausländer deutsch lehren. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, Holländer, Engländer und Franzosen, die ohne alle Kenntniß der deutschen Sprache waren, mit derselben bekannt zu machen und, da keine Anleitung mir ganz zweckmäßig erschien, stets eine besondere Methode angewendet oder dem jedesmaligen Bedürfnisse angepaßt. Meine öftmals ausgesprochene Erfahrung habe ich dabei bestätigt gefunden, nämlich 1) daß diejenigen Ausländer, welche Latein gelernt hatten, viel leichtere und schnellere Fortschritte machten, als selbst die, welche außer ihrer Muttersprache noch eine andre neuere Sprache verstanden und 2) daß viel Material, welches gleich durch Lesen, Uebersetzen und namentlich Memoriren gegeben wird, das beste Mittel ist, eine neue Sprache zu erlernen. Unsre Grammatik in ihrer Mannigfaltigkeit und, wir müssen es gestehen, Unsicherheit, bietet noch viele Schwierigkeiten dar, besonders aber in der Konstructionslehre, in der sich wirklich ein Bild unsres politischen Lebens abspiegelt, große Mannigfaltigkeit in der Einheit, die wir stets im Auge behalten müssen, um sie nicht zu verlieren.

### I.

Wir sagen:

der gute Mann, die gute Frau, das gute Kind und wenn wir den Artikel weglassen:

guter Mann, gute Frau, gutes Kind,

decliniren auch im ersten Fall nach der schwachen und im zweiten Falle nach der starken Declination, handeln aber in beiden Fällen mehr nach Sprachtaet, als nach Bewußtsein. Der Ausländer, dem der erste fehlt, muß ihn durch ein gram. Gesetz ersetzen und findet es in folgender Regel:

Wenn der bestimmte Artikel nicht bei dem Adjectiv steht, so wird in jedem Falle der Endconsonant des Artikels gesetzt, der also in der Form Stati finden würde, wenn der Artikel da wäre. Es geschieht dies aber nur beim ersten Adjectiv, das zweite geht regelmäßig nach der schwachen Declination, die man deshalb auch Adjectivdeclination nennen kann. Z. B.

gutes frisches Gras

gutes frischen Grases

gutem frischen Graße

gutes frisches Gras.

Im Nominativ steht also bei jedem Adjektiv das Zeichen des fehlenden Artikels, in den andern Fällen nicht. Z. B.

ehrlicher biederer Mann  
ehrliches biedres Mannes  
ehrlichem bideren Manne.

## II.

Nach der allgemeinen Regel steht bei solchen Verben, die mit trennbaren Partikeln zusammengesetzt sind, die Partikel in allen einfachen Zeiten nach dem Verb und in zusammengesetzten vor demselben und nur getrennt durch das Augment **ge**.

Z. B. ich nehme das Anerbieten **an**

ich habe das Anerbieten **angenommen**.

Aber in allen abhängigen Sätzen, so wie auch im Relativsäße wird in einfachen Zeiten die Partikel nicht getrennt.

Z. B. ich melde, daß ich das Anerbieten **annehme**  
das Anerbieten, welches ich **annehme**.

Wir haben drei Vorstellungen:

a) die bejahende

b) die fragende

c) die abhängige, und in allen Fällen, in welchen letztere eintritt (und dies auch bei allen Relativsätzen), findet auch die oben angegebene Abweichung statt, so daß es besondrer Beachtung werth ist, namentlich Ausländer auf die ohnehin schwierige Behandlung der Partikeln in allen Fällen aufmerksam zu machen.

## III.

Je verwandter zwei Sprachen, desto leichter lernen die Völker sich vernehmen, aber desto schwerer die verwandte Sprache richtig gebrauchen und accentuiren. Daher bringen es Holländer am leichtesten zum Verstehen des Deutschen, Russen und Franzosen es am besten; Engländer siegen in der Regel nur durch ihre Consequenz, indem sie wissen, was sie wollen und nicht loslassen, bis sie in der fremden Sprache radbrechen. Es ist überhaupt schwer, den ausländischen Accent in unserer Sprache abzulegen; wir Deutsche glauben wenigstens dieselbe Schwierigkeit in fremden Sprachen nicht zu haben, obwohl es in Paris und in London wenig Deutsche gibt, die nicht als solche erkannt werden, obwohl sie viele Jahre dort leben.

**Dr. C. W. Kruse.**

---

Die neugegründete Zeitschrift „Nordischer Telegraph“, welche wir nach Einsicht der bis jetzt erschienenen Nummern wegen ihrer Tüchtigkeit dringend empfehlen müssen, bringt uns so eben Kunde von einer neuen Tragödie Dohlenschlägers:

Kjartan og Gudrun. Tragödie i 5 Akter af Dohlenschläger (Kopenhagen, 1848. A. J. Höst.) welche die Beachtung unserer Leser verdient.

Der schöne Kranz, den Dohlenschläger in seinen Tragödien, der nordischen Mythenzzeit zur Verherrlichung, sich selbst aber zur Unsterblichkeit ge-

wunden hat, ist um eine Blume reicher geworden. Ob sie so hell in ihrer Schönheit strahlt, wie die üppigen, duftenden Blumen, die der jugendliche Dichter gepflückt, ob sie eine Knospe, vielleicht nur ein bescheidenes Blättchen in diesem Kranze ist — das müssen wir dem Richterspruch einer gebiegenen, wohlbedächtigen Kritik überlassen. Vor der Kritik jedoch soll das Gefühl des ersten Eindruckes zu seiner Geltung gelangen.

Wenn uns die Aufgabe gestellt wäre, der vorliegenden Tragödie eine spezielle Bezeichnung zu geben, wir würden sie die Tragödie des Skepticismus nennen. Es sind in ihr die Kämpfe, oder besser gesagt, die Confликte einer Übergangsperiode dargestellt, und insofern ist sie ein treues Abbild unserer Tage, wie sie auch deshalb die Zeit ihres Entstehens schwer verlängnen kann.

Die Tragödie führt uns in Island und im Verlaufe derselben auch in Norwegen ein. Olaf Trygvason, der den großen Haken Karl gestürzt, tritt uns hier als Norwegens König und als eifriger Verbreiter des Christenthums entgegen. In Haken Karl war uns der letzte, verzweifelte Kampf des Götterdienstes gegen das Christenthum zur Anschaunung gebracht; Haken Karl war gewissermaßen „der letzte Ritter“ der nordischen Mythe, der seine Götter nicht vor ihrem Falle, den diese nicht vor dem Siege der neuen Ideen schützen konnten. In „Kjartan und Gudrun“ ist dieser Sieg äußerlich bereits ein vollkommener geworden, wir sagen äußerlich, und wollen damit eben jenen Zustand des Skepticismus bezeichnen, der durch das ganze Stück durchgeht: das Christenthum ist noch nicht in das innere Bewußtsein übergegangen, es ist noch nicht zur schönen Gewohnheit geworden, und die heidnischen Götter haben — wenn sie gleich als heidnische erkannt sind — doch noch eine große Macht über die Herzen. Ein Vers, den wir hier aus der Tragödie deutsch wiedergeben wollen (zugleich um das Versmaß zu bezeichnen, in der sie geschrieben) spricht deutlich für unsere Ansicht:

Olaß.

O Freia! Warum brichst so oft die Herzen Du? (geht.)

Ingeborg. (allein.)

Er nannte Freia, machte sich zum Heiden selbst,  
Der strenge Christ! Ja — wenn die Leidenschaft erwacht,  
Dann sind wir Alle Heiden. Wahre Liebe nur  
Ist christlich, lebt und nährt von Christen sich allein;  
Doch heidnisch ist der süße, starke Rauch, worin  
Man Alles ganz vergisst, nur an den Einen denkt ic.

Doch — wir greifen uns selbst vor, indem wir Namen nennen, ohne ihre Bedeutung in der Tragödie früher bezeichnet zu haben.

Olaß Paar, Guts herr zu Hiarðarholz auf Island widmet seine Zeit der schönen Bildhauer kunst, in welcher sein Sohn Kjartan ihm zur Hand geht. Kjartan sieht ein schönes, leidenschaftliches Weib, Gudrun Ósvíssdatter, die, fann 20 Jahre alt, bereits zweimal Wittwe geworden, ihre Schlingen von Neuem nach dem unschuldigen Jüngling auswirft. Heut zu Tage würden wir sie eine herzlose Coquette nennen; damals aber, als französische Cultur die Welt noch nicht besiegt hatte, nannte Kjartan sie, wenn er auf Augenblicke zum Bewußtsein kam, ein seelenloses Weib. Sein Vater, der Gudrun durchschaut, fürchtet das Erwachen einer Leidenschaft, die bereits in hellen Flammen brennt, und schickt ihn deshalb in die Welt, um Helden-

thaten zu verüben. Bodli, der Gespiele Kjartans, und zugleich sein Nebenbuhler in der Liebe zu Gudrun, begleitet ihn, und sie gelangen nach Norwegen, nachdem Gudrun das Geständniß von Kjartans Liebe gehört, aber nicht erwiedert hat. Sie will weder sich noch ihn binden, und vertröstet ihn auf spätere Zeit.

Norwegens König ist nicht mehr der liebenswürdige, ritterliche Jüngling, als der er uns im Haken Karl entgegentrat. Auch er, wie nach ihm so viele Herrscher, verkennt den Geist der Liebe, der im Christenthum walte, so sehr, daß er es auf Kosten der Menschlichkeit durch Blut und Grausamkeit verbreite. Die Leidenschaft macht ihn also — zwar in anderem Sinne, als seine Schwester Ingeborg es meinte — wirklich trog aller christlichen Strenge zum Heiden, und wir fühlen mit Bedauern, daß die Sympathie verschwunden ist, die der Sieger über Haken Karl uns einflößt.

In Ingeborgs schönem, von zarter Poësie durchdrungenem Herzen erwacht Liebe zu Kjartan, und auch dieser hätte sich vielleicht von Gudrums Schlingen befreien können, wenn Bodli, der Verräther, nicht plötzlich nach Island zurückgelehrt wäre. Kjartan ahnt den Verrath, empfängt zum Abschied von der armen Ingeborg einen schönen Schleier für seine Braut, und langt in Island gerade zu rechter Zeit an, um — dem Schluß der Hochzeitsfeier zwischen Gudrun und Bodli beiwohnen zu können. Dieser hatte daheim von der nahe bevorstehenden Verbindung zwischen Kjartan und Ingeborg gesprochen und so es dahin gebracht, daß Gudrun ihm, den sie verachtet, gewissermaßen aus dépit amoureux die Hand reicht.

Kjartan, der in Island Christ geworden (auch Gudrun war dem neuen Glauben beigetreten) wird trübseelig und denkt an das Kloster. Gudrun bemüht sich von Niemem um seine Liebe und veranlaßt, daß er sie zurückweist, ihren Gatten, ihn zu morden. In dem Schwanken ihres leidenschaftlichen Charakters kommt sie auch hierauf wieder zurück; Bodli aber fühlt sich durch Kjartan belästigt, kämpft mit ihm und — fällt.

Ein Sturm verschlägt Ingeborg, die nach Irland zu ihren Verwandten reisen wollte, die nach Island in die Nähe von Gudrums Besitzthum, auf welchem jetzt Kjartan und seine Schwester Hrefna, ein sanftes, weibliches Gemüth, weilen. Gudrun erfährt ihre Untat, geht mit Pfeil und Bogen und dem Schleier umgürtet, den sie einst Kjartan gewaltsam geraubt hat, an's Meer, um — vermutlich sie zu töten. Gru später findet sie Beide in einer geschwisterlichen Umarmung; da sie diese aber mißversteht, so schießt sie einen Pfeil auf Ingeborg ab, der jedoch Kjartan trifft und tödet.

Dies mit nackten, kurzen Wörtern der Inhalt der Tragödie.

Wie sagten vorher, sie stelle die Confliete einer Uebergangsperiode dar, und glauben aussprechen zu können, daß sie durchaus den Uebergang vom Heidenhum zum Christenthume verkörpert. Selbst Olaf Paar hängt nicht mehr mit der festen Leidenschaft an seinen Göttern; denn er weiß, daß Kjartan Christ ist und duldet es. Duldsamkeit aber ist eine durchaus christliche Tugend! Gudrums Leidenschaftlichkeit erklärt sich zum Theil daraus, daß sie Südländerin, aus Sizili (Sicilien) gebürtig ist. Man fühlt es, sie gehört in den Kreis des biedern, treuen Nordens nicht hin, sie ist es, die alles Unheil herausbeschwert, und es drängt sich dem Leser die Vermuthung auf, daß der Dichter durch dies Stück mahnen wollte: Hütet Euch vor den Einflüssen fremdartiger Nationalitäten!

Wenn wir den Eindruck in wenig Worten schildern sollen, den das Ganze auf uns gemacht, so würde er lauten: Wie schade, daß die schöne Poësie des Heidenthums dahin geschwunden ist, ohne durch die schönere einer neuen Zeit ersetzt werden zu sein.

### Französisches Liebeslied aus dem 15ten Jahrhundert.

Im vierten Bande des fleißigen und an wertvollen und anziehenden Notizen über literarische Reste des Mittelalters so reichen Werkes von Paulin Paris über die französischen Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris findet sich Seite 250 f. ein altfranzösisches Liebeslied abgedruckt, wovon das Manuscript auf dem weißen Blatte am Schluß einer anonymen Uebersetzung der Decretalen im Cod. No. 7052 steht und welches ungeachtet der Unvollkommenheit der Verüfung in Rücksicht der ungemeinen Zartheit und Innigkeit in Geist und Sprache wohl auch unter uns bekannter zu werden verdiente. Es möge hier deshalb nebst einer Uebersetzung seinen Platz finden, wiewohl es nicht möglich war, den weichen poetischen Schmelz des Originals im Deutschen völlig nach Wunsch wieder zu geben.

Marguerite ma doulee amie  
Oublier ne puis vostre *non*.  
Se j'ay souffert qu'on vous marie  
Au cuer j'en ay très grand douleur.

Souffrés que soys vostre sergent  
A vos noces je vous en prie.  
Que soys vostre escuier trenchant  
A la dolente departie.

Je l'alis veoir l'autre semaine  
Avant que le jour suist cler.  
Elle dit vous perdez vos peines  
Allés ailleurs vos porchasser.

Congié vous donne ceste fois  
N'i revenez plus je vous prie.  
Acollez moy encor un' fois  
A la dolente departie.

Mes amourettes sont encloses  
Dedans un annelet d'argent,  
Toutes les fois que les esgarde  
A petit que le cuer me sent.

Tel cuide oublier qui ne penlt  
Et qui ne dort pas en son ayse,  
Qui de ce mal point ne se deult  
Il ne scet pas que l'amour poysé.

Margrethe, du mein süßes Leben,  
Kann dich vergessen nimmermehr.  
Daß sie dem Andern jetzt dich geben,  
Ich litt es, doch die Pein ist schwer.

Mein Lieb, o duld' am Brauttag mich  
Als Dienstmach noch an deiner Seiten,  
Läß mich als Knapp geleiten dich  
Bei deinem thränenvollen Scheiden.

Ich ging zu ihr in diesen Tagen  
Noch vor dem lichten Sonnenschein;  
Sie sprach: „Verloren ist dein Klagen,  
Magst nun um eine Andre frein.“

Nimm deinen Urlaub für dies Mat;  
Ich bitte, wollt' hinfert mich meiden!  
Sollst drücken mich aus Herz einmal  
Noch bei dem thränenvollen Scheiden.“

Verschlossen ist der Liebe Wehe  
Wehl in ein silbern Ringlein;  
Das schneid't, wie ich draus niedersehe,  
So leis' und scharf ins Herz hinein.

O nicht vergessen — glaub, das breunt!  
Nicht schlafen, weil der Gram nicht rasjet;  
Wer solchen bittern Schmerz nicht kennt,  
Der weiß nicht, wie die Liebe lastet.

Je feray faire ung hermitage  
De violet et de mugnet,  
Il n'y aura ny cler ni prestre,  
Fors que le doux rossignolet.

Et tous les jours au matinet  
J'irai chanter sur la verdure,  
En disant pauvre cuer piteux  
Endure endure.

Zu einer Klause will ich walten  
Von Veilchen und von Maienblüt';  
Statt Chorgesangs soll da nur schallen  
Der Nachtigallen süßes Lied.

Und täglich mit dem Morgenlicht  
Geh' ich ins Grün und sing' und sage:  
Mein armes Herz, o brich noch nicht,  
Ertrag', ertrage!

Das Wort *non* in der zweiten Zeile hat P. Paris durch Druck als ausgelöscht oder doch unleserlich in der Handschrift bezeichnet, doch halt' ich es für wahrscheinlicher, daß hier ein andres Wort gestanden, da der Mangel des Reims in der zweiten und vierten Zeile doch alioz störend ist, zumal in der ersten Strophe. Zwischen der sechsten und siebenten Strophe stehen im Original die Zeilen:

Oublie, oublie qui bonnes sont,  
Qui les menge grant bient luy font;

die ich in der Uebersetzung überschlagen habe, da ich, offen gestanden, nicht recht weiß, was ich daran machen soll. Seinenfalls scheint mir das Lied durch ihre Weglassung viel zu verlieren.

Göttingen.

**Dr. Elßissen.**

### Eine sprachliche Mittheilung des südwestlichen Dialects in England.

#### To a Rose.

Woot let me pluck thee, charmunest  
Of vlowers that veed the humble bee?  
Woot goo and greace my true-love's breast?  
That is the vittust place for thee.

Thy neighbour lily canst thee spy?  
I warnd thee'st vind her neck moor vair;  
Or you kearnaition's dainty dye?  
Her cheecks, I'm bound, 'ool match that 'ere.

Mayhaf thy zweetness she may znill,  
And thee'st be press'd her lips unto;  
Then, happy rose, I'll thee if  
Theeself can brag a yresher hue?

Loor! if so be as how she should  
Zweet flower, what vortune'ood be thine!  
I'd gie vive shilluns, that Food  
Zupposue zuch a chance wur mine.

*Punch.*

### Übersetzungsfehler.

Wir Deutsche, die im Uebersetzen so stark und fruchtbar sind, pflegen wohl der Franzosen und Engländer zu spotten, daß sie beim Uebersetzen unserer klassischen Schriftsteller oftmals arge Schnüre machen, und es gibt auch in der That der lustigen Beispiele genug. Allein eine genaue Nachforschung möchte wohl ergeben, daß es uns eben nicht viel besser geht. So ist es z. B. dem Dichter Freiligrath, der sich übrigens um die Uebersetzung moderner englischer Poesie sehr verdient gemacht hat, begegnet, an einer Stelle von Coleridge's Ancient Mariner, den Dichter ganz andre Dinge sagen zu lassen, als im Original stehen. Es heißt nämlich (Freiligr. Gedichte S. 347. Ausg. 1838) folgendermaßen:

Die Sonne, lothrecht über'm Mast  
Schaut meewärts ohne Regung;  
Doch plötzlich röhrt und regt sie sich  
Mit zitternder Bewegung;  
Schießt vorwärts, rückwärts unruhvol,  
Mit zitternder Bewegung.  
Dann plötzlich, wie ein scheuend Roß,  
Prallt sie zur Seite wieder.  
Das Blut schoss mir ins Angesicht;  
In Ohnmacht sank ich nieder.

Das ganze Gedicht, zu dem diese Strophen gehören, ist zwar voll Graus und Wunder; es kann aber wohl nur eine so abentheuernde Phantasie wie Freiligrath's, der „Kometen in flammenden Courbetten durch den Abgrund des Raumes hinschießen läßt,” auf den Einfall kommen, daß die Sonne ansange sich zu röhren und zu regen, daß sie vor- und rückwärts schieße, und dann wieder zur Seite pralle, ohne alle Veranlassung und ohne einen Zweck. Der Uebersetzer hat außer Acht gelassen, daß sie nie die Sonne heißen kann, die bekanntlich im Englischen masculini generis ist. Sie ist nichts anders als das Schiff, das in seinem Laufe plötzlich gehemmt wird, in Folge dessen sich wie ein wildes Roß (im Englischen reiten ja auch die Schiffe) häumt, vorwärts, rückwärts, seitwärts bis es endlich unaufhaltsam forschießt. Die Sache ist so klar, daß weitere Beweise ganz unnöthig sind. Es heißt nämlich im Original so:

---

*The ship stood still also.*  
 The sun, right up above the mast,  
 Had fixed her to the ocean;  
 But in a minute she 'gan stir  
 With a short uneasy motion —  
 Backward and forward half her length,  
 With a short uneasy motion.  
 Then like a pawing horse let go,  
 She made a sudden bound:  
 It flung the blood into my head,  
 And I fell down in a swoond.

Fr. Breier.

**Irish Songs.**

Übersetzungen von F. W. Wagner.

## I.

Wear with me the rosy wreath,  
Whilst melting strains around thee  
breathe,  
Oh! life we'll but measure  
By moments of pleasure,  
And banish the features of sorrow.

See the goblet streaming,  
Rapture's sun is beaming,  
Softly we'll stay  
The joys of to-day,  
Nor nourish a thought of to-morrow.  
Fill then your cups around,  
Mirth shall with wine abound,  
Love shall enlighten each hour;  
Chasing dull Care away,  
Beelike wee'l bear away  
Honey from life's blooming flower.

Trag den roſ'gen Kranz mit mir,  
Da Sonnenschmelz ringsum flüstert dir.  
Das Leben, o! mehrt es  
Nach Stunden des Festes,  
Und bannet die Trauergesichter.

Meth schäumt in Pocalen!  
Inbessen strahlen!  
Fest hältet heut,  
Was mild euch erfreut,  
Nährt keinen Gedanken an morgen!  
Füllt rings der Becher Zahl,  
Wein ström' im Freudenwall,  
Lieb' mach' die Stunden uns sonnig!  
Grillenschwarm jaget fort,  
Bienen gleich trage fort  
Aus Lebens Lenzblum' den Honig.

## I. (In freierer Übersetzung, das Metrum betreffend.)

Den Kranz der Rosen trag mit mir,  
Da führe Stimmen flöten hier:  
Die Sorgen vergessen,  
Das Leben gemessen  
Nach Festangenblicken der Wonne!  
Der Becher schäumt, den Purpur malt,  
Die Sonne des Gützündens strahlt;  
Drum hältet als Beute  
Die Freuden von hente,  
Und schenkt den Gedanken an morgen.  
Füllt denn die Becher rund!  
Wein fürz' und Freud' im Bund  
Ums mit der Liebe die Stunden!  
Sterret der Grillen Nest!  
Saugt an der Blum' euch fest,  
Bienen gleich, Honig zu munden.

II. The exiled Irishman's La-  
mentation.

Green were the fields where my Flur, so grün, die mir die Väter ge-  
forefathers dwelt, oh!  
Erin ma vourneen, slan laght go  
bragh!

## II. Des verbannten Iränders

## Klage.

wiegt, ach!

bragh!\*)

\*) Ern, mein theures, auf ewig leb' wohl!

Though our farm it was small, yet Klein war die Pachtung, die doch uns  
comforts we felt, oh! genügt, ach!

Erin ma etc.

Erin ma etc.

At length came the day when our Der Tag der Verfallzeit kam endlich  
lease did expire, heran,

And fair would I live where before Froh leben woll' ich, wo's der Vater  
liv'd my sire; gethan,

But ah, well-a-day! I was forc'd to Todt' muß' ich ach! ziehen auf flüch-  
retire: tiger Bah'n.

Erin ma etc.

Erin ma etc.

Tho' all taxes I paid, yet no vote Richtig zahlt' ich die Steuer, doch galt  
could I pass, oh! nicht die Stim'm, ach!

Erin ma etc.

Erin ma etc.

Aggrandiz'd no great man, and I feel Vergrößert nicht groß, und ich fühle  
it alas, oh! den Grimm, ach!

Erin ma etc.

Erin ma etc.

Forc'd from my home, yea, from Vertrieben vom Herd, vom Haus, das  
where I was born, mich geben' n,

To range the wide world, poor, help- Die Welt zu durchziehen, arm, hüllos,  
less, forlorn, verlor' n,

I look back with regret, and my Rückschau' ich, zerrissen das Herz und  
heartstrings are torn: verworr'n!

Erin ma etc.

Erin ma etc.

With principles pure, patriotic, and Mit Grundsägen, rein, patriotisch und  
firm, fest,

Erin ma etc.

Erin ma etc.

Attach'd to my country, a friend to Am Vaterland hangend, Reformfreund  
reform, auf's best.

Erin ma etc.

Erin ma etc.

I supported old Ireland, was ready Strebt' ich mit für Alt-Ireland, wollt'  
to die fort, ich, galt, in deu Tod gehn,

If her foes e'er prevail'd, I was well Ließ ich, wußte der Feind, siegt' er,  
known to sigh fort; Seufzer zu Gott gehn,

But my faith I preserv'd, and am Wahrte Ehren' ihm, drum muß man in  
now forc'd to fly fort: Frey' ich und Roth gehn.

Erin ma etc.

Erin ma etc.

### III.

O will you sit in the bow'r with me? Wollt ihr mit mir in der Laube sein?

The grape's rich juice is flowing; Reich fließt der Saft der Traube!

'Tis sweet to sit in the bow'r with me, 'S ist süß, mit mir in der Laube sein,

We pass our time in festive glee, Die Stunden ziehn in freud'gem Reihn,

Oh! merrily, merrily, and we Fröhlichkeit, Fröhlichkeit!

Jubelsingt! Seligkeit!

sing cheerily, As he rough weather is blowing, Ob auch der Sturm draußen schnebe!

oh!

There beauty breathes the melting sigh,  
And courts the soft enjoyment of de ight;  
Then haste happy pleasure to try,  
Ere youth shall wing its rapid flight,  
And smoothly the current of life will flow,  
As wine shall inspire as merrily;  
Joy shall gild our days below,  
And we'll look to the future cheerily.

Da is's, wo Schönheit lanter weilt,  
Und wirbt Entzückens lieblicher Be-  
fehl;  
Den Hochgenuß kostet denn, eist,  
Gly' Jugend sieht, die Schwing' ist schnell!  
Sanft sieße der Strom uns des Le-  
bens hin,  
Wie Wein uns entglüht zur Fröhlich-  
keit!  
Lust soll uns die Tag' umblühn,  
Auf die Zukunft blickt hin Seligkeit.

### Philologische und grammatische Miscellen

von  
M. Rapp.  
(Schluß.)

#### 3.

Hier muß ich mir auch eine Bemerkung gegen einen der Herrn Redakteure erlauben. Herr Biehoff sagt in einem Aufsatz Goethe betreffend im Archiv, der Dichter habe in der Periode seiner Mischbildung die Eigenheit, gern den Artikel auszulassen. Dieses ist etwas ungenau ausgedrückt. Die Sache verhält sich so. Bekanntlich sind aus der süddutschen Sprachweise die Kontraktionen im, vom, zum anstatt in dem, von dem, zu dem in's Schriftdeutsche übergegangen. Ganz analog jenen Fällen contrahirt nun der Süddutsche auch die Formen an den, in den, eigentlich in an'n, in'n, die aber im Laut natürlich an, in lauten. Dieser populären Form bedient sich in seiner ersten Periode auch Goethe, wenn er sagt: an Vater, in Garten anstatt an den Vater, in den Garten. In andern Fällen des Artikels kann aber diese Eigenheit nicht vorkommen und von einer Auslassung des Artikels im süddutschen Dialect ist überall nie die Rede.

#### 4.

##### Ein Sprachfehler bei Goethe und Schiller.

Ich glaube man hatte zur Zeit, da beide in Weimar zusammen waren, darauf aufmerksam gemacht, daß es der uralt ulysianischen Sprache angemessener sei, zu sagen, der Glaube, der Friede, der Name, als die geläufigeren Formen Glauben, Frieden, Namen. Den Dichtern empfahl sich die nemliche Form als weicher und der Elision empfänglich. Unhistorische Herren haben sogar schon behauptet Glaube, Friede seien starke Formen, die andern schwäche, was auf einem gänzlichen Mißverständen beruht! Da wir den Genitiv nur Glanzbeng, Friedens bilden können, so schien der Nominativ auf u regelmäßiger, obgleich schon Uljas die doppelte Stereotie hat. Nur in der Gedanke, des Gedankens ist die Anomatie durchgegangen, wo man freilich einen Nominativ oder Genitiv Gedanken sich wünschen möchte. Doch dies dahin gestellt, so weiß doch alle Welt, daß der Aenusativ dieser schwachen Substantive nie anders als

mit N lauten kann. Die unglückliche Neuerung „der Friede“ war aber nun unsern beiden Dichterheroen so unnatürlich, daß sie sich auf seltsame Art an ihnen rächte. Da sie gegen ihr Ohr nun der Friede sagen sollten, so sagten sie Beide auch im Aecensativ Friede, freilich nicht unmittelbar nach dem Artikel. Dieser Sprachfehler kommt bei Goethe zweimal in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter vor, und Schiller sagt sogar in der Jungfrau von Orleans.

Fried' und Versöhnung bieten!

### 5.

In der Jungfrau von Orleans kommen noch zwei Solécismen vor. Montgomery sagt:

Und zwanzig Dörfer kennen meine Herrschaft an.

In des Dichters Ohr klang der Vers:

Und zwanzig Dörfer erkennen meine Herrschaft an,  
wodurch sogar der antike Trimeter gefüllter und besser würde. Die Endsilbe von Dörfer verschlang ihm die Anlautsilbe des zweiten Worts, was beim Dictiren leicht geschieht und auch dem schnellen Schreiber passieren kann. Aber ein Verbum anerkennen ist eine monströse Form. Der heutige Gebrauch würde verlangen: sie anerkennen anstatt erkennen an.

Wir sind umringen von Gefahren.

Diesem Ausdruck liegt eine Verwechslung der alten hringjan und wringan zu Grunde, das erste ist schwach das zweite stark. Wir sagen gerungen von Kämpfern, denn die Hände oder Wäsche ringen, aber umringen hat das Particíp umringt. Man könnte freilich obigen Schillerschen Vers als einen Trophus vertheidigen: wir sind gleichsam von der Gefahr umschlungen, die ringt um uns her; der Dichter war sich im Augenblick der Concepzion vielleicht des Doppelsinns bewußt. Ich füge noch hinzu, daß allerdings auch der Engländer sein Verbum to ring in Vermischung mit to wring fälschlich in die starke Form rung fleetirt. Aber im Deutschen sagt man jetzt allgemein umringt. Der böhmische Historiker Palazy, der doch nur selten etwas gegen die deutsche Grammatik sich zu Schulden kommen läßt, hat sich jene unrichtige Schillersche Form angewöhnt.

### 6.

#### Philologen-Schnitzer.

Ich habe noch einige Sprachschnitzer zu erwähnen, deren sich nicht selten klassische Philologen schuldig machen, wenn sie in die Muttersprache übersetzen, so, daß man zu dem Wunsche getrieben wird, die gelehrtē Herren möchten doch eine kleine Stunde all der Mühe, die sie den klassischen Studien zugewendet haben, auch der unglücklichen Sprache ihres Vaterlandes angedeihen lassen. Ich glaube, der alte Voß hat eine Schönheit darin gesucht, die alterthümlichen Formen zween und zwö wieder in den deutschen Vers einzuführen und er hat es meines Wissens mit richtiger Kenntniß dieser Formen gethan. Einige seiner Nachfolger haben aber die Sache mißverstanden. Ich will hier nur zwei Philologen nennen, die als Überseher ein anerkanntes Verdienst haben, um sie auf diesen patriotischen Makel aufmerksam zu machen, nämlich Droyßen und Wiedaßch. Diese Herren glauben, es sei ein müßiger Zierrat, daß man im Vers zuweilen anstatt zweien auch zween oder zwö sage, ohne zu bedenken, daß zween bloß im Masculin, zwö bloß im Feminin,

zwei aber eigentlich das Neutrūm ist, das die andern Formen verdrängt hat. Das wissen unsre Bauern besser, die zwe' ochse', zwuo kie (Rühe) und zwei kalber sagen, und eben so neben drei das Neutrūm drui. Herr Troyzen begeht noch den weiteren Fehler, daß er das Wort zween besonders zweifilig gebraucht, was völlig unmöglich ist; die mittelhochdentsche Form war zwēne, und so ist das Wort freilich zweifilig, aber so schreibt man ja nicht mehr. Ein anderer häufiger Fehler der Philologen ist, daß sie von der jetzt poetischen Infinitivform empfahen für empfangen sich einbilden, auch im Particium empfah'n bilden zu können. Nun findet sich freilich bei Ulphilas, wo das Verbum überhaupt sein ng verloren hat, das Particijp sohans für gesangener, aber keine einzige spätere deutsche Mundart hat jemals das Particium sahen gekannt und das Wort muß hier schlechterdings empfangen heißen. Dagegen ist es ein eingewurzelter Fehler der bairisch-österreichischen und der schweizerischen Mundart, welche beide (oder aus verschiedenen Gründen) gewisse Schluß-R der Flexionen vernachlässigen, daß manche Autoren schreiben: Unser gute anstatt guter, indem sie das zur Namensform gehörige R in unser mit dem flexivischen R (unser) verwechseln.

Ein siehendes Mißverständniß unserer Philologie ist es auch, wenn sie die deutschen Salinenstädte Hall ohne Bedenken von griechischen οἶλος ableitet. Haben etwa unsre Vorfahren von Griechen Salz graben gelernt? Auch im Slavischen hat das Wort wie im lateinischen ein s und heißt sol, unser Wort Sohle. So ist auch ein Versuch der Ableitung aus dem Keltischen vergeblich; wenigstens die Hochschotten haben das Wort ebenfalls mit s. Wurzel ist das germanische hallus d. i. xallus Stein oder Fels, althochdeutsch hall. Unsre Hallen-Städte kennen also ursprünglich nur Bergstädte oder Städte wo Bergbau getrieben wurde geheißen haben!, nicht aber specifically Salz-Städte.

## 7.

## Ein Druckfehler im Fiesco.

In allen mir zu Gesicht gekommenen Ausgaben des Fiesco heißt es an der Stelle, wo der singierte Mordangriff des Mohren auf Fiesco und der Eindruck von Fiesco's Auftreten von dem Volke erzählt wird: die ganze Versammlung ging ihm in starren Gruppen entgegen. Der bloße Versuch, sich unter diesem Ausdruck eine Anschauung zu vergegenwärtigen führt zum Absurden; der Satz ist ein Unding. Ein bewegtes Volk soll in Gruppen gehen! So hat Schiller nicht geschrieben; man weiß, daß er mit seinem Abschreiber des Fiesco große Noth hatte; weny aber der Fehler schon in der editio principis steht, so bin ich überzeugt, der Dichter hat das Wort in der ersten Correctur übersehen oder er hat der populären Dentung des Seziers nachgegeben, weil seine wahre Meinung zu künstlich war. Der Dichter kann aber nicht anders geschrieben haben als so: die ganze Versammlung hing ihm in starren Gruppen entgegen. Entgegen hangen ist ein prächtiger aber auch ein pittoresker Ausdruck, und wie ich glaube, dieser Periode des Dichters der vollkommen gemäße.

## 8.

## Ein Zeitungsschniger.

Cinige unsrer Zeitungen haben die unglückliche Entdeckung gemacht, daß französische Journale ihr Datum durch le 20 aout zeichnen und sich vorge-

stellt dieser offbare Nominativ könne sich füglich durch: der zwanzigste August überzeugen lassen. Es ist, wie alles, was wir von den Franzosen borgen, ein gewaltiger Vort. Zeitbestimmungen drückt bekanntlich der Lateiner durch den Ablativ aus: *hodie für hoc die*. Die neuern Sprachen, welche keinen Ablativ haben, bedienten sich für dieses Verhältniß des Accusativ. Diesen Tag, nächsten Dienstag, jeden Morgen. So auch die romanischen Sprachen, die freilich ihren Accusativ vom Nominativ nicht sterisch unterscheiden können; daß aber die romanische Form *deſſenungeachtet* kein Nominativ, sondern ein Accusativ ist, läßt sich specivisch sehr leicht nachweisen. Jedermann weiß, daß ein *Saz*, so wenig zwei selbstständige Nominative (Den Fall der Apposition nicht hierher gerechnet) beherbergen kann, als ein Korb zwei Hühner. Sagt also der Franzose: *Le roi arriva le vingt*, so wird jedermann zugeben, daß hier *le roi* der Nominativ ist, folglich muß *le vingt* ein *casus obliquus*, das heißt der Accusativ sein. Daher sagen wir: der König kam am zwanzigsten, oder den zwanzigsten August. Kann also im Datum nichts anderes als eine Zeitbestimmung sein sollen, so ist es aller grammatischen Logik zuwider im Datum: der zwanzigste August zu sagen.

## 9.

## Ein wichtiger Punkt in der slawischen Grammatik.

Ich weiß nicht, ob durch meinen vorjährigen Slawenaufsaß im Archiv einer Ihrer Leser veranlaßt worden ist, sich mit diesem Stoff näher zu befassen; da aber die Möglichkeit vorliegt, so seh' ich mich genötigt, einen wichtigen Punkt nachzuholen, den ich daselbst leichtfünig überhndelt habe. Ich führte die Declination des Adjectiv und Pronomen an, ohne auf ihre vollkommene Einstimmung hinzuweisen. Es ist zwar angemerkt, daß das slawische definite und indefinite Adjectiv sich nicht mit Grimm's starker und schwacher Declination vergleichen lassen, sondern das definite Adjectiv durch ein ableitendes *i* gebildet werde; es hätte aber gesagt sein sollen, daß dieses *i* nichts anders ist als das einfache Pronomen selbst, das seine Flexion mit sich bringt, das Pronomen *is*, *ea*, *id*, wovon im Gothischen *is* (*er*) und *ita* (*es*) im Sanskrit *im* (*ihm*) und *it* (*es*) erhalten sind und das Dobromsky für's slawische in der Form *i* aufstellt, das aber wohl genauer als *ji*, *ja*, *je* aufgestellt werden muß. Es ist von uns angeführt, daß allen Slawen der Nominativ dieses Pronomens fehle, was in so fern wahr ist, als er nicht in der isolirten Stellung als Pronomen vorkommt; der Nominativ wird aus dem Pronomen *on*, *ono*, *ono* (gothisch *jains*, *jener*) entlehnt, alle andern Kasus aber nicht von diesem ebenfalls declinirbaren Pronomen genommen, sondern von dem einfachen *ji*, *er*. Das heißt also, dem Slawen fallen nur für den Nominativ die beiden Begriffe, das abstracte *er* und das bestimmte *der*, *dieser* oder *jener* zusammen. Dieser einzeln fehlende Nominativ ist aber nun dennoch vorhanden und zwar da, wo das Adjectiv definiter Form mit diesem Pronomen vereinigt antritt. Der Hergang ist dieser: die Adjectiv-Wurzel *dobr* bedeutet dem Slawen *gut*; um diese Form flexibel zu machen, braucht es der Sexualendungen; der Römer sagt *bonus*, *bona*, *bonum* (dessen letztes *M* bekanntlich für früheres *D* steht, *bonud* wie *id*, *aliud*). Da nun der Slawe im Schlußconsonanten abweicht, so kann sein einfaches Adjectiv nur *dobro*, *dobra*, *dobro* lauten. Dieses heißt nun indefinite Form; sie entspricht dem deutschen unslectirten Adjectiv; d. h.

sie ist nicht unmittelbarer Begleiter eines Substantivs, sondern durch einen Verbalbegriff von ihm getrennt (was nicht mit dem Adverbium zu verwechseln ist), wie unser deutsches: der Za<sup>r</sup> ist sch<sup>ön</sup>. Diese einfache Adjectivform hat nun beim Slawen eine regelmäßige Flexion, die im Wesentlichen mit der Declination der Substantive ganz gleich ist. Nur aber das Adjectiv unmittelbarer Begleiter des Substantivs, so muß eine vollere Form eintreten, und diese Flexion ist nichts anders als das obengenannte Hauptrenomen selbst. Also wird dem Singular Mascul. dobro jenes Pronomen ji angehängt, so haben wir die Form dobroji. Da aber der Altslawe wie der Russ in seinem Alphabet einen Vocal besitzt, der die Geltung und Bezeichnung eines Diphthongs ni oder o hatte, und den die andern Slawen jetzt durch y bezeichnen so ist zu begreifen, wie die Form dobroji in das so beschriebene dobryi übergehen konnte, das der Russ noch ungefähr dobroi spricht. Ganz regulär entsteht ferner das Femininum aus dobra und ja, dobraja, das Neutr. aus dobra und jo, dobrage. Nun ist klar, daß dieses definite Adjectiv eigentlich eine doppelte Flexion hat, weil das einfache Wort und das Pronomen jedes seine Flexion mitbringt. Dann ferner das einfache Pronomen in dem obliquen Kasus diese Formen hat: Masculin und Neutr. Genitiv jego, Dativ jemu, Instrumental jim, Relativ jem, im Feminin Genitiv jeja, Dativ jei, Instrumental jeju und der Plural Genitiv jix, Dativ jim, Instrumental jimi, so wird es nun völlig klar, wie das mit dem Pronomen verschmolzene Adjectiv sein Masculin und Neutr. dobrogo, dobromu, dobryai, dobrum, seu Feminin dobrja, dobroi, dobroju, seinen Plural dobryx, dobrym, dobrymi flektiert. Nach gewöhnlicher Anschauung ist es also ungenau, wenn die praktischen slawischen Grammatiker die indefinite Form des Adjectivs eine verkürzte nennen, da die andre vielmehr eine zusammengesetzte ist. Es ist aber eine ganz andre theoretische Frage, ob das Pronomen is, ea, id nicht ursprünglich eine abgelöste Endung war, und in diesem Fall, den wir hier nicht näher erörtern wollen, wäre der Ausdruck Verkürzung allerdings an seinem Platze.

Noch bemerke ich, daß das einfache Adjectiv beim Slawen, das nach Sanskrit-Analogie mit einem a abgeleitet ist, das obiges dobro gibt und dem lateinischen bonus, bona, bonum entspricht, auch eine andre Klasse neben sich hat, die mit i abgeleitet ist, folglich dem lateinischen levis, levis, leve entspricht, und dafür ist in meinem ersten Aufsatz das böhmische Beispiel prwiji, prwnji, prwnji, der, die, das erste ungenau citirt worden. Mit u (der lateinischen vierten Declination entsprechend) abgeleitete Adjective hat der Slawe so wenig als der Lateiner, wohl aber der Indier, Griechen und Gothe.

## 10.

## Die slawischen Nasalvocale.

Sollten diese Blätter einem unserer großen böhmischen oder kroatischen Slawisten in die Hand kommen, so erlaube ich mir, sie auf einen noch dunklen Punkt ihrer Wissenschaft aufmerksam zu machen. Es war gewiß ein äußerst glücklicher Gedanke, im Altslawischen, wo noch Dobrowsky so verschiedene Vocalzeichen in Eine Geltung zusammenwarf, einige davon als Nasalvocale auszusondern. Auf diese Wahrnehmung mußte freilich der Bestand des heutigen polnischen Idiomes führen, das noch nasal spricht. Es ist mir aber doch zweifelhaft, ob die beiden Laute dieser Art, die jetzt angenommen werden, wirk-

lich ursprünglich diese Lautung haben konnten. In alten polnischen Texten (bei Dobrowsky) finde ich nur einen Nasal, der durch ein durchstrichenes o bezeichnet wird, der also nasales o sein mag; der heutige Pole hat neben seinem nasalen o, das er aber mit a bezeichnet, auch ein nasales e. Man erreicht, daß in allen unseren Sprachen indischer Sippschaft, und besonders auffallend im Slawischen, die drei Vokale a, o, e sich in der Art lesen, daß o die Trübung des a, e aber den Umlaut sowohl des a als des o darstellt. Nun hat das Altslawische zwei Vocalzeichen, die auf Nasalität Anspruch machen. Das eine, das Dobrowsky noch mit u zusammenwarf und in den meisten Mundarten jetzt u deutet, ist doch im Polnischen wenigstens sehr oft nasales o und es hat große Wahrscheinlichkeit, daß diese Geltung die alterthümliche ist. Schwieriger aber sieht es mit dem andern Zeichen. Dieses ist der Figur nach ganz deutlich ein großes A mit unten angehängtem I, Dobrowsky warf es mit dem Vocal ja zusammen, die Russen sprechen es ja, und die meisten Slawen schwanken zwischen ja, je, a, e. Im Polnischen entspricht ihm häufig nasales e, aber nicht durchaus, sondern auch das nasale o. Nun geht mein Bedenken dahin, wenn die älteste Mundart Nasalvocale hatte, so kann der Grundlaut a unter diesen Lauten schwerlich fehlen, das polnische mit a verzeichnete Nasal = o ist wenigstens theilweise sichtlich aus a getrübt, und da die altslawische Bezeichnung von der Figur A gleichfalls ausgeht, so unterstützt diese Erscheinung die Ansicht, daß der ursprüngliche Laut nicht den Umlaut e meinen konnte, da dieser überall erst aus a oder o geschwächt ist, sondern dieses Nasalzeichen, das die andern Mundarten durch die Verbindung ja ausdrücken, wird eher ein nasales a als ein nasales e gewesen sein. Diesen bescheidenen Zweifel bitt' ich die Herren Slawisten zu beherzigen.

### Biblische Poesie in Frankreich.

Herr J. Ragon, welcher bekanntlich den Horaz, die Lußaden von Camoëns und Child Harold mit vielem Glück in französische Verse übertragen und sich auch durch eine *Histoire générale des temps modernes rühmlichst bekannt gemacht hat*, veröffentlicht so eben ein kleines Werk unter dem bescheidenen Titel „*Essai de poésies bibliques*,“ das sich unzweifelhaft eines ungetheilten Beifalls erfreuen wird. Die Einleitung gibt eine kurze Uebersicht über die biblische Literatur in Frankreich überhaupt. Man sieht an den mitgetheilten Bruchstücken, welche der Zeit vor Racine angehören und sowohl Uebersetzungen, Paraphrasen als auch Nachahmungen enthalten, wie höchst schwach und kraftlos diese Versuche gewesen. Die Leistungen von Racine, J. B. Rousseau und le Franc de Pompignan auf diesem Felde sind bekanntlich die besten, und die Literargeschichte wird diesen Namen noch den des Hr. J. Ragon zugesellen. Französische Kritiker bedauern, daß der Vers. nur einen Psalm David's übersezt und sich nicht auch an das Buch Hiob gemacht hat. Wir geben hier ein Bruchstück des Stücks: La mort de Saül und zwar diejenige Stelle, in welcher die Erscheinung des Samuel geschildert wird.

. . . . . Au même instant s'élevait de la terre  
Un fantôme imposant, vieillard au front austère;

La flamme étincelait dans ses yeux courroucés:  
 „Pourquoi viens-tu troubler la paix des trépassés?  
 Qui t'amène en ces lieux à cette heure terrible?  
 — De la fatalité la force irrésistible.  
 Vois les champs d'Israël en proie aux Philistins;  
 Le ciel en ce péril, me cachant les destins,  
 M'a refusé l'avis d'un songe ou d'un prophète.  
 Je m'adresse à la tombe: est-elle aussi muette?  
 N'en dois-je rien attendre en mes dangers pressants?  
 — La tombe parlera; mais tremble à ses accents.  
 Infortuné Saül, ta désobéissance  
 Sur toi de l'Eternel fait tomber la vengeance.  
 Le Seigneur, en courroux, de toi s'est retiré;  
 A ton gendre David le sceptre est transféré;  
 Tige dans l'ouragan par la foudre touchée,  
 Des générations ta race est retranchée.  
 Ton sort va s'accomplir. Demain, tes fils et toi,  
 Roi Saül, chez les morts vous serez avec moi.“  
 Le fantôme, à ces mots, rentre au sein de la tombe,  
 D'épouvante glacé, Saül chancelle et tombe,  
 Et longtemps, sous le poids de l'oracle rendu  
 Reste sans mouvement sur la terre étendu.

## §.

### Reihe von niederdeutschen Wörtern, welche das Hochdeutsche nicht besitzt.

Lulei = Faulpelz; teite = Papa, Anrede des Kindes (goth. atta, griech. ἄρτιος); strentjè, strensche = Wasserbüchse; quaddele = Blase; slump = Zufall; queke = starfwurzelndes Gras als Nutrunt; quek, pok, krawwe = kleines Kind, vgl. puk; quese = Blase, welche durch starke Arbeit hervorgebracht wird; quesenkop = Dummkopf; krop (krupen = kriechen) = Vieh; stim, brast, brithen = Dunn; kulk = tiefes Wasser hinter einer Mühle; taps = Dummkopf (vgl. Blas); utschi = Frisch; bulle = der Boer; kull = Zweig, meistens von Büschen; telje = kleiner Zweig von Bäumen; heilebart (im Bremerischen aber) = Sterch; treute = Werkzeug zum Flachsflöpfen; eine elwe = eine große Fluth; rie = Bachlein (vgl. río); kempe = männliches Schwein; möhre = Stute (auch Stute im Niederd.); prikkel = Stachel, fig. stelz; rudel, schörl = Haufen lebendiger Wesen; snütjen = Küppchen (sik snütjen = sich füßen); slarwe = Paulosse; märte = Alp; schwernakk = Arglist, Ruhm sucht, Scherzlust; bottervöggel = Schmetterling, engl. butterfly; slnkk = Schnaps; bräge = Gehirn, engl. brains; halwe = Seite; holle = Federbüschel auf dem Kopfe, z. B. bei Hühnern; klunder = Traube; brink = Anhöhe, Besitz an einem Hügel; rikk, jeere = Stange; schäp = Schrank; sikke = Tasche, engl. pocket; twete, twetje = Verbindungsgäschchen; wagenstertje = Bachstelze; glimmstertje = Glühwurm, Johanniswürmchen; snee = Grenze; sprink = Quelle, engl. spring (vgl. Springe, Lampspringe); slippe = Schoß; tewe, tisse, tache = Hund, Hündin; ziwwwe = weib-

liches Lamm; imme = Biene; dimme = Heuschober; kawel = Theil bei einer Verloesung (z. B. bei Verloesung des Anteils am Ertrag einer Gemeindewiese); kule = Grube (bikulen = eingraben); risch = Schilf; tachtel, bummisentje = Ohrfeige; rüsch = Ort, wo Etwas in einem raschelnden Stoffe aufbewahrt wird, das Aufbewahrte selbst; tuwwe = Bottich; tukkebote = Irrlicht; plark, plansch = weiche Masse, z. B. Suppenplark, Suppenplansch; slagedot = großer Kerl; lisekentritt = Schleicher; snaterkapelle = schwatzhaftes Mädchen; pipmesekenwirthschaft = feige Anstellerei; weien = jäten; beuten = besprechen oder ansachen, inbeuten = einheizen; für anbeuten = Feuer anmachen; büken = Zeug einlangen; teuben = warten; verquasen = durch nachlässige Behandlung verderben, verschwenden; fühlten = crepitum leniter emittire; prichen = mühselig athmen, von feisten Leuten; jappen = mühselig athmen, nach großer Anstrengung, von Kranken; versnikken = nicht athmen können im Wasser; ködderen, —rn = schwägen; pisakken = quälen; swögen, klönen = jämmerlich klagen; ampelen, —ln = mit Händen und Füßen ringen; füllen = die Haut abziehen (füllkule = Schindanger); radollen = auf alle mögliche Weise sich wild herumtummeln; pemmelen, —ln, drilleken = nicht auf die gehörige Weise, ohne Lust und Fleiß an Etwas arbeiten; tulleken = mit Wohlbehagen trinken, schlürfen, oft niederschlucken; verprudelen, —ln = durch Nachlässigkeit verderben; klisteren, —rn = Geräusch von sich geben durch Berüttelung (klistern = kleistern); bussen = knussen; glusteren, —rn = neugierig gucken; schüljeren, —rn = oft hinter einander schießen; alsbokeren, —rn = abprügeln; afjigelen, —ln = mühselig abschneiden; reepen = reibend sich hin- und herbewegen, z. B. op er bank herummer reepen; grölen = schlecht singen; nölen = undeutlich, langsam sprechen, unverständlich seine Unzufriedenheit äußern; klappörtjen = durch die Thür oft aus- und eingehen; metten = begegnen, englisch meet; tulen = in die Haare greifen und zerren; schrapen = schaben; scharben = entzwei schneiden; trampen = ungefähr zutreten; astargen = durch Bitten Jemandem Etwas abquälen; nüshen = handgreiflich zurechtschlagen; migen = harnen (vgl. mingere, niejere); grummelen, —ln = dumpf tönen, vom Donner; aspellen = abschälen; pulen = mit Mühe abschälen (pulers, komischer Ausdruck für Kartoffeln); quadderen, —rn = in weicher Masse arbeiten; planschen = in weicher Masse sich befinden, gehen; panen = weinen, von Kindern; reppelen, —ln = die Knoten vom Flachs herunterziehn; verjuchheien = verbündeln; eieien = liebkosen; sik verdaren = sich erholen; smarunxen = im Dreck sich herumtreiben; brümmen = brünnig sein, von Schweinen; ossen, bullen = brünnig sein, von Kühen; rossen = brünnig sein, von Pferden; hille, dralle, swipp = schnell, engl. swift; wuwwelwawwelig = sich hin- und herbewegend, z. B. von einem Morast; quatsch = dumm; düselig = schwindselig; ölwisch = albern (vgl. elf); prall = vorl rund (prallogie = Kind mit hellen, frischen (gluen) Augen); sitzenfei = vorlant, voreilig; pitschennatt = durch und durch naß; piperinx frisch hervorquellend, z. B. von Thränen; allheil = ganz und gar; vornut, vernut = besonders; däl = nieder (vgl. Dalelf in Schweden); män = nur (vgl. μάν dor. = μήν); all = schon; klakk, bums, rums = Laut beim Fallen; plunsch = Laut beim Fall ins Wasser.

## Die gangbarsten Sprachfehler deutscher Schriftsteller.

Es mag einer über die Grundsätze der Rechtschreibung eine Ansicht haben welche er wolle, entschieden und absolut Fehlerhaftes wird er nie billigen. Wir wollen eine Anzahl solcher Fälle aufzählen, weraus hervorgeht, wie gleichgültig unsere gebilbetsten Schriftsteller gegen das Werkzeug sind, das sie handhaben, und wie nothwendig die geschichtliche Sprachkenntniß für unsere studirende Jugend ist. Ich habe mir nur folgende Wörter gemerkt; gewiß sind es nicht alle.

Man hat einen Unterschied erfunden zwischen mahlen und malen. Das ahd. māldn heißt: ein Zeichen machen, ein Mahl (Brandmahl &c.); das ahd. malan dagegen heißt: zerreiben. Also sollten nach unserer Aussprache entweder beide mit h oder beide ohne h geschrieben werden, nach der Geschichte dagegen mahlen (zeichnen) und malen (zerreiben). Aber es geschieht gerade umgekehrt. Manche schreiben noch: Augenbrauen statt Augenbränen, ahd. ougbrawa. Loos statt Löß, ahd. hlīoz (z geht nur in ß über). Das Kopfkissen statt Kopfküssin, ahd. kussin, schweizerisch noch chüssse. Grimm sagt richtig in seinen Rechtsalterthümern: Der Stuhl des Fürsten verwandelte sich nach und nach in einen mit Küßen und Himmel versehenen Thron. Er giebt statt gibt, ahd. gibit. Goethe reimt schlecht:

Dir thut niemand was zu lieb:  
Wenn du nehmen willst, so gib!

Efel statt Esel, niederd. Eikel. Unrichtig sind die Formen: „mich dächte, dünkte, hat gedünkt,“ richtig heißen sie: mich (oder mir) dünkt, dächte (eig. dauchte), hat gedächte (eig. gedacht). Gescheidt oder gar geschenkt statt: gescheid, mhd. geschede (eig. unterscheidend). Ereignen statt erängnen, ahd. arangian, arongan, also auch ereugnen, wie lengnen oder läugnen, ahd. laugnon. Bläuen statt bleuen, ahd. bliwan = schlagen (in wird eu). Rudolph statt Rudolf (oll, wolf). Dinte oft statt Tinte, lat. tineta von tingere; das echtdenische Wort ist Plack, wie noch im Niederd. vorkommt. Der Kreis statt Kreiß, die Kreuze, ahd. kreiz (z wird immer ß). Darum auch: emßig (emazig), Ammeß (ameiza), Kürbiß (curbiz). Weißagen statt weißagen, ahd. wizagon; die Weißagung (wizagunga).

Das alte h wird nie g; darum nicht „Güssig,“ sondera Güssich, ahd. ezzih oder ezzich; der Rettich, ahd. ratih. Man schreibt sogar „Meerrettig,“ als ob im Meere Rettiche wuchsen; es kommt von meriha, marah, und ist unser „Mähre“ = Stute, also Mährrettich oder Märrettich heißt Pferde- oder Rößrettich, im Englischen horse-radish. Ferner: Teppich, Kranich, Habich.

Unrichtig ist adelig statt adelich oder besser adellich, ahd. adallih; bilsich, ahd. billih; vëllich, unzählich, stachelich &c.

**Bernalecken.**

**Ein Gedicht von Lenz,  
irrig Goethe zugeschrieben.**

In Jacobi's Iris IV, 72 findet sich folgendes Gedicht mit der Chiffre P.:  
Freundin aus der Wolke.

Wo, du Renter,  
Meinst du hin?  
Kannst du wähnen,  
Wer ich bin?  
Leis' umfaß ich  
Dich als Geist,  
Den dein Trauren  
Von sich weist.  
Sei zufrieden,  
Goethe mein!  
Wisse, jetzt erst  
Bin ich dein;  
Dein auf ewig  
Hier und dort —  
Also wein mich  
Nicht mehr fort.

Von der Hagen schreibt das Gedicht Goethe zu, weil die Chiffre P. in der Iris immer auf Goethe hindeutet. Ich habe bereits in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nro. 96 bemerkt, daß in meinem Exemplar P. von unbekannter Hand, vermutlich von J. C. Weiphal, in L. verändert sei, ohne damals die Veranlassung zu dieser Verbesserung aufzufinden zu können. Später entdeckte ich, daß Jacobi selbst unter den Druckfehlern, welche an einem sehr verborgenen Orte, auf der Rückseite der Inhaltsangabe, mitgetheilt werden, diese Verbesserung angegeben hat, wonach es unzweifelhaft ist, daß Lenz der Verfasser, der diese Verse, wie die in derselben Iris IV, 146 abgedruckten, L. an G. unterzeichneten, an Goethe geschickt hatte. Goethe besaß manches handschriftliche von Lenz und muß sich Einzelnes auch jetzt noch in seinem zu Weimar neidisch Geweihten und Ungeweihten verschlossenem Nachlaß finden. Wahrscheinlich war es auch Goethe, der an Ewald jene beiden Gedichte mittheilte, über die ich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1847 Nro. 2 gesprochen habe.\*). Auch scheint nach dem Tode von Lenz (1792) Einzelnes in Goethe's Hände gekommen zu sein. Schiller schreibt an Goethe am 17. Jan. 1797: „Fällt Ihnen etwas von der lenzischen Verlassenschaft in die Hände, so erinnern Sie sich meiner (für die Horen).“ Am 1. Februar legt Goethe einige Lenzena bei, wobei er bemerkt: „Ob und wie etwas davon zu brauchen, werden Sie heurtheilen. Auf alle Fälle lassen Sie diese wunderlichen Heste liegen, bis wir uns nochmals darüber besprochen haben.“ Schiller erwiedert sofort: „Die Lenzena, soweit ich bis jetzt hineingesehen, enthalten sehr tolles Zeng,

\*) Das dort mitgetheilte geistliche Lied Goethe's hatte Lavater's Beifall, der in der Urania IV, 69 es mit den Worten: „Auch recht“ bezeichnet. Ähnlich ist das Gedicht von Lenz „Allwill's erstes geistliches Lied.“

aber die Wiedererscheinung dieser Entzündungswweise zu jegigen Zeiten wird sicherlich nicht ohne Interesse sein, besonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfassers allen Neid ausgelöscht hat, und diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben.“ Später geschieht eines tanzischen zum fünften Stücke der Horen bestimmten Aufstages in den Briefen vom 5. und 6. Mai Erwähnung.

**H. Dünzer.**

Die Bd. 3, S. 319 erwähnte interessante Portrait-Sammlung der bedentendsten, um Kunst und Wissenschaft verdienten Zeitgenossen Gleims ist nicht, wie es daselbst heißt, dem Halberstädter Domgymnasium als Eigenthum zugefallen, sondern nur zu einem Schmucke der Aula des Gymnasiums bestimmt, bleibt aber Eigenthum der Gleimschen Familienstiftung.

Gleim hatte die Bildnisse seiner Gönner und Freunde, meistens heimlich und auf seine Kosten, malen lassen, und damit ein Zimmer ausgeschmückt, welches er seinen Museen- und Freundschaftstempel nannte. Gleim schrieb meistens selbst auf die Kehrseite der Bildnisse, wann, von wem und weßhalb sie für ihn gemalt seien. Die meisten sind Brustbilder in natürlicher Größe, in Öl auf Leinwand, einige wenige in Pastell unter Glas.

Diese Bildnisse sollten nach der ersten Verfügung Gleims im Dom, nach der zweiten im Wigglebnschen Hause, welches zur Wohnung eines Lehrers der Humanität der von ihm projectirten Schule dienen sollte, aufbewahrt werden. Daselbst blieben sie bis zum Tode des Dr. Körte (27. Januar 1846) und Verkaufe des Hauses. Dann wurden sie dem Gymnasium genauer Weise überwiesen, sind aber, da dasselbe einer Aula entbehrt, bis zur Vollendung des neuen Schulgebäudes dem Director Prof. Dr. Schmid zur Aufbewahrung übergeben, wo sie zu jeder Zeit Freunden der Wissenschaft und Kunst bereitwillig gezeigt werden.

Diese höchst interessante Sammlung enthält 114 ihrer Aehnlichkeit wegen besonders beachtenswerthe Bildnisse von Männern, die in Kunst, Wissenschaft und Staatsleben sich ausgezeichnet haben. Von Fürsten, Staatsmännern und Helden seien genannt: Friedrich der Große, Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen, Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, Herzogin Amalie von Weimar, von Dalberg, von Dohm, von Tieffen; aus der Zahl der Männer der Kunst und Wissenschaft: Gleim, Uz, Kleist, Ramler, Lichtenrhein, Gellert, Kleist, Zacharia, Geßner, Lessing, Wieland, Bürger, Herder, J. H. Voß, Götzting, Matthisson, Jean Paul, Seume, Sulzer, Spalding, Bodmer, Hirzel, Winkelmann, Nicolai, Moses Mendelssohn, Jerusalem, Möser, Zimmermann, Larater, Schröth, Engel, Krünig, Zeller, Kleß, Dr. Jacob, Heinse, Johann v. Müller, Eschenburg, Bettich, Viester, Fischer, Blankenburg, Gedike, von Archenholz, von Bonstetten, Bettiger, Chodowiecky, Tischbein.

**Hölscher.**

## Pareys.

## Fünfte Elegie.

Ich suchte Hülfe im Leid, und nahm die Flucht dazu  
Aus jener Orte Reiz, die die Treulos! einst schmückte.  
Einsam im Schanerwald, den nie ein Stern durchblickte,  
Hand ich das Schweigen wohl, doch fand ich nicht die Ruh.  
Durch unbekannten Pfad's tiefsschatt'ge Irrgewinde  
Erreich' ich diesen Berg in seiner Wobenbinde.  
Wie ist von Staunen mir ergriffen jeder Sinn!  
Welch Schau'n! wie weit der Blick! wie still Natur und Linde!  
Wie ungebängt das Meer bis an den Himmel hin,  
Dass es mit seinem Blau, träumt's Aug', zusammenschwinde.  
Die Höhe hindert hier der Zephyr, selbst der Nord  
Schickt seinen scharfen Hauch mitunter an diesen Ort,  
In diesen Bergen haust der Winter, während Glüthen  
Des Sommers untenhin die Fluren schwül durchglühen.  
Die Felsen sind zerstört von des Vulcans Wuth,  
Die Lava zeugt davon; verkümmert sind die Bäume,  
Kein Vogel birgt darin jemals die junge Brut  
Und füllt mit seinem Sang die trüg wilden Räume.  
Nur Tod und Schweigen! — Sterbt, schmähliche Seufzer ihr,  
Lässt'ge Erinnerung, stirb, die mir Die Ungetreue malt — o Mattern! —  
Kennen ihr nicht, wie die falsche, flattern,  
Nicht bergen kann mich selbst der Wald,  
Hier sucht mich noch die Ungetreue  
Mit allem Reiz, ihr Nam' erschallt,

J'ai cherché dans l'absence un remède à mes maux;  
J'ai sui les lieux charmants qu'em- bellit l'infidelle Caché dans ces forêts dont l'ombre est éternelle,  
J'ai trouvé le silence, et jamais le repos.  
Par les sombres détours d'une route inconnue, J'arrive sur ces monts qui divisent la nue.  
De quel étonnement tous mes sens sont frappés!  
Quel calme! quels objets! quelle immense étendue!  
La mer paraît sans borne à mes regards trompés,  
Et dans l'azur des cieux est au loin confondue.  
Le Zéphire en ce lieu tempère les chaleurs;  
De l'aquilon parfois on y sent les rigueurs;  
Et tandis que l'hiver habit ces montagnes,  
Plus bas l'été brûlant dessède les campagnes.  
Le volcan dans sa course a dévoré ces champs;  
La pierre calcinée atteste son passage.  
L'arbre y croît avec peines; et l'oisean par ses chants  
N'a jamais égayé ce lieu triste et sauvage.  
Tout se tait, tout est mort; mourez, honteux soupirs;  
Mourez, importants souvenirs, Qui me retracez l'infidelle;  
Mourez, tumultueux désirs, Ou soyez volages comme elle.  
Ces bois ne peuvent me cacher: Ici même, avec tous ses charmes,  
L'ingrate encor me vient chercher;

## Élegie V.

Und Thränen fließen hin auf's Neue, Et son nom fait couler des larmes  
 Die schen die Zeit getrocknet bald. Que le temps aurait dû sécher.  
 O Götter! mein Verstand, hest du daß O Dieux! oh! rendez-moi ma raison  
     er nicht zerrinne, égarée;  
 Das Bild, das ich anbet', o reißt mir's Arrachez de mon coeur cette image  
     aus dem Sinne! adorée;  
 Verlöscht die Liebe, die in mir sie neu Éteignez cet amour qu'elle vient  
     entfacht, rallumer,  
 Die meine Seele ganz erfüllt! o wenn Et qui remplit encor mon ame toute  
     die Liebe entière.  
 Doch länger nicht als Lieb' uns lacht, Ah! l'on devrait cesser d'aimer  
 In unserm Herzen haften bliebe! Au moment qu'on cesse de plaire.  
 Indem im Thranenstrom die Klage und Tandis qu'avec mes pleurs, la plainte  
     der Schmerz et les regrets  
 Aus der erweichten Seele rinneu, Coulent de mon ame attendrie  
 Biehn Gegenstände anderwärts, J'avance; et de nouveaux objet  
 Hinwandelnd, mich aus meinen Sinnen.\*  
 Da seh' ich Bach' und dort entspringen Interrompent ma rêverie.  
 aus dem Quell,\*\* Je vois naître à mes pieds ces ruis-  
 Zu Sirenen werden sie urplexlich, reiz seaux differents,  
     hend, schnell,  
 Mit Bräusen ziehen sie hin durch die Traversent à grand bruit les ravines  
     tiefen Stellen, profondes,  
 Verheerung wälzen sie und Schrecken Roulent avec leurs flots le ravage  
     in der Fluth, et l'horreur,  
 Die's Ufer überwallt, und stürzen sich Tondent sur le rivage, et vont avec  
     mit Wuth fureur  
 hin in den Ocean und trüben seine Dans l'océan troublé precipiter leurs  
     Wellen.\*\*\* ondes.  
 Die schwarzen Felsen mit den kühnen Je vois des rocs noircis, dont le  
     Stirnen seh' front orgueilleux  
 Ich steigen in des Himmels Höh'. S'élève, et va frapper les cieux.  
 In ihre Gipfel gruben Zeiten Le temps a gravé sur leurs cimes  
 Des hohen Alterthums Gepräg'. L'empreinte de la vétusté.  
 Mein Auge reißt der Anblick weg, Mon oeil rapidement porté  
 Von Strom zu Strome muß, von De torrents en torrents, d'abîmes en  
     Schlund zu Schlund es gleiten abîmes,  
 Und stammend ruhu am Wolfenstein. S'arrête épouvanté.  
 Wie fühl' ich, o Natur, dein Walten O Nature! qu'ici je ressens ton em-  
     hier! Die sondre, pire!  
 Die rauhe Wildniß lieb ich dieser Wüste Jaime de ce désert la sauvage  
     hier, apté;

\*) Bieht neues Schauen anderwärts  
     Hinschreitend, mich aus meinen Sinnen.

\*\*) Zu düßen mir entspringen Bachen aus dem Quell,  
     In's Meer begrabend sich in seinen Sturmewellen.

Der fühnen Werke Gräß' und deine De tes traveaux hardis j'aime la ma-  
 Schrecken, mir jesté:  
 Sind sie exhbne Lust, ich schandre und Oni, ton horreur me plait; je fris-  
 bewundre.  
 Warum kann ich nicht hier, im Auf- Dans ce séjour tranquille; aux re-  
 enthalt der Ruh,  
 Des Lebens armen Rest den Sterblichen Que ne puis-je cacher le reste de  
 verhüllen!  
 Warum nicht wenigstens deckt meinen Que ne puis-je du moins y laisser  
 Schmerz er zu!  
 Vergessen wollt' ich hier die Unabbar' Je venais oublier l'ingrate quin'oublie,  
 im Stillen,  
 Und unbedachtsam spricht mein Mund Et ma bouche indiscreté a prononcé  
 den Namen, spricht son nom;  
 Ihn hundert Mal, der Klang der Stimm', Je l'ai redit cent fois, et l'écho so-  
 ersicht im Schmerze,  
 Tönt fort im Wiederhall, der hundert- litaire  
 fach sich bricht,  
 Es gräbt ihn meine Hand im Erze,  
 Verschlägen mit dem meinigen.  
 Der Wanderer wird einst von den Na- De ma voix douloureuse a prolongé  
 men, die Cythere  
 Bekannt, in schwachen Mooses Leeren le son  
 Die halb verwischten Reise sehn,  
 Und rufen überrascht; Der liebte ohne Ma main l'a gravé sur la pierre;  
 Schranken,  
 Sang die Geliebte selbst in dieser Wild- Au mien il est entrelacé.  
 niß Schoß.  
 Beweinen lässt uns sein Unglück, hier Un jour, le voyageur, sous la mousse  
 im Moos légère,  
 Lest seine Szenzer und Gedanken De ces noms connus à Cythere  
 Hannover. Verra quelque reste effacé.  
 Soudain il s'écrira: Son amour fut  
 extrême;  
 Il chanta sa Maitresse au fond de  
 ces déserts.  
 Pleurons sur ses malheurs, et reli-  
 sons les vers  
 Qu'il soupira dans ce lieu même.

**Wagner.**

### B e r i c h t i g u n g .

In dem 1. Stücke der „Westöstlichen Ueberichten“ des Unterzeichneten (im 4. Bande des Archivs, S. 379—400) haben sich leider, namentlich in den orientalischen Namen, sehr zahlreiche Druckfehler eingeschlichen, die für den mit der orientalischen Literatur Bekannteren anstrengig, für den Laien irreführend sein müssen. Indem wir hier die wesentlichsten mittheilen, bitten wir die Leser des Archiv's, darnach die Berichtigung des gedachten Aussches vornehmen zu wollen.

Seite 380, Zeile 1 und 5 statt Obarius lies Olearius; Z. 19 statt einer l. einen; Z. 32 ft. Archiv l. des Archivs; S. 381, Z. 19 ft. Am- rilkai's l. Amrikais; S. 384, Z. 17 ft. in l. im; Z. 34 ft. von l. vor, Z. 36 ft. Höhebene l. Höhebene; S. 385, Z. 4 ft. Racte l. Recke, Z. 24 ft. mir l. eine; S. 386, Z. 1 ft. Raſide l. Raſide, Z. 13 ft. „außer

auch" l. außer euch;" S. 387, 3. 9 fl. Unna l. Umm, 3. 10 fl. Henzmanat und Elmutterstellen l. Haumanat und Elmutterstellen, 3. 29 fl. Eßnban l. Essnban, 3. 32 fl. Criff l. Criss; S. 388, 3. 28 statt Hassan l. Gassan; S. 389, 3. 6 v. u. statt Suheir vom l. Soheir von; S. 390, 3. 12 v. u. fl. Kelb l. Kelb, 3. 11 v. u. fl. Weil l. Wail; S. 391, 3. 21 fl. Hirr l. Hira, 3. 22 fl. vor l. von; 3. 34 fl. Zazerii l. Zuzenii, 3. 38 fl. kabil l. kitab, 3. 39 fl. Moallaka l. Moallaka's, 3. 2 v. u. fl. Alhadh l. Othadh; S. 392, 3. 2 u. 18 fl. Lobid l. Lebid, 3. 13 fl. einer l. einem, 3. 19 fl. Tesare l. Tarasa, 3. 11 v. u. statt Leporatto l. Leporelle; S. 393, 3. 3 fl. sagte l. sorgte, 3. 23 f. fl. Heid l. Hind, 3. 26 fl. dünnern l. dünnen, 3. 27 fl. der l. den, 3. 3 v. u. fl. Myrobelanen l. Myrobalanen; S. 395 3. 6 v. u. ist vor mohamedanisch mit 2 m zu lesen, und so immer Mohammed und seine Derivate; S. 396, 3. 16 fl. erſterem l. ernsterem, 3. 20 fl. zur rechten l. zu rechter und seige nach „Zeit“ ein Komma; 3. 7 v. u. fl. Worte l. Warte; S. 397, 3. 4 fl. Irak l. Irak, 3. 5 fl. Schemedschau l. Schmedeschau; 3. 9 nach „Aber“ seige bald, 3. 15 fl. Galed l. Ghaled, 3. 22 fl. Trebatte l. Taabbata; S. 398, 3. 15 v. u. nach (S. 27 f.) seige zu: genannt, 3. 11 v. u. fl. den l. der, 3. 8 v. u. fl. Thaal l. Theal; 3. 5 v. u. fl. Dwier l. Dweir; S. 399 3. 7 fl. gescheiterl. geschitret, 3. 7 v. u. fl. Imens l. Iomenus, 3. 6 v. u. fl. Hold und Fortena und Nebal l. Hind und Fertena und Rebab, 3. 4 v. u. statt geb' l. gab.

**G. Baur.**

# Bibliographischer Anzeiger.

---

- F. Bon. Identité linguistique entre le flamand et l'allemand, ou similitudes grammaticales de ces deux langues, unissant à une théorie lumineuse, exacte et concise, une pratique facile et d'une grande étendue. (Brux. Muquardt.) 27½ Sgr.
- A. Michiels. Histoire des idées littéraires en France XIXme siècle, et de leurs origines dans les siècles anciens. (Brux. Muquardt.) 2 Thlr. 10 Sgr.
- H. C. Moke. Histoire de la littérat. française. (Brux. Muquardt.) 1 Thlr.
- T. B. Shaw. Outlines of English literature. (Lond. Longman.) 12s.
- A. Snellaert. Histoire de la littérature flamande. (Bruxelles. Muquardt.) 1 Thlr.
- Elite des classiques français avec des notes publ. p. Schwalb. Tome II. Le Cid p. Corneille. (Essen b. Baedeker.) 7½ Sgr.
- Französisches Lesebuch v. G. A. Radelli. (Merseburg. Garfe.) 20 Sgr.
- Exercices sur la composition littéraire en français ou sujets d'imitations, de narrations, de descriptions, de fables, de lettres, de discours etc. (Bruxelles. C. Muquardt.) 15 Sgr.
- Stieffelius Lehrbuch der franz. Ausdrucksweise. 5. Aufl. (Berlin. Schulte.) 12½ Sgr.
- C. de la Harpe. Manuel de la langue française. (Berlin. Decker.) 15 Sgr.
- G. Kampmann. Grammaire pratique de la langue française. (Strassburg. Levraut.) 16 Sgr.
- Bornungen zum Unterricht im Französischen, v. J. Waeßeb. (Basel.) 6 Sgr.
- Shakspeare's Hamlet. Mit Anmerkungen von C. W. Krause. (Leipzig. Engelmann.) 22½ Sgr.
- Gauthier. Italienische Chrestomathie.
-

# Special - Index

zu

den fünf ersten Bänden

des

## Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

### A.

A, der ital. Vant des, im Engl., Ausspr.  
I, 173. f. 179.

A, das unregelm., in deutschen Wörtern  
häufig in ecorrumpirt IV, 103.

Aa, An u. Ach, als Glücksnamen. Progr. II,  
239.

abri, Ableitung. II, 410.

Académie, franz., zur Kritik des Dictionnaire  
der A. fr. III, 463 f.

Accente, Gebrauch im Franzöf. I, 445.  
— Im Englischen, Träger des german.  
Elements. II, 110. — S. Einsl. auf Silben,  
Wörter und Laute. II, 110 ff.

Admiral, Ableitung des Worts. III, 429.  
Alexandre le grand, Hist. d., alfranzöf.  
Roman in Prosa I, 284 ff.

Alexandres des Pfaffen Lamprecht; deren  
Quelle. Progr. II, 247.

Alexandriner, Vers. V, 72.

Alliteration I, 108 f.

Altdeutsch, dessen Stellung auf b. Bürger-  
schulen. Progr. II, 238.

Altengl. Lit.-Geisch. Beitrag zur. I, 274 f.  
Altfranzöf., Reste auf der Insel Wangerege.  
II, 48 ff.

Alt hochdeutsch, S. Ludwigslid.

Amerikanismen im Engl. IV, 130 f.

Anagramme in Frankreich. III, 241.

Angelsächsisch, bister. Zusammenhang mit  
dem Slawischen. V, 282. — Angelsäch-  
sisch, sollte heißen Angeldänisch. IV, 237.

— Angelsächsisches Gespräch von Alfried,  
deutsch. V, 162. — Angelsächs. Sprache,  
ist nicht Fundament des Engl. I, 418 f.  
— Ihr Studium für Schule und Haus  
empfohlen. Progr. V, 449.

Anhalt-Dessau, Volksvereine und Volkslieder  
der dort gesammelt von Fiedler. Ausz. II,  
433.

Anne Boleyn. I, 463.

Antithese in der franz. Sprache. V, 64.  
apenas mit der Negation non im Span.  
IV, 468.

apercevoir, verschieden von s'apercevoir.  
II, 217.

après als Adv. II, 219.

Argot-Franç.-Allemand, Vocabulaire,  
par Brandt. Ausz. I, 412.

Arlincourt, Romantiker. I, 377.

Arndt, G. M., IV, 436; dessen Manier im  
Gebrauch des Superlativs. IV, 48.

Artifel, Auslassung desselben bei Goethe.

V, 461.

asaz, assaz, Gebrauch im Altspanischen u  
Portugiesischen. IV, 466.

Affenanz. I, 109.

Attraction des Relat. im Franz. u. Ital.  
u. a. Spr. II, 344. Vergl. III, 296;  
V, 330 f.

Attribut und Apposition, besonders im  
Franzöf. V, 17 f.

Auras und Guerlich, deutsches Lesebuch.  
Ausz. V, 225.

ayant, mit und ohne en. I, 188.

### B.

Bach, deutsches Lesebuch, 3. Aufl. Ausz. V,  
225.

Ballade, über die. I, 327 ff.

Barbieux, Poésies Germaniques. Ausz.  
I, 413. — Erwiderung in Bezug auf dess.  
Abeille du Parnasse franz. II, 452.

- Barbouet, Schott. Dichter. II, 194.  
 Basedow. II, 68 f.  
 Beaumont und Fletcher, Works. Anz. IV, 207.  
 Beck, English Poets. Beurth. I, 229.  
 Becker, K. A. I, 401 f. II, 83.  
 Berlepsch, Concordanz der poet. Nat.-Lit. der Deutschen. Anz. III, 437.  
 Bernaud, Franz. Lesebuch. Anz. II, 442.  
 Biblische Poesie in Frankreich. V, 466.  
 Bibel, vorluthersche dentschelleberversetzungsproben. III, 128. 348.  
 Biblische Medusarten im Dtsch. I, 139.  
 Bigot, Revue nouvelle, litt. et gramm. Anz. I, 227.  
 Blaze, dessen Poésies de Goethe traduites. Beurth. II, 417.  
 Boettius, benutzt von Chaucer. II, 393 f.  
 Bormann, Unterr. in den deutschen Stilübungen. Anz. IV, 430.  
 Börne. II, 29.  
 Bouchet. V, 64.  
 Breitenglische Sprache. V, 28 f.  
 Brentano, Clemens, dessen Märchen. III, 189.  
 Bresche, vermeintl. Fremdwort. II, 147.  
 Brinkmeier, Übersetzung der Rügelieder der Troubadours. Beurth. IV, 420.  
 Brocat, Fremdwort, erkl. II, 147.  
 Broekeln, frkl. und Abtg. II, 147.  
 Buchon, Poésies allemandes traduites. Beurth. III, 432.  
 Buchstaben, deren Wechsel bei der Bildung lat. Wörter zu franzöf. Progr. II, 243.  
 Buffon. V, 64.  
 Bussoon, Abtg. vom lat. bufo. III, 430.  
 Bunningham, Allan, schott. Volksdichter. II, 200.  
 burden (Burthen), genet. Entw. der Bedeutungen. III, 422 f.  
 Bürger, Beitrag zu dessen Biographie. II, 243.  
 Bürger, dessen Balladen. I, 328. — "Léonore", franzöf. Übersetzung. 413 f.  
 Burkhardt, Engl. und deutsche Gespräche. Anz. IV, 203.  
 Burns, Robert, Leben und Übersetzungssproben. I, 96 f.  
 Burns. II, 191 f. — Vergl. mit Lafontaine. ib. 192.  
 burr, versch. Bedeut. des Worts. III, 423.  
 Buch, Etymel. Schulwörterbuch der franz. Sprache. Beurth. II, 438.  
 buy, Etymologie. III, 429.  
 Byren, Trag. Manfred, entw. v. Rötscher. Progr. I, 443. — Manfred vgl. mit Goethe's Faust und Sophokl. Oedipus. ib. 444 f. Byren als dramat. Dichter. IV, 338 f. — dessen "Manfred" ib. 340. — dessen "Himmel und Erde" ib. 343. — Cardanaval ib. 348. — Byren n. Shakspeare als Schulautoren. IV, 443. — Byren's literar. Gedde mit Southev. V, 290. — Byren's Select Works, von Breier. Anz. IV, 443.

## C.

- Cadmon. Progr. I, 449. — C. vergl. mit Milton. ib.  
 Gaspars, Franzöf. Grammatik, und dessen Aufgaben zum Überset. Beurth. IV, 448.  
 Gauß, Zur Theorie der —, Progr., Anz. II, 434.  
 Gate's Distichen, benutzt von Chaucer. II, 395 f.  
 Cervantes, eine Etappe im DonQuix. (I, 18.) erkl. IV, 469.  
 C'est (étaït) à qui mit Nut., resp. Condit. erkl. II, 346. vgl. III, 299.  
 chaecum, chaque, zur Etym. d. W. V, 285.  
 Chamisso, wie er ein Deutscher wurde. Progr. III, 478 — Westhet. Glossen zu dem Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag.“ III, 367.  
 Charles XII. p. Voltaire, Rüge eines eingewurzelten Druckschlers im 2. Buche. II, 250.  
 Chateaubriand. I, 375.  
 Chaucer, Zur Beurth. II, 131 f. Seine Verbilder. ib. — Probe eines Chancerschen Manuscripts in der Nationalbibliothek in Paris. V, 1 ff. — Versmaß der Canterbury Tales. ib. — Über des e finale. ib. chemin, Ableitung. V, 286.  
 Chemise, Ableitung. II, 148.  
 Chroniques etc. Die Didot'sche Collection, Anz. II, 482.  
 ei- vor Bekalen, Ausspr. im Engl. I, 169 ff. f. aus dem deutschen Alphabete zu verbannten. IV, 91.  
 Claudian, Vorbild Chancer's. II, 393.  
 Clement, Shakespeares Sturm. Beurtheil. I, 439 f.  
 Comparativ und Superlativ, Mißbrauch ders. im Deutschen. IV, 44.  
 Cornische Oper. IV, 413.  
 Crestiens de Troies. Heber — und zwei seiner Werke, von Holland. Anz. V, 450.  
 euyo u. cujo, eigenhüml. Gebrauch. IV, 467.  
 Englische Methode. II, 187.  
 Cyrano de Bergerac. ancien écrivain comique franç. IV, 299.

## D.

**D**a, de, di, do, du, Wurzeln mit ihren Stämmen; deren logisch-organische Verwandtschaft. III, 137 f.

Daily News, I, 438.

Dänisches Element in der altengl. Sprache. IV, 278.

Daurat, als Anagrammatist. III, 241. daz, Normen und Gebrauch dieses Zahnsatzes bei Hartmann v. Aue. V, 232.

Defâtre, franz. Übersetzung d. Shakspeare. I, 233.

Delavigne, Sein Leben und Werke. I, 379 ff. II, 93 ff. — Enfants d'Edouard. II, 94; vergl. m. Shakspeare's Rich. III. Progr. I, 234. — Vermittler der klass. und romantischen Richtung. I, 369 ff. — „Louis XI.“ ib. Analyse des Stücks. II, 94 ff. — „Marine Faliero.“ II, 93. — Balladen. II, 93. — Wailly's Urteil über D. II, 108. — vergl. II, 222.

Delius, Beleuchtung der Tief-schen Shakspearekritik. V, 233.

Dengel, Précis de l'hist. de la litt. franç. Anz. II, 226.

Deutsche und Germanen, Ursprung u. Alter beider Nationalnamen. Progr. V, 443.

Deutsche Altersbücher im Heliand. Progr. IV, 191.

Deutsche Dichtungen, übersetzt ins Franz. E. Barbeau.

Deutsche Gedichte, Auswahl von Schtermeyer. I, 209.

Deutsche Lesebücher, angez. V, 223.

Deutsche Literatur, Kunigenius ders. im letzten Jahrb.; Vorlesungen von Griepenkerl. Anz. II, 444. — Poetische Nat.-Lit., Handbuch von Kurz. I, 426.

Deutsche Presse, Handbuch v. demij. ib. Geschichte der deutschen Nat.-Lit. v. Hüppé. Beurth. II, 429. — Tabellar. Uebers. v. Böbel. Progr. II, 242. — Deutsche Lit. in Frankreich. III, 187. f. II, 419.

Deutsche Mundarten, Zur Kenntniß ders. I, 237. 243. 448. II, 88. IV, 157. V, 302 f.

Deutsche Sprache, Alphabet. IV, 83. — Ueber die deutsche Rechtschreibung. IV, 81 f. vergl. ib. 372 f. — Debmungsmittel der deutschen Sprache. IV, 372 f.

— Uneigentl. Präpos. I, 81 f. — Das bürgerl. Element in ders. I, 136 f. — Missbrauch des Comparatives und Superlatives. IV, 44 f. — Gebrauch d. Superlativs. IV, 49. — Beiträge zur Kenntniß der Wortbildung. II, 384. — Zur Lehre

von der Zusammensetzung der Wörter. IV, 279. — Zur deutsc. Verskunst. IV, 52. — Die deutsche Verskunst auf ihre musikal. Grundlagen zurückgeführt. V, 433 f. — Das latein. Element in ders. III, 33. — Das euphon. Moment in ders. III, 87. — Zusammenhang der deutschen Sprache mit dem Slawischen. V, 286.

Deutscher Unterricht. I, 304 ff. — Progr. I, 244. — Ueber d. vimbol. u. national. Moment in dems. II, 364. — Behandlung der deutschen Sprache und Literat.-Gesch. auf Gymnasien. I, 239. — Einführung der Jugend in die deutsche Lit. — Progr. III, 474. — Tagebuch des deutschen Unterrichts in der ersten Classe. Progr. III, 474. — Bemerkungen über die Zurückführung deutscher Gedichte auf ihre Quellen. III, 413. — Deutsche Stilübungen und Recelfertigkeit. f. Hermann. Themat. II, 9 f. 31 f. — Proben stilist. Analyse. IV, 357. — Ueber die Lecture und schriftl. Product. in den höheren Gymn.-Gassen. II, 461. — Ueber metrische Behandlung d. d. Spr. in Realschulen. Progr. I, 447. — Freie Recelübungen auf Gymnasien. Progr. IV, 194. — Rörerl. Recelfertigkeit auf Gymnasien. Progr. IV, 196.

Dichtungen des deutschen Mittelalters, 3. Bd. Beurth. I, 201. 4. Bd. II, 436.

7. Bd. V, 229.

Dickens, Ch. I, 438.

Diderot, die rat. Sprachforschung. Beurth. I, 401 f.

Digitus medius, bisher falsch verst. II, 297. dont, fehlerhafter Gebrauch dess. II, 213.

Druiden und Druidentempel in England. II, 482.

Druden. I, 323.

Duller, die Männer des Volks. Anz. IV, 433 f.

Dumb shows. I, 35 f.

## E.

Görs u. Kahlert, Briefe von Goethe und dessen Mutter an den Frh. v. Stein. Anz. I, 433.

Schtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte. Beurth. I, 209. — Einige ders. ästhet. erläutert. II, 299 f. III, 363 f.

Edinburgh Review, Eröffnung. I, 323 f.

Edwards, Richard, engl. Tragéd.-Dichter. I, 533.

Giselein, Deutsche Sprachlehre für Schulen. Beurth. IV, 176.

- Gistedfods der engl. Barden. I, 274 f.  
Eberhard, Abécédaire franç. Anz. II, 482.  
Elisabeth, Brief der Königin, im Originaltexte. I, 277 ff.  
en, Endung in hochdeutschen Substantiven. IV, 83. Vgl. V, 461.  
Engl. Barden u. ihre Gistedfods. I, 274 f.  
Englische Bübne, ältere Einrichtung vor Shakspeare. I, 34 f.  
Englische Dichter. Wit u. humour in dens. III, 224.  
Englisches Drama, dessen Entwicklung. I, 28 f. 384 f. II, 318 f.  
Englische Eigennamen, Orthographie und Aussprache. I, 439.  
Englische Grammatik, zur Geschichte ders. II, 411 ff.  
Englische Konjugationsformen, Grundbedeutung. I, 111 ff.  
Englische Lesebücher. Angez. — S. Schüß. — Beck.  
Englische Lexikographie. III, 427.  
Englisches Mittelalter. V, 161.  
Englische Mundarten, Proben. Essex. IV, 208. Somerset. V, 372 f. — A. d. Südwesten. V, 437.  
Englische Ortheorie, Beitrag. zur. I, 166 ff. 314 f. II, 109 f.  
Englische Sprache, Verhältniß der deutschen und roman. Elemente ders. Progr. II, 247. II, 110. 416. — Geschichte u. Entwicklung von Maennel. I, 418. — Ihr Fundament im Skandinavischen. ib. — Westgerm. Element in ders. IV, 235. — Das euphon. Moment in ders. II, 109 f. — Ihre Sweetness. I, 463. Vgl. III, 419. Not. 2. — Weisen und Grenzen der breitengl. Sprache. V, 28. — Adjective, Adverbien, Zeit- und Zahlwörter, nach ihrer frischen Verwandtschaft. IV, 266 f. — Silbenabteilung. I, 322. — Hexameter im Engl. II, 370. — Remarks on the Engl. grammar and lang. II, 411. — Umlautung der Salsalieder. Progr. IV, 202. — Zur Lehre von der Aussprache. I, 166 ff. 314 f. II, 109 f. — Tempus u. Modus. I, 413 f. — Seeausdrücke. IV, 249. — Körperl. Benennungen. IV, 232. — Farbennamen. IV, 236. — Metall- und Münznamen. IV, 236. — Namen f. geist. Dinge. ib. 237. — Tiernamen. IV, 237. — Namen für feldwirtschaftliche Gegenstände. ib. 239. — Für Handwerksgegenstände. ib. 262. — Für Maße, Zahl und Gewicht. ib. 264. — Für Naturgegenstände. ib. 265. — Für Wochentage. ib. 277. — Engl. Sprache in Nordamerika. IV, 130 f. — Rothw. Unterrichtsgegenstand auf Realshulen. II, 248. — Mit ihr muß der Unterricht in fremden Sprachen beginnen. II, 376 f. Englisches Theater. Zur Geschichte dess. S. Beaumont.  
Engl. Wörterbücher. Beurth. S. Spiers. Grieb. — Fleming. — Flügel.  
Englische Röschblante, Ausspr. I, 168 f.  
Erziehungsstoffs, von J. Hölsing. Anz. II, 233.  
espérer, ob auch andere Tempora als das Futur. darauf folgen können? II, 222.  
étant, mit und ohne en. I, 188.  
Gryphon. Moment in der engl. Spr. II, 109 f. — In der deutschen Sprache. III, 87 f.

### F.

- fäbile, Ableitung. II, 440.  
Familiennamen, deutsche. I, 158.  
Fant, Gklärung und Ableitung. II, 148.  
Farbennamen im Engl. IV, 236.  
Faniel, dessen Hist. de la poésie provencale. Anz. II, 481.  
Faustus, Life and Death of Doctor. Trag. v. Marlow. I, 386. 392 f.  
Feldwirtschaftl. Benennungen im Engl. IV, 239.  
Ferguson, Rob., Vergänger v. Burns. II, 192.  
Fichte, IV, 439. — Briefwechsel mit Schiller. Anz. III, 444.  
Fiedler, Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Anz. II, 433. — Deissen Gesch. der schott. Liederdichtung. Beurth. II, 191.  
Fischhart. Drei unbek. Reimwerke desselben. Progr. III, 473.  
Fiamändische Sprache. Wichtigkeit ihres Studiums für die Philologen. V, 326.  
Flandricismen. I, 138 ff.  
Fleming and Tibbins, Diction., Engl. & French, & Fr. and Engl. Beurth. I, 214 ff.  
Flügel's Practical Dictionary. Anz. V, 410. — Deissen Handelsstericon. I, 216 f.  
Hölsing, J. H. Nekrolog. II, init.  
Hölsing, J. Erziehungsstoffe. Anz. II, 233.  
Hoccole, Hugo, ital. Lyriker. I, 453.  
Honaué. Arbeit. Gleichen z. dess. „Thurmwächterlied“. III, 370.  
Franz. Grammatiken. Beurth. S. Otto. — Mayer. — Müller. — Neel. — Gaspars. — Zandt. — Schmid. — Wey.

- Französ. Lesebücher. Beurth, S. Otto. — Schubart. — Trögel. — Herrmann. — Berneaud. — Théâtre franç. — Mayer. — Schirrer.
- Französisches Liebeslied aus dem 13. Jahrhundert, mitgeteilt. V, 436.
- Französische Literatur. Curiosa aus ders. III, 240. — Ältere Romäser. IV, 299.
- Französ. Lit.-Geisch. S. Tengel. — Abriss von Jander. Progr. I, 230.
- Französ. Schauviel. Zur Geschichte dess. Progr. IV, 187.
- Französische Sprache. Zur Geschichte ders. (Montaure). I, 62f. II, 38f. — Zukroben aus dem 12., 13., 14., 15. u. 16. Jahrhundert. I, 461. — Ihr antithetischer Charakter. V, 64. — Gebraucht. Accenten. Progr. I, 443. — Artikel. V, 218. — Wertcompositien. I, 73 f. — Ueber die Wertnegation in. Progr. IV, 199. — Ueber die französ. Konjugation. Progr. V, 237. — Zeitwörter auf oir. Progr. I, 232. — Emploi du mode. Progr. I, 234. — Génie de la lang. franç. Progr. I, 253. — Arbor. Bemerkungen. (Gebrauch der Tempora) Progr. I, 449 ff. — Die Beigaben des französ. Hauptworts unter d. Einsl. d. Latein. V, 16 f. — Adjectiva. V, 19. — Stellung bei substantivisch gebrauchten Adjekt. II, 212. — Mehrere — auf ein Subst. bezogen. II, 212 f. — Fehlerhafter Gebrauch von dont. II, 213. — Genitiv. (temporal.) II, 214. — Gérendis. I, 184 f. 339 f. — Französ. Spr. u. Lit. in England zu Chaucers Zeit. II, 398.
- Französ. Unterricht zur Method. II, 244. — Schwierigkeit der französ. Spr. neben der latein. V, 267. — La langue franç. comme partie d'enseignement. Progr. I, 243. — Franz. Übungsbücher, Thematik. I, 247 f.
- Franz. Wörterbücher, angez. resp. beurth. S. Busch. — Mezin.
- Freiligrath, Charakteristik: Benennung seines Gedichte beim deutschen Unterricht. II, 1 ff. 7 ff.
- Fremdwörter. V, 136 f. — Vermischliche, im Deutschen. II, 147 f. — Solche, die bei ihrer Aufnahme Bedeutung und Form ändern. III, 303. — Lauterung der deutschen Sprache von Fremdwörtern. III, 328.
- Friedrich d. Gr.. — Etude sur les œuvres philos. de Fr. le Grand. Progr. V, 447.
- Frischische Sprache, Hauptelement d. germ. Bestandteils der englischen. IV, 235 f. S. auch Altfrisch.
- Frischisches Archiv, Zeitschrift. Anz. III, 449.
- Fuchs. Geschichte des Christenthums. Beurth. III, 177.
- Futurformen in d. roman. Spr., Entstehung. Progr. IV, 198.
- G.
- Gastlichkeit bei Goethe. IV, 471.
- Galli veteres. I, 232.
- Gaseigne, George, Dichter. I, 33 f.
- Gaultier, Abbé, dessen Sprachunterrichtsmethode. I, 464 f.
- Gautier de Chatillon. Quelle der Alexandergedichten. II, 247.
- Geibel, Emanuel, deutscher Dichter, gewürdigt. II, 17 f.
- Genetische Methode des schulmäß. Sprachunterrichts von Dr. Mager. Beurth. II, 170 f. Bgl. 373 f.
- Genitiv, temporal., im Franz. II, 214.
- Germanen und Deutsche, Ursprung und Alter beider Nationalnamen. Progr. V, 443.
- Germania, Zeitschrift. S. Jahrbuch.
- Germanismen in Belgien. I, 139 f.
- Gérendis im Französ. I, 184 f. 339 f. to get. Grundbedeutung. I, 133 f. Bgl. III, 144.
- Gleim, „der Milchtopf“, Quelle des Gedichts. II, 277.
- Goethe. II, 447 f. — G. vom menschlichen Standpunkte. I, 410 f. — Stück aus G's. Leben (1773). II, 282 f. — G. in Waldecks. III, 237. — Materialien zu einer fünfjähri. Biographie. I, 431 ff. — Aus G's. Knabenzeit. S. Weismann. — G's. Briefe und Aufsätze a. d. J. 1766—86. I, 433. — Briefe an Arb. v. Stein. ib. — Briefe von und an G. ib. — Laune d. Verliebten. I, 3 ff. — Mütchndingen. I, 15 ff. — Jahrmarkt zu Plundersweilern. I, 349 ff. — Fastnachtspiel. II, 63 f. — Satires. ib. — „Reise der Söhne Megaprazen's“. III, 249 f. — „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“. IV, 261 f. — G's. Faust. II, 448. III, 68. Verglichen mit Breves Mansfred. I, 443. — Studien über das ep. Ged. „Die Jagd“ und „Die Novelle“. IV, 1 f. — Die Aeneiden und der Aeneensturm. V, 172 f. 382 f. — Hermann u. Dorothea (Quelle). I, 237 f. — Ueber G's Novelle: „Das Kind mit

- d. Löwen. Progr. II, 433. — Poet. Epstiel an Matem. Deter. II, 204. — Ältere Formen von W's Gedichten. ib. — G. u. Schiller. III, 63 f. — G's. Balladen. I, 328. — Gedichte, erl. v. Biehoff. I, 429. — Gedichte, Auswahl f. d. Schule. I, 193. — W's. Weise, Erklärungen von Schwenk. I, 433. — Mystificationen der Goetheliteratur durch v. Döring u. durch Pfleiffer. II, 403, 406. — Gallicismen bei G. IV, 471. — Freie Abthmen in mehreren Gedichten W's. I, 127 ff. — W's Urteil über Lord Byron. I, 443. — Poésies de G., traduites par H. Blaze. Beurth. II, 417. — „Grafenig,” in's Französ. übersetzt. I, 467. Goldsmith, Ballade v. Eremiten. III, 121. Golz, Buch der Kindheit. Bgl. V, 201. Gotisch, Verwandtschaft mit dem Slawischen. V, 280. Grammaire Nationale in Frkt. II, 210. Grammatik, Eintheilung ders. II, 183. — Nationelle, historische und psychologische. I, 401 f. Gregor v. Nazianz. I, 29. Green, I, 383. II, 318 f. Griech, Engl.-Deutsch und Deutsch-Engl. Wörterbuch. Beurth. III, 426 f. Grün, K. Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte. Beurth. I, 410 ff. Gründer, Ausgabe von Volkmer. Beurth. I, 201. — Ausg. von Müllenbos. desgl. ib. — Entstehungszeit. 206. 208. Heimath. 208. Guillems IX., Graf v. Poitou, dessen Liefer. Herausg. v. Keller. Anz. V, 430. Gymnastikbildung, über moderne. S. Röhly.

## H.

- H, unüblicher Dehnungsbuchstabe im Dtsh. IV, 87. Bgl. ib. 374. Halb, Präposition. I, 85. Hall, Name deutscher Salinenstädte. Ableitung. V, 463. Hamiltonsche Methode, schon im 15. Jahrhundert. I, 189. Hannolied, herausgegeben v. Bezzemberger. Anz. IV, 430. Hanthieren, Schreibart u. Abtaq. II, 148. Hartmann von Aue, dessen Gebrauch des Zahartifels daz. Progr. V, 232. Haublaute im Engl., ihre theilweise Unterdrückung. II, 120 ff. Haymenschinder, Sage v. d. II, 202. Heine als Dichter. II, 22 ff. — Dessen

- „Lore-Ley“, Aesthet. Glossen zu d. Ged. III, 363. Heinrich's VIII. v. England Verdienste um die dramat. Kunst. I, 43 f. Heliand, der, Evangelienharm., übers. von Kannegießer. Beurth. III, 447. — Deutsche Alterthümer im H. — Progr. IV, 191. Hellenistische Rhymen; was von ihrer Nachbildung im Deutschen zu halten. II, 362. Herder. II, 63. 66. IV, 437. Herling. II, 83. Herrmann, Auszug aus Thiers' Geschichte des Consulats, als französisches Lesebuch. Anz. II, 233. Hessen, Großherzogthum, Ortsnamen dort. III, 46. Heuffi, Schulfragen unserer Zeit. Beurth. III, 213. 469. — Dessen Grammatik der englischen Sprache. Beurth. V, 419. Heywood, John, Verfasser von Interludes. I, 43. 46. Hexameter. II, 89 f. Bgl. V, 442. — im Engl. II, 370. Hiecke, Shakspeare's Macbeth. II, 227. Hildebrands Lied. Anmerk. dazu. Progr. V, 189. Höfer, Zeitschr. f. Wissenschaft d. Sprache. Beurth. I, 211. Hoggs, James, schottischer Volksdichter. II, 200. Homonyme. Progr. V, 238. Honorar älterer französischer Schriftsteller. III, 242. Hugo, Victor. I, 373. — Dessen „ Cromwell“. 378. — Die Antithese bei V. H. V, 64 f. Hume, David. Dessen Life and Correspondence v. Burton. Anz. II, 484. — H. in stilist. Hinsicht. I, 424 f. Hüppé, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Beurth. II, 429.

## J.

- J, lang, Ausspr. im Engl. I, 314 ff. ien, Endung in deutschen Ländernamen. II, 384. ier u. ieren, Bildungen im Deutschen. II, 384. Imperativ im Spanischen. IV, 468. in, Negation im Französ. Progr. IV, 199. Indo-germanische Völker, zur Geschichte der. Progr. I, 241. Jannitten, Präposition. I, 86. Interlades. I, 43 f.

Irish Songs, Uebersetzungen. V, 439.  
 Italienische Sprache. Ihr Einfluß auf die engl. Sprache. II, 413. — Zusammenhang mit dem Slawischen. V, 283.  
 Italienische (neuere) Literatur. I, 452.  
 Italien. Versmaße, deren Nachahmung im Deutschen. Progr. angez. II, 458.  
 Jacob I als Dichter, Verhältniß zu Chaucer. II, 191.  
 Jahrbuch d. Berliner Gesellschaft f. deutsche Sprache. 7r Bd. Anz. II, 201.  
 Jameson, Orthoepist. I, 180.  
 Johnson. II, 416.  
 Jonas, Orthoepist. I, 180, 182.  
 Jonniannus der rygig was, aus d. Gesta Romanorum. I, 304 ff.  
 Jungst., d. volksthümlich. Benennungen im Königr. Preußen. Anz. IV, 427.  
 Junius Letters, ihre Entstehung. I, 457.  
 Juvenalis, in wie weit v. Chaucer benutzt. II, 397.

## R.

Kalevala, Finn. Volksepos. I, 212.  
 Kallisthenes (Pseudo), Quelle von Lamprecht's Alexanderreis. II, 247.  
 Kannegießer, Ueberf. d. Heliand. Beurth. III, 447.  
 Rehrlein, Duomat. Wörterbuch. Anz. II, 441.  
 Kinderbiographie oder Kinderleben. V, 201.  
 Kirchenlied, deutsches, vor d. Reformation. Progr. II, 210.  
 Klassiker und Romantiker in Frankreich. I, 369 ff. vgl. II, 246. — Klass. Literatur in Frankreich, Begriff. I, 371. — Klass. Schule. ib.  
 Klosterf., I, 127. — Dessen Manier im Gebrauch des Comparatifs. IV, 45.  
 Kneif, Ableitung. II, 148.  
 Knewles. I, 167. II, 113, 120. III, 414.  
 Hobbes engl. Grammatik. II, 412.  
 Stöckl und Antiköchl. III, 59.  
 Koester, Ableitung. II, 149.  
 Kovisch, Nesthet. Glossen zu dessen Gedicht „Der Mänjetbürn“ III, 371.  
 Körner's Briefwechsel mit Schiller. V, 244 f.  
 Körperliche Benennung. im Engl. IV, 252.  
 Kraft, Präposition. I, 86.  
 Kudrun, S. Guðrun.  
 Kurz, Handbuch d. poetischen Nat.-Lit. der Deutschen. Beurth. I, 426 ff. — Dessen Handbuch der dtch. Prosa. Beurth. ib.  
 Kyd, Th., engl. Dichter. II, 332.

## Q.

Qabatut, Joseph, französ. Lyriker, dessen Leben. II, 231.  
 Lafontaine, vgl. mit Burns. II, 192. — Zwei Zeichen v. Q. als Uebersetzungsprüfung. II, 341.  
 Lamartine. I, 373.  
 Lamprecht, Quelle von dessen Alexanderreise. II, 247.  
 Landor, Walter Savage. Anz. von dessen Collected writings. II, 484.  
 Lar, Endung von Ortsnamen. IV, 187.  
 Larivey, ancien écrivain comique français. IV, 311.  
 Laut, Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte. Anz. III, 450.  
 Latein. Element in der deutschen Sprache. III, 33. Vgl. IV, 472.  
 Latein. Sprache, ihr Einfluß auf die Beigaben des französl. Hauptworts. V, 16 f. — Organismus der latein. Sprache, von A. Schmitt. Anz. II, 203. — Aussprache. II, 206.  
 Lateinschreiben und -Sprechen. III, 63. V, 153. Not.  
 Laut, Präposition. I, 87.  
 Lautverhältnisse, numerische, im Deutschen. II, 202.  
 Lebrecht, Analogies linguistiques. I, 462.  
 Lecken, springen, Orthographie des Worts. IV, 109.  
 Leopardi, ital. Dichter. I, 454.  
 Lessing, Gotth. Ephr. IV, 437. — Erdierung seiner Persönlichkeit. III, 317. — „Das Crucifix“, Quelle des Gedichts. II, 277.  
 Leuchsenring. II, 63 f.  
 Liebe, zu, aus —, als Präposit. I, 86.  
 Liederlich, falsch statt lurerlich. IV, 109.  
 Ligurer, ob iberisch. Stamme? I, 231.  
 Lodge, Thom., engl. Dichter. II, 338.  
 Logische Seite der Sprache. II, 81 f.  
 Lehmann, Unterhaltungsfremde in französ. Sprache. Beurth. III, 223.  
 Leesje, Ableit. u. Orthographie d. W. IV, 109.  
 Lenis XI., Tragödie von Delavigne. I, 369 f.  
 Ludwigslied, Uebersetzung und Umlenkungen v. Niednagel. II, 353 f. — Behandlung in der Schule. 362.  
 Lukanus, Vorbild Chaucers. II, 390.  
 Luther. IV, 439.  
 Lyly, John, engl. Dichter. II, 332.

## M.

- Macaroni, Ableitung. I, 262.  
 Macaronische Poesie in sprachl. Hinsicht. I, 260 ff. — Macar. (älteste) Dichter. ib. 262.  
 Maenel, Geschichte und Entw. der engl. Sprache. Beurth. I, 418 ff.  
 magasin, Ableitung a. d. Arab. III, 429.  
 Magier, Genet. Methode des Sprach- und Lit.-Unterrichts. Anz. I, 438. Beurth. II, 170 ff. vgl. 373 f. — Dessen franz. Sprachbuch. Beurth. III, 438. — Dessen franz. Lesebuch, tr. Bd. Anz. IV, 184.  
 Mai und Beaflor, deutsche Dichtungen des Mittelalters. V, 229.  
 Maigret, Lemys. I, 77.  
 Manthos Jeannu, neugriechischer Dichter. III, 130.  
 Manzeni. I, 434. II, 126. — Bruchstücke einer Uebers. des „Fünfjüngstes“. V, 442.  
 maraud, franz. marauder, vgl. m. d. Arab. marahda-aeger fuit. III, 429.  
 Marlow. I, 383 ff.  
 Marshall, Ableitung. II, 149.  
 masque, masquerade. Ableitung. III, 428.  
 Memorirmethode auf d. Frz. angewandt. I, 231 f.  
 Merlin the Magician, by Dr. Herrig. Anz. I, 234.  
 Metall- u. Münzennamen i. Engl. IV, 256.  
 Metrik der german. Sprachen. Progr. I, 242.  
 Meyer, Fr. L. W., zur Erinnerung an —, angez. III, 441.  
 Milten, verglichen mit Caedmon. I, 449.  
 Miracles, alte Schauspiele in England. I, 33 f. 38 f.  
 Mittelhochdeutsch, dessen Stellung auf h. Bürgerschulen. Progr. II, 238.  
 Mittelst., Präposition. I, 87.  
 Moliere. I, 260 f. — Ueber dessen „Misanthropie“. Progr. I, 443. — Dessen Fourberies de Scapin. IV, 300. L'Avare. IV, 311. — c. 150 neu aufgefundene Verse z. Malade imag. IV, 121.  
 Monti, ital. Lyriker. I, 434 f.  
 Moralitäten (moral plays). I, 42 f.  
 Mozin, franz. Wörterbuch von Péchier. Beurth. V, 229.  
 Müllenbeß, Ausg. des Guðrun. Beurth. I, 201.  
 Müller, H. A., franz. Grammatik. I. Abtheilung. Anz. III, 461.  
 Murray, Lindley, über dessen Grammatik. II, 412 ff.  
 Mysterien, (dram.). I, 29. 31. 33 ff.

## N.

- Nabbelz, Säglehre, bearb. v. Hermannuz. Anz. II, 223.  
 Naich, Thom., engl. Dichter. II, 337.  
 Nassauische Gymnasien, die neueren Sprachen im „Neuen Lehrplan“. II, 231 f.  
 Naturanschauungen in den Wertgebilden des inde-german. Urvolks. II, 289.  
 Naturgegenstände, Namen datur im Engl. IV, 263.  
 Ne (Ni) oder No (Nu), Urwurzeln. III, 146.  
 Neuere Sprachen, Wünsche f. d. Studium derselben. IV, 223 f. — Neuere Philologie auf Universitäten. II, 218. 273. vgl. III, 238. IV, 227. Ihr Verhältniß zur antiken. II, 233 f.  
 Neugriech. Literat. — Zur Geschichte ders. III, 150.  
 Neuerliche Poesie. V, 337.  
 Niederdeutsches Sprachidiotem im Herzogth. Braunschweig. II, 88.  
 Nibelungenlied. II, 436. — Verglichen mit d. Guðrun. I, 201 f. — Et. Waller Handschrift. II, 202. — Engl. metrische Uebersetzung von Birch. Beurth. V, 220.  
 Niederdeutsche Wörter, welche das Hochdeutsche nicht besitzen. V, 467.  
 Noel, franz. Grammatik. Beurth. III, 462.  
 Nordfranzös. Dialekte, verschied. Ursprung v. südfranzös. I, 231.  
 Nordfranzös. Literatur, ihr Verhältniß zu Chaucer. II, 398. 400 f.
- D.
- Oberlausitzer Sprachidiome. I, 243. 448. vgl. III, 478.  
 Oehlenschläger, dess. neue Tragödie Kjartan og Guðrun. V, 433.  
 Old Scratch. II, 479.  
 Olearius, Uebersetzer neupers. Poesien. V, 337. 364 f.  
 Oldendorf, Sprachmethode. I, 225.  
 Olstrogae, Deutsch. Leseb. Anz. V, 223.  
 Onomat. Wörterbuch von Rehlein. Anz. II, 441.  
 Over, eine cornische. IV, 413.  
 Overette, ausgeführt zu Arnstadt im Jahre 1703. Progr. II, 242.  
 Ordal, urvergl. Urtheil. II, 149.  
 Orientalische Literatur, ihr Einfluß auf die occidental. IV, 380 f.  
 Orpheus. Ueber — moderner Sprachen. III, 51. — Beitr. z. englischen. I, 166 f. 314 ff. II, 109 f.

Ortepp, Uebers. des Shakespeare, I, 236.  
Ortsnamen im Grossherzogthum Hessen, in  
gerabl. Hinsicht, III, 46.

Ortsnamen auf lar u. ihre Bedg., Progr.  
IV, 187. — Ortsnamen im Waldeckschen,  
Progr. IV, 188. — im Königr. Preußen,  
ib. 428.

Otte, französ. Theaterstücke zum Schulge-  
brauch, Anz. III, 439.

Otte, französ. Sprachlehre, Sprachkunst  
und Sprachbuch, Beurth, III, 434.

Ovid, Verbild Chaucers, II, 139 f.

## P.

Pädagogischer Sprachunterricht, V, 132.  
143.

Pageants, I, 33.

Panja's Geschichte der Auswanderung der  
Salzburger, als Quelle v. Goethe's Her-  
mann und Dorothea, I, 238 f.

Parini, Winzerpe, ital. Dichter, I, 436.

Peele, George, engl. Dichter, II, 334.

Perry, Orthoëvist, I, 180.

Persien, Charakteristik d. Landes, V, 341.

Péchéier, Gallicismes dialogués, Anz.  
IV, 203. — Dessen Correspondance fa-  
milière, Anz. I, 438.

Petrarca, dessen Einfluß auf Ronsard, I,  
66, 71.

Pfeffel, (?) „Die beiden Todtenköpfe“,  
Quelle des Gedichts, II, 276.

Phonologie d. Sprache, Beitrag z., Progr.  
anges., II, 437.

Phonographie, I, 335 f.

Phonetrie, I, 337.

Pickering, Purist in Nordamerika, IV, 130.

Pindemonte, ital. Dichter, I, 434.

Pitman, J., I, 337.

Platen, dessen Gedichte „Tod des Carns“,  
und „Grab des Busento“, ästhet. erläut.  
II, 299 f.

Plattdeutsche Sprache. Ihr voriges u. ihr  
jetziger Gebiet. Ihr veränderter Charakter.  
V, 302 f.

Pléb, Vocabulaire systématique, Anz.  
IV, 203.

plupart, la — adverbial für pour la pl.,  
ob zu tadeln? II, 221.

Poetik, Leitfaden der —, Progr. V, 239.

Poisson d'avril, Origine du —, IV, 206.  
poltron, Ableitung, II, 441.

Pouge, Franz. Gespräche, Anz. IV, 203.

Pomard, dessen Tragödie Lucrece, I, 233.  
pour, m. Infin. nicht auf d. grammatis.  
Subj. bezogen, II, 213.

Präpositionen, uneigentliche, i. Deutschen,  
I, 81 f. — Behandlung im Unterricht,  
I, 92 f.

prét nur m. de vor d. Infinit., II, 214.

Programmen schau: Arnsberg, V,  
442. — Arnstadt, II, 242, 244. — Arol-  
sen, IV, 188. — Barmen, IV, 201, V,  
234. — Berlin, I, 241, II, 241, IV, 186,  
V, 447. — Bernburg, I, 230. — Bran-  
denburg, V, 233. — Braunsberg, V,  
238. — Breslau, II, 247. — Bromberg,  
I, 443. — Budissin, IV, 196. — Cleve,  
V, 446. — Coblenz, I, 243. — Coesfeld,  
V, 443. — Crefeld, I, 242. — Danzig,  
I, 233. — Dresden, IV, 202. — Duis-  
burg, I, 234. — Düsseldorf, II, 246. —  
Elberfeld, I, 254, 447, 449. — Freiberg,  
IV, 194. — Fulda, I, 254. — Gelnitz,  
II, 242. — Görlitz, I, 243, 448, III, 478.  
Halle, I, 247, II, 243, III, 478. — Hanau,  
IV, 189. — Hohenstein, II, 454. — Hü-  
sum, II, 436, IV, 193. — Köln, IV, 198.  
— Königsberg, I, 240, 244, II, 438, IV,  
187. — Lemgo, II, 239. — Liegnitz, I,  
253. — Lubben, IV, 197. — Magdeburg,  
III, 474. — Marburg, III, 473, IV, 191.  
— Marienwerder, II, 433. — Meissen,  
V, 239. — Neuß, I, 252, IV, 199. —  
Oldenburg, I, 239, II, 238, IV, 200, V,  
237, 449. — Oppeln, II, 457. — Petz-  
dam, I, 242. — Potsdam, I, 443. —  
Recklinghausen, II, 240. — Rheydt, V,  
238. — Siegen, I, 237. — Sondershaus-  
en, II, 243. — Terau, I, 244. — Stendal,  
I, 445. — Stuttgart, II, 246. —  
Wetzlar, IV, 187. — Wicau, I, 449.

Proble, Jahrbuch für Poetie und Prosa,  
Anz. II, 442.

Prevençalische Literatur, S. Fauriel.

Prevençalismen, III, 23 ff.

Provinzialismus, unterschieden v. Dialette,  
III, 340.

Psychologie und Sprachforschung, I, 403.  
f. 409.

## Q.

Qui, d. Redensart à qui mieux mieux  
erfl. II, 347.

Qu statt Kw ist undutsch, IV, 91.

## R.

Rabelais, als Anagrammatist, III, 240.  
Rabener's Satiren. — Ehrenrettung R's.  
gegen Gervinus, II, 134.

Racine, Athalie. Progr. V, 238. — Leben und Werke. Progr. V, 446.  
 Ramsay, Allan, Vergänger von Burns. II, 192.  
 Rationelle Sprachforschung von Diestel. I, 401 f.  
 Reim, Ueb. d. I, 108 f. — für Taube. I, 438.  
 Relativum, einz. Art Attraction deß. in versch. Sprachen. II, 344 f. — Bgl. III, 296 f. u. V, 330 f.  
 Rente, Ableitung. II, 149.  
 Niemer, Briefe von und an Goethe. Anz. I, 433.  
 Rellenhagen, Georg, dessen Leben. Progr. II, 241. IV, 186.  
 Roman de la Rose, übersetzt und sonst vielfach benutzt von Chaucer. II, 399.  
 Romanciers. I, 373.  
 Romantismus in Frankreich. V, 67.  
 Romantiker. I, 369 f. 373, val. II, 246.  
 Romantisch, Was heißt? IV, 290.  
 Römische Schriftsteller, Chaucer's Benutzung derselben. II, 251 ff. 393 ff.  
 Ronjard, I, 62 f. II, 58 f.  
 Rosenkranz, Studien zur Philosophie und Literatur. Anz. IV, 426.  
 Rousseau, J. J. I, 372.  
 Rückert, dessen Uebers. d. „Hamāsa“. IV, 381 f. — Uebers. d. Amritkais. ib. 389. — „Der Kater und der Fuchs“, Quelle des Gedichts. II, 278.

## S.

Sachsen und Thüringen, Sagen und Märchen dort. III, 210.  
 Sackville, Dichter. I, 30.  
 Saadi, (neupers. Dichter) u. dess. Gulistan. V, 337 349.  
 Salzwedel, Zur Gymnologie des Namens. IV, 202.  
 Saterländer Sprache. II, 48. 49.  
 Satire, Begriff u. Zweck ders., ob als eine Gattung d. Poesie anzusehen? II, 131 f.  
 Säulebre von Hermann. S. Rabholz. scandal, Gymnol. III, 430.  
 Schaefer, J. W., Goethe's Gedichte. Auswahl beurth. I, 193 ff.  
 Schiller. II, 417 f. IV, 440. — Sch. und Goethe. III, 63 f. — Ein Sprachfehler bei Sch. u. G. V, 461. — Sch.'s. Behandlung der Ballade. I, 327 f. — Kritik der „Burgschaft“. ib. — Zu Schiller's „Ramps mit dem Drachen“. III, 232. — Zu dess. „Tancher“. ib. 233. — „Die Künft-

ler“. V, 242 f. — „Die Freude“. V, 253. — „Der Handschuh“, (Quelle d. Gedichts. II, 203. — „Gang zum Eisenbammer“. ib. — „Maria Stuart“. Progr. I, 240. — „Wilhelm Tell“ als Stoff zu schriftlichen Arbeiten. II, 462 ff. — Die Xenien. S. Goethe. — Briefwechsel mit Rörner. V, 241 f.; — mit Richter. Anz. III, 444. — Sch.'s. Gedichte, Ausgabe v. J. Meyer. Anz. III, 208. — Sch. als Ausleger seiner Gedichte. V, 241. f. — „Der Tanz“ in engl. Tastenheften überl. II, 373. Schipper, franz. Lesebuch. Beurth. I, 230. Schlegel, A. W. v., Urtheil über Molier's Misanthrope. I, 445 f.  
 Schmidt, Gramm. en exemples. Beurth. I, 231.  
 Schmitt, A., Organismus d. latein. Spr. Anz. II, 203.  
 Schnabel, Hist. de la littérat. franç. Beurth. IV, 434.  
 Schöll, Briefe und Aufs. Goethe's a. d. J. 1766—86. Anz. I, 433.  
 Schottische Liederdrückung, Geschichte ders. v. Fiedler. Beurth. II, 191.  
 Schnibart, französl. Lesebuch, 1r Cursus Beurth. IV, 431.  
 Schults, Adolf, Gedichte. Anz. IV, 453.  
 Schütz, engl. Lesebuch. Anz. II, 443.  
 Schwefel, Renr., Goethe's Werke. Erfl. Anz. I, 433.  
 Scotch (Ancient) Melodies. By W. Danney. II, 194.  
 Scratch, Old —. II, 479.  
 Scribe, Extrait d'un commentaire sur „Avant, Pendant et Après“. Progr. II, 244.  
 Scribe, Bemerkungen zu „Glas Wasser“. II, 33 f.  
 Se, Si, Sa, Wurzelu und deren logisch-organ. Verwandtschaft. II, 292 f. III, 136 f.  
 Seeausdrücke im Engl., nach ihrer Herkunft. IV, 249.  
 Sein, Verbum, logisch-phonet. Entwicklung verschied. Wortsammlungen deß. II, 289.  
 Sergeant, Ableitung a. deutsch. Ursprung. II, 149.  
 servir mit de u. à. II, 218.  
 Shakspeare. II, 332. 340. 413. V, 162. — Sch. und seine Vergänger. I, 384 f. — Sch.'s. Wit and Humour. III, 224. — Sch. und die französischen Romantiker. I, 377. — Studien z. „Hamlet“. III, 373 f. IV, 36 f. — Hamlet u. Othello. IV, 209. — Tendenz der Tragödie „Hamlet“. Charakter Hamlets. — Kritische Beleucht-

- tung der Tieck'schen Ansicht über Hamlets Monolog: „Sein oder nicht sein“ *et cetera*. IV, 328. — Zur Kritik und Erklärung des Schauspiels Macbeth. IV, 172. II, 73 f. II, 229. IV, 319. — Ebello und R. Lear. V, 223. — Romeo und Julie. IV, 470. — Heinrich IV. und Richard III. III, 337 f. — R. Johann, Heinrich IV., Richard II., Heinrich V. IV, 200 f. — Richard III. Vergl. mit Delavigne's Enfants d'Edouard. I, 254. — Eb. und seine deutschen Ueberseeger. Progr. I, 233. — S. a. Urteile. — Goethe's Bearbeitung von Romeo u. Julie. I, 262. f. — Eb. u. seine französ. Ueberseeger. I, 235. — Macbeth erläutert und gewürdigt von Hecke. Anz. II, 227. — Sturm, bist. beleuchtet von Clement. Beurth. I, 439. — Shakespeare-Studien a. d. Oldenburger Gymn. IV, 200. — Principal Actors in the plays of Sh. II, 483. — Mrs. Cowden Clarke's Concordanz zu Eb's. Werken. II, 486.
- Sheridan, Dichterpoet. I, 167. II, 113 ff.
- Siegerländer, Sprachidiot. Prgr. I, 236.
- Siegler-Römidt, Exam. de la trag. de Lucifer de Ponsard. Anz. I, 235.
- Silbenabtheilung im Englischen. I, 322 ff.
- Skandinavische Sprache, als Fundament des Englischen. I, 418 ff.
- Slawen, ihre Sprache und Poësie. III, 91.
- Slawische Grammatik, ein wichtiger Punkt ders. V, 464.
- Slawische Nasalvokale. V, 463.
- Slawische Wörter in den west-europäischen Sprachen. V, 279 f.
- Smith, Ursprung des Engl. aus dem Skandinavischen. Anz. I, 418 ff.
- Southey, dess. literar. Freude mit Byron. V, 290.
- Spanische Verben, deren Nachahmung im Deutschen. Progr. angez. II, 438.
- Spenser. — De lingua Spenseriana ejusque fontibus. Anz. V, 443.
- Spiers, Dictionn. Angl.-Franç. Beurth. I, 214 ff. III, 414.
- Sprachlogik, verschieden von allgem. Logik. II, 83 f.
- Sprachunterricht, Bedeutung und Umfang auf hoh. Bürgerschulen. Progr. IV, 197.
- Sprachunterricht, Gedankenwane über —. II, 375. — Systematischer und pädagog. V, 132 f.
- Sprachwissenschaft, Abriss eines Neubanes der —. Progr. V, 234.
- Sprachfehler, die gangbarsten, deutscher Schriftsteller. V, 469.
- Sprichwörter im Deutschen. I, 160 f. — Benutzung zu schriftl. Aufgaben. 163 f. § u. §§, unstatthaft in der deutschen Rechtschreibung. IV, 97.
- Stabreim. I, 108 f.
- Stal, abd. Präposit. I, 87.
- Statins, Verbild Chancers. II, 390 ff.
- Statt, Präposit. I, 87.
- still u. yet, verschied. II, 380.
- Stimmreim. I, 109.
- Stilistische Analyse, Proben. IV, 337 f.
- Stratmann, Ausgabe engl. Schauspiele. I, 464.
- Straub, Deutsches Lesebuch. Anz. V, 225.
- Südfranzös. Volkspoësie. Progr. I, 230.
- super — in der Zusammensetzung im Engl. Ausspr. I, 168 ff.
- sure, engl., Ausspr. II, 123.
- Systemat. Sprachunterricht u. Sprachlehre. V, 132 f. 137.
- système, Bedeutung. II, 218.
- T.**
- T, dessen Uebergang in das spätere Z im Deutschen. IV, 92. — Im Anz. u. Ausspr. laut häufig corruptirt aus d. IV, 99 f.
- Tachygraphie. I, 337 ff.
- Tannabill, Rob., schottischer Volksdichter. II, 200.
- Tarasque, les Jeux de —. II, 475.
- tare u. tarif, Abtg. a. d. Arab. III, 429.
- Tasso, die Stelle Gerus. IX, 2. erfl. IV, 470.
- Télémaque, Zur Behandlung der Adventures de —. II, 480.
- Deutsch oder Deutsch? Vgl. V, 443.
- th u. dess. Aussprache im Engl., stammt von den Freisen her. IV, 246.
- Théâtre français, Choix du —. Anz. II, 442.
- Theophylatt, Patriarch. I, 29.
- Thiernamen im Engl. IV, 237.
- Thierry's Populat. primit. des Gaules. I, 230 f.
- This u. that untersch. I, 113 f.
- Thomson, Jacob. III, 74.
- ti-por Bekalen, Ausspr. i. Engl. I, 169 ff.
- Tiegel, Franz. Lesebuch. Anz. II, 252.
- Treb, Präposit. I, 88.
- Trubadours, Mitglieder der —, überf. v. Brinkmeier. Beurth. IV, 420. — Vgl. a. Guillems IX.
- tu — Ausspr. im Engl. I, 173. 175 ff.
- U.**
- U lang, Ausspr. im Engl. I, 314 ff.

Udall, Nicholas, frühester engl. Comödiendichter. I, 49. Not.  
 Übersetzungskunst, die ästhetische. Progr. V, 442. — Vgl. V, 438.  
 Ubländ, „Sängers Fluch“, engl. übers. III, 247. — Dessen Ged. „Bertran de Bern“, ästhet. erläut. II, 303.  
 Um willen, Präposit. I, 88.  
 Ungeachtet, Präposit. u. ihre Nebenformen. I, 89.

## B.

B, kein deutscher Buchstabe. IV, 83.  
 Bernalefen, Die deutsche Verskunst auf musikalischer Grundlage. Beurth. V, 433.  
 Verdoppelung, unnütze, mancher Buchstaben im Auslaut deutscher Wörter. IV, 90.  
 Vermöge, Präposit. I, 90.  
 Viebess, Goethes Gerichte erläut. Selbstanz. v. Verf. I, 429 f. — Über dessen Comment. zu Goethe's Gedichten. II, 233 f. Vgl. II, 431.  
 Virgil, Verbild Chaneers. II, 133 ff.  
 Bellmer, dess. Ausg. d. Gudrun. Beurth. II, 201.  
 Bösungen und Günstungen, Die Sage von den —. Progr. angez. II, 436. IV, 193.  
 Voltaire, V, 63. — Dessen „Tankred“. I, 372.  
 Von Schulden, mbd. u. nhd. (?) Präposit. I, 89.  
 Verwurf, in d. Bedg. propositum, nicht v. Lestung, sondern v. Rabener zuerst gebraucht. II, 136.

## Bß.

Waadtland, französ. Provinzialismus dert. III, 340 f.  
 Wallv, Urteil über Delavigne. II, 108.  
 Waldeck, Ortsnamen im Fürstenth. Progr. IV, 188.  
 Walker, I, 167. II, 113. 119. III, 414.  
 Wangerooge, Reste des Altfris. auf d. Insel. II, 48 f.  
 Wangeroeger Sprache. I, 213.  
 Webster, I, 166 ff. 314 ff.  
 Wegen, Präposit. I, 90.

Weißmann, Aus Goethe's Knabenzeit, Mittheilungen. Anz. I, 434.  
 Weltanmachung der Völker, in den Wortwurzeln physiolog. aufzusuchen. II, 208. vgl. 289.  
 Weltgerman. Element in d. engl. Sprache. IV, 235.  
 Westöstliche Uebersichten. IV, 379 f. V, 337 f.  
 Westphälisch-niederdeutsche Mundart, Vokale ders. IV, 437 f. 401 f.  
 Wey, Francis. Remarques sur la langue franq. Beurth. II, 209 ff.  
 White, Henry Kirke, Life and writings. Progr. IV, 201.  
 Whitting, Uebers. v. Schmid's Österreich. I, 464.  
 Who, What etc. im Engl., ob in der Attraction gebraucht? III, 301. — S. auch Relativum.  
 Weßlant der engl. Sprache. II, 109. — d. deutschen Sprache. III, 87.  
 Wolfram's Parzival, Uebersetzungsprobe. Progr. I, 243.  
 Wortbildung, besonders der neuern Sprachen. II, 288 f. III, 136 f. — im Deutschen. II, 367. — Beitrag zur Kenntniß ders. II, 384.

## X. Y. Z.

Xenien. S. Goethe.  
 y-y im Span., = sowohl — als auch. IV, 468.  
 yet u. still, versch. II, 380.  
 Z, kein german. Uralant. IV, 91.  
 Zandt, Franz, Grammatik. Beurth. V, 216.  
 Ze, Zi. Wurzeln, ihre Stämme, bes. im Deutschen u. deren logisch-organische Verwandtschaft. II, 296. III, 136 f.  
 Zeit, als Präposit. I, 90.  
 Zenith, Ableitung. III, 430.  
 Bischlaute im Engl., Ausspr. I, 168 ff.  
 Scheffe. IV, 436.  
 Zufolge, Präposit. I, 90.  
 Zusammensetzung der Wörter im Deutschen. IV, 279.  
 Zwischen, Präposit. I, 90.





PB  
3  
A5  
Bd.5

Archiv für das Studium  
der neueren Sprachen

---

**PLEASE DO NOT REMOVE  
SLIPS FROM THIS POCKET**

---

---

**UNIVERSITY OF TORONTO  
LIBRARY**

